

Peer Pasternack

Von Campus- bis Industrieliteratur

Eine literarische
DDR-Wissenschaftsgeschichte



Peer Pasternack

Von Campus- bis Industrieliteratur

Peer Pasternack

Von Campus- bis Industrieliteratur

Eine literarische DDR-Wissenschaftsgeschichte

Tectum Verlag

Peer Pasternack
Von Campus- bis Industrieliteratur
Eine literarische DDR-Wissenschaftsgeschichte

© Tectum Verlag – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2024
ISBN 978-3-8288-4926-6
ePDF 978-3-8288-5060-6

Umschlagabbildung: *Der Lesende* (1981), Bronzeplastik von Martin Wetzel. Abgüsse im öffentlichen Raum Halle-Neustadts und Merseburgs. Wetzel (1929–2008) war 1975 bis 1994 Professor an der halleschen Kunsthochschule Burg Giebichenstein. Foto: HoF Halle-Wittenberg

Gesamtverantwortung für Druck und Herstellung:
Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

Besuchen Sie uns im Internet
www.tectum-verlag.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhaltsübersicht

Eine literarische Chronik der DDR-Wissenschaft. Einleitung . .	1
Die Romane in der Reihenfolge ihrer Handlungszeiten	23
40er und 50er Jahre	25
60er Jahre	88
70er Jahre	232
80er Jahre	319
90er Jahre	406
Zu den Autorinnen und Autoren	438
Nachwort: Zum zeithistorischen Informationsgehalt der Wissenschaftsbelletristik	459
Perspektivierung	461
Vermessung der Wissenschaftsbelletristik	464
Die Wissenschaftsbelletristik als Informationsspeicher	487
Fazit und Diskussion	558
 Personenregister	 611
Sach-, Orts- und Institutionenregister	621

Inhaltsverzeichnis

Abkürzungsverzeichnis	XVII

Eine literarische Chronik der DDR-Wissenschaft.

Einleitung

DDR-Belletristik als zeithistorische Quelle	4
Die Wissenschaftsbelletristik als zeithistorische Quelle	7
Kriterien der Textaufnahme	10
Erschließung der Texte	14
Die Titel in alphabetischer Autorenenreihenfolge	16

Die Romane in der Reihenfolge ihrer Handlungszeiten

40er und 50er Jahre

Dieter Meichsner: Die Studenten von Berlin (1954)	25
Egon Günther: Einmal Karthago und zurück. Roman (1975)	28
Elfriede Brüning: Vor uns das Leben. Roman (1952)	29
Erich Loest: Das Jahr der Prüfung. Roman (1954)	31
Hermann Kant: Die Aula. Roman (1965)	33
Karl Mickel: Lachmunds Freunde. Roman (2006)	36
Hildegard Maria Rauchfuß: Wem die Steine Antwort geben. Roman (1953)	38
Inge von Wangenheim: Das Zimmer mit den offenen Augen. Roman (1965)	40
Gerhard Zwerenz: Zwischenbericht von der hoffnungslosen Lage an der Fakultät der guten Hoffnung (1971)	43
Horst Drescher: Hörsaal 40 (1995)	44
Frank Naumann: Verlorene Erinnerung. Ein Tagebuch (1991)	45
Fritz Rudolf Fries: Septembersong. Roman (1997 [1957])	48

Stefan Heym: Schatten und Licht. Geschichten aus einem geteilten Lande (1960)	50
Erik Neutsch: Der Friede im Osten. Band 2: Frühling mit Gewalt (1978)	53
Thea Derado: Chemie und Irrsinn. Studienjahre in Leipzig 1954–1958 (2009)	56
Marcel Beyer: Kaltenburg. Roman (2009)	59
Irene Ruttman: Das Ultimatum. Roman (2001)	62
Brigitte Klump: Das rote Kloster. Eine deutsche Erziehung (1978) . . .	64
Christoph Hein: Horns Ende. Roman (1985)	67
Inge von Wangenheim: Professor Hudebraach. Roman (1961)	71
Ursula Höntsch: Wir sind keine Kinder mehr. Die Geschichte einer Jugend (1990)	74
Hans-Jürgen Steinmann: Träume und Tage (1970)	77
Joachim Schöne: Die wundersamen Wege des Tobias Schremm (1967)	79
Hartmut Zwahr: Leipzig. Studentenroman (2019)	81
Gert Billing / Benito Wogatzki: Tennis zu dritt. Studentengeschichten (1962)	83
Erik Neutsch: Der Friede im Osten. Band 3: Wenn Feuer verlöschen (1985)	85

60er Jahre

Christoph Hein: Ein Album Berliner Stadtansichten (1979)	88
Karl Georg Egel: Dr. Schlüter. Filmerzählung (1966)	89
Joochen Laabs: Das Grashaus oder Die Aufteilung von 35000 Frauen auf zwei Mann. Roman (1971)	92
Christa Wolf: Der geteilte Himmel. Erzählung (1963)	95
Stefan Dähnert / Regine Bielefeldt / John-Hendrik Karsten / Christine Hartmann: Charité. Staffel 3. Fernsehserie (2021)	97
Peter Jakubeit: Der Katzenwald. Zweites Buch der Trennungen. Roman (2000)	100
Charlotte Bechstein: Du darfst nicht daran zerbrechen (1997)	103
Irmtraud Morgner: Rumba auf einen Herbst. Roman (1992 [1966]) . .	104

Inhaltsverzeichnis

Christoph Hein: Verwirrnis. Roman (2018)	109
Claire Vernay: Wunder dauern etwas länger. Roman (2000)	111
Volker Braun: Das ungezwungne Leben Kasts (1972)	112
Eduard Klein: Alchimisten (1967)	115
Hans Christoph Buch: In Kafkas Schloß. Eine Münchhausiade (1998)	118
Wolfram Adolphi: Hartenstein. Roman. Drei Bände (2015–2020)	120
Eugen Ruge: In Zeiten des abnehmenden Lichts. Roman einer Familie (2011)	122
Klaus E. Schneider: Der späte Student, Neurotiker und Extremist Wolf Lanzelo. Ein essayistischer Roman (2004)	125
Walter Nowojski (Hg.): Lehrzeit. Geschichten und Erinnerungen (1979)	128
Erich Loest: Der elfte Mann. Roman (1969)	130
Günter Görlich: Die Chance des Mannes (1982)	132
Christa Wolf: Kleiner Ausflug nach H. (1981)	135
Heinz Kruschel: Wind im Gesicht. Roman (1971)	137
Karl-Heinz Jakobs: Die Interviewer. Roman (1973)	140
Manfred Jendryschik: Glas und Ahorn. 28 Geschichten (1967)	142
Manfred Jendryschik: Die Fackel und der Bart. Dreiunddreißig Geschichten (1971)	144
Rosemarie Zeplin: Der Maulwurf oder Fatales Beispiel weiblicher Gradlinigkeit (1990)	146
John Erpenbeck: Analyse einer Schuld. Roman (1977)	149
Christoph Hein: Der Tangospieler. Erzählung (1989)	152
John Erpenbeck: Alleingang. Roman (1973)	154
Martin Goyk: Arztnovelle (1972)	157
Dietmar Dath: Deutsche Demokratische Rechnung. Eine Liebeserzählung (2015)	159
Joachim Walther: Sechs Tage Sylvester. Ein illustrierter Roman in neunundzwanzig Kapiteln (1970)	162
Joachim Walther: Zwischen zwei Nächten. Roman (1972)	165
Erik Neutsch: Akte Nora S. (1970)	168
Dieter Noll: Kippenberg. Roman (1979)	170

Werner Heiduczek: Mark Aurel oder ein Semester Zärtlichkeit. Erzählung (1971)	173
Renate Feyl: Das dritte Auge war aus Glas. Eine Studentengeschichte (1971)	176
Gabriele Herzog: Keine Zeit für Beifall. Roman (1990)	179
Ulrich Bock: Achtundsechziger. Jenaer Studenten proben den Aufstand (2000).	182
Renate Feyl: Ausharren im Paradies. Roman (1992)	184
Reiner Tetzner: Ich, Dr. Roland Eisenberg (1976)	187
Erik Neutsch: Haut oder Hemd. Schauspiel (1972)	189
Helfried Schreiter: Frau am Fenster. Roman (1973).	192
Martin Stade: Exma 68 (1979)	194
Siegmar Faust: In welchem Lande lebt Mephisto? Schreiben in Deutschland (1980).	195
Gerti Tetzner: Karen W. Roman (1974)	197
Reinhart Heinrich: Jenseits von Babel (1987)	200
Renate Feyl: Bau mir eine Brücke. Roman (1972)	203
Karl-Heinz Jakobs: Eine Pyramide für mich. Roman (1971)	205
Christoph Hein: Exekution eines Kalbes und andere Erzählungen (1994)	207
Marc Schweska: Zur Letzten Instanz. Roman (2011)	209
Helga Königsdorf: Landschaft in wechselndem Licht. Erinnerungen (2002)	212
Manfred Jendryschik: Johanna oder Die Wege des Dr. Kanuga. Roman (1972)	214
Ingo Zimmermann / Udo Zimmermann: Die zweite Entscheidung. Oper in 7 Bildern und 3 Interludien (1970)	215
Hans-Joachim Wiesner: Rosa und Grau. Roman (2001)	218
Rainer Otto (Hg.): Pfeffermüllereien. Kabarett-Texte (1975)	221
Ernst Wenig: Das Verhältnis. Roman (1975)	223
Christa Wolf: Unter den Linden. Drei unwahrscheinliche Geschichten (1974)	225
Stefan Heym: Der König David Bericht. Roman (1972)	228

70er Jahre

Erik Neutsch: Der Friede im Osten. Band 5: Plebejers Unzeit oder Spiel zu dritt (2014)	232
Hans Joachim Schädlich: Papier und Bleistift (1977 [1971])	235
Jürgen Fuchs: Das Ende einer Feigheit (1988)	236
Gottfried Meinhold: Weltbesteigung. Eine Fünftagefahrt. Roman (1984)	239
Irmtraud Morgner: Das Seil (1973)	241
Christa Wolf: Selbstversuch. Traktat zu einem Protokoll (1973)	243
Günter de Bruyn: Preisverleihung. Roman (1972)	244
Jürgen Hart (Hg.): academixereien. Kabarett-Texte (1978)	247
Christoph Hein: Schlötel oder Was solls. Eine Komödie (1974)	249
Helga Königsdorf: Meine ungehörigen Träume. Geschichten (1978)	251
Günter Kunert: Die zweite Frau. Roman (2019 [1975])	254
Günter de Bruyn: Märkische Forschungen. Erzählung für Freunde der Literaturgeschichte (1978)	256
Wolfgang David: Bendgens Frauen oder Prüfungen ohne Testat. Roman (1980)	259
Eve Coleé: Studentenjahre in der DDR. Jugendroman (2015)	262
Jurij Brězan: Krabat oder Die Verwandlung der Welt (1976)	264
Roland Gräf / Hannes Hüttner: Die Flucht. Spielfilm (1977)	265
John Erpenbeck: Der blaue Turm. Roman (1980)	267
Jens Sparschuh: Schwarze Dame. Roman (2007)	270
Wolfgang Schreyer: Harmo 88 (1978)	272
Wolfgang Schreyer: Der sechste Sinn. Roman (1987)	274
Johanna Braun / Günter Braun: Conviva ludibundus. Utopischer Roman (1978)	278
Heinz Kruschel: Meine doppelte Liebe (1983)	281
Helga Königsdorf: Der Lauf der Dinge. Geschichten (1982)	283
Peter Vogel: Zwischenspiel (1979)	286
Franz Fühmann: Saiäns-Fiktschen. Erzählungen (1981)	289
Rita Kuczynski: Mauerblume. Mein Leben auf der Grenze (1999)	293
Rosemarie Zeplin: Schattenriß eines Liebhabers. Erzählungen (1980)	296

Winfried Völlger: Verwirrspiel. Eine frisierte Biografie (1981)	298
Jürgen Fuchs: Gedächtnisprotokolle (1977)	300
Sigrid Damm: Ich bin nicht Ottilie. Roman (1992)	302
Martin Wendland: Mit falscher Münze. Kriminalroman (1978)	305
Winfried Völlger: Das Windhahn-Syndrom. Roman (1983)	307
Fritz Rudolf Fries: Alexanders neue Welten. Ein akademischer Kolportageroman aus Berlin (1982)	311
Günter de Bruyn: Neue Herrlichkeit. Roman (1984)	314
Kurt Nowak: Schöner Übermut des Herbstes. Roman (1982)	317

80er Jahre

Stefan Heym: Ahasver. Roman (1981)	319
Michael Köhlmeier: Die Abenteuer des Joel Spazierers. Roman (2013) . .	322
Claus Hammel: Die Preußen kommen. Komödie (1981)	325
Helga Königsdorf: Kugelblitz (1988)	327
Helga Königsdorf: Respektloser Umgang. Erzählung (1986)	329
Claus Nowak: Aber Träume tragen doch. Roman (1986)	331
Michael Göring: Dresden. Roman einer Familie (2021)	333
Tom Wittgen: Das Wagnis oder In Motzbach und anderswo. Roman (1987)	335
Michael Schindhelm: Roberts Reise. Roman (2000)	337
André Kubiczek: Straße der Jugend. Roman (2020)	340
Johannes Helm: Tanz auf der Ruine. Szenen aus einem vergessenen Land (2007)	343
Uwe Tellkamp: Der Turm. Geschichte aus einem versunkenen Land. Roman (2008)	346
Erik Neutsch: Claus und Claudia. Nach neueren Dokumenten (1989) . .	350
Monika Maron: Die Überläuferin. Roman (1986)	353
Monika Maron: Stille Zeile Sechs. Roman (1991)	354
Jens Sparschuh: Kopfsprung. Aus den Memoiren des letzten deutschen Gedankenlesers (1989)	357
Ursula Reinhold: Schwindende Gewißheiten. Eine Ostberliner Geschichte. Autobiographischer Roman (2002)	360

Peter Jakubeit: Der Flug, der nie zu enden schien. Eine Groteske (1989)	363
Holger Karsten Schmidt: Die Toten von Marnow. Ein Fall für Lona Mendt und Frank Elling (2020)	365
Rainer Fuhrmann: Medusa. Utopischer Roman (1985)	368
Kerstin Hensel: Lärchenau. Roman (2008)	369
Sabine Hennig-Vogel: Jahrring. Roman (2018)	371
John Erpenbeck (Hg.): Windvogelviereck. Schriftsteller über Wissenschaften und Wissenschaftler (1987)	373
Jens Sparschuh: Stein (1987)	375
Wolfgang Kröber: Spielregeln des Zufalls. Eine Tag- und Nachtvision (1990)	376
John Erpenbeck: Gruppentherapie. Roman (1989)	379
Gerd Hornawsky: Wahnsinn. Satire über die alltägliche Diktatur (1996)	383
Fiona Rintoul: The Leipzig Affair (2014)	386
Helga Königsdorf: Ungelegener Befund (1990)	389
Wolfgang de Bruyn: Sigrid (1988)	391
Hartmut Mechtel: Mission T (1990)	393
Gerhard Johann: Das letzte Stück. Eine kaum vorstellbare Kriminalerzählung (1988)	396
Christa Wolf: Störfall. Nachrichten eines Tages (1987)	397
Peter von Bronikowski: Von der Homogenität der Denkbasis. Ein Schelmenroman (1989)	398
Annett Gröschner: Moskauer Eis. Roman (2000)	402

90er Jahre

Renate Feyl: Ausharren im Paradies. Roman (1992)	406
Rudolf Hagem: Ende einer Berufung. Eine Erzählung zur Abwicklung (1994)	409
Volker Braun: Der Wendehals. Eine Unterhaltung (1995)	412
Werner Mittenzwei: Die Brocken-Legende. Aus den nachgelassenen Fragmenten des Schweizer Gelehrten Tobias Bitterli kommentiert von Christine Moser (2007)	413

Christoph Hein: Verwirrnis. Roman (2018)	416
Uwe Timm: Johannismacht. Roman (1996)	419
Helga Königsdorf: Im Schatten des Regenbogens. Roman (1993)	422
John Erpenbeck: Aufschwung. Roman (1996)	425
Rita Kuczynski: Staccato. Roman (1997)	428
Karl-Dieter Keim: Die kühneren Tage. Ein west-östlicher Roman (2011)	430
Anna Sperk: Die Hoffnungsvollen. Roman (2017)	431
Peter von Bronikowski: Die Physikerin. Eine kybernetische Novelle (2021)	434

Zu den Autorinnen und Autoren	438

Nachwort: Zum zeithistorischen Informationsgehalt der Wissenschaftsbelletristik

Perspektivierung	461
Vermessung der Wissenschaftsbelletristik	464
Kernsegment und Ergänzendes	465
Entstehungs- und Handlungszeiten, Wissenschaftssegmente und Handlungsorte	466
Fächergruppen und Disziplinen	476
Die Autorinnen und Autoren	479
Publikationsbiografien und Medienadaptionen	484
Die Wissenschaftsbelletristik als Informationsspeicher	487
Tonalitäten	488
Figurenzeichnungen	490
Studentenliteratur	503
Wissenschaftstypisches, DDR-spezifisch gebrochen	508
Politisierte Wissenschaftsalltag	514
Konflikthanordnungen und -dynamiken	520
Politische Repressionen	525
Wissenschaftsoptimismus – WTR – Produktivkraft Wissenschaft	530
Wissenschaftliche Produktivität	537
Wissenschaftsskepsis und Wissenschaftskritik	544
Von Belustigung bis Groteske: Wissenschaftsbetriebssatiren . . .	549
Wissenschaftsumbau der 90er Jahre	553

Inhaltsverzeichnis

Fazit und Diskussion	558
Die DDR-Wissenschaftsgeschichte im Kurzdurchlauf.	559
Auswertung der Wissenschaftsbelletristik: zentrale Ergebnisse . .	563
Motivlagen der Akteure.	576
 Verzeichnis der Tafeln	 580
Zitierte Literatur	581
Personenregister	611
Sach-, Orts- und Institutionenregister.	621
Autor	633

Abkürzungsverzeichnis

ABF	Arbeiter-und-Bauern-Fakultät	Gewi	Gesellschaftswissenschaften
AdW	Deutsche Akademie der Wissen- schaften, Akademie der Wissen- schaften der DDR	GO	Grundorganisation
AfG	Akademie für Gesellschaftswissen- schaften beim ZK der SED	GPU	ГПУ, государственное политическое управление: Staat- liche politische Verwaltung [sowje- tische Geheimpolizei]
ASR	Akademie für Staats- und Rechts- wissenschaft Potsdam	GroKo	Große Koalition
BGL	Betriebsgewerkschaftsleitung	GRU	ГРУ, Главное разведывательное управление: Hauptverwaltung für Aufklärung [der Roten Armee]
BStU	Bundesbeauftragter für die Unter- lagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demo- kratischen Republik	GST	Gesellschaft für Sport und Technik
ČSSR	Tschechoslowakische Sozialisti- sche Republik	HET	Hochschule für Entwicklung texti- ler Technologien [fiktiv]
DBD	Demokratische Bauernpartei Deutschlands	HfV	Hochschule für Verkehrswesen Dresden
DDR	Deutsche Demokratische Republik	Histmat	Historischer Materialismus
DEFA	Deutsche Film AG	HVA	Hauptverwaltung Aufklärung im MfS
DEWAG	Deutsche Werbe- und Anzeigenge- sellschaft	IfG	Institut für Gesellschaftswissen- schaften bei ZK der SED
DFD	Demokratischer Frauenbund Deutschlands	IGW	Institut für Gesellschaft und Wissenschaft Erlangen
Diamat	Dialektischer Materialismus	IIB	Institut für Internationale Bezie- hungen, Potsdam
DiaRefRev	Dialektischer Reform-Revolutio- narismus [fiktiv]	IM	Inoffizieller Mitarbeiter (des MfS)
DKP	Deutsche Kommunistische Partei	IML	Institut für Marxismus-Leninis- mus beim ZK der SED, Berlin [DDR]
DLF	Deutschlandfunk	KMU	Karl-Marx-Universität Leipzig
DNS	Desoxyribonukleinsäure	KoKo	Kommerzielle Koordinierung
DSF	Gesellschaft für Deutsch-Sowjeti- sche Freundschaft	KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
DT	Deutsches Theater Berlin	KPdSU	Kommunistische Partei der Sowjetunion
EA	Erstaufführung	KPÖ	Kommunistische Partei Österreichs
EGRAGA	Erstes Gremium des Relativ Auto- nomen Gebiets Anshagen [fiktiv]	Kripo	Kriminalpolizei
EK	Entlassungskandidat	KVP	Kasernierte Volkspolizei
EU	Europäische Union	KZ	Konzentrationslager
FC	Fußballclub	LPG	Landwirtschaftliche Produktions- genossenschaft
FDGB	Freier Deutscher Gewerkschafts- bund		
FuE	Forschung und Entwicklung		

Abkürzungsverzeichnis

LWH	Lehrlingswohnheim	SAPMO	Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv
MDO	Militärische Disziplin und Ordnung		
MedAk	Medizinische Akademie	SDS	Sozialistischer Deutscher Studentenbund
MEGA	Marx-Engels-Gesamtausgabe	SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschland
MEW	Marx-Engels-Werke	SF	Science Fiction
MfS	Ministerium für Staatssicherheit	SCIDE	Stiftung Science for Development [fiktiv]
m.-l.	marxistisch-leninistisch	SS	Schutzstaffel
MLG	Marxistisch-leninistisches Grundlagenstudium	Stasi	(Ministerium für) Staatssicherheit
MPG	Max-Planck-Gesellschaft	SYMAGE	System der maximalen körperlichen und seelischen Gesundheit [fiktiv]
MSB	Marxistischer Studentenbund Spartakus	TASS	TACC, Телеграфное агентство Советского Союза: Telegrafagentur der Sowjetunion
ND	Neues Deutschland [Tageszeitung]	taz	Tageszeitung
NDR	Norddeutscher Rundfunk	TOMEGL	Totales Menschenglück [fiktiv]
NDPD	Nationaldemokratische Partei Deutschlands	TU	Technische Universität
NÖS	Neues Ökonomisches System	TV	Television
NÖSPL	Neues Ökonomisches System der Planung und Leitung	UA	Uraufführung
NPT	Nationalpreisträger	u.d.T.	unter dem Titel
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei	VBE	Vollbeschäftigteneinheit
NSW	Nichtsozialistisches Wirtschaftsgebiet	VEB	Volkseigener Betrieb
NVA	Nationale Volksarmee	VVB	Vereinigung Volkseigener Betriebe
NWDR	Nordwestdeutscher Rundfunk	v.u.Z.	vor unserer Zeit
OPK	Operative Personenkontrolle [des MfS]	VZÄ	Vollzeitäquivalent
PEN, P.E.N.	Poets, Essayists, Novelists	WAP	Wissenschaftler-Anpassungs-Programm [real: Wissenschaftler-Integrations-Programm (WIP)]
PGH	Produktionsgenossenschaft des Handwerks	WTR	Wissenschaftliche-technische Revolution
PH	Pädagogische Hochschule	WTZ	Wissenschaftlich-Technisches Zentrum
Phypost	Physikalisch-politischer Stufenplan [fiktiv]	ZI	Zentralinstitut
POS	Polytechnische Oberschule	ZIHH, ZIHHi	Zentralinstitut für Historiographie und Historiomathie [fiktiv]
PRI	Prüfungsanstalt für die Reintegration historischer Persönlichkeiten [fiktiv]	ZIMF	Zentralinstitut für intermediäre Forschungen [fiktiv]
ProSt	Problem- und Strategiegruppe im MfS [fiktiv]	Zizin	Zentralinstitut der Zuckerindustrie [fiktiv]
RAGA	Relativ Autonomes Gebiet Anshagen [fiktiv]	ZK	Zentralkomitee der SED
SA	Sturmabteilung	Zs.	Zeitschrift

Eine literarische Chronik der DDR-Wissenschaft

Einleitung

Dieses Buch folgt einer chronologischen Idee: Die thematisch einschlägigen Romane finden sich so vorgestellt, dass daraus eine literarische Chronik der DDR-Wissenschaft entsteht. Deshalb sind die Titel weder alphabetisch nach Autorinnen und Autoren noch gemäß ihrer Erscheinungsdaten angeordnet. Vielmehr finden sie sich danach sortiert, wann die jeweilige Handlung spielt (und Bücher, deren Handlungszeit mehrere Jahrzehnte umfasst, sind dort platziert, wo zeitlich die zentralen wissenschaftsbezogenen Geschehnisse stattfinden bzw. die Handlung kulminiert). Um die chronologische Orientierung zu erleichtern, sind die Jahrzehnte als Zwischenüberschriften eingefügt – ohne damit behaupten zu wollen, dass die literarisch gestalteten Entwicklungen nach Dezennien organisiert gewesen wären.

Jeder der vorgestellten Texte wird so gleichsam als ein Beitrag zu einem fiktiven Vielbänder betrachtet, mit dem die beteiligten Autorinnen und Autoren die DDR-Wissenschaftsgeschichte vom Anfang bis zum Ende durchzuerzählen beabsichtigt hätten: Dieser Vielbänder aus rund 160 aufeinanderfolgenden Einzeltexten wird hier simuliert. Dafür, so wird vorgespiegelt, hätten sich höchst unterschiedliche literarische Temperamente (und Talente) verschiedener Generationen und politischer Verortung zusammengefunden, um sich einer großen Herausforderung zu stellen. Was eine oder einer allein niemals habe schaffen können, sollte durch die Gesamtheit der jeweils beizutragenden Einzeltexte gelingen: dem DDR-Wissenschaftsbetrieb und seinem Milieu literarisch auf die Schliche zu kommen.

Zusammenfassend (und vereinfachend) wird dieses Konvolut hier „DDR-Wissenschaftsbelletristik“ genannt. Für diese große Textreihe gab es nur zwei Vorgaben (die tatsächlich nun im Nachhinein definiert wurden, da „Wissenschaftsbelletristik“ in der DDR keine geläufige Kategorisierung war): Zum einen muss das Thema getroffen sein, es muss also um den Wissenschaftsbetrieb oder das Wissenschaftsmilieu in der DDR gehen. Zum anderen soll dieses Thema literarisch gestaltet sein, das heißt: Der Text hat eine Handlung mit Konfliktentfaltung und der Entwicklung von Figurencharakteren; eine erzählerische Haltung, verbunden entweder mit Fiktionalisierung oder faktualem Erzählen (statt nur Berichten); er verfremdet das Geschehen, um diesem eine subjektive Wahrheit zu unterlegen oder überzuhelfen. Grenzfälle bleiben nicht aus und sind gesondert zu entscheiden, dazu unten.

Dabei ist dieses Buch kein literaturwissenschaftliches zum Thema „DDR-Literatur und Wissenschaft“, sondern ein zeithistorisches. Es erschließt für das Themensegment Wissenschaft eine bislang in der DDR-Zeitgeschichtsforschung erstaunlich unbeachtete Quellensorte: die Belletristik. Man kann diese Nichtbeachtung durchaus exemplarisch verstehen, denn auch für andere Segmente – etwa Industrie, Frauenemanzipation oder Kulturbetrieb – ist die DDR-Belletristik zwar zu größeren Teilen literaturwissenschaftlich, nicht aber sozial- oder herrschaftsgeschichtlich ausgewertet. Simone Barck (2007: 315) hat schon vor

geraumer Zeit darauf verwiesen, dass die DDR-Literatur stärker zum Wissen über das versunkene Land beitragen könne als die Publikationen von Historikern. Wie informativ, ließe sich im Anschluss daran fragen, könnten die Publikationen der Historikerinnen und Historiker erst werden, wenn sie auch die DDR-Literatur als Quelle erschlossen?

Das vorliegende Buch ist auch erst in zweiter Linie eines zu der Frage, welche Positionen in der DDR-Belletristik zur Wissenschaft ‚an sich‘ entwickelt worden sind. Zwar kann es naturgemäß nicht ausbleiben, darauf gelegentlich zu kommen.¹ Doch zuerst interessiert hier, was diese Belletristik zu den DDR-Wissenschaftsverhältnissen mitteilt. Die Adressaten des vorliegenden Bandes sind also solche zeithistorisch Forschende und Interessierte, die als Archäologen der jüngeren Vergangenheit auch in fiktionalisierten Quellen Auskunftspotenziale zu entdecken vermögen.

DDR-Belletristik als zeithistorische Quelle

Wissenschaftliche und dokumentarische Texte, die seit 1990 zur DDR entstanden sind, speisen sich überwiegend aus zeitgenössischen Unterlagen in Archiven, der Auswertung von politischen, journalistischen und wissenschaftlichen DDR-Veröffentlichungen, originalen oder notgedrungen nachträglich erzeugten Statistiken und aus Zeitzeugeninterviews. Auf die Erschließung all dessen konnte und kann selbstredend nicht verzichtet werden. Allerdings sollte das immer im Wissen darum geschehen, dass der jeweilige Quellenwert aus objektiven Gründen verunreinigt ist: entweder durch die Logik der Aktenführung oder durch zeitgenössische Interessen oder, in Zeitzeugeninterviews, durch die Selektionswirkungen des individuellen und kollektiven Gedächtnisses, das zeitenübergreifend ein stabiles Selbstkonzept zu sichern hat (Historiker sagen gern, wenn sie unter sich sind: „Der lügt ja wie ein Zeitzeuge“).

Hinzu treten Erlebnisberichte und Autobiografien, die sich als Quellen nutzen lassen, doch in ihrem Quellenwert den Zeitzeugeninterviews ähneln: Sie halten häufig Informationen bereit, die andernorts nicht verfügbar sind. Sie liefern zudem Material zur Dekodierung von Akten und DDR-Originalveröffentlichungen, was die Freilegung von Subtexten der offiziellen Überlieferung erleichtern kann. Zugleich aber befinden sich die Autorinnen und Autoren solcher Texte häufig in einem hermeneutischen Dilemma: Die Betrachtungen werden immer auch von impliziten Annahmen oder sozialisationsbedingten Ausblendungen gesteuert. Das kann die Erinnerungsvorgänge durchaus in solcher Weise prägen, dass eine in-

1 Hierfür ist aber der Band „Die DDR-Literatur und die Wissenschaften“, hrsg. von Angela Gen-carelli (2022), informativ.

tersubjektive Nachvollziehbarkeit der Darstellungen deutlich eingeschränkt oder unmöglich wird.

Die zeitgenössische Belletristik nun ist eine Quelle, die hier zusätzliche Informationschancen bereithält. Ihr ist vielfach die Funktion einer Ersatzöffentlichkeit attestiert worden: Sie übernahm in der DDR, was deren Massenmedien nicht leisteten.

„Willst Du etwas über unsere Menschen im Alltag erfahren, dann lies Romane, die bei uns erschienen sind. [...] So kannst du ein wenig nachholen, was unsere Historiker versäumt haben“, schrieb Jürgen Kuczynski in seinem 1983 gedruckten „Dialog mit meinem Urenkel“ (Kuczynski 1983: 101). Als Lutz Niethammer, damals Historiker in der Fernuniversität Hagen, 1987 ein völlig unwahrscheinlich anmutendes Oral-History-Projekt in der DDR realisieren konnte, lautete seine Begründung, um die Genehmigung dafür zu erlangen: Er wolle den DDR-Alltag entdecken, von dem man in Westdeutschland allenfalls aus der – aha – Belletristik etwas erfahren könne (Niethammer/von Plato/Wierling 1991: 612).

John Erpenbeck, DDR-Philosoph und -Schriftsteller, notierte ebenfalls 1987 kühl: In der DDR-Belletristik werde „manches verhandelt, was publizistisch nur selten behandelt wird“ (Erpenbeck 1987: 343). Christa Wolf merkte kritisch an: „Wir haben uns daran gewöhnt, dass bei uns die Literatur in Ermangelung anderer Gelegenheiten häufig als Vehikel für öffentliche Auseinandersetzungen benutzt werden muss.“ (Wolf 1989a) Wolfgang Emmerich fasste dies retrospektiv in den Worten zusammen, die DDR-Literatur habe, „wie immer eingeschränkt und zensiert, von Mißständen, ja zunehmend auch Grundübeln im Staate DDR, von denen sonst nicht öffentlich gesprochen werden konnte“, gehandelt. „Kritische DDR-Literatur schuf und vollzog eine Ersatzöffentlichkeit anstelle einer nicht zugelassenen Presse- und Medienöffentlichkeit.“ (Emmerich 2000: 13)

Emmerich betonte auch den Quellenwert, den die DDR-Literatur über das Versinken der DDR hinaus beanspruchen könne: Gerade weil in der DDR sowohl eine freie Medienöffentlichkeit als auch eine unbehinderte empirische Kultur- und Sozialforschung fast völlig gefehlt habe, sei und bleibe die Literatur ein unersetzbares Auskunftsmittel dazu, „wie es eigentlich gewesen ist“ (ebd.: 27). Hier hat Emmerich auch eine prognostische Funktionszuweisung formuliert, die bislang nicht eingelöst worden ist: Die DDR-Literatur, so nahm er an, behalte ihren Wert als Dokumentensammlung zur historische Landeskunde und als Archiv verschrifteter Erfahrungen (ebd.). Dass sich in der Tat mehr über die DDR erfahren lässt, wenn die Belletristik als eine Quelle herangezogen wird, heißt aber bislang keineswegs, dass dies auch schon geschehen sei oder mittlerweile geschehe. Nach über 30 Jahren intensivster Erforschung und Dokumentation der DDR als historisch gewordenem Gegenstand gibt es keine dezidiert sozial- und herrschaftsgeschichtliche Auswertung der DDR-Belletristik.

Zwar sind zahlreiche (Detail-)Studien zur DDR-Literatur entstanden, doch stammen diese ausnahmslos aus der Germanistik. In ihrer spezifisch literaturwissenschaftlichen Perspektive zielen sie nicht darauf ab, jenes Wissen zur Alltags- und zur Herrschaftsgeschichte systematisch zu erschließen, das in den belletristischen DDR-Texten gespeichert ist. In geschichts- und sozialwissenschaftlichen Forschungsarbeiten oder popularisierenden Darstellungen, die seit 1990 zur DDR erarbeitet wurden, finden sich dagegen allenfalls Fußnotenverweise der Art „vgl. auch den Roman ...“. Diese weisen, selten genug, zwar auf belletristische Werke zum jeweiligen Thema hin, ohne dann jedoch Spuren einer Auswertung erkennbar werden zu lassen.²

Die Rekonstruktion des Alltags, der Handlungsmotive von Einzelnen und Gruppen, der konflikthaften Verarbeitung gesellschaftlicher Anforderungen oder ansonsten ausgeblendeter Facetten, die als „nicht typisch“ galten, gelänge allerdings leichter, wenn die Belletristik als eine zusätzliche Quelle herangezogen würde. Denn sie informiert authentischer als andere Textsorten – politische Dokumente, Akten, Presseartikel oder wissenschaftliche Studien –, die aus der DDR überkommen und durch die Idiosynkrasien ihrer Entstehungskontexte nur bedingt zuverlässige Quellen sind. Hinzu tritt ein Umstand, der erst neuerdings relevant wird: Über drei Jahrzehnte nach dem Versinken der DDR gehen der zeithistorischen Forschung zunehmend die Zeitzeugen aus. Damit reduzieren sich die erschließbaren Quellen. Wenn es nicht zu einer völligen (und völlig abwegigen) Dominanz von Aktenüberlieferungen und zeitgenössischen Originalveröffentlichungen kommen soll, dann müssen alternative Quellen erschlossen werden – z.B. die DDR-Belletristik.

Dabei liefert selbstredend *keine* der Repräsentationen vergangener Wirklichkeit, nun als Quellen zu lesen, ein ‚Abbild‘ der damaligen Wirklichkeit. Es sind vielmehr jeweils Ausschnitte und interessengebunden entstandene Artefakte, die gegeneinander gehalten und deren Informationspotenziale kombiniert werden müssen, um sich ein halbwegs zutreffendes Bild machen zu können. Dass keine Fotokopien der Realität vorliegen, gilt für die Belletristik zudem in besonderer Weise: Sie ist stärker an subjektive Wahrheiten gebunden, als es z.B. objektivierende wissenschaftliche Texte aus der DDR-Zeit sind. Insofern ließe sich auch sagen: Wenn die genannten zeithistorischen Quellen objektiv und notwendigerweise in ihrer Aussagekraft eingeschränkt sind, was die Geltung fürs Ganze betrifft, so gilt für die Belletristik, dass sie gleichsam subjektiv mangelbehaftet ist. Denn sie

2 Die seltenen Ausnahmen irritieren nicht den Gesamtbefund. So bezog Siegfried Lokatis (2003) den „König David Bericht“ von Stefan Heym (1972) ein, als er die Entstehungsgeschichte der achtbändigen „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“ (IML 1966) rekonstruierte. Siehe dazu unten („60er Jahre“) den Artikel zum „König David Bericht“. Nicht allein auf Wissenschaftlerinnen, aber auf Akademikerinnen bezogen wertete Gunilla-Friederike Budde in ihrer Studie „Frauen der Intelligenz“ auch, neben Filmen, die einschlägige DDR-Belletristik aus (vgl. Budde 2003: 380–397).

arbeitet nicht nur ausdrücklich mit subjektiven Wahrheiten, sondern auch noch mit mehreren: denen der Autoren und denen ihrer Figuren. Dabei unterliegt sie nur einer erzählerischen Plausibilität, keinem Zwang zur logischen Erzeugung wahrheitsfähiger Aussagen.

Genau diese Subjektivität der Belletristik aber macht ihren spezifischen Quellenwert aus. Sie ist mindestens insoweit authentisch, als sie in der DDR formuliert wurde, also frei von nachträglich veränderten Bewertungen ist. Literatur *ist* nicht die Wirklichkeit, aber sie informiert unter anderem über diese. Indem sie eine subjektive Verarbeitung von Wirklichkeitspartikeln liefert, gibt sie den Lesenden die Chance, ihrerseits eine subjektive Aneignung zu vollziehen. Diese Subjektivität der belletristischen Texte kann aber auch die Auffassung begründen, es handle sich um eine Quelle, die nicht nur unexakt sei, sondern bei der noch nicht einmal das Maß der Unexaktheit bestimmt werden könne. Das soll hier aus zwei Gründen als unplausibel abgewiesen werden.

Zum einen sind auch bei den als ‚exakt‘ geltenden Quellensorten zur DDR-Geschichte bis heute keine wirklichen Abschätzungen ihrer (Un-)Exaktheit gelungen. Das betrifft ebenso die Akten, insbesondere MfS-Akten, wie politische und wissenschaftliche DDR-Originalveröffentlichungen, auch Statistiken sowie Zeitzeugeninterviews. Als probates Mittel, die potenzielle Unzuverlässigkeit dieser Quellen zu neutralisieren, gilt die Quellenkreuzung. Dabei indes wird, wie nun schon mehrfach erwähnt, die Belletristik als weitere denkbare Quelle bislang nicht einbezogen.

Zum anderen gibt es eine überkommene DDR-Quelle, die Ähnlichkeiten zur Belletristik aufweist, nicht zuletzt im Blick auf ihre ‚Exaktheit‘, und dennoch bereits seit den 1990er Jahren sozialhistorisch erschlossen wird: Die Bildwelten der DDR – Bildende Kunst und Ästhetik des Städtebaus – sind zumindest hinsichtlich ihres Informationsgehalts zum Ideenhaushalt der DDR ausgewertet worden, und dies sehr intensiv.³

Die Wissenschaftsbelletristik als zeithistorische Quelle

In der DDR-Wissenschaftsbelletristik schießen zahlreiche der Perspektiven literarischer Segmente, die auch andere soziale Welten der DDR-Gesellschaft behandeln, zusammen. Das resultiert aus der herausgehobenen Rolle, die in der Entwicklung der DDR die Wissenschaft spielte. Diese Rolle lässt sich hier der Kürze halber mit zeitgenössischen Stichworten markieren: wissenschaftliche Weltanschauung, Brechung des bürgerlichen Bildungsprivilegs, der neue Mensch,

³ vgl. die Fülle an Titeln, wie sie z.B. unter <https://www.bildatlas-ddr-kunst.de/knowledge/name=literature> (12.7.2021) dokumentiert ist

Chemieprogramm, Wissenschaftlich-technische Revolution, Kybernetik, Weltniveau, Produktivkraft Wissenschaft, Mikroelektronikprogramm. Zwar gab es in der DDR kaum eine solche Campusliteratur, wie sie etwa aus dem angelsächsischen Raum bekannt ist. Doch findet sich innerhalb der Literatur, die Probleme und Problembewältigungen des sozialistischen Aufbaus (seltener, aber auch seiner stalinistischen Entgleisungen) und dann des weniger präventiven ‚revolutionären‘ Alltags gestaltete, ein Segment von Büchern zum Wissenschaftsbetrieb und seinem Milieu. Diese Wissenschaftsbelletristik

- umfasst eine DDR-spezifische Campusliteratur,
- Industrie- bzw. Produktionsliteratur, nämlich im Zusammenhang mit den Forschungsabteilungen der Industriebetriebe,
- widmet sich Bildungsfragen (und über die Darstellungen zu den Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten ist auch Schulliteratur vertreten),
- gestaltet Emanzipationsbestrebungen von Frauen (die in der DDR-Wissenschaft häufiger vertreten waren als z.B. in der westdeutschen, wenngleich auch in der DDR mit dem typischen Hierarchietrichter, der die Zugänge nach oben verengte),
- greift gelegentlich in künstlerische Milieus aus (über Darstellungen zu künstlerischen Hochschulen) und
- befasst sich mit dem Gesundheitswesen (qua Hochschulmedizin).

Insofern dürfte die Breite der verhandelten Themen in der DDR-Wissenschaftsbelletristik, verglichen mit den anderen Segmenten der DDR-Literatur, am größten gewesen sein. Neben dieser Themenbreite gilt auch für die Wissenschaftsbelletristik das o.g. methodische Argument: Diese Literatur umfasst Repräsentationen vergangener Wirklichkeit, mit deren Auswertung sich in Teilen spezifische Nachteile neutralisieren lassen, die andere zur Verfügung stehende zeithistorische Quellen aufweisen. Sie hat nicht nur anders, sondern auch weitergehend über die Herrschafts- und Alltagsprozesse in der DDR-Wissenschaft informiert, als dies in den Medien, in wissenschaftlichen und politischen Texten der DDR geschah.

Wollte man sich dagegen allein aus den anderen zeitgenössischen Texten über die Herrschafts- und Sozialgeschichte des DDR-Wissenschaftsbetriebs kundig machen, so würde man überwiegend in die Irre geführt. Man gewönne den Eindruck, der Alltag in den Hochschulen, Akademieinstituten und Forschungsabteilungen der Kombinate sei vor allem geprägt gewesen durch sozialistischen Wettbewerb, individuelle Weiterbildungsanstrengungen, das Erringen von Leistungsprämien („der materielle Hebel“) und Auszeichnungen als „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“. Die problematischen Aspekte des Alltags beschränkten sich gemäß dieser Informationsquellen im wesentlichen auf das Empfinden des wissenschaftlichen Personals, zu viele Verwaltungsverpflichtungen zu haben, und daraus folgenden Bemühungen, sich mehr Zeit für Forschung zu organisieren,

auf die mangelnde Ressourcenausstattung, die studentische Unzufriedenheit mit überbelegten Wohnheimen und vergleichbare Ärgernisse. (Vgl. Pasternack 2019: 147–165, 177–198)

Dass es in der DDR auch grundsätzliche Auseinandersetzungen gab über die Wege, Forschung zu organisieren, über Hochschulbildungskonzepte, zur Vereinbarkeit von privaten und beruflichen Ansprüchen, zu wissenschaftsfremden politischen Interventionen oder Konflikten zwischen gesellschaftlichen und individuellen Interessen – all dies muss man aus den wissenschaftlichen und politischen DDR-Texten erst durch oft mühsame Decodierung andeutender Formulierungen erschließen.⁴ Nichts oder (einseitig) wenig erfährt man über den Umstand, dass übliche Konflikte, wie sie allerorten in der Wissenschaft vorkommen, in der DDR nahezu immer politisch-ideologisch aufgeladen waren – ob es um Spannungen zwischen Wissenschaft und Verwaltung ging, zwischen Wissenschaft und Wirtschaft oder um innerwissenschaftliche Ressourcenaueinandersetzungen. Erst recht erfährt man aus den offiziellen Texten nichts oder nur sehr wenig und dann meist indirekt über Widerständigkeit, Repressionen, systematische Zurücksetzungen, politische Exmatrikulationen und dergleichen.

Stattdessen kommen Konflikte als an sich normaler Modus gesellschaftlicher Entwicklung überwiegend als Klassenkampf mit dem Westen vor, kaum aber als DDR-internes Geschehen.⁵ Die III. Hochschulreform; die Mühen, notwendig auch von Individualismus getriebene Wissenschaft in eine der Idee des Kollektivismus verpflichtete politische Bewegung, die in der DDR zum Staat geworden war, zu integrieren; die Spannungen zwischen dem Dünkel bürgerlich geprägter Ordinarien und dem Bildungs- und Aufstiegswillen einer Studentenschaft, in der zeitweise (und fächerabhängig) das proletarische Element kulturell hegemonial war; das überwiegend als Dauerärgernis empfundene Marxistisch-leninistische Grundlagenstudium (MLG) mit seinem trivialisierten Marxismus; Repressalien, Flucht, später Ausreisen tausender Wissenschaftler und Studierender – all das fand kaum einen Widerhall in den zeitgenössischen Forschungstexten, die sich der DDR-Wissenschaft widmeten.

Die Untersuchungen, auch die zahlreichen Zeitzeugendarstellungen, die dann seit 1990 erschienen sind, haben das diesbezügliche Wissen zwar erheblich vertieft (vgl. Pasternack 2006, 2016 und 2021). Insbesondere ließ sich dafür nun weitgehend restriktionsfrei auf Aktenbestände zugreifen und konnten zensurfrei Forschungen wie Erinnerungen publiziert werden. Doch auch diese Schriften weisen notwendig – so unaufhebbar wie nicht vorwerfbar – die Defizite auf, die

⁴ wie genau, steht in Pasternack (2019: 340–347)

⁵ Ausnahmen sind kämpferisch verfasste hochschulzeitgeschichtliche Darstellungen der Jahre von 1945 bis Ende der 50er Jahre, vgl. etwa Köhler (1982; 1985; 1987), Ehmke (1984), Köhler/Lammel (1988)

sich aus der Beschränkung auf die üblichen zeithistorischen Quellenorten oder die individuelle Erinnerung ergeben.

Deshalb wird in dem Romanführer, der den Hauptteil des vorliegenden Buches bildet, die Wissenschaftsbelletristik als zeitgenössische Quelle erschlossen. Ergänzend werden auch die belletristischen Texte berücksichtigt, die nach 1989 entstanden und die DDR-Wissenschaftsverhältnisse als Sujet wählten. Für sie gilt – wie für Dokumentationen, Erinnerungsberichte und Studien aus den Jahren seit 1990 –, dass sie jenseits von Zensurzwängen entstehen konnten. Indem auch diese Romane hier einbezogen werden, lassen sich zugleich Perspektiven konfrontieren: diejenigen, welche vom DDR-Sozialismus als fester Zukunftsgröße ausgingen, und diejenigen, welche um den Ausgang der Sache wissen.

Schließlich: Einer landläufigen Auffassung widersprechend, soll hier das Ende der DDR-Wissenschaft nicht auf 1989 oder 1990 datiert werden, sondern – ein wenig prozesshafter und damit lebensnäher – auf den Umbau des ostdeutschen Wissenschaftssystems in den 90er Jahren. Auch dieser hat in mehreren Titeln ein Echo in der Belletristik gefunden. Sie werden daher im Kapitel „90er Jahre“ vorgestellt. So lässt sich die DDR-Wissenschaftsgeschichte in ihren belletristischen Darstellungen tatsächlich durcherzählen: vom so hoffnungsvollen wie konfliktreichen Anfang über die ebenso konfliktreichen, zum Teil aber hoffnungsgedämpften oder desillusionierten Mühen der Ebene bis hin zu ihrem in vielerlei Hinsicht problembehafteten Ende.

Kriterien der Textaufnahme

Grundsätzlich wird hier ein zentrales Segment der DDR-Literatur unbeeinflusst von Qualitätskriterien, einstiger Wirkung und heutigen Relevanzzuschreibungen aufbereitet. Die Berücksichtigung der einzelnen Titel wird nicht davon abhängig gemacht, welche literarischen Qualitäten sie jeweils haben, ob sie nach ihrem Erscheinen Aufsehen erregten oder inwiefern sie heute noch als erinnerungswürdig gelten. Es wird vielmehr mit der Konzentration auf Wissenschaftsthemen eine Sichtachse durch die literarische Produktion in der DDR geschlagen, die deren Breite in jeglicher Hinsicht verdeutlicht: bezogen auf Schriftstellergenerationen, literarische Handschriften, Gattungsformen, politische Positionen der Autoren, literarische Ausdrucks- und Gestaltungskraft, Konfliktfähigkeit und -willigkeit. Die angewandten Entscheidungskriterien dafür, ob ein Text in diesen Romanführer gehört oder nicht, sind sowohl formale als auch inhaltliche.

In formaler Hinsicht geht es um die Textsorte. Zunächst wird ein engeres (oder: konservatives) Verständnis von Belletristik zugrundegelegt. Berücksichtigt findet sich mithin erzählende Literatur – also Romane und Novellen, darunter Krimis und Science Fiction, die in der DDR unter „utopische/fantastische Roma-

ne“ lief, daneben auch Erzählungen aus Sammelbänden, da die kleine Form hier nicht diskriminiert werden soll. Es gibt allerdings Grenzfälle. Oben waren drei Kriterien eingeführt worden, mithilfe derer entschieden wird, was „literarisch-erzählerisch gestaltet“ ist: Handlung mit Konfliktentfaltung, Entwicklung von Figurencharakteren, Fiktionalisierung oder faktuales Erzählen. Einzelnes davon kann vertrackt in Texten versteckt sein, ist aber vorhanden, wenn man genau hinschaut. Andere Texte tun nur so, als seien sie erzählende Literatur.

Nun ist bereits die Großform dieser Literatur, der Roman, folgt man Walter Benjamin, ein „zusammengestoppelte[s] Unding aus Erlebtem und Ausgedachtem“ (Benjamin 2015 [1929]: 304). Als erzählend ließen sich auch sehr viel mehr Texte qualifizieren, nämlich im Sinne von narrativbildend, und als fiktionalisierend, nämlich als Konstruktion mit Ab-, Aus- und Überblendungen (weshalb dies in anderen diskursiven Kontexten auch getan wird). Das gilt nicht zuletzt für jede autobiografisch inspirierte Bemühung, im hier interessierenden Textkorpus durch eine Reihe autofiktionaler Bücher vertreten. Denn jeder Text entsteht unter anderem durch strategische Auswahl seiner Inhalte, Rücksichtnahme auf individuell zurechtgelegte oder kollektiv als verbindlich ausgehandelte Narrative. In dieser Perspektive ist dann auch jede bloße Sammlung von Zeitdokumenten, wie sie nicht zuletzt zur DDR-Geschichte in reicher Zahl gedruckt worden sind, eine Erzählung. So weit aber soll hier das Verständnis erzählender Literatur selbstredend nicht gefasst werden.

Die für uns relevanten Grenzfälle – erzählende Literatur oder nicht? – finden sich bei vier Textsorten: Reportagen, Dokumentationen, Gesprächsprotokollen und Autobiografien. Es entstanden zur DDR-Wissenschaft auch literarische Reportagen (das heißt: nichtjournalistische),⁶ erzählerisch ambitionierte Dokumentationen (und nicht nur verzeichnende Ereigniswiedergaben), literarisierte Gesprächsprotokolle (also nicht lediglich Tonbandabschriften) sowie erzählerisch durchformte Autobiografien (statt nur Lebenslaufberichterstattungen). Hier macht es dann aber den Unterschied, ob ein literarisch-gestalterischer Formwille erkennbar und eine entsprechende Formung gegeben sind, derart ein erzählerischer Zusammenhang erzeugt wird, welcher eine eigene Realität schafft, oder aber die Sicherung von Zeitzeugnissen im Vordergrund steht.⁷

6 Der Grenzfallcharakter wird z.B. in dem Band „DDR-Reportagen“ (Hauptmann 1969) deutlich. Darin schreiben Schriftsteller Reportagen aus dem DDR-Alltag, u.a. zu wissenschaftsbezogenen Themen, agieren dabei aber eher als Berichterstatter. Dieser Band wird daher nicht einbezogen.

7 Letzteres gilt z.B. für Interviewbände, etwa das Buch „Zwiesprache mit dem Jahrhundert“, ein Gespräch Thomas Grimms mit dem Leipziger Historiker Walter Markov, 1989 erschienen und unverändert in den 1989er Ereignissen jenseits einer breiteren öffentlichen Wahrnehmung geblieben. Nach 1990 nahm dieses Genre gerade für die Sicherung von Erfahrungsbeständen ostdeutscher Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen Fahrt auf, vgl. Herzberg/Meier (1992), Busse (1996), Pohl (1997), Müller/Pätzold (1999), Steinbach (2005), Krüger (2007–2009), Hecht (2008), Heydemann/Weil (2009). Zu Wissenschaftlerporträts von Schriftstellern vgl. unten im Nachwort Tafel 17.

Deutlich wird das vor allem bei der Betrachtung des autobiografischen Publikationsgeschehens. Bis 1989 waren Lebensberichte von DDR-Wissenschaftlern gelegentliche Vorkommnisse. Zu denken ist hier etwa an die Autobiografien der Physiker Manfred von Ardenne (1972, das vollständige und z.T. geänderte Manuskript dann 1997) und Max Steenbeck (1977), die des Internisten Theodor Brugsch (1957), des Sexualmediziners Rudolf Neubert (1974) oder des Gynakologen Helmut Kraatz (1977). Nach 1989 wurde autobiografisches Schrifttum ostdeutscher Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen rasant zu einem breit und kontinuierlich fließenden Strom. Mindestens 215 DDR-Wissenschaftler haben seit 1990 Memoiren vorgelegt.⁸

Diese autobiografischen Texte sind häufig dokumentarisch wertvoll, aber typischerweise nicht literarisch ambitioniert. Meist gekennzeichnet durch einen reportierenden Stil und sprachlich eher schnörkellos, haben sie keine gestaltete Handlung. Sie werden vielmehr durch die Ablaufphasen des jeweils berichteten Lebens strukturiert. Manche Texte versuchen, diesen Umstand zu camouflieren: „Die Handlung und die handelnden Personen dieser Geschichte sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit ... wäre rein zufällig“, schreibt etwa der Berliner Chemiker Wolfgang Lutz (2012: 4) eingangs seines Buches „Leicht abseits“, um anschließend in der dritten Person unverkennbar sein eigenes Leben zu erzählen: Er war Naturwissenschaftler der zweiten Reihe, wirkte an den Akademieinstituten für physikalische Chemie und anorganische Chemie in Berlin-Adlershof. Als Autobiografie ist das ein gut lesbarer Text, aber halt keine Belletristik und folglich hier nicht zu berücksichtigen.

Etwas anders verhält es sich dann, wenn die Autobiografien – ob so genannt oder nicht – von Wissenschaftler-Schriftstellerinnen stammen. Helga Königsdorf (2002) oder Rita Kuczynski (1999) haben solche Werke vorgelegt. Von Michael Schindhelm, ins Theaterfach ausgestiegener Akademie-Chemiker, stammt ein – laut Untertitel – Roman, der in der Sache ein Lebensbericht ist (Schindhelm 2000). Deren Texte weisen unzweifelhaft belletristische Qualität auf: Der Leser sieht sich in einen romanhaften Ablauf versetzt, da der Lebensbericht einer Erzählstrategie unterworfen wurde; ineinander verflochtene Zeitebenen erzeugen Spannungen; Überraschungen halten die Leserin bei der Stange; Konflikte werden nicht – wie in manchen sonstigen autobiografischen Texten – buchhalterisch verzeichnet, sondern erzählerisch entwickelt; Schlüsselszenen sind zu novellistischen Miniaturen geformt; die Sprache ist literarisch ambitioniert und verschafft dem Berichteten Esprit. Hier wäre es in der angelegten belletristischen Perspektive ein Verlust, diese Bücher nicht zu berücksichtigen.

Umgekehrt haben sich auch Nur-Wissenschaftlerinnen und -wissenschaftler an autofiktionalen Texten versucht. Sie erreichen dabei zwar, wenig verwunderlich, meist nicht die literarische Meisterschaft der erprobten Belletristen. Doch immerhin

⁸ Weitgehend vollständig nachgewiesen in Pasternack (2016 und 2021, vgl. dort auch die entsprechenden Übersichten: S. 149–151 bzw. 134–137). Daneben gibt es eine praktisch nicht überschaubare Zahl an autobiografischen Texten in Artikelform.

verfügen einige Texte über das Merkmal der Verdichtung durch gestaltete Handlung und sind z.B. durch Montagetechniken, prätentiose sprachliche Gestaltung, dialogische Passagen oder die Verflechtung von Zeitebenen literarisiert. Also werden sie auch aufgenommen. Kurz: Da sich über den Grad der literarischen Gestaltung eines Textes so ausführlich wie häufig auch fruchtlos streiten lässt, wird hier eine einfache Entscheidungsregel genutzt – im Zweifelsfall den Text aufnehmen, und was nicht als Zweifelsfall erscheint, wird nicht aufgenommen. Der subjektive Anteil, der in diesen Entscheidungen notgedrungen auch steckt, darf wohl in Kauf genommen werden, da wir uns hier nicht im Bereich natürlicher, sondern sozialer Tatsachen bewegen.

Zwei Nicht-Kriterien für die Berücksichtigung eines Titels sind der Ersterscheinungsort und der Wohnort des jeweiligen Autors. Nicht jeder der aufzunehmenden Texte hatte (zunächst) in der DDR publiziert werden können. Manchen der Autorinnen und Autoren stand dann die Möglichkeit zu Gebote, auf westdeutsche Verlage auszuweichen. Davon wird die hiesige Entscheidung über Aufnahme oder Nichtaufnahme aber nicht beeinflusst, stattdessen gilt: Wenn ein Text unser Thema betrifft, wird er berücksichtigt. Gleiches gilt für die Frage, ob die Autorin, der Autor zum Zeitpunkt der Veröffentlichung in der Bundesrepublik oder der DDR lebte. Nach dem Mauerbau hatten bis zum Ende der DDR etwa 100 Schriftsteller und Schriftstellerinnen die DDR verlassen (Jäger 1995: 1, 4–6). Nicht wenige von diesen verarbeiteten anschließend literarisch ihre DDR-Erfahrungen, und einige der dabei entstandenen Texte waren im Wissenschaftsmilieu angesiedelt.

Schließlich werden zur Vervollständigung des fiktionalen Segments auch die (wenigen) Dramen, Kabarett-Texte, zudem ein Spielfilm ohne belletristische Vorlage und eine ebensolche Fernsehserie⁹ sowie ein Opernlibretto berücksichtigt. Von den insgesamt 162 aufgenommenen Titeln sind so 140 Romane, Novellen oder Erzählungen im engeren Sinne; vereinfachend wird hier aber der Begriff „Romane“ für alle berücksichtigten Titel verwendet. Alle Titel wiederum teilen sich in 111, die bis 1990 erschienen sind,¹⁰ sowie 51 Titel, die ab 1991 hinzutraten.

Neben den formalen kommen zwei inhaltliche Aufnahmekriterien zum Zuge. Das erste bezieht sich auf die Absicht, hier eine belletristische *Wissenschaftschronik* zu erzeugen. Deshalb müssen Darstellungen aus Wissenschaftsbetrieb oder Wissenschaftsmilieu im je konkreten Fall handlungsprägend sein. Damit fallen ‚Akademikerromane‘ heraus, die keinen direkten Bezug zur Wissenschaft haben. Beispiele, die ansonsten jede nähere Aufmerksamkeit verdienen, sind hier etwa Alfred Wellms „Pause für Wanzka“ (1968, ein Roman aus der Volksbildung, vielfach und bis heute immer wieder aufgelegt) oder „Morisco“ (Wellm 1987), ein Roman aus dem Architektenmilieu ebenso wie „Franziska Linkerhand“ von Brigitte Rei-

9 Alle sonstigen DDR-Filme, die im Wissenschaftsmilieu spielen, sind Adaptionen literarischer Vorlagen und werden in der Publikationsgeschichte des jeweiligen Titels vermerkt.

10 Bei 1990 erschienenen Büchern wird grundsätzlich unterstellt, dass sie noch zu DDR-Zeiten geschrieben wurden.

mann (1974, ungekürzt München 1977, bis heute fortlaufende Neuauflagen und -ausgaben).

Zweitens ist zu berücksichtigen, dass es in manchen der Romane und Erzählungen die Prozesse und Akteure der Wissenschaft selbst sind, welche die handlungstreibenden Konflikte liefern; in anderen dagegen bildet der Wissenschaftsbetrieb das Hintergrundpanorama, vor dem private oder/und allgemeingesellschaftliche Konflikte entfaltet werden. Ob Titel der letzteren Gruppe Aufnahme fanden, wurde danach entschieden, ob sie Beiträge zur belletristisch vermittelten Aufklärung der DDR-Wissenschaftsverhältnisse liefern.¹¹

Erschließung der Texte

In einer Reihe von Romanen sind Handlungsstränge, die in der Wissenschaft spielen, und solche in anderen gesellschaftlichen Feldern entweder miteinander verflochten oder parallel geschaltet. Die unten vorgelegten Buchbeschreibungen fokussieren auf die wissenschaftsrelevanten Aspekte, da es hier um eine belletristische *Wissenschaftschronik* geht. Ausgeblendet werden auch die zahlreichen Handlungsstränge in sehr vielen der Bücher, die private Partnerschaften und Affären innerhalb des jeweiligen Figurenensembles entfalten: Sie finden sich nur insoweit einbezogen, wie sie für die wissenschaftsbezogenen Handlungsaspekte bedeutsam sind.

Die literarischen Qualitäten der Texte werden zurückhaltend kommentiert, vorzugsweise gar nicht; gleiches gilt für die Formulierung von Geschmacksurteilen. Dafür sind drei Gründe maßgeblich: Zum ersten geht es wesentlich um die Erschließung von zeithistorisch relevanten Informationen, die aus anderen Quellen nicht oder nicht so, wie es die Wissenschaftsbelletristik vermochte, zu gewinnen sind. Dafür können auch Texte von minderer literarischer Qualität ergiebig sein. Deshalb sollen, zum zweiten, keine Barrieren gegenüber einer Lektüre aufgebaut werden. Zum dritten ist die Expertise des Autors in fachliterarischen Fragen begrenzt,¹² und es soll daher vermieden werden, dass Werturteile gegebenenfalls

11 Das ist etwa nicht der Fall bei der Erzählung „Umklammerung“ von Sibylle Hentschel (1990): Deren Hauptfigur arbeitet als Bibliothekarin in einer Hochschulbibliothek, was auch in kurzen Erzählstrecken zur Geltung kommt (S. 5–16 und 59–77). Doch entfaltet dies keine handlungsprägende Wirkung, da ansonsten ausschließlich von einer ebenso kaum auflösbar engen wie zerstörerischen Tochter-Mutter-Beziehung berichtet wird. Ein anderes Beispiel ist Rudi Strahls „Du und ich und Klein-Paris“ (1968, auch verfilmt: Wallroth 1971). Dieses in Leipzig spielende Jugendbuch wandert durch die Sekundärliteratur als „Studentengeschichte“, ist aber keine solche: Erzählt wird eine Liebesgeschichte zwischen einer Oberschülerin und einem Leistungssportler, der auch Philosophie studiert, wobei jedoch die Handlung keinerlei Bezüge zu Studium oder Hochschule aufweist.

12 Zu danken habe ich aber Prof. Klaus Schuhmann (1935–2020) und Prof. Klaus Werner (*1942) von der Sektion Germanistik der Leipziger Universität dafür, dass ich, obwohl fachfremd und an-

irreführend wirken (ein Vorhaben, das bei einigen wenigen Titeln nicht gänzlich durchgehalten werden kann).

Methodisch ist das hier vorgelegte Werk als Handbuch angelegt, das acht verschiedene Wege kombiniert, um den wissenschaftsbelletristischen Textkorpus hinsichtlich seines zeithistorischen Informationsgehaltes zu erschließen:

1. Den Darstellungen der Romane ist eine Titelübersicht in alphabetischer Autorenenreihenfolge vorangestellt.¹³
2. Die Titelbeschreibungen der Romane sind nach der Handlungszeit gegliedert, nicht nach der Entstehungszeit oder alphabetisch nach Autorinnen/Autoren. Operiert ein Text in einer unbestimmten Gegenwart, dann werden im Text verstreute Hinweise, die auf die Handlungszeit verweisen, herangezogen, um die Einordnung zu ermöglichen.
3. Die Titelbeschreibungen enthalten die jeweilige Publikationsgeschichte, Angaben zu etwaigen Medienadaptionen, eine auf die wissenschaftsrelevanten Aspekte fokussierte Inhaltsbeschreibung incl. Schlüsselpassagen und ggf. Hinweise auf Publikationsprobleme.
4. Für die literarische Perspektivierung ist meist auch die Entstehungszeit bedeutsam, insbesondere ob ein Text vor oder nach 1990 entstanden ist. Deshalb ist in den Titelüberschriften das Erscheinungsjahr vermerkt.
5. Auf die Titelbeschreibungen folgen, alphabetisch sortiert, biografische Angaben zu den Autoren.
6. Das Nachwort ordnet den Textkorpus ein – hinsichtlich der Segmente des Wissenschaftssystems, der Handlungsorte, Fächergruppen und Einzelfächer usw. –, identifiziert zeitliche Schwerpunkte und gibt Hinweise zum zeithistorischen Informationswert der Texte bezüglich einer Soziologie der DDR-Wissenschaft.
7. Ein Personenregister verzeichnet die realen Personen (nicht hingegen literarische Figuren).
8. Im Sach-, Orts- und Institutionenregister finden sich neben Sachstichworten auch die in den Werken benannten bzw. dekodierbaren Orte und Einrichtungen nachgewiesen. Für die letzteren Fälle werden in den Buchbeschreibungen indirekte Hinweise auf reale Orte oder Institutionen dann explizit gemacht, wenn die Handlung nicht ausdrücklich in einer (völlig) fiktiven Konstellation angesiedelt ist.

fangs noch im Grundstudium, 1987–1990 an ihrem Oberseminar „Der Roman in der DDR“ teilnehmen und dort mehrfach vortragen konnte. Das vorliegende Buch ist nicht zuletzt eine späte Frucht dieses Oberseminars.

13 siehe den abschließenden Gliederungspunkt der Einleitung

Die Titel in alphabetischer Autorenenreihenfolge

Adolphi, Wolfram: Hartenstein. Roman. Drei Bände (2015–2020).	120
Bechstein, Charlotte: Du darfst nicht daran zerbrechen (1997)	103
Beyer, Marcel: Kaltenburg. Roman (2009)	59
Billing, Gert / Benito Wogatzki: Tennis zu dritt. Studentengeschichten (1962)	83
Bock, Ulrich: Achtundsechziger. Jenaer Studenten proben den Aufstand (2000)	182
Braun, Johanna / Günter Braun: Conviva ludibundus. Utopischer Roman (1978)	278
Braun, Volker: Das ungezwungne Leben Kasts (1972)	112
Braun, Volker: Der Wendehals. Eine Unterhaltung (1995)	412
Brëzan, Jurij: Krabat oder Die Verwandlung der Welt (1976)	264
Bronikowski, Peter von: Von der Homogenität der Denkbasis. Ein Schelmenroman (1989)	398
Bronikowski, Peter von: Die Physikerin. Eine kybernetische Novelle (2021)	434
Brüning, Elfriede: Vor uns das Leben. Roman (1952)	29
Bruyn, Günter de: Preisverleihung. Roman (1972).	244
Bruyn, Günter de: Märkische Forschungen. Erzählung für Freunde der Literaturgeschichte (1978)	256
Bruyn, Günter de: Neue Herrlichkeit. Roman (1984)	314
Bruyn, Wolfgang de: Sigrid (1988)	391
Buch, Hans Christoph: In Kafkas Schloß. Eine Münchhausiade (1998) . . .	118
Coleé, Eve: Studentenjahre in der DDR. Jugendroman (2015).	262
Dähnert, Stefan / Regine Bielefeldt / JohnHendrik Karsten / Christine Hartmann (Drehbuch), Christine Hartmann (Regie): Charité. Staffel 3. Fernsehserie (2021)	97
Damm, Sigrid: Ich bin nicht Ottilie. Roman (1992)	302
Dath, Dietmar: Deutsche Demokratische Rechnung. Eine Liebeserzählung (2015)	159
David, Wolfgang: Bendgens Frauen oder Prüfungen ohne Testat. Roman (1980)	259
Derado, Thea: Chemie und Irrsinn. Studienjahre in Leipzig 1954–1958. Ein Plädoyer für freie Meinungsbildung (2009)	56
Drescher, Horst: Hörsaal 40 (1995)	44
Egel, Karl Georg: Dr. Schlüter. Filmerzählung (1966)	89
Erpenbeck, John: Analyse einer Schuld. Roman (1977)	149
Erpenbeck, John: Alleingang. Roman (1973).	154

Erpenbeck, John: Der blaue Turm. Roman (1980)	267
Erpenbeck, John: Windvogelviereck. Schriftsteller über Wissenschaften und Wissenschaftler (1987)	373
Erpenbeck, John: Gruppentherapie. Roman (1989)	379
Erpenbeck, John: Aufschwung. Roman (1996).	425
Faust, Siegmund: In welchem Lande lebt Mephisto? Schreiben in Deutschland (1980)	195
Feyl, Renate: Das dritte Auge war aus Glas. Eine Studentengeschichte (1971)	176
Feyl, Renate: Ausharren im Paradies. Roman (1992).	184
Feyl, Renate: Bau mir eine Brücke. Roman (1972)	203
Feyl, Renate: Ausharren im Paradies. Roman (1992).	406
Fries, Fritz Rudolf: Septembersong. Roman (1997 [1957]).	48
Fries, Fritz Rudolf: Alexanders neue Welten. Ein akademischer Kolportageroman aus Berlin (1982)	311
Fuchs, Jürgen: Das Ende einer Feigheit (1988).	236
Fuchs, Jürgen: Gedächtnisprotokolle (1977)	300
Fühmann, Franz: Saiäns-Fiktschen. Erzählungen (1981)	289
Fuhrmann, Rainer: Medusa. Utopischer Roman (1985)	368
Göring, Michael: Dresden. Roman einer Familie (2021).	333
Görlich, Günter: Die Chance des Mannes (1982)	132
Goyk, Martin: Arztnovelle (1972)	157
Gräf, Roland / Hannes Hüttner: Die Flucht. Spielfilm (1977)	265
Gröschner, Annett: Moskauer Eis. Roman (2000)	402
Günther, Egon: Einmal Karthago und zurück. Roman (1975)	28
Hagem, Rudolf: Ende einer Berufung. Eine Erzählung zur Abwicklung (1994)	409
Hammel, Claus: Die Preußen kommen. Komödie (1981)	325
Hart, Jürgen: academixereien. Kabarett-Texte (1978)	247
Heiduczek, Werner: Mark Aurel oder ein Semester Zärtlichkeit. Erzählung (1971)	173
Hein, Christoph: Horns Ende. Roman (1985)	67
Hein, Christoph: Ein Album Berliner Stadtansichten (1979).	88
Hein, Christoph: Verwirrnis. Roman (2018)	109
Hein, Christoph: Der Tangospieler. Erzählung (1989)	152
Hein, Christoph: Exekution eines Kalbes und andere Erzählungen (1994) .	207
Hein, Christoph: Schlötel oder Was solls. Eine Komödie (1974).	249
Hein, Christoph: Verwirrnis. Roman (2018)	416
Heinrich, Reinhart: Jenseits von Babel (1987)	200

Helm, Johannes: Tanz auf der Ruine. Szenen aus einem vergessenen Land (2007)	343
Hennig-Vogel, Sabine: Jahrring. Roman (2018)	371
Hensel, Kerstin: Lärchenau. Roman (2008)	369
Herzog, Gabriele: Keine Zeit für Beifall. Roman (1990)	179
Heym, Stefan: Schatten und Licht. Geschichten aus einem geteilten Lande (1960)	50
Heym, Stefan: Der König David Bericht. Roman (1972)	228
Heym, Stefan: Ahasver. Roman (1981)	319
Höntschi, Ursula: Wir sind keine Kinder mehr. Die Geschichte einer Jugend (1990)	74
Hornawsky, Gerd: Wahnsinn. Satire über die alltägliche Diktatur (1996) . .	383
Jakobs, Karl-Heinz: Die Interviewer. Roman (1973)	140
Jakobs, Karl-Heinz: Eine Pyramide für mich. Roman (1971)	205
Jakubeit, Peter: Der Katzenwald. Zweites Buch der Trennungen. Roman (2000)	100
Jakubeit, Peter: Der Flug, der nie zu enden schien. Eine Groteske (1989) . .	363
Jendryschik, Manfred: Glas und Ahorn. 28 Geschichten (1967)	142
Jendryschik, Manfred: Die Fackel und der Bart. Dreiunddreißig Geschichten (1971).	144
Jendryschik, Manfred: Johanna oder Die Wege des Dr. Kanuga. Roman (1972)	214
Johann, Gerhard: Das letzte Stück. Eine kaum vorstellbare Kriminalerzählung (1988)	396
Kant, Hermann: Die Aula. Roman (1965)	33
Keim, Karl-Dieter: Die kühneren Tage. Ein west-östlicher Roman (2011) . .	430
Klein, Eduard: Alchimisten (1967).	115
Klump, Brigitte: Das rote Kloster. Eine deutsche Erziehung (1978)	64
Köhlmeier, Michael: Die Abenteuer des Joel Spazierers. Roman (2013). . . .	322
Königsdorf, Helga: Landschaft in wechselndem Licht. Erinnerungen (2002)	212
Königsdorf, Helga: Meine ungehörigen Träume. Geschichten (1978)	251
Königsdorf, Helga: Der Lauf der Dinge. Geschichten (1982).	283
Königsdorf, Helga: Kugelblitz (1988).	327
Königsdorf, Helga: Respektloser Umgang. Erzählung (1986)	329
Königsdorf, Helga: Ungelegener Befund (1990)	389
Königsdorf, Helga: Im Schatten des Regenbogens. Roman (1993)	422
Kröber, Wolfgang: Spielregeln des Zufalls. Eine Tag- und Nachtvision (1990)	376
Kruschel, Heinz: Wind im Gesicht. Roman (1971).	137

Kruschel, Heinz: Meine doppelte Liebe (1983).	281
Kubiczek, André: Straße der Jugend. Roman (2020)	340
Kuczynski, Rita: Mauerblume. Mein Leben auf der Grenze (1999)	293
Kuczynski, Rita: Staccato. Roman (1997)	428
Kunert, Günter: Die zweite Frau. Roman (2019 [1975]).	254
Laabs, Joochen: Das Grashaus oder Die Aufteilung von 35000 Frauen auf zwei Mann. Roman (1971)	92
Loest, Erich: Das Jahr der Prüfung. Roman (1954)	31
Loest, Erich: Der elfte Mann. Roman (1969).	130
Maron, Monika: Die Überläuferin. Roman (1986).	353
Maron, Monika: Stille Zeile Sechs. Roman (1991)	354
Mechtel, Hartmut: Mission T (1990).	393
Meichsner, Dieter: Die Studenten von Berlin (1954).	25
Meinhold, Gottfried: Weltbesteigung. Eine Fünftagefahrt. Roman (1984) . .	239
Mickel, Karl: Lachmunds Freunde. Roman (2006).	36
Mittenzwei, Werner: Die Brocken-Legende. Aus den nachgelassenen Fragmenten des Schweizer Gelehrten Tobias Bitterli kommentiert von Christine Moser. Ein deutscher Mentalitätsspiegel (2007)	413
Morgner, Irmtraud: Rumba auf einen Herbst. Roman (1992 [1966]).	104
Morgner, Irmtraud: Das Seil (1973)	241
Naumann, Frank: Verlorene Erinnerung. Ein Tagebuch (1991)	45
Neutsch, Erik: Der Friede im Osten. Band 2: Frühling mit Gewalt (1978). .	53
Neutsch, Erik: Der Friede im Osten. Band 3: Wenn Feuer verlöschen (1985)	85
Neutsch, Erik: Akte Nora S. (1970).	168
Neutsch, Erik: Haut oder Hemd. Schauspiel (1972)	189
Neutsch, Erik: Der Friede im Osten. Band 5: Plebejers Unzeit oder Spiel zu dritt (2014)	232
Neutsch, Erik: Claus und Claudia. Nach neueren Dokumenten (1989) . . .	350
Noll, Dieter: Kippenberg. Roman (1979).	170
Nowak, Claus: Aber Träume tragen doch. Roman (1986)	331
Nowak, Kurt: Schöner Übermut des Herbstes. Roman (1982).	317
Nowowski, Walter: Lehrzeit. Geschichten und Erinnerungen (1979).	128
Otto, Rainer (Hg.): Pfeffermüllereien. Kabarett-Texte (1975)	221
Rauchfuß, Hildegard Maria: Wem die Steine Antwort geben. Roman (1953)	38
Reinhold, Ursula: Schwindende Gewißheiten. Eine Ostberliner Geschichte. Autobiographischer Roman (2002).	360
Rintoul, Fiona: The Leipzig Affair (2014)	386

Ruge, Eugen: In Zeiten des abnehmenden Lichts. Roman einer Familie (2011)	122
Ruttmann, Irene: Das Ultimatum. Roman (2001)	62
Schädlich, Hans Joachim: Papier und Bleistift (1977 [1971]).	235
Schindhelm, Michael: Roberts Reise. Roman (2000).	337
Schmidt, Holger Karsten: Die Toten von Marnow. Ein Fall für Lona Mendt und Frank Elling (2020)	365
Schneider, Klaus E.: Der späte Student, Neurotiker und Extremist Wolf Lanzelo. Ein essayistischer Roman (2004)	125
Schöne, Joachim: Die wundersamen Wege des Tobias Schremm (1967). . .	79
Schreiter, Helfried: Frau am Fenster. Roman (1973)	192
Schreyer, Wolfgang: Harmo 88 (1978)	272
Schreyer, Wolfgang: Der sechste Sinn. Roman (1987)	274
Schweska, Marc: Zur Letzten Instanz. Roman (2011)	209
Sparschuh, Jens: Stein (1987).	375
Sparschuh, Jens: KopfSprung. Aus den Memoiren des letzten deutschen Gedankenlesers (1989)	357
Sparschuh, Jens: Schwarze Dame. Roman (2007)	270
Sperk, Anna: Die Hoffnungsvollen. Roman (2017).	431
Stade, Martin: Exma 68 (1979)	194
Steinmann, Hans-Jürgen: Träume und Tage (1970)	77
Tellkamp, Uwe: Der Turm. Geschichte aus einem versunkenen Land. Roman (2008)	346
Tetzner, Gerti: Karen W. Roman (1974)	197
Tetzner, Reiner: Ich, Dr. Roland Eisenberg (1976)	187
Timm, Uwe: Johannismacht. Roman (1996)	419
Vernay, Claire: Wunder dauern etwas länger. Roman (2000).	111
Vogel, Peter (Autor): Zwischenspiel (1979).	286
Völlger, Winfried: Verwirrspiel. Eine frisierte Biografie (1981).	298
Völlger, Winfried: Das Windhahn-Syndrom. Roman (1983).	307
Walther, Joachim: Sechs Tage Sylvester. Ein illustrierter Roman in neunundzwanzig Kapiteln (1970)	162
Walther, Joachim: Zwischen zwei Nächten. Roman (1972).	165
Wangenheim, Inge von: Professor Hudebraach. Roman (1961)	71
Wangenheim, Inge von: Das Zimmer mit den offenen Augen. Roman (1965)	40
Wendland, Martin: Mit falscher Münze. Kriminalroman (1978).	305
Wenig, Ernst: Das Verhältnis. Roman (1975).	223
Wiesner, Hans-Joachim: Rosa und Grau. Roman (2001).	218

Wittgen, Tom: Das Wagnis oder In Motzbach und anderswo. Roman (1987)	335
Wolf, Christa: Der geteilte Himmel. Erzählung (1963).	95
Wolf, Christa: Selbstversuch. Traktat zu einem Protokoll (1973).	243
Wolf, Christa: Unter den Linden. Drei unwahrscheinliche Geschichten (1974)	225
Wolf, Christa: Kleiner Ausflug nach H. (1981).	135
Wolf, Christa: Störfall. Nachrichten eines Tages (1987)	397
Zeplin, Rosemarie: Schattenriß eines Liebhabers. Erzählungen (1980) . . .	296
Zeplin, Rosemarie: Der Maulwurf oder Fatales Beispiel weiblicher Gradlinigkeit (1990)	146
Zimmermann, Ingo / Udo Zimmermann (Musik): Die zweite Entscheidung. Oper in 7 Bildern und 3 Interludien (1970).	215
Zwahr, Hartmut: Leipzig. Studentenroman (2019).	81
Zwerenz, Gerhard: Zwischenbericht von der hoffnungslosen Lage an der Fakultät der guten Hoffnung (1971)	43

Die Romane in der Reihenfolge ihrer Handlungszeiten

Das Werk ist frei erfunden.¹ Keine der Figuren dieses Textes ist mit einer lebenden Person identisch. Sie sind alle von mir erfunden.² Sämtliche Gestalten des Romans und ihre Begebenheiten sind frei erfunden; Ähnlichkeiten mit real existierenden Personen wären Zufälle.³ Niemand und nichts gab oder gibt es wirklich. Alles ist frei erfunden.⁴ Personen und Handlung sind erfunden.⁵ Die historischen Tatsachen sind verbürgt; die Personen und ihre Handlungen sind frei erfunden.⁶ Die Handlung und die Personen sind erfunden, die Fakten jederzeit belegbar, ihre Deutung allein Sache des Autors.⁷ Die Handlung ist erfunden. Ähnlichkeiten sind zufälliger Natur.⁸ Alle Ähnlichkeiten sind zufällig. Alle zufälligen Ähnlichkeiten sind beabsichtigt.⁹ Personen und Geschehnisse sind frei erfunden. Entstehende Ähnlichkeiten sind zufällig, aber beabsichtigt.¹⁰ Ähnlichkeiten zu bestimmten lebenden oder verstorbenen Personen und deren Verhalten wären rein zufällig und natürlich völlig unbeabsichtigt.¹¹ Wer Ähnlichkeiten findet, muß Gründe haben.¹² Fast die gesamte Handlung und ausnahmslos alle Figuren sind frei erfunden. Etwaige Ähnlichkeiten mit realen Personen beruhen auf milieubedingtem Zufall.¹³ Alle Personen und Geschehnisse sind Produkte der künstlerischen Phantasie. Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Geschehnissen sind zufällig, wofür der Autor und der Verlag keine juristische Verantwortung übernehmen können.¹⁴ Alle Ähnlichkeiten in Ort und Zeit, auch Namensgleichheit mit Lebenden und Toten sind zufällig und dem Umstand geschuldet, dass Figuren und Strukturen unter bestimmten Bedingungen einander entsprechen.¹⁵ Die Handlung ist frei erfunden. Die Personen, wie sie geschildert werden, leben in der Vorstellung und haben mit tatsächlich existierenden Menschen soviel gemein wie der Bildhauerton mit einer Skulptur.¹⁶ Alle Personen dieser Geschichte haben wirklich gelebt – bis auf den Erzähler.¹⁷ Die Hoffnung auf eine gelungene Ähnlichkeit mit Personen und Zuständen läßt den Autor versichern, daß eine zufällige Ähnlichkeit mit lebenden Personen nicht beabsichtigt war. Über die Zustände befindet sich der Leser, er trägt sie gemeinsam mit dem Autor.¹⁸ Die Figuren sowie die Ereignisse, in die sie verwickelt werden, sind Erfindungen des Autors, die er in der Wirklichkeit gemacht hat.¹⁹ Meine Geschichte ist meine Erfindung, und die darin agierenden Personen sind Produkte meiner Phantasie. Und der Nährboden meiner Phantasie ist allemal das Leben.²⁰ Angesichts der vorhersehbaren Bereitschaft, hinter den Figuren lebende Personen zu vermuten, erklärt der Verfasser, dass er – mit Ausnahme der eigenen Person – nur von Prototypen ausgegangen ist; wobei eingeräumt sei, dass wirkliche Menschen manchmal wie Prototypen handeln.²¹ Der Autor hat sich alles ausgedacht. Über Ähnlichkeiten mit lebenden Personen, wirklichen Orten und unserer Zeit zu spekulieren, lädt er jedermann ein. Er selbst tut es auch.²²

¹ Hornawsky: Wahnsinn, 1996. ² Wolf: Störfall, 1987. ³ Mickel: Lachmunds Freunde I, 1991. ⁴ Helm: Tanz auf der Ruine, 2007. ⁵ Wolf: Der geteilte Himmel, 1963; Jakobs: Die Interviewer, 1973. ⁶ Göring: Dresden, 2021. ⁷ Neutsch: Claus und Claudia, 1989. ⁸ David: Bendgens Frauen, 1980. ⁹ Königsdorf: Meine ungehörigen Träume, 1978; dies., Im Schatten des Regenbogens, 1993. ¹⁰ Erpenbeck: Aufschwung, 1996. ¹¹ Mehlhorn: Ende einer Berufung, 1994. ¹² Königsdorf: Der Lauf der Dinge, 1982. ¹³ Herzog: Keine Zeit für Beifall, 1990. ¹⁴ Jakubeit: Katzenwald, 2000. ¹⁵ Zwahr: Leipzig, 2019. ¹⁶ Tellkamp: Der Turm, 2008. ¹⁷ Sparschuh: Schwarze Dame, 2007. ¹⁸ Fries: Alexanders neue Welten, 1982. ¹⁹ Schindhelm: Roberts Reise, 2000. ²⁰ Wittgen: Das Wagnis, 1987. ²¹ Schreyer: Der sechste Sinn, 1987. ²² Kröber: Spielregeln des Zufalls, 1990

40er und 50er Jahre

Dieter Meichsner

Die Studenten von Berlin (1954)

Rowohlt Verlag, Hamburg 1954, 620 S. Vom Autor durchgesehene Fassung Rowohlt 1963. Neuausgaben: Verlag Schöffling & Co., Frankfurt a.M. 2003, Büchergilde Gutenberg, Frankfurt a.M./Wien/Zürich 2003, sowie DTV, München 2007

Filmadaption: Rolf Hädrich (Regie): Nachruf auf Jürgen Trahnke, Hessischer Rundfunk 1962, 95 Minuten (Der Film basiert auf einem Handlungsstrang des Buches, der aus dessen hier nicht behandelte zweiten Hälfte stammt: Trahnke, DDR-Flüchtling, studiert an der Freien Universität in West-Berlin. Die Verbindungen, die er in die DDR besitzt, werden von einem Agentenunternehmen ausgenutzt, das Studenten in etwas zwielichtiger Weise für seine Interessen einsetzt)

Treffen des Aktivs antifaschistischer und demokratischer Studenten, der Sozialdemokratischen Hochschulgruppe, der Freien Deutschen Jugend, dann die Wahl eines Studentenrats – viele der Studentinnen und Studenten der Berliner Universität Unter den Linden sind 1947 unablässig neben ihrem Studienprogramm aktiv. Es interessiert sie, „wie die neue deutsche Universität auszusehen habe nach einer Katastrophe, die nicht zuletzt auch durch die Haltung der ‚gebildeten Deutschen‘ heraufbeschworen worden sei. Und sie waren der Meinung, daß bei diesem Neubau deutschen akademischen Lebens sie, die Studenten, ein gewichtiges Wort würden mitzureden haben“.

Ein flirrendes Gewirr von Figuren markiert die unruhige Aufbruchstimmung der Nachkriegszeit. Sechs unterschiedliche Lebensgeschichten kristallisieren sich im Laufe der Handlung heraus, von Leuten mit Widerstandserfahrung bis hin zu solchen, die als Leutnant im Krieg waren. Im Mittelpunkt des Figurenensembles steht Harald Momber, ein Geschichtsstudent, der von den Nationalsozialisten ganz zum Schluss noch zum Tode verurteilt worden war, aber der Vollstreckung entkam.

Der Oberkommandierende der sowjetischen Besatzungsmacht befiehlt, dass die Berliner Studenten nicht hungern und nicht frieren sollen – ein bemerkenswertes Privileg, während den ganzen Winter 1947 über in allen vier Sektoren der Stadt Menschen sterben, an Hunger, Kälte und Schwäche, „so viele, daß Care-Pakete, Schwedenspeisung, Rotes Kreuz und Quäker nicht mehr helfen konnten“.

Veränderungen kündigen sich an, als die Universitätsgebäude mit roten Spruchbändern und Emblemen der soeben gegründeten Sozialistischen Einheitspartei versehen werden. Dreißig Medizinstudenten protestieren dagegen. Sie werden zur sowjetischen Kommandantur bestellt und einen Nachmittag in einen

Keller gesperrt. Auf der nächsten Sitzung des Antifa-Aktivs machen sie ihrer Empörung darüber Luft, wie hier die Meinungsfreiheit verletzt werde. Desweiteren gibt es Diskussionen über die Studienzulassungsbedingungen. Momber verweist darauf, man solle auch mal an die denken, die vorher nicht studieren konnten, und die auch jetzt nicht studieren könnten, wenn die Deutschen den Krieg gewonnen hätten. Ein anderes Mitglied der Sozialdemokratischen Hochschulgruppe meint, es ginge nicht an, irgendeine Partei schon wieder zu privilegieren. „Allein das Verdienst, gegen den Nationalsozialismus gekämpft und unter ihm gelitten zu haben, dürfe neben der Eignung Förderung verdienen.“

Ein Freund Mombers fährt über Pfingsten zum „Parlament der Freien Deutschen Jugend“ nach Meißen und zeigt sich anschließend begeistert. Jawohl, er habe oft gezweifelt, nun aber glaube er doch, dass sich die Vernunft durchsetze. „Christentum und Sozialismus würden eine Verbindung eingehen, [...] und denen, die glaubten, daß in der Freien Deutschen Jugend Kommunisten vorherrschten, wolle er sagen, daß an einem der Parlamentstage offizielle protestantische und katholische Gottesdienste stattgefunden hätten.“

Einige Wochen später kehrt ein anderer Freund, Adam Nick, von einer Tagung evangelischer Jugendgruppen in Erfurt nicht zurück. Er ist Organisationsleiter der FDJ Prenzlauer Berg. „Es dauerte eine Weile, bis sich herumsprach, daß Adam, zusammen mit einem anderen Teilnehmer der Tagung, von einem russischen Offizier zu einem Besuch der Kommandantur in Weimar eingeladen und mit einem Auto dorthin gefahren worden war. Dann aber verlief sich die Spur. | Mitte September brachte das *Berliner Echo* eine Meldung seiner Verhaftung, fett gedruckt, auf der zweiten Seite.“

Momber geht zur nächsten Sitzung der Organisationsleitung: „kann ich was fragen, ehe wir anfangen?“ – „Ist es so wichtig?“ – „Ja, ich möchte wissen, wo unser Organisationsleiter ist?“ – „Merk dir bitte eins, der Name wird in unserem Kreis nicht mehr genannt.“ – „Und ihr ... wart ... alle ... einverstanden, daß der Name Adam Nick hier nicht mehr genannt wird?“ – „Ja, alle.“ Momber nimmt seine Sachen, steht auf und geht.

Er ringt mit sich. Er verabscheue die Engstirnigkeit der bolschewistischen Partei, bringe es aber nicht fertig, in jedem Kommunisten einen Verbrecher oder Spitzel zu sehen. Er könne nicht jemanden verachten, nur weil irgendeine Gehirnwinding bei ihm verstopft sei.

Doch die Repressalien werden drückender. Ein anderer Freund Mombers ist SED-Mitglied und wird wegen eines Westkontakts von der Parteikontrollkommission verhört. Diese reicht ihn weiter an die sowjetische Geheimpolizei GPU. Dort kommt er nur wieder heraus, weil er eine Verpflichtung unterschreibt, als Spitzel zu arbeiten: „Sie haben mir gesagt, eigentlich sollte man mit mir kurzen Prozeß machen, wegen Spionage, aber ich könnte mich bewähren, und man ließe mich frei, wenn ich euch beobachte ... dich, Biersenkel, Mullrich, die Fakultätsgruppe,

die Hochschulgruppe, in der Partei gäbe es unsichere Elemente genug, die müßten ausgemerzt werden, und dort hätte ich aufzupassen, unter den Bürgerlichen hätten sie andere Leute.“ Nachdem er sich so seinen Freunden offenbart hat, bleibt er eines Tages verschwunden.

Im April 1948 werden drei Redakteure einer Studentenzeitschrift der Humboldt-Universität exmatrikuliert. Sie hätten, so die SBZ-Zentralverwaltung für Volksbildung, mit einer Reihe von Artikeln die Würde ihrer Universität verletzt. Der Studentenrat der Humboldt-Universität insistiert mehrfach, den Betroffenen müsse wenigstens ein Disziplinarverfahren gemacht werden. Diese Forderung, antwortet die Zentralverwaltung, sei grundlos und unzutreffend, da man ihnen lediglich die Studierererlaubnis entzogen habe. Das sei keine Relegation. Insofern stelle die Maßnahme keineswegs einen Eingriff in die Rechte der Universität dar. Sie sei nur ein Verwaltungsakt, und dieser stehe der Zentralverwaltung durchaus zu.

Momber folgt, um zur Ruhe zu kommen, für ein halbes Jahr einer Einladung von Verwandten nach Stockholm. Dann möchte er sein Studium in Ost-Berlin wieder aufnehmen. „Ich will es auf jeden Fall noch einmal versuchen, ... ehe ich von der Universität im Osten weggehe, will ich mir selbst bewiesen haben, daß ich dort nichts mehr erreichen kann, daß die kommunistischen Studenten wirklich taub und blind geworden sind.“

In diesem Sinne hatte er vor seiner Abreise aus Stockholm dem schwedischen Rundfunk auch ein Interview gegeben. Als er sich im Immatrikulationsbüro zurückmelden will, heißt es: „Sie haben die Rückmeldefrist nicht eingehalten und sind aus der Liste der Studierenden gestrichen.“ – „Aber ich war doch für das Semester beurlaubt.“ – „Sie sind gestrichen.“

Während seiner Abwesenheit hatte eine „Versammlung freiheitlicher Studenten Berlins“ gefordert, die Berliner Universität einer Viermächteverwaltung zu unterstellen. Andernfalls solle in einem der drei westlichen Sektoren eine Universität gegründet werden. Zugleich kündigte sich die Berlin-Blockade an. „Zu der Zeit stoppten sowjetische Posten schon alliierte Dienstzüge an der Zonengrenze, erschwerten den Personen- und Güterverkehr von und nach Berlin“ – und damit machten sie, so ungewollt wie wirksam, auch Stimmung für die Gründung einer neuen Universität in West-Berlin.

Als Momber auf der Straße steht, gibt es die Freie Universität in Dahlem bereits. Mehr als ein Drittel ihrer Studierenden stammt aus der SBZ. Momber ist nun auch dabei. Von der Aufbauphase und den ersten Jahren dieser erstaunlichen Universitätsneugründung handelt die zweite Hälfte des Romans.

Egon Günther
Einmal Karthago und zurück. Roman (1975)

Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1975, 325 S. (zwei Auflagen)

Ein Roman? Eher literarischer Lebensbericht. Unter anderem handelt er von der Studienzeit des Autors in Leipzig um 1950 herum, Kapitel 18 bis 25 (S. 124–169). Günther gelangt 1948 als Arbeiterstudent ohne Abitur an die Leipziger Universität, Studienfächer Pädagogik, Germanistik und Philosophie. Eine Aufnahmeprüfung hatte die Tore geöffnet, sicher nicht ohne Widerstand: Irgendwo habe die Universität wohl jemanden sitzen,

der den bourgeoisen Universitätsgewaltigen klargemacht haben mußte, den und andere nehmen wir, die haben kein Abitur, ihre Prüfungsarbeiten reizen Sie vielleicht zum Lachen, doch daran seid ihr und eure verdamm-

ten Klassenverhältnisse schuld. Ich durfte studieren auf Grund von Gewalt. Nicht mehr ich und meinesgleichen, sondern die Bourgeoisie und deren Kinder wurden jetzt unterdrückt. Es sah wie Unrecht aus, es war Recht. (S. 131f.)

Das Studium, wie es hier geschildert wird, hat zwei Seiten: horizonteöffnende Bildungserlebnisse bei den bürgerlichen Professoren und Klassenkampf gegen die bürgerlichen Professoren. Günther stellt die beiden Seiten nebeneinander und lässt auf der einen anklingen, was die andere motivierte.

Einer der Professoren habe ihm, Günther, ohne es zu wollen, sehr geholfen. Er (es handelt sich wohl um Theodor Frings, 1886–1968) „tat es indirekt, er hat mir allein durch seine Existenz und seine offenbare Vorliebe für ... gut vorgebildete Studenten klargemacht, daß ich der letzte Dreck war. Daß meinesgleichen überhaupt nichts oder wenig zu melden hatte, wenn wir uns nicht der Macht versicherten.“ Dieser Professor sei genau das gewesen, was sich Günther unter einem Bourgeois vorstellte. „Seine Klasse war entmachtet, doch er übte die Macht aus, ohne mit der Wimper zu zucken.“ Aber er weckte auch Neugier auf Sprache, und lange bevor es anderen auffiel, habe er ihn, Günther, darauf aufmerksam gemacht, dass Sprache klassendifferent ist.

Bei einem anderen – als Goethe-Forscher vorgestellt, Karl Friedrich Frost genannt und wohl Hermann August Korff (1882–1963) gemeint – möchte Günther ins Mittelseminar:

Frost fragte mich, ob ich die und die Bücher gelesen hätte oder ob ich Empfehlungen anderer Professoren aus anderen Seminaren besäße. Ich sagte dreimal ... nein. ... Ehrlich währt am längsten. Damit war ich entlassen. [...] Ich durfte nicht am Seminar teilnehmen. [...] Ich hätte ihm anvertrauen müssen, Ehrwürden, leider habe ich vor der Universität keine Schulen besucht, die Literatur lehren, ich war an-

derweitig beschäftigt, Lager aus Gußeisen mußte ich anpassen, Wellen montieren ..., früh um halb fünf erhob ich mich aus dem Bett [...] Ich hab's ihm nicht gesagt ... Er hat nicht zu mir gesagt: Gut, Sie können nicht zehn große Romane der Weltliteratur in zwei Wochen lesen, lesen Sie einen, und während des Seminars versuchen Sie, den Rest zu lesen. Nein, er winkte ab. Weg mit euch. (S. 139f.)

Die FDJ-Leitung der Fakultät kommt auf die Idee, den Klassenkampf sofort in die Hörsäle zu tragen. Es sei notwendig, den philosophischen Idealismus in den germanistischen Wissenschaften zu bekämpfen. Bei Frost/Korff geht es los. Der studentische FDJ-Sekretär ergreift zu Beginn der nächsten Vorlesung ungefragt das Wort: „Herr Professor Frost, ich fordere Sie im Namen der FDJ-Leitung noch einmal auf ... den Appell zur Ächtung der Atombombe zu unterschreiben!“ Frost packt seine Sachen und geht. Die Vorlesung fällt aus. Die Partei lässt die FDJ-Studenten wissen, sie seien arge Pfeifenköpfe. Zur nächsten Vorlesung bei Frost warten alle gespannt. Er kommt, wird von den Studierenden mit besonders intensivem Klopfen begrüßt und sagt als ersten Satz: „Meinen Damen und Herren, freiwillig mache ich viel, gezwungen – nichts!“

Später, so bekundet Günther, hätten ihn zwei Dinge sehr betroffen gemacht. Das war der Tod Frosts zum einen, zum anderen etwas, dessen Thematisierung nur sieben Jahre nach dem Ereignis als bemerkenswert notiert werden kann: „das Wegsprengen der Reste des Universitätshauptgebäudes ... Und der durch Bomben nicht beschädigten Universitätskirche. Heute stehen dort Betonhochhäuser als Universität, alle wie aus einer Hand gemacht von hier bis Babylon. Wer soll das mal alles wieder wegräumen.“

Elfriede Brüning

Vor uns das Leben. Roman (1952)

Verlag Das Neue Berlin, Berlin [DDR] 1952, 314 S. (bis 1953 zwei Auflagen)

Dies war der erste von drei ABF-Romanen (es folgten weitere von Erich Loest und Hermann Kant, s.u.). 1951 hatte Elfriede Brüning für den ihren an einer Arbeiter- und Bauern-Fakultät recherchiert; die Handlung siedelte sie in Ost-Berlin an. Im Mittelpunkt stehen der Direktor der dortigen ABF, Dr. Gaupp, eine Studiengruppe kurz vor dem Abitur und Frau Dr. Wöhlert, deren Deutschlehrerin.

Gaupp war 1945 aus dem KZ befreit worden und dann dabei, als 1946 die Vorstudienanstalt, Vorgängerin der ABF, gegründet wurde. Seit kurzem ist er nun Direktor. Die Unterbringung der Fakultät und ihrer Studierenden ist noch nicht besonders komfortabel. Doch Gaupp erinnert sich an die Anfänge, als im Winter 1946/47 in den Klassenräumen eine Temperatur von minus zehn Grad herrschte.

Frau Dr. Wöhlert ist zwar auch bereits seit 1946 dabei. Aber der Idee, Arbeiter- und Bauernkinder zum Abitur zu führen, steht sie immer noch höchst skeptisch gegenüber. Manche ABF-Studenten haben Voraussetzungen, die sie regelmäßig in ihrer Skepsis bestätigen. „Fräulein Hornberg ... hat zu Hause nur die Dorfschule besucht – eine Zweiklassen-Schule. Unmöglich, solche Leute in zwei Jahren zum Abitur zu bringen.“ Zweiklassen-Schule hieß, dass ein Lehrer jeweils vier

Jahrgänge gemeinsam unterrichtete. Dr. Graupp widerspricht Frau Wöhlert: „Die mangelhafte Vorbildung ist kein Hindernis ... Dafür sind wir ja gerade eine Arbeiter-und-Bauern-Fakultät.“

Am Ende des Buches ist Dr. Wöhlert beeindruckt, wie sich die Studierenden der Gruppe, nicht zuletzt durch gegenseitige Hilfestellung, durchgebissen haben: „Ich gestehe ganz offen, damals habe ich das Experiment, Arbeiter auf die Universität zu schicken, für verfehlt gehalten. Aber man kann doch an eindringlichen und überzeugenden Tatsachen nicht blind vorbeigehen. Eines Tages muß man doch sehend werden.“

Mit den Mitgliedern der Studiengruppe hat sich Elfriede Brüning eine Figurengalerie geschaffen, anhand derer sie verschiedenste Lebensgeschichten entfalten kann, die seinerzeit zur ABF hinführen konnten. Da sind vormalige Produktionsarbeiter, Mitte zwanzig, die sich nur mühsam in das Lernen in einem strukturierten Schulbetrieb hineinfinden, eine Krankenschwester, ein Friseurgehilfe oder ein scheues, etwas unbeholfenes Mädchen vom Lande. Zwei ehemalige Oberschülerinnen sind den anderen voraus, und eine von ihnen ruht sich darauf aus, bis sich Motivationsprobleme einstellen. Sie geht dann freiwillig in einen Produktionsbetrieb, reift dort zur sozialistischen Persönlichkeit und kehrt anschließend wieder an die ABF zurück. Ein West-Berliner, der als Verfolgter des Nazi-Regimes zugelassen worden war, erweist sich als Spion und Saboteur. Er wird am Ende verhaftet.

Die Studiengruppe hat einige Bewährungsproben zu bestehen. So wird die Hälfte der Studierenden bei einer Unterschriftensammlung für den Stockholmer Appell zur Ächtung der Atomwaffen in West-Berlin festgenommen. Sie verbringt einige Tage in Untersuchungshaft, bevor das Verfahren niedergeschlagen wird. Aber das Ganze passiert wenige Wochen vor dem Abitur, und nicht bei jeder und jedem ist zu diesem Zeitpunkt klar, ob die Prüfungen geschafft werden.

Schließlich bestehen aber alle das Abitur. Am Abend vor der letzten Prüfung gab es eine kleine Feier, um die Wohnung eines Ehepaares einzuweihen, das sich in der Studiengruppe gefunden hatte. Bei dieser Gelegenheit durfte es auch etwas pathetisch werden. Kurt, der Gruppensekretär, betonte, dass sich an ihrer Gruppe zeige, „welchen ungeheuren Wandel wir in der Deutschen Demokratischen Republik erlebt haben. Jeder kann bei uns werden, was er will, wozu er Lust hat und wozu er sich befähigt fühlt. Das hat es in Deutschland noch nie gegeben, und das kann es nur dort geben, wo wirklich das Volk die Macht in den Händen hat wie bei uns“.

Dass jeder werden konnte, was er will, entsprach, so mag man hier ergänzen, nicht ganz den Tatsachen. Die sehr berechnete Brechung des bürgerlichen Bildungsprivilegs schloss zwar eine Gerechtigkeitslücke. Doch zugleich wurde damit ein anderes, nun proletarisches, später auch funktionärsproletarisches Bildungsmonopol neu etabliert. Dr. Graupp wohnte der Party gleichfalls bei. Er hat

naheliegenderweise einen Blick auf die Studiengruppe, der den Erfolg dessen, wofür er angetreten war, in den Mittelpunkt rückt:

Sein seit Jahren gehegter Traum schien ihm in diesen jungen Menschen ... lebendig geworden. Er hatte stets die Ansicht verfochten, daß im Volk Talente verborgen lagen, die man nur zu heben brauchte. [...] Es war eines der Ziele, für die er sich hatte einsperren lassen ... Heute sah er, das alles war nicht umsonst gewesen. Noch vor zwei Jahren hatten sie alle ... jenen unfertigen, grob geschnitzten

Figuren geglichen ...: in der Anlage waren sie gut, aber man erkannte auf den ersten Blick, daß man noch viel Mühe, große Geduld und zähen Fleiß darauf verwenden mußte, um sie zu formen. Die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät hatte ihr Bestes getan, um die unfertigen Menschen, die ihr vor zwei Jahren vertrauensvoll überantwortet worden waren, zu formen.“ (S. 304)

Erich Loest

Das Jahr der Prüfung. Roman (1954)

Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1954, 393 S.

1952, erneut Arbeiter-und-Bauern-Fakultät, nun diejenige in Leipzig: War es bei Elfriede Brüning eine Studiengruppe im Abiturjahr, so ist es hier eine Anfängerguppe in ihrem ersten ABF-Jahr, deren Weg geschildert wird. Die verschiedensten Charaktere müssen sich zusammenraufen, darunter Schwätzer und Wichtigtuer. Einer von diesen, Rudolf Pronberg, wird zwar gleich zum FDJ-Sekretär gewählt, stößt aber auch auf Skepsis: „Der bläst sich auf ... Und alles, was er macht, ist bei ihm gleich eine scharfe Waffe. Ich könnte mir vorstellen, wenn der morgens kackt, dann bildet er sich auch ein, eine scharfe Waffe gegen den Imperialismus geschmiedet zu haben.“

Der das sagt, ist Herbert Kowalski, soeben in die DDR gekommen. Er hatte seine Heimatstadt Düsseldorf schnell verlassen müssen, da ihm eine Verhaftung drohte. Nun wird dort ein Prozess gegen ihn geführt, und sie werden „den Friedenskämpfer Kowalski in Abwesenheit verurteilen“. Er ist mit Begeisterung an der ABF, hat aber auch seinen eigenen Kopf. Das passt nicht immer. Die Begeisterung, so wird erwartet, habe nicht nur punktuell, sondern allseitig zu sein. Zum Beispiel sollen alle auch in die Gesellschaft für Sport und Technik (GST) mit Begeisterung eintreten, nicht lediglich aus Einsicht. Kowalski unterschreibt zwar den Aufnahmeantrag, aber kommentiert, dass ihm so etwas überhaupt keinen Spaß mache. „Schießen und Marschieren und so. Ich hab' einfach keine Lust dazu.“

FDJ-Sekretär Pronberg läuft sogleich zu hoher Form auf: „Du weißt wohl gar nicht, ... daß es das Ziel der Imperialisten ist, uns anzugreifen?“ Kowalski: „Halt mir doch keinen Vortrag, weiß ich alles selbst. Ich hab' bloß keine Lust.“ Ein anderer schaltet sich ein: „Bist du denn nicht mit Begeisterung für die Verteidigung unserer Heimat?“ Pronberg kündigt an, man werde sich vor einer anderen

Institution wieder sprechen. Da Kowalski aber Mitglied der westdeutschen KPD ist, kann er nicht vor die SED-Organisation zitiert werden. Also gibt es eine FDJ-Versammlung zum Thema. Kowalski bleibt störrisch: „Für das Ganze könne man wohl begeistert sein ..., aber er für seine Person nicht für Einzelheiten, zum Beispiel für das Marschieren“. Eine Kommilitonin biegt das Ganze schließlich mit einem geschickt eingesetzten Ulbricht-Zitat ab. Sie war bisher eher unauffällig. Das verunsichert den FDJ-Sekretär zusätzlich zu dem Umstand, dass er sich nicht durchsetzen konnte. Der Erzähler fasst zusammen, worüber Pronberg daraufhin sinniert:

Da kamen sie aus den Dörfern und Fabriken, blass, farblos, unprofilert. Sie waren gute Arbeiter gewesen, aufgeweckt, fleißig, hingebungsvoll in ihrer Arbeit in der FDJ. Aber sie wussten nicht viel. Und dann kamen sie zur ABF, lernten, wurden klüger, nachdenklicher, oft auch ernster, begriffen, wie man sich ausdrückt, begriffen, wie man *denkt*. Und

ihm, der mit so viel Vorsprung zur ABF gekommen war, der auf einem hohen Baum saß und gemütvoll auf die Herabsehen konnte, die sich an seinem Stamm mühten, ihm wurde auf einmal klar, dass sie zu klettern begannen, dass sie nach immer höheren Ästen reichten. (S. 156)

Einige zeigen sich den Anforderungen, die in der ABF gestellt werden, moralisch nicht gewachsen. Sie bleiben, der Logik eines sozialistischen Erziehungsromans folgend, auf der Strecke. Der wichtigtuersische FDJ-Sekretär Pronberg gehört dazu.

Er überreizt, als er eifernd und keifend anklagt, dass ein Kommilitone seine Wohnung mit Emailleschildern aus Reichsbahn-Zügen geschmückt hat: „Diebstahl sozialistischen Eigentums“ sei das. Und: „Wer wenig stiehlt, kann auch viel stehlen. Und wer nicht empfindet, was Volkseigentum ist, gehört nicht in die FDJ, gehört nicht an die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät.“ Doch dann stellt sich heraus, dass die völlig unangemessene Skandalisierung eines Dumme-Jungen-Streichs ausschließlich Pronbergs Karriere interessen dient. Einmal erkannt, erscheinen auch frühere Zuspitzungen, die er in die Studiengruppe getragen hatte, in einem anderen Licht. Dem nun zu erwartenden Ausschluss aus SED, FDJ und ABF kommt Pronberg zuvor: Er setzt sich nach West-Berlin ab.

Aus der entwicklungsfähigen Mehrheit aber entsteht bis zu den Zwischenprüfungen am Ende des ersten Jahres ein echtes Kollektiv. Weitgehend bewegen sich die Protagonisten dabei „in einer pädagogischen Provinz, in der sie der Autor erzieht oder endgültig entlarvt“, wie Manfred Behn und Jan Strümpel (2015) formulieren: „Der Karrierist wird beseitigt, die mittleren Helden finden zu trauter Zweisamkeit.“ Letzteres spielt auf die amourösen Verwicklungen an, die das erste ABF-Jahr der Studiengruppe auch kennzeichneten.

Erich Loest hat darauf verzichtet, dieses Buch in seine Werkausgabe (Loest 1991–2004) aufzunehmen.

Hermann Kant Die Aula. Roman (1965)

*Rütten & Loening, Berlin [DDR] 1965, 464 S. (bis 1989 26 Auflagen) sowie Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1968. Hörbuch-Ausgabe: Deutsche Schallplatten, Litera, Berlin [DDR] 1967. Westdeutsche Ausgaben: Fischer-(Taschenbuch-)Verlag, Frankfurt a.M. 1968–1989, sowie Bouvier, Bonn 1975. Buchclub-Ausgaben: Buchclub 65, Berlin [DDR] 1968, Bertelsmann-Lesering/Europäischer Buch- und Phonoklub/Buchgemeinschaft Donauland, Gütersloh/Stuttgart/Wien 1968. Taschenbuchausgabe: Reclam-Verlag, Leipzig 1979. Neu-Ausgaben: Aufbau-Taschenbuch, Berlin 1993–2012, Hörbuch: BMG Wort, Köln 2001. Zahlreiche Übersetzungen in osteuropäischen Ländern sowie ins Spanische und Französische
Bühnenadaptation: Landestheater Halle, 1972 (auch in einer Bearbeitung für das DDR-Fernsehen, Erstaussstrahlung 1.7.1972). Bühnentext-Publikation: Henschelverlag Kunst und Gesellschaft, Berlin [DDR] 1968*

Das ist ABF-Roman Nummer drei. Robert Iswall muss eine Begräbnisrede schreiben. Der Trauerfall ist nicht tragisch, aber Wehmut weckend. Die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät der Universität Greifswald hat 13 Jahre existiert, 1949 bis 1962. Nun gilt ihre historische Aufgabe als erfüllt, denn inzwischen gelangen Arbeiter-und-Bauernkinder auch über ein normales Abitur an die Hochschulen. Iswall ist ABF-Absolvent des Jahres 1952 und inzwischen Journalist. Der Direktor der Fakultät hat ihn gebeten, zur Auflösungsfeier die Rede namens der Absolventen zu halten. Es ist noch ein halbes Jahr hin, also genug Zeit, um sich zu erinnern, zu überlegen, was in solch eine Rede gehört und was nicht, und den Leser daran auf 450 Seiten teilhaben zu lassen.

Dabei ergibt sich vor allem ein Generationenporträt. Eingebettet in allerlei Erlebnisse auf dem Weg zur Hochschulreife, werden die Lebensgeschichten der Kommilitonen geschildert. Gemeinsam ist diesen die Kriegserfahrung und meist Kriegsgefangenschaft. Alle kommen zudem aus einem handwerklichen Beruf. Jetzt sind sie an der Universität. Der Rektor, ein Mineraloge, langweilt sie gehörig bei der Begrüßung:

„Nun hat es den tröstlichen Anschein, als ob der Vorstand dieses eigenartigen Gemeinwesens, in dem wir nach dem Hingang des Reiches leben, seine Fürsorge nicht allein der Installation von Neuheiten, wie Ihre Lehranstalt sie darstellt, gelten ließe, sondern auch

dem Herkömmlich-Bewährten Aufmerksamkeit entgegenbrächte. Mit Genugtuung habe ich die Zusage vernommen, man werde endlich den Mineralogischen Institut, das seit Jahren unter entsetzlicher Raumnöte leidet, ein neues Gebäude schaffen.“ (S. 69)

Iswalls erste Begegnung mit der Universität war auch nicht ganz perfekt gewesen. Auf dem Weg zum Eignungsgespräch hatte er die falsche Tür erwischt und saß plötzlich in einer Vorlesung über die kleinen Propheten. Er wollte sich klammheimlich wieder davonstehlen. Doch der Professor sprach ihn freundlich an, der Saal war vollbesetzt. Zur ABF-Aufnahmeprüfung wolle er?

„Aber verweilen sie doch noch einen Augenblick, lieber Arbeiter, oder sind Sie ein lieber Bauer? Sie sollten sich so fremd nicht fühlen unter uns; der Hirtenstand ist uns doch sehr nahe [...] Und unser aller Herr, dessen Lehre zu verbreiten wir uns hier präparieren, war eines Zimmermannes Kind. Am Ende sind Sie auch eines Zimmermannes Kind?“

„Nein“, sagte Robert, „mein Vater war Straßenfeger!“

„Straßenfeger!“ rief der Professor, „das ist von tiefer Symbolkraft, und sicher wird man bald von Ihnen in der Zeitung lesen: Ein

Staubgeborener und jetzt am Busen der nähernden Mutter! O Jahrhundert, o Wissenschaft! – Also, mein Lieber, es war uns eine Freude, Sie zu sehen, aber nun wollen wir Ihren Schritt nicht länger bremsen, der just ansetzt zum Marsche auf die Fakultät nicht der kleinen, sondern der großen Propheten, die da Marx und Lenin heißen. Fahren Sie wohl!“

Unter donnerndem Beifall wurde Robert zur Tür hinausgeschoben. Er stand auf dem Flur und las auf einem Anschlag: „Prof. D. Noth, Alttestamentliches Seminar.“ (S. 27f.)

So ganz ernst nimmt man die neue Arbeiter-und-Bauern-Fakultät und ihre Studierenden an der Uni noch nicht. In der Vollversammlung zur Studentenratswahl sprechen die Wortführer von der „vielleicht doch ein wenig zu eilig“ zur Fakultät ernannten Lehranstalt. Doch die Neuen werfen sich in das Abenteuer der Wissenschaft. Die Dozenten können ihre Bestürzung über manche der Bildungsvoraussetzungen dabei nicht ganz verbergen: „Übrigens finden wir Ihren Lebenslauf auch vom Stil her beachtlich, nicht wahr, Kollege Fuchs.“ Der Lebenslauf ist von Iswall. Kollege Fuchs, knapp: „Es fehlen zweiunddreißig Kommata.“

Doch es gibt auch Fortschritte. „Fräulein Rose Paal“, sagt Deutschlehrer Riebelamm feierlich, „bekommt die erste Eins in der Geschichte der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät unserer ehrwürdigen Universität. Warum? Weil sie ‚aber‘ gesagt hat, ‚aber‘ gedacht und ‚aber‘ gesagt. Seht sie euch an und nehmt euch ein Beispiel ...: Fräulein Rose Paal, Landarbeiterin und Studentin“.

Die politischen Verwerfungen der ersten Republikjahre kommen auch vor, bleiben allerdings wenig bedeutsam für die Handlung. In Iswalls Aufnahmegespräch sprach der Vorsitzende bedeutungsschwer, in der jetzigen Situation sei es, wie Genosse Stalin sage: Die Kader entscheiden alles. Der beisitzende Lateinlehrer erwidert leichthin: „Sollen wir Ihren Worten ... entnehmen, daß sich eine Situation denken ließe, in der es nicht so wäre, wie Genosse Stalin sagt?“ Der Vorsitzende dachte nach: „Der Einwurf ist berechtigt ... Ich präzisiere also: Auch in dieser wie in jeder anderen Situation trifft zu, was der Genosse Stalin sagt.“

Kritik und Selbstkritik begleiten das ABF-Studentendasein – zehn Jahre später, meint Iswall, scheine das Wort „Meinungsstreit“ an seine Stelle getreten. Kurz nach Semesterbeginn hat Iswall ein Verhör in der Fakultätsdirektion: Seine Schwester ist republikflüchtig geworden, aber letztlich bleibt es ohne Folgen für ihn. Anders beim Parteisekretär der Universität, Haiduck. Im Westen ist ein Buch eines Sozialdemokraten erschienen, der mit diesem im Lager war. Er berichtet darin, mit Haiduck nächtelang diskutiert zu haben, wobei dieser die Auffassung von einem besonderen deutschen Weg zum Sozialismus vertreten habe. Haiduck wird abgesetzt.

Schließlich, wir sind wieder im Jahre 1962, hat Iswall seine Rede für die Abschiedsfeier von der ABF im Kopf, nur noch nicht auf dem Papier. So malt er sich seinen Auftritt aus:

Ganz schön, was wir hier vorzuzeigen haben. Einen Haufen gediegener Fachleute, der vor dreizehn Jahren noch ein Haufen verwirrter und unwissender Waisenknaben war. In diesem Saal befindet sich niemand, der nicht zumindest das Abitur hätte, aber vor dreizehn Jahren war für die meisten im Saal, die Lehrkräfte und die verehrungswürdigen Vertreter der Universität selbstredend ausgenommen, das Abitur ein Fremdwort, so hoch und so feierlich wie der Kölner Dom. Damals hat von dieser Stelle aus ein lieber alter Herr seine Zweifel kundgetan. Er hat uns freundlich gesagt: Geht nur fischen, liebe Kinder, doch nicht in meinem Wasser, denn das ist euch zu tief. Inzwischen schwimmen wir in allen Wassern und sind zu Gründen getaucht, die unerreichbar schienen. Man nannte uns witzig ABC-Studenten, aber jetzt kommt man zu uns – jedenfalls zu einigen unter uns ... – und bittet um die Übersetzung eines chinesischen Textes. Die medizinische Wissenschaft war uns eine Art Traummeile – nun, wir sind sie längst gelaufen. Da sitzt einer, der Landarbeiter war, und jetzt heißt eine neue Beißzange nach ihm. Die Zange – und das erst ist die Pointe – ist nicht zum Verdrahten einer Viehkoppel gedacht: Man öffnet Hirnschalen mit ihr, und auch in Melbourne und Montreal heißt sie nach dem Landarbeiter. Chemie, das war uns ... eine stinkende Wolke und nicht mehr. Sehen Sie den Mann dort, ja, den mit der Figur eines Fußballspielers und Boddenfischers ...? Der ist in die stinkende Wolke hineinmarschiert, und jedesmal, wenn er aus ihr auftauchte, brachte er einen neuen Kunststoff mit, und jetzt erwägen sie ernsthaft seine Aufnahme in eine Akademie, in die

man sonst nur kommt, wenn man über sechzig ist. Vor dreizehn Jahren war das Schwerste am Lernen für uns das Lernenlernen. Jetzt haben wir auch das Lehren gelernt, und eine unter uns hat es besonders weit darin gebracht: Sie bedient die Schulen mit neuen Methoden, und wenn wir unseren Kindern bald nicht mehr folgen können, dann ist sie mit schuld daran, und wir verzeihen ihr mit Freuden.

Ginge es nach mir, verehrte Anwesende, ... dann höbe ich den Finger und zeigte auf euch, ihr Mitneunundvierziger ... und sagte: Steh auf, sag deinen Namen und sag deinen Beruf, den von damals und den von heute ... Alles, was wir brauchen, sind Tatsachen. Und nun steht auf, ihr Tatsachen, und laßt euch sehen!

Irmgard Strauch, Verkäuferin – Studienrätin; Joachim Trimborn, Fischer – Chemiker; Rose Paal, Landarbeiterin – Sinologin; Vera Biefert, Schneiderin – Augenärztin. Und nun die nächste Reihe, bitte: Uhrmacher – Diplom-Physiker; Frisör – Hochfrequenztechniker; Volkspolizist – Mitarbeiter ... Wie bitte, was war das für ein Beruf, der jetzige? ... Mitarbeiter, hm, Mitarbeiter im MfS ... im wo? ... im Ministerium für Staatssicherheit ... so, so, Mitarbeiter, ja? ... hm, Oberst, genau gesagt ... danke, der nächste: Landarbeiter – Chirurg, Dr. med. habil., Verdienter Arzt des Volkes; Waldarbeiter – Angestellter ... Halt, schon wieder einer, der Zicken macht; was heißt hier Angestellter, das kannst du sagen, wenn du deinen Personalausweis verlängern läßt ... Also ... Hauptabteilungsleiter im Ministerium für Land- und Forstwesen, Diplom-Forstwirt. (S. 362–364)

Kurz vor der Feier kommt ein Brief vom ABF-Direktor. Man sei inzwischen zu dem Ergebnis gekommen, „daß die bisherige Programmplanung einen etwas zu sehr rückwärtsgewandten Charakter hatte. Wir halten es jedoch für zweckmäßiger, auf das neue und die vor uns liegenden Aufgaben zu orientieren“. So erhält die Feier einen anderen Charakter, anschließend sei ein geselliges Beisammensein geplant. Die Rede Iswalls bleibt daher ungehalten.

Karl Mickel

Lachmunds Freunde. Roman (2006)

Mit Untertitel „Erstes und zweites Buch“ Wallstein Verlag, Göttingen 2006, 597 S. (Teil 1 zuerst: Mitteldeutscher Verlag 1991)

Radikaler Gegenentwurf zu Hermann Kants „Aula“: So ordnete Klaus Völker (*1938) dieses Buch ein, als er sich an dessen Herausgabe machte (und in dem er selbst als Figur auftaucht). Das erste Lachmund-Buch war zwar schon 1991 erschienen, ging aber in den ostdeutschen Umbruchsturbulenzen unter (Mickel 1991). Karl Mickel verstarb im Jahre 2000 und hatte zuvor das zweite Buch weit vorangetrieben, doch nicht mehr fertigstellen können. Völker brachte es dann so weit, wie es sich aus den nachgelassenen Papieren bringen ließ.

Er sah hier einen Text, der mit kauzigem Humor die „Leichtfertigkeit“ der „Aula“ mit formaler Strenge zerpfücke. Kants Buch habe „unterhaltsam glatt in der Art des beliebten Pennälerbuchs ‚Die Feuerzangenbowle‘“ die DDR-Wirklichkeit auf die leichte Schulter genommen, augenzwinkernd einvernehmlich mit dem Leser Rückschau gehalten und missliche Zustände nostalgisch verbrämt (Völker 2006: 593f.). Ganz anders „Lachmunds Freunde“. Es ist, in den Worten Wolfgang Emmerichs (2000: 489), kauzig räsonierend, skurril, gegen die Regeln der Kunst erzählt und collagiert – also, mit anderen Worten, nicht ganz leicht lesbar.

Das erste Lachmund-Buch, einsetzend mit dem 17. Juni 1953, erzählt aus dem Berliner Studentenleben dreier Freunde, die recht ungleicher Art sind. An ihm hatte Mickel bereits seit 1963 gearbeitet. Der zweite Band verfolgt die Spuren der Freunde in ihren weiteren Lebenswegen, die zwar auseinander, „sträuben“, die Freundschaft aber nicht verflüchtigen lassen. Ein Anhang versammelt Notizen, die Mickel angelegt hatte, dann im zweiten Buch jedoch nicht mehr ausführen konnte (etwa zu den Tagebüchern Victor Klemperers [1881–1960]: „Seelenfressende Lektüre: Kl. sieht die Macken der frühen DDR durch die Brille seines albernen Ehrgeizes“, und „er konkurriert mit den Confessiones des (gehaßten!) Rousseau um die tiefere Selbsterniedrigung. Halbbewußte Kunstform“).

Der auffälligste Unterschied zu Kants „Aula“ ist im ersten Buch, dass die DDR und ihr politisches System eher am Rande vorkommen, jedenfalls nicht im Zentrum stehen (das ist von den Frauengeschichten der drei Freunde erschöpfend besetzt). In der „Aula“ dagegen sind genau diese epizentral: die DDR und der Sozialismus. Gleichgültig aber sind den drei Freunden bei Mickel Land und System, in dem sie leben, nun auch nicht. Doch sie denken gegen den Strich. Hammer, einer der drei, über das Studium ökonomischer Theorien:

„Die Praxis ist natürlich ganz anders. Insofern ist das Studium nutzlos. Die Theorien stimmen nur, wenn alles klappt. Wenn

nichts klappt, hilft keine Theorie; wenn alles klappt, braucht man keine. Das Studium ist nicht nutzlos. Es besteht der Brauch, daß Je-

mand, der die Wirtschaft leiten will, vorher studiert. Deshalb sprechen die Wirtschaftsleiter ihre besondere Sprache. Die sie uns lehren, die Dozenten, glauben, diese Sprache

sei wörtlich gemeint, oder wollen uns das glauben machen. Das muß man gehört haben.“ (S. 93)

Die drei über ökonomische Theorien in der Praxis:

Unser Mißbehagen war außerordentlich: hatten wir uns doch bewußtseinshalber ins Dorf verfügt; die Republik braucht Kartoffeln, wir buddeln sie aus ... Würden wir nicht, indem wir Geld nähmen, die Warenwirtschaft über die Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft wuchern lassen? jene Warenwirtschaft, die aus dem Bereich der

Volkswirtschaft zu treiben wir uns berufen fühlten! [...]

Wir sollten, schlug ich ... vor, den Gewissenskonflikt lösen, indem wir zunächst ihn als subjektiven Wellenschlag eines gesellschaftlichen Widerspruchs objektivierten. Dabei käme es vor allem auf den höchstmöglichen Standpunkt an. (S. 207)

Diesen Standpunkt habe wohl einer ihrer Dozenten, Dr. Uhlich, während einer seiner improvisierten Pausen-Debatten treffend bestimmt:

Man müsse wissen, welchen Begriff man mit dem Schlagwort Übergangsperiode verbinde. Wenn eine Formation zur anderen changeire, seien nicht allein die Zustände gemischt, sondern auch und vor allem die Tendenzen trieben konträres Spiel. [...] Die ... Großproduktion bärge in sich und entwickle nach und nach alle die negativen Züge, die Lenin dem vollendeten Monopol zugeordnet gehabt habe: und zwar durch ökonomischen Druck. Das wolle mit Macht in den Schoß zurück: der sich vor ihm, nicht ohne sein Zutun, öffne, ja den es, marxisch zugespitzt formuliert „vor allem produziere“. Der kontraproduktive Strom sei nur mittels freundlichen außerökonomischen Zwanges kompensierbar; der stete Eingriff aber spezialisieren eine scharfbegrenzte Schicht von Personen heraus, welche

die Verfügungsgewalt in ihren Händen zu konzentrieren sui generis bestrebt sein müsse und deren Existenz dann die monopolistische Tendenz, die zu konterkarieren sie angetreten gewesen war, unweigerlich verstärken werde. Diese, durch ihre eigentümliche Stellung zu den Produktionsmitteln charakterisierte, Schicht von Personen werde vermutlich schließlich zur alten Ausbeuterklasse überlaufen wollen. „Die ideale Entropie-Kurve“: sagte Uhlich. [...]

„meinst du, nach Uhlichs Meinung sei unser Kartoffeleinsatz ein solcher schädlicher außerökonomischer Zwang?“ – „Ich muß annehmen, daß er so denkt, da wir ja, im Prinzip, dem Konzept kameralistischer Arbeitskräfte-Beschaffung unterworfen sind“. (S. 208f.)

Lachmund wird dann – nun sind wir im zweiten Buch – Sportreporter von einigem Einfluss und privilegierter Stellung, nämlich mit Einzelvertrag und komfortablen Lebensumständen. Durch einen Zufall gerät er in die Nähe Walter Ulbrichts (1893–1973). Dessen Frau Lotte (1903–2002) ist bei einer Kaufhauseröffnung ihrer Entourage abhanden gekommen und in ein Fußballstadion gelangt. Lachmund legt, das Gespräch mit ihr vermeintlich zusammenfassend, ihr einen Satz in den Mund, den das Zentralorgan am nächsten Tage druckt: „Der beste Lehrmeister des linken Verteidigers ist der gegnerische Rechtsaußen.“ Lotte Ulbricht ist beeindruckt, wie „er meine Gedanken erfassen konnte. Genau das habe ich gedacht, was er dann gesagt hat. Musterhaft dialektisch.“ Ein richtiger Philosoph, schwärmt sie ihrem Gatten vor. Dieser darauf: „Wenn ‘r ni Professor is, gloobt ‘m kee Mensch, daß ‘r ä Philosoph ist.“

Aber, kein Problem: Nach drei Monaten findet sich Lachmund zum Professor berufen. Auftrag: Aufbau eines Forschungsbereichs Sozialästhetische Prognostik, vorläufig angesiedelt am Institut von Wolfgang Heise (1925–1987). Der führt ihn in den sozialistischen Geistesadel der Republik ein: Werner Krauss (1900–1976), Walter Markov (1909–1993), Gerhard Scholz (1903–1989), Jürgen Kuczynski (1904–1997), Hans Motteck (1910–1993); „auf dem Empfang anlässlich der Konferenz über *Das Problem der Freiheit im Lichte des Wissenschaftlichen Sozialismus* zündete er Blochs Zigarre“. Diese Konferenz war 1957 (vgl. die Dokumentation Heppener/Hedeler 1991), aber Mickel nimmt sich auch die Freiheit, Ereignisse sehr verschiedener Zeiten als gleichzeitig zu imaginieren. So kann der Leser, die Leserin auch immer wieder denken, es müssten zwischen erstem und zweitem Buch Jahrzehnte vergangen sein.

Dann lässt sich Ulbricht vom schon erwähnten Dozenten Hellmuth Uhlich einen verwegenen Einfall soufflieren. Uhlich formulierte gerade – „in wessen Auftrag?“ – die Memoiren des verdrängten Ulbricht-Konkurrenten „F.D.“, also wohl Franz Dahlem (1892–1981). Ulbricht nun: „Wir müß’n also unsern Mänsch’n ‘n attraktiven Weg nach inne’nei anbieten, daß se uns ni immer wieder nach draußen ‘naus davonloofen.“ Die Lösung, auch um die internationale Isolierung aufzuweichen: die Wiedererrichtung der Monarchie in Sachsen als inföderiertes Königreich. Lachmund wird wissenschaftlicher Begleiter des Unterhändlers, der auf die Suche nach möglichen Thronkandidaten geschickt wird. Deren zentrale Voraussetzung ist, adlig zu sein. Als ein passabler Kandidat gefunden ist – ein „Gebildeter Mann, denkbar geringer Milieuschaden“ –, wird Lachmund Sächsischer Hofrat.

Dass es in diesem Buch keine richtige Fabel gibt, ist Absicht: bloß keine vereinheitlichenden oder teleologischen Geschichtserzählungen. „Das Menschenwerk fügt sich den Formeln nicht. Es sträubt sich mit Händen und Füßen. Auf eine elegante Lösung dürfen wir nicht hoffen. Ich will aber versuchsweise zusammentragen, was über den Kasus allenfalls gegenwärtig gedacht werden könne.“

Hildegard Maria Rauchfuß

Wem die Steine Antwort geben. Roman (1953)

Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1953 (bis 1962 elf Auflagen), 395 S. Westdeutsche Ausgabe: Verlag Dein Buch, Essen 1953

Manfred Rohloff, Mitte vierzig, ist Bildhauer, Professor an der Dresdner Kunstakademie und war nach dem Kriegsende zum künstlerischen Leiter der Bauabteilung des Zwinger berufen worden. Der im Krieg desaströs zerstörte Zwinger wird wieder aufgebaut, und in dieser Aufgabe geht Rohloff völlig auf.

Seine Frau Hertha, mit der er seit zwölf Jahren verheiratet ist, hatte ursprünglich andere Vorstellungen von ihrer Ehe. Ihr schwebte das bürgerliche Leben als Gattin eines angesehenen Akademiekünstlers vor. Interesse für die Arbeit ihres Mannes

vermag sie indes nicht aufzubringen. Der Gedanke an eine eigene Berufstätigkeit erscheint ihr als Zumutung, „sie ersehnt ein bequemes Leben in vornehmer Untätigkeit“ (Lorenz 1982: 199). In dieser Atmosphäre wird Rohloff immer mehr zum Eigenbrötler, der sich von seiner Familie wie von seinen Kollegen mehr und mehr abschließt.

Dann kommt Karla Dröge auf die Baustelle. Sie ist dreiundzwanzig Jahre alt, verwaist und nach ihrer Flucht aus Ostpreußen in Dresden ansässig geworden. Im Frühjahr 1950 hat sie als Steinmetzlehrling bei der Restaurierung des Zwinger begonnen. Steinmetzmeister Schmoller erkennt schon nach wenigen Wochen das außerordentliche Talent Karlas und empfiehlt sie deshalb zur künstlerischen Ausbildung an Rohloff.

Mit ihrer unverstellten Art gelingt es Karla Dröge, den Professor aus seiner zurückgezogenen Arbeitsbesessenheit und der damit einhergehenden Isolation zu befreien. Sie macht ihn für das, wofür er arbeitet, sehend: „Jetzt konnte er sehen, jemand hatte die trüben Scheiben eines Fensters zerbrochen, und in ihn war das Draußenliegende geströmt, in dem er sich selbst langsam wiederfand: die Bauplätze der genesenden Stadt, die wachsenden Fundamente, die täglich höher steigenden Baugerüste, die grell und fröhlich pfeifenden Morgensirenen und die vorwärtsstürmenden Straßen.“

Plötzlich gelingt ihm eine Plastik, die bei der ersten Dresdner DDR-Kunstaussstellung Aufsehen erregt: „Die Trümmerfrau“. Rohloff mache dabei, so heißt es in einer späteren Deutung des Textes, „die Entwicklung zur völligen Operationalisierung seiner Kunst durch: sein neues, gefeiertes Werk ... huldigt einer Ästhetik des totalen Abbildrealismus“ (Niemöller-Fietz 1992: 124). Seine Schülerin entwickelt sich rasant und schafft in ihrer Freizeit eine kleine Plastik von außergewöhnlicher Gestaltung:

„das Gesicht ... eines jungen Arbeiters, der breitbeinig dastand, die Hände in die Seiten gestützt. Tausende mochten wohl in dieser Haltung nach der Arbeit auf den Bauplätzen der Republik stehen und wie er nach oben blicken, dorthin, wo schon wieder ein Stockwerk fertig geworden war. In der Gestalt des jungen Menschen drückte sich ein mitreißendes Triumphgefühl aus, das weniger von den in die Seiten gestützten Armen ausging oder den sicher stehenden Füßen als von dem in den Nacken geworfenen Kopf. [...]

Tatsächlich – die Arbeit war wirklich nicht

nur gekonnt, sie ergriff. Der Gesichtsausdruck fesselte, er war echt, da war nichts Totes oder Starres drin, im Gegenteil. Eine tiefe Befriedigung, mit etwas Schwierigem fertig geworden zu sein, strahlte davon aus, es war deutlich zu spüren, wie der junge Mensch stolz war. Nicht stolz auf sich, nur stolz darauf zu wissen: Da ist wieder etwas geschafft worden, für euch alle, die ihr darauf wartet, daß einmal alles größer und schöner um uns herum werden wird. In dieser Stadt nicht nur, sondern überall in Deutschland ...“ (S. 400f.)

Rohloff schlägt daraufhin Karla Dröge zum Studium an der Kunstakademie vor. Ein Kollege von der Hochschule stimmt ihm zu: „Hier ist eigentlich alles drin, wohin unsere Akademieschüler einmal kommen sollen [...] dieser Ausdruck ist

durchlebt ... Die junge Künstlerin hat es überraschend gut verstanden, nicht nur einen Arbeitsvorgang darzustellen ..., sondern die geistige Verfassung des Arbeiters ist ausgezeichnet getroffen. Kunst bewegt doch nur, wenn sie durchleuchtet ist“.

Steinmetzmeister Schmoller ist stolz auf seine Entdeckung, die Karla ursprünglich war: „Früher ..., da gab's so was überhaupt nicht, ein Arbeiter blieb ein Arbeiter, zeit seines Lebens“. Und seine Frau stimmt ihm zu: „unsere Karla ... kommt jetzt auf die Akademie! Aus dem Lehrbauhof haben sie sie weggeholt, weil sie was kann! Und wer heutzutage was kann, der braucht kein Geld und kein Garnichts, der braucht bloß seinen Verstand und seine zehn Finger, für das andere sorgt der Staat.“

Inge von Wangenheim

Das Zimmer mit den offenen Augen. Roman (1965)

Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1965, 623 S. (bis 1988 acht Auflagen). Buchclub-Ausgabe: Buchclub 65, Berlin [DDR] 1965

Ein Zellwolle-Betrieb, gelegen in einem thüringischen Städtchen an der Saale unweit von Jena, bis vor kurzem ein NS-Musterbetrieb der I.G. Farben: Um dessen chemische Forschungsabteilung dreht sich das Buch. Die Chemiker waren fast durchweg in der NSDAP gewesen, verstehen sich aber ebenso fast durchweg als unpolitisch. Einige von ihnen sind nach der kurzzeitigen amerikanischen Besatzung mit den Amerikanern gegangen. Die anderen harren ihrer Entnazifizierung. Sie arbeiten weiter auf ihren Spezialstrecken – Chemiefaser, Polyamidfaden, Eiweißfaser –, nun aber unter erschwerten Bedingungen: Wiederaufbau des teilweise zerstörten Betriebs, fehlende Arbeitskräfte, Produktion mit Angelegerten.

Dr. Robert Steffen ist nicht der Mittelpunkt der Forschungsabteilung, aber der Handlung. Sein Vater leitet die HNO-Klinik an der Universität Jena. Dieser ist eingebettet in ein privates Umfeld, das den neuen Machtverhältnissen höchst skeptisch gegenübersteht. Frei von Anfechtungen, was die Vergangenheit betrifft, ist er nicht:

Selbstverständlich hatte er gewußt, daß Frau Mertens sich vergiftete, weil sie nicht nach Auschwitz wollte. Selbstverständlich hatte er gewußt, daß es in der Feuerwehrracke einen vergitterten Kellerraum gab, in dem Menschen gefoltert und totgeschlagen wurden. Selbstverständlich hatte er gesehen, dass russische und polnische Gefangene re-

gelrecht verhungerten. [...] Er hatte sich ... krank gemeldet und war drei Tage zu Hause geblieben. Um taub, stumm und blind zu sein ... Es waren ja alles immer nur kurz hingeflüsterte Gerüchte, Blicke und Zeichen. Welcher vernünftige Mensch gab etwas auf derart unbewiesene Andeutungen? (S. 73f.)

Es erfolgt dann die Entnazifizierung, d.h. die Entlastung der Chemiker in Robert Steffens Betrieb, nicht zuletzt wohl, weil man auf sie angewiesen ist. Im Buch

firmieren die führenden Köpfe der Forschungsabteilung als „Industriengelehrte“. Steffen tritt in den FDGB ein, seine Frau sieht das skeptisch, er antwortet: „Das ist einfach die Fortsetzung der Arbeitsfront, Liebling. Man muß da drin sein, sonst hat man Unannehmlichkeiten.“ Die SED hat intern die Parole ausgegeben, die Forscher zurückhaltend zu behandeln. „Wir haben die Intelligenz zu gewinnen. Bei offener Grenze. Das zwingt uns zur Überlegung jeden Schritts. Mißgriffe ... können wir uns nicht leisten.“

Im Betriebsalltag verhalten sich aber weder die Chemiker noch die Partei immer sehr geschickt. Die Betriebsparteizeitung publiziert einen Kommentar, in dem technologische mit politischen Fragen vermengt werden: Wie könne man eine längst überholte Ami-Technologie „des Herrn Dupont ... verteidigen, eines der ärgsten imperialistischen Sklavenhalter und Ausbeuter auf dem Chemiesektor ... Auch für gewisse Kollegen Akademiker, scheint uns, ist es an der Zeit, an der Seite der Arbeiterklasse neue Wege zu beschreiten und überholte Vorstellungen von der Überlegenheit kapitalistischer Technologien über Bord zu werfen.“

Der Werkleiter Mertens, ein Chemiker, dessen jüdische Frau sich der Deportation durch Freitod entzogen hatte, rückt gegenüber der Parteisekretärin die Sache zurecht: „Es gibt ... weder imperialistische Schächte noch sozialistische Trichter, Frau Kollegin. Wenn Sie auf diesem Standpunkt beharren, machen Sie jede sachliche Arbeit zur Verbesserung unserer Technologie unmöglich. Dr. Steffen ist nicht deshalb, weil er für die Schächte eintritt, ein Anbeter kapitalistischer Technologien oder gar ein Agent imperialistischer Sklavenhalter.“

Auch der für politische Arbeit eingesetzte „Kulturdirektor“ des Betriebs versucht, Spannungen abzubauen. Steffen erscheint ihm als ein schwieriger, doch nicht hoffnungsloser Fall, aber der Spannungsabbau klappt nicht immer:

„Ist Ihr wissenschaftliches Kollektiv nicht zu klein?

„Auf Nachwuchs können wir vorläufig nicht rechnen. Die Planstellen fehlen, und – Sie wissen das ja besser als ich – Kinder von ‚Intelligenzlern‘ dürfen nur in Ausnahmefällen studieren. Im sechsten Semester bekommen sie dann eine Fünf in ‚Gesellschaftswis-

senschaft‘ und fallen durch. So ist das Nachwuchsproblem gelöst.“

„Am Ende sind die Väter dieser Kinder unserer Republik nicht so freundlich gesinnt wie es notwendig wäre?“

„Dann müssen Sie sich ihren Nachwuchs selbst backen.“

„Das werden wir tun.“ (S. 274)

Steffen ist nicht vernagelt. Für die Reparationen etwa kann er durchaus Verständnis aufbringen: „Natürlich ist es scheußlich, daß wir jetzt eingleisig fahren müssen, aber unsere Sprengkommandos haben schließlich nicht einen Meter Gleis in Rußland übriggelassen.“

Zugleich sieht sich Steffen einem Bekenntnisdruck seitens der Betriebs- und Parteileitung ausgesetzt. „Wofür soll ich mich entscheiden? Für Verhältnisse ..., die ich nicht liebe, nach meiner ganzen Natur, nach meiner Herkunft, meinem Werdegang, meinen Vorstellungen von einem gebildeten, humanen Leben nicht lieben kann! Das wäre doch Selbstaufgabe.“ Die Verhältnisse im Werk bestärken ihn in

seiner eher abweisenden Haltung: „Schlamperei, Unaufrichtigkeit, Dilettantismus ... Unterschätzung der Wissenschaft, Mißachtung der Intelligenz, Perspektivlosigkeit ... Formalismus, Bürokratismus, Selbsttäuschung ...“

Am 17. Juni 1953 verhalten sich die Chemiker abwartend. Der Leiter der Forschungsabteilung Dr. Rodeland war unlängst in Bad Pyrmont zur Kur gewesen. Ein Abstecher führte ihn nach Frankfurt a.M. (also vermutlich in die I.G.-Farben-Zentrale). Dort hatte man ihm gesagt: „Keine Dekuvrierung vor der Zeit!“ Die Betriebsleitung hat eine ähnliche Meinung zu ihm: „Er wird nicht gehen ... Dieser Mann weiß, warum er in Weiza ist. ... Er ist in IG-Farben-Mann.“ Er hält die Stellung, bis es wieder anders herum kommt. Zu Steffen sagt Rodeland am 17. Juni: „Die Zukunft wird die Unantastbarkeit der deutschen Wissenschaft wiederherstellen.“

Steffen hat dann ein Damaskuserlebnis. Die Dederon-Strümpfe, die das Werk produziert, sind fortwährend mangelbehaftet. Während er an einer Lösung tüfelt, machen sich zwei Facharbeiter ebenso Gedanken. Steffen ignoriert sie und dringt darauf, seinen Ansatz zu privilegieren. Die beiden Facharbeiter werden nicht unterstützt, arbeiten aber im Verborgenen weiter. Als sie ihre Lösung – abgeschirmt von Meistern und Vorarbeitern – erproben, erweist sich diese als die bessere. Der Unantastbarkeit der Wissenschaft hatte Steffen mit dem Dünkel des Akademikers nun selbst einen schlechten Dienst erwiesen.

Der Kulturdirektor nimmt ihn zur Brust: „Kleinlich, mißmutig, engherzig gegenüber allem, was die Arbeiterklasse vollbringt“, so sei sein Verhalten. Es benötigt dann noch einige berufliche und private Verwicklungen und deren Auflösung, bis Steffen mit sich und dem Platz, an den er gestellt ist, ins Reine kommt. Die gegen viele innere und äußere Widerstände vollbrachte Entwicklung des Werkes erlangt dann auch offizielle Anerkennung. Steffen gilt dem „Neuen Deutschland“ als „führender Technologe im Sektor vollsynthetischer Spinnprozesse“. Die Forschungsabteilung wird bedeutend erweitert. Vor dem Werktor findet sich ein Institut für Textiltechnologie der Chemiefaser errichtet.

Am Ende hat dieser Entwicklungsroman, der am Beispiel des Dr. Robert Steffen die innere Zerrissenheit der Intelligenz angesichts der neuen Machtverhältnisse gestaltet, die Handlung zu einem Ende geführt, das im Sinne der neuen Gesellschaftsordnung ist. Unterwegs hat das Buch kaum einen der Abwartenden und der Handelnden geschont.

Gerhard Zwerenz

Zwischenbericht von der hoffnungslosen Lage an der Fakultät der guten Hoffnung (1971)

in ders.: Kopf und Bauch. Die Geschichte eines Arbeiters, der unter die Intellektuellen gefallen ist, S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 1971, S. 109–152 (sechs Auflagen). Neuausgabe: Area Verlag, Erfstadt 2005

Das Buch, in dem der Text steht, sei keine Autobiografie, sondern ein autobiografischer Roman. So die Auskunft des Autors, seinerzeit Mitte vierzig. Zwei Drittel lang handele der Roman von einer „aufsteigenden Phase“: Engagement, Horizontvergrößerung, Weltzugewinn. Dann, im letzten Drittel, gehe es um „Reduktion“: Resignation, Verkleinerung des Gesichts- und des Wirkungsfeldes. Der „Zwischenbericht von der hoffnungslosen Lage an der Fakultät der guten Hoffnung“ gehört zur aufsteigenden Phase, und die Gute-Hoffnungs-Fakultät ist das Philosophische Institut der Leipziger Universität Mitte der 50er Jahre. 1953 bis 1956 studierte Zwerenz dort.

Er traf eine „ganze Meute linker, als links geltender oder linksangehauchter Berühmtheiten“, die dort lehrte, eine „liebenswerte Horde lebendig begrabener Utopisten“. Daneben gab es „die Bürgerlichen, die keinen Grund sahen, sich nach links zu entwickeln. Ihre seelische Robustheit kann als unerschütterlich gelten.“ Den stärksten Eindruck auf den Studenten Zwerenz machte Ernst Bloch. Bei ihm studierte er mit seinem engen Freund Günter Zehm. An beiden arbeitet er sich hier nun ab, und der Kontrast zwischen ihren weiteren Lebensläufen treibt den Text dann tatsächlich ins Belletristische.

Als Bloch in den Westen gegangen war, sei dort dessen belebende, verlebendigende Wirksamkeit erlahmt zum bloßen, formellen Ruhm: „Es gab Kulturpreise und ganze Feuilletonseiten. Er als einziger durfte sich auch zur Studentenbewegung bekennen, ohne wie diese diffamiert zu werden. Sie legten ihn in einen prunkvollen Sarg und feierten sich als Tolerante.“ Nachdem Zehm in den Westen gekommen war, wurde er bei Springers „Welt“ der „vom ehemaligen Linksextremisten zum Rechtsextremisten gewandelte Paradeschreihals vom Dienst. Das stimmt elegisch.“

Wie hatte das begonnen, einst in Leipzig? Bloch hätten nur wenige verstanden, schon wegen seiner expressionistischen Sprache. Die Obrigkeit habe nicht geahnt, wen sie sich da ins Haus geholt hatte. „Wenn Bloch Feinde bekommt, liegt's am Sarkasmus. Einer aus der Führung will im Staatsexamen für Philosophie bestehen. Gelesen hat der Gute Friedrich Engels ‚Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie‘. – ‚Sonst nichts?‘ fragt Bloch.“ Aber Bloch habe auch die Fakten auf die Ingredienzien hin untersucht, die zur Hoffnung berechtigen. „Das nach Hoffnung Ausschau haltende Auge ist leicht geneigt, das Negative zu übersehen.“ Zugleich sei Bloch in Leipzig völlig vereinsamt. Die Vor-

lesungen, gelegentlichen Gesellschaften und wenigen öffentlichen Auftritte hätten das nur um so deutlicher gemacht. Am Institut für Philosophie sei er nicht präsent gewesen, und als sein dortiger Gegenspieler Rugard Otto Gropp (1907–1976) im politischen Auftrag die Kampagne gegen Bloch und seinen Kreis startete, brauchte man Bloch nicht dafür.

Zehm kam, als Student, mit einer extremen Parteilichkeit ans Institut. „Wegen er auch polemisierte, er lehnte schroff ab.“ Aber das Institut habe aus dem extremen Jungkommunisten einen nicht weniger extremen Reformkommunisten geformt. Zwerenz stellt eine Verbindung zwischen Bloch und Zehm her: „Nach der Verhaftung der Harich-Gruppe setzte die politische Polizei einen von Blochs Schülern fest, der sich gerade anbot: Günter Zehm.“ Drei Jahre Haft. Irgendwann habe der Unbedingte sich verraten geglaubt, von nun an sei er Amok gelaufen.

Horst Drescher Hörsaal 40 (1995)

in ders.: Regenbogenpapiermacher. Kurze Prosa, Reclam Verlag, Leipzig 1995, S. 126–147

Der Hörsaal 40 war der große Hörsaal im zwar kriegsbeschädigten, aber noch stehenden Albertinum der Universität Leipzig, einem Neorenaissance-Bau von 1896, weggesprengt 1968 (zusammen mit der Pauliner-Universitätskirche). Er war bestimmt für die großen Vorlesungen, und diese hielten dort in den 50er Jahren Theodor Frings, Hermann August Korff, Ernst Bloch, Hans Mayer und andere. Dreschers Text ist eine elegische Hommage an diesen Hörsaal und das, was in diesem zu erleben war.

Drescher war nach dem ABF-Abitur 1953 zum Germanistikstudium nach Leipzig gekommen. Seine Erinnerungen an den Hörsaal 40 organisiert er über Porträtminiaturen zu den akademischen Lehrern, die er dort gehört hat: Frings (1886–1968), Mayer (1907–2001) sowie die seltener erinnerte Klara Elisabeth Karg-Gasterstädt (1886–1964), Altgermanistin und Professorin. Was möge etwa Hans Mayer manchmal gedacht haben

angesichts der entlaufen gemachten Autoschlosser, dieser ABF-Absolventen in seinen Oberseminaren; er hielt sich instinktiv an die paar Köpfe, Intellektuellenkinder oder Hochbegabte. So ein Werkzeugmacher mochte ja in seinem Beruf ein aufgeweckter, gescheiter Kopf gewesen sein, aber die Ungeistigkeit

stand uns doch an der Stirn geschrieben ...; mir hat er einmal gesagt: Mit dieser Sprache können Sie keine differenzierten Gedanken entwickeln. Das hat er natürlich viel differenzierter gesagt und wohlwollend. Der Oberlausitzer Dialekt war es vermutlich, der ihn irritierte. (S. 131)

Mayer sei bereit gewesen, selbst die simpelsten Zusammenhänge zu erläutern. Doch litt er physisch unter sich unbedarft hinquälenden Gedankengängen:

Da redete einer schon an die zehn Minuten über die fortschrittliche Rolle Heinrich Heines im allgemeinen und seine Fortschrittlichkeit durch seine Freundschaft mit Karl Marx und Friedrich Engels im besonderen, und wie das alles im „Lifschitz“ zum Ausdruck kommt. Immer öfter schiebt der Professor

zwei Finger zwischen Hemdkragen und Hals; man sieht, wie der innere Geduldsfaden am Reißen ist ... Ein Paganini auf einem Ochsenkarren.

Dann reißt der Faden; er unterbricht mit kurzen, scharfen Fragen, wann der Referent zum Thema zu kommen gedenke. (S. 132)

Jene Jahre, so Drescher, würden für Spätere eine schwer durchschaubare Zeit sein, in Einzelzügen nahezu unbegreiflich. „Jedes zweite Wort lautete ‚wissenschaftlich‘ und ‚gesetzmäßig‘, dabei war das Denken ganz chiliastisch schweifend geprägt. Denn ob wir derzeit erst hinter der zweiten Vorschwelle zur ersten Hauptstufe des vollentwickelten Sozialismus lagerten oder bereits im Aufbruch begriffen waren zum Vorhof einer Frühstufe des Kommunismus, das war noch nicht präzise auszumachen, da wechselten die Vorstellungen von Zeit zu Zeit.“

Was dabei herauskommen konnte, illustriert er an Hans Dahlke (1932–1984), sein Kommilitone erst, seit 1973 Germanistikprofessor an der Universität Leipzig. Trafen sie sich in späteren Zeiten, seien dessen Gesprächsanteile immer wie innerlich gebremst gewesen, „keine unbedachten Äußerungen ... Bei Menschen seiner Qualität muß die absolute Disziplin verinnerlicht sein. Immer wich er in Belangloses aus, in Heiteres.“ Geformt worden sei ihre Generation in den 50er Jahren, und dabei auch: verformt, auch gebrochen. „Die Kader-Lenker projizierten ihre Denkungsart auf uns mehr oder weniger ahnungslos ... Sie wollten nur Gutes. Zehntausende von charaktervollen Talenten und gutwilligen sind auf diese Art und Weise ruiniert worden, Zehntausende von cleveren Flilous haben so Karriere gemacht.“

Frank Naumann

Verlorene Erinnerung. Ein Tagebuch (1991)

Verlag Neues Leben, Berlin 1991, 163 S.

Friedrich Barthes hat eine ziemlich erfolgreiche Karriere absolviert. Nach dem Kriegsende hatte er mit einem kleinen Labor angefangen, aus dem dann das Institut für Hygiene und organische Chemie wurde, vor einigen Jahren einem Großbetrieb angegliedert. Mit der Gründung des Instituts war er zum Professor ernannt worden, ohne sich habilitieren zu müssen, und galt fortan als höchst erfolgreicher Direktor. Letzteres wunderte ihn selbst:

Die Wissenschaft ist ein Kampffeld persönlichen Ehrgeizes, unbegründeter Hoffnungen, der Verkenennung eigenen Unwissens und subjektiver Vorurteile. Das größte Wunder liegt

für mich darin, daß auf diese Weise überhaupt echtes Wissen zustande kommt. Warum habe ich Erfolg gehabt? Schließlich machte ich ... keine einzige eigene Entde-

ckung. Daran ändern auch die zweiundzwanzig Erfindungen nichts, die auf meinen Namen patentiert worden sind, das war ein rein verwaltungstechnisches Problem. Nein, der Erfolg beruhte nur auf der Möglichkeit, bei vielen Tagungen das Hauptreferat zu halten und dort die Ergebnisse des Instituts vorzustellen. Für die Zuhörer verknüpften sich die Resultate mit dem Namen des Redners, ich wurde viel eingeladen, erhielt Preise, wurde von anderen zitiert, ich war binnen kurzem

ein gemachter Mann. Währenddessen hockten meine Mitarbeiter in den Labors und machten neue Entdeckungen. Oh, natürlich verhielt ich mich korrekt, ich erwähnte in meinen Reden stets die Namen der wirklichen Erfinder, jener arbeitsamen, von ihren Ideen besessenen Chemiker und Biologen, die mit ihrer Tätigkeit meine öffentlichen Auftritte ermöglichten. Nur, diese Leute bekam keiner zu Gesicht. Sie kannte niemand, mich kannten alle. (S. 47f.)

Aber der so erfolgreiche Friedrich Barthes war gar nicht Friedrich Barthes. Um 1952 herum hatten zwei Absolventen an seinem Institut angefangen und wollten genetische Doktorarbeiten schreiben. Er hatte das erschrocken abzuwehren versucht – Lyssenko galt gerade als Genie. Da sagte es ihm einer der beiden auf den Kopf zu: „Sie sind nicht Friedrich Barthes.“ Barthes sei mit seiner Schwester zusammengewesen, bis er zur Wehrmacht eingezogen wurde. Und das sei ein anderer gewesen.

In der Tat: Barthes war 1945, kurz vor Kriegsende, gefallen. Im Sterben hatte er seinem Freund Hans-Dieter Konradt seine Papiere gegeben und ihn gebeten, die Eltern in Halberstadt zu informieren. Doch Halberstadt war, als Konradt dort eintraf, zu achtzig Prozent zerbombt, Barthes Eltern unter den Opfern. Seine eigene Familie hatte die letzten Bombardierungen Berlins gleichfalls nicht überlebt. Unschlüssig, was er mit sich anfangen sollte, war er zur sowjetischen Kommandantur gegangen und hatte sich zur Verfügung gestellt.

Als Konradt sich dort ausweisen sollte, griff er versehentlich nach Barthes Papieren. Als er es bemerkte, war er unschlüssig, den Irrtum richtig zu stellen: „ich erinnerte mich an Belehrungen, daß der Besitz mehrerer Ausweise ein sicheres Zeichen für eingeschleuste Agenten sei. Ich schwieg daher“. Der sowjetische Offizier zeigte sich hochofreut, dass ihm hier ein Experte zugelaufen war, den er gerade brauchte: „Uns fehlen Medikamente. [...] Andererseits existieren einige Bestände, die unsere Truppen gefunden haben. Es ist nicht immer klar, worum es sich handelt. [...] Sie sind promovierter Biologe. Folglich können Sie Tierversuche durchführen.“

Konradt überkam es eiskalt. Er hatte vor dem Kriegsdienst lediglich vier Semester Medizin studiert. Doch er war jung und wollte leben. Vorsichtig zu Werke gehend, könnte er sich später vielleicht irgendwie aus der Affäre ziehen. Ihm wurde ein provisorisches Labor eingerichtet, und er fand zu seinem großen Glück einen pensionierten Apotheker, der ihm half. Bald hatte er drei Mitarbeiter, sie nannten sich „Forschungslabor für Hygiene“, und er erhielt den Status eines Direktors.

Später wurde daraus das Institut für Hygiene und organische Chemie. Aufgrund seines Ursprungs hielt sich einige Zeit lang die vage Vermutung, es stünde

unter der Protektion der Roten Armee. So erklärte man sich auch, dass er einige Biologen genetisch arbeiten lassen konnte, als die Kapagne gegen Mendelismus und Morganismus in vollem Gange war. „Offensichtlich hatten die Lyssenkoisten ihre heimlichen Gegner auch in den Reihen der Streitkräfte. Ein Großteil der Offiziere war vor dem Krieg Lehrer, Ingenieur, Agrarwissenschaftler oder Universitätsdozent. Einige von ihnen hatten bei dem Genetiker Wawilow studiert, den seine Überzeugungen das Leben gekostet haben.“

Barthes galt als mutig, weil er die Arbeit an genetischen Themen ermöglichte. Man rechnete es ihm als Zeichen seiner aufrechten Gesinnung an. Nachdem Lyssenko als Scharlatan entlarvt war, galt er als anständig und vorausschauend. Doch die Dinge lagen anders.

Als er den beiden jungen Biologen ihre Dissertationsthemen hatte verbieten wollen, schlug ihm Horn, einer der beiden, einen Deal vor: Es bleibe ihr gemeinsames Geheimnis, dass Barthes nicht Barthes ist, und er lasse ihn und Lohmeyer ihre genetischen Arbeiten betreiben: „Sagen Sie den Kritikern, wir forschten, um die westliche Genetik zu widerlegen, falls es Ärger gibt. Unser Pech, wenn uns das nicht gelingt. Sie werden ganz groß herauskommen, sobald Lyssenko entlarvt ist.“ Denn Lyssenko werde sich auch in seiner Heimat nicht mehr lange halten. Stalin werde sich überlegen müssen, was ihm wichtiger sei: höhere landwirtschaftliche Erträge oder Lyssenko.

Barthes ließ die beiden arbeiten. Sie bemühten sich, diskret zu sein. Doch wer Tauflegen, die berühmte Drosophila, bestellte, machte sich verdächtig. Steinberger, der leitende Chemiker des Instituts, kündigte „weitergehende Schritte“ an. Barthes selbst bekennt in der Rückschau, keinerlei Ahnung in der Sache gehabt zu haben. Mendel oder Lyssenko, das sei ihm egal gewesen. Zumal er mit dem Direktorenamt ohnehin zum Verwaltungsbeamten und Dienstreisenden geworden sei. „Während der Zugfahrt las ich die Forschungsberichte meiner Mitarbeiter, der einzige Zugang zur Wissenschaft, der mir noch blieb.“ Aber anderen war es nicht egal:

Die Einsätze waren ungleich verteilt, die Genetiker schienen auf verlorenem Posten, ihre Stärke war die Kenntnis meines Geheimnisses. [...] Die Genetik sei undialektisch, sie leugne die Entwicklungsfähigkeit des Lebens, rief Steinberger erregt. Es gebe eine Evolutionstheorie, sie zeige, wie durch gezielte Auslese zufälliger Mutationen Höherentwicklung möglich sei, entgegnete Horn. [...] Der Darwinismus verherrliche das Wolfsgesetz des Kapitalismus, den Kampf aller gegen alle, schleuderte Steinberger [...].

Nach diesem Feuerwerk konterte Horn eben-

falls mit ideologischen Argumenten. Habe sich der verehrte Kollege schon einmal überlegt, weshalb Marx in Darwin eine Bestätigung seiner eigenen Ideen auf dem Gebiet der Biologie sah?

„Das ist nicht wahr“, fuhr Steinberger auf.

Ungerührt verwies Horn auf einen Brief an Engels, zitierte auswendig den genauen Wortlaut und nannte die exakte Quellenangabe. [...]

Da der offene Schlagabtausch mit einem Remis endete, wählten die Parteien nun das verdeckte Vorgehen. [...] Kolloquium zu

Lyssenkos Geburtstag [...] Steinberger hielt das Hauptreferat. Mir fiel gleich auf, dass er auf jede wissenschaftliche Beweisführung verzichtete und statt dessen rein ideologisch argumentierte. [...] Lyssenko habe mittels des Marxismus die Überlegenheit der sozialistischen Biologie bewiesen. Man nehme dagegen die Armseligkeit der imperialistischen Genetik, die die Dialektik leugne und den Zufall verabsolutiere. [...]

In der Diskussion sollte er eine Überraschung erleben. Ein Berliner Philosophieprofessor meldete sich zu Wort, durch seine Teilnahme am Widerstand gegen die Nazis über jeden Zweifel erhaben ..., der kurz und bündig erklärte, die Vererbung erworbener Eigenschaften sei Quatsch ..., und wer an seiner Fakultät die Behauptungen Lyssenkos unterstütze, der fliege. (S. 86–92)

Nun ist Barthes 67, vor zwei Jahren war er pensioniert worden. Danach stellten sich seltsame Krankheitssymptome ein. Eine Untersuchung erbrachte eine Diagnose, die seine Umgebung vor ihm geheimzuhalten suchte. Er bekam sie aber heraus: Alzheimer. Mit einem Tagebuch versucht er, sich seiner Erinnerungen zu vergewissern. Doch zunehmend geraten ihm die Dinge durcheinander. Er hört Musik: „Der Komponist heißt Mendelssohn. Sein Name erinnert mich an etwas, das Wort Mendelismus fällt mir ein. Es war ein Schimpfwort, soviel ist gewiß, es ist aber schon lange außer Gebrauch. Heute sind andere üblich ... Wenn ich diese Musik höre, wundere ich mich, wie man jemals dagegen sein konnte.“

Seine Tochter kümmert sich die letzten Jahre um ihn. Nach seinem Ableben liest sie mit Schauern in dem Tagebuch, wie Barthes seinen eigenen Verfall reflektiert hat. Und sich dann auch noch einer geborgten Identität bezichtigte – offenkundig, so meint sie, auch dies ein Zeichen zunehmender Verwirrung der Sinne.

Fritz Rudolf Fries

Septembersong. Roman (1997 [1957])

ROSPO-Verlag, Hamburg 1997, 130 S.

Warum dieser 1957 entstandene Roman auch später keine Chance hatte, in der DDR gedruckt zu werden, erschließt sich erst bei genauerem Hinsehen. Der Ich-Erzähler ist ein Flaneur durchs studentische Leben im Leipzig der 50er Jahre. Spielerisch und genießend schweift er umher, meist im Umfeld der Universität, kaffeetrinkend mit Kommilitonen, doch eher selten Lehrveranstaltungen aufsuchend. „Es war ein guter Tag, und ich war grundlos zufrieden und in Harmonie mit den Dingen“, so seine vorherrschende Stimmung.

Gelegentlich überlegt er, „ob aus der nächsten Vorlesung des Tages irgendein Gewinn zu ziehen war – außer dem, daß man zwei Stunden lang keine Langeweile spürte“. Am ehesten noch zieht es ihn in die Vorlesung von Hans Mayer (1907–2001). Der hat mehrere Auftritte in diesem Buch, und sein erster ist folgender Steckbrief:

Ein bekannter Universitätsprofessor, dessen Vorlesungen über zeitgenössische Literatur bei uns begehrt waren ..., eine kleine befrackte Gestalt, meist verdeckt durch eine Vielzahl seiner ausländischen Freunde und Bewunderer. Stets gab es irgendwelche Skandalgeschichten oder Sensationen um ihn. Er wurde von seinen Kollegen um seinen Ruhm

beneidet, und die Behörden beobachteten ihn mit Mißtrauen. Seine Lebhaftigkeit hatte ihn mehr als einmal in Konflikt mit dem Staat gebracht. Man verübelte ihm, dass er seine Literaturkritik nach eigenen Ansichten schrieb, statt sich den Richtlinien zu unterwerfen, die den kulturellen Tagesbetrieb bestimmten. (S. 73)

Die herrschenden Umstände, in die der Erzähler eingebettet ist, erlangen nur selten seine Aufmerksamkeit. „Der Besitz der Dinge“, sagt der Dozent im Proust-Seminar, „zieht alle Dinge in den Staub, das Träumen aber, so führt Proust aus, läßt die Dinge aufblühen. Man vergesse freilich über dieser verlockenden Theorie, über diesem Programm, nicht die unbewußt sich offenbarende Zeitgebundenheit eines Mannes, der ökonomisch den Nichtstuern und Ausbeutern angehörte und dem sich jede Aktivität deshalb von vornherein verbot.“ Ökonomische, sozialpolitische Aspekte, so nun der Ich-Erzähler, seien eine Stärke dieses Dozenten. „Keine ganz freiwillige Stärke, denn wie alle ganz jungen Dozenten war er verpflichtet, die Dinge im Sinne des Erziehungsministeriums zu interpretieren.“

Auch die Seminardiskussion lasse wenig Sympathie für das Träumen der Gestalten in Prousts Büchern erkennen. Einige der Studentinnen und Studenten, „die sich selber an den Leitsätzen des Erziehungsministeriums orientierten, hielten Proust und seine Ansichten für etwas Überholtes, schlimmer, für etwas nur individuell, genauer: individualistisch Lebbares, also war es schlecht für Kollektivbildungen“. Die innere Stimme des Erzählers kommentiert: „Allerdings, dachte ich, das habt ihr gut erfaßt. Aber verdammt sei eure ärmliche Furcht, alles Individuelle, Einzigartige als dekadent zu deklarieren.“

Der Text, im Alter von 22 Jahren geschrieben, war Fritz Rudolf Fries' erster Roman. Wie der Ich-Erzähler studierte der Autor damals Romanistik. Im Nachwort von 1997 bekennt Fries, rückschauend komme ihm die Leipziger Universität der 50er Jahre wie ein verlorenes Paradies der Wissenschaften vor. Dabei besteht, so ist mit dem Wissen von heute anzumerken, eine eigentümliche Spannung: Leipzig war damals eine aparte Ansammlung großer Figuren, die dort lehrten, und zeitgleich wurde mit heftigstem politischen Durchsetzungswillen versucht, die Universität zu einer dogmatisch geprägten Kaderbildungsanstalt umzuformen.

Bei Fries gibt es fast nur die großen Namen. Die finden sich auch in allen anderen Uni-Leipzig-Romanen über die 50er Jahre, doch viel stärker als hier ist dort das Uni-Leben geprägt von endlosen FDJ-Versammlungen, fortwährenden Arbeitseinsätzen in Landwirtschaft und Industrie, politischen Tribunalen, Kesselstreben gegen einzelne Dozenten oder Studierende, GST-Ausbildungen usw. Was in diesen anderen Büchern als domierend werdendes Signum der Zeit gestaltet wird, kommt hier, im „Septembersong“, nicht vor. Fries entwirft stattdessen das Bild des Flaneurs, der sich all dem entzieht. Das allerdings stand auch in ma-

ximalem Kontrast zum Bild des sozialistisch kämpfenden und sich mühenden Studenten, wie es offiziell gezeichnet wurde.

Indes: Es klingt durchaus an, dass die studentische Existenz von all den Misshelligkeiten nicht unberührt war. Es gab wohl einen politisch durchformten Uni-Alltag, der hier nur andeutungsweise kommentiert wird, aber außerhalb der Handlung bleibt, und es gab einen Bereich der subjektiven Autonomie, der sich verteidigen ließ und seine Anregungen auch an der Universität fand:

„Nein, wir mussten uns nicht durchs Studium hungern. Es war genug Brot da, der Staat hatte für uns volle Taschen, wir waren seiner Allmacht sicher, wir, seine Hoffnung, sein Einsatz. Verlor er uns, blieb ihm nicht viel, blieb ihm nur das Gespenst einer Idee ... Um der Idee willen gab es den Staat, die Idee hatte die Mechanik in Bewegung gesetzt ... Wir, die sogenannte akademische Jugend, ... sollten der neuen Klasse die geistige Heimat ge-

ben. Aber diejenigen, die uns das Geld gaben und ihr Experiment mit uns machen wollten, hatten uns nicht gefragt, ob wir auch etwas mit der großen Ideologie ihrer Worte anzufangen wußten. Sie hatten nicht mit unserem Mißtrauen gerechnet. Wir nämlich fühlten uns besser, wenn wir Nein sagen konnten, und selbst wenn wir Ja sagten, meinten wir Nein.“ (S. 51)

Fries interessieren die Areale, in denen subjektive Autonomie möglich ist. Als Voraussetzung dafür pflegt sein Ich-Erzähler einen maximal lässigen Umgang mit allem, was den Studenten an Pflichten angesonnen wird. Das war politisch eine Provokation. Die liest sich zum Beispiel so: Er und seine engeren Freunde fühlten sich „weit besser in der Rolle des Zuschauers als in der des Akteurs. Die geistige Elite, die hier herangebildet, umhegt und gepflegt wurde, für die lichte Zukunft, das Morgen hinter den sieben Bergen, hatte ihre Stärke im Zusehen. Wenn man schon handeln mußte, geschah es unlustig. Und man spielte bestenfalls in der Rolle des Harlekins mit, in einer Posse.“

So wird klar, warum dieser Text erst 40 Jahre nach seinem Entstehen gedruckt worden ist. Das „Septembersong“-Figurenensemble hatte es „satt, dass man auch mit uns wie mit allen Generationen vor uns das große Spiel spielen wollte, welches die lichte Zukunft hieß oder ähnlich“. Als der Roman dann dem Blick der Öffentlichkeit freigegeben war, hieß die lichte Zukunft schon wieder anders und zielte nun auf blühende Landschaften.

Stefan Heym

Schatten und Licht. Geschichten aus einem geteilten Lande (1960)

List Verlag, Leipzig 1960, 238 S. Als „Shadows and lights“ bei Cassell, London 1963

Dieser Erzählungsband steigt mit zwei Stücken ein, die ein seinerzeit für die DDR sehr akutes Thema aufgreifen: die Abwanderung von Wissenschaftlern in den Westen. Dabei werden zwei gegensätzliche Perspektiven gewählt. Während

sich in „Der Bazillus“ die führenden Forscher eines DDR-Chemiewerkes nach Frankfurt a.M. absetzen, misslingt in „Mein verrückter Bruder“ die Abwerbung eines Dresdner Physikprofessors.

In einer konzertierten Aktion schleust ein Frankfurter Chemiekonzern die wichtigsten Forscher eines DDR-Betriebes, der bis 1945 zum Konzern gehört hatte, in den Westen. Diese Forscher hatten im Osten ausgeharrt, um die Funktionsfähigkeit des Betriebs bis zur erwarteten Wiederübernahme durch den Konzern zu sichern. Dass die DDR zusammenbrechen würde, war damals im Westen eher kurz- als langfristig erwartet worden. Der Konzern ließ Gehälter und sich aufbauende Pensionsansprüche des in der DDR verbliebenen Führungspersonals weiterlaufen. Indem so auf Westkonten mittlere Vermögen aufgebaut wurden, sicherte er sich die Loyalität seiner früheren Mitarbeiter. Die DDR tat ihr Eigenes, diese Loyalität zu festigen:

Ein Wissenschaftler ist ein Wissenschaftler; und man sollte ihm gefälligst gestatten, sich mit seiner Wissenschaft zu befassen, und wenn er sich außerdem um Produktion zu kümmern hat, dann sollte man ihn produzieren lassen und ihm nicht mit Marxismus und all dem Firlefanz kommen. Einmal hatten sie sogar einen ihrer großen Bonzen ins Werk gebracht und ihn unter den Herren Dokto-

ren losgelassen, und eine schöne Schweine-
rei hatte er angerichtet. Wenn einer vorher, vor der unsagbaren politischen Tirade, noch nicht hundertprozentig gegen die Parteiführung war, dann war er es nachher ganz bestimmt, und Bachmann [der Werkleiter, PP] hatte es höllisch schwer gehabt, die Witze zu unterdrücken, die nach der Versammlung im Umlauf waren. (S. 14)

Nun also holt der Konzern seine Forscher in den Westen. Allerdings sind diese durch ihre jahrelange Arbeit in der DDR auch ein wenig von dortigen Üblichkeiten affiziert. Darauf wohl spielt der Titel „Der Bazillus“ an. Dr. Goepfner ist unangenehm berührt, als ihm nach der Ankunft in Frankfurt der Chauffeur seinen Koffer tragen möchte. In einem luxuriösen Urlaubshotel, in dem sich die Forscher von ihrem strapaziösen Leben unter den Kommunisten erholen sollen, empfindet er all die anderen „liebenswürdigen und kultivierten Menschen hier“ als langweilig, da sie reiche Müßiggänger seien.

In der Logik des unpolitischen Wissenschaftlers stellt er sich vor, wie es wäre, wenn die DDR den Westen übernehmen würde: „Über den Eingang des Hotels würden sie ein rotes Transparent hängen und darauf schreiben: *Noch mehr und besseren Treibstoff für den Aufbau!* – oder so etwas Ähnliches“, und fällt sich räsonierend selbst ins Wort: „Und was ist schlecht daran, wenn man mehr und besseren Treibstoff hat? ... Man kann gar nicht genug davon herstellen.“

Dr. Bruhns, ein anderer aus der Gruppe, ist irritiert darüber, dass sie keine eigenen Vorstellungen über ihre künftige Verwendung vorbringen können: „um offen zu sein, wir sind nicht gewöhnt, daß man uns vorschreibt, was wir zu tun haben. Der Chef dort drüben, ein Mann namens Bachmann, pflegte uns anzuhören und mit uns zu diskutieren“. Am Ende werden die ‚Heimgelohnten‘ auf verschiedene Forschungsabteilungen des Konzerns aufgeteilt – als strategische

Reserve für die Zeit, da „wir wieder zurückkommen und unsere Betriebe im Osten wieder einstecken!“, wie ein Vertreter der Konzernleitung verkündet.

In der zweiten Erzählung, „Mein verrückter Bruder“, berichtet ein Westdeutscher von seiner Verurteilung in der DDR – zu sechs Jahren Gefängnis – und wie es dazu kam. Er hatte seinen Bruder, einen Kernphysiker, zum Wechsel nach Westdeutschland bewegen wollen. Die beiden verband eine lange gemeinsame Geschichte. Der nun aus dem Westen Gekommene hatte dafür gesorgt, dass der andere vom Kriegsdienst befreit wurde und ihn mit Geld unterstützt. 1946 waren sie zusammen nach Lebedinskoje (Ostukraine) verbracht worden, in eine der sowjetischen Lagersiedlungen, in denen deutsche Wissenschaftler und Techniker unter vergleichsweise komfortablen Bedingungen Wiedergutmachungsarbeit leisteten. Der Physiker wirkte dort offenbar am Atombombenprogramm mit. Als ihnen dann nach einigen Jahren freigestellt wurde, nach Deutschland zurückzukehren, will und wird er zunächst bleiben: „Sie haben mir eine neue Arbeit angeboten. Sie werden den größten und stärksten Teilchenbeschleuniger der Welt bauen.“

Später ging er in die DDR. Dort nun wollte ihn der Bruder herausholen oder herauslocken. „Sein Job wartete schon auf ihn – und was für ein Job! – mit eigenem Haus und eigenem Auto. Er hätte Geld gehabt wie Heu und hätte sein eigenes Gehalt bestimmen können ... Wo gibt's denn so was noch mal? [...] Und was hat er geantwortet? *Nein, danke sehr.*“ Der Westbruder ist fassungslos. Der Ostbruder fragt, wer denn den Nutzen von seiner Arbeit haben werde. „Was ist der Unterschied ..., wer den Nutzen davon hat! In allererster Linie mal – du selber!“ „Doch ist das ein Unterschied! ... sogar der Hauptunterschied! Es kommt nämlich sehr darauf an, für wen man das Atom spaltet und wer die Kräfte, die wir schaffen, in die Hand bekommt ...“

Der Erzählung lag ein realer Fall zugrunde. Fiktionalisiert wurde das Leben von Heinz Pose (1905–1975), Professor für Kernphysik an der Technischen Universität Dresden. Dieser hatte als NSDAP-Mitglied im „Dritten Reich“ Karriere gemacht und wurde 1946 Leiter eines der drei für deutsche Kernphysiker in der Sowjetunion eingerichteten Forschungslabore in Obninsk. Das Ziel: innerhalb von fünf Jahren eine sowjetische Atombombe zu entwickeln. Nach Auflösung des Labors arbeitete Pose bis 1959 am Vereinigten Institut für Kernforschung in Dubna. Dann in die DDR gekommen, versuchte der amerikanische Geheimdienst, Pose mit Hilfe seines Bruders zum Überlaufen zu bewegen. Der Versuch scheiterte. Heyms Erzählung habe bei Pose heftigen Protest ausgelöst. Er soll nur unter der Bedingung von einer Klage Abstand genommen haben, dass der Text nicht mehr nachgedruckt wird. (König 2012)

Der Band, bestehend aus insgesamt acht Erzählungen, endet mit einer Vorausschau unter dem Titel „Die letzte Nacht des 20. Jahrhunderts“. Sie ist aufschlussreich hinsichtlich der Vorstellungen, die man sich 1960 vom weiteren Verlauf der

Geschichte und der technologischen Entwicklungen machte. Der Kommunismus hat demnach inzwischen, also im Jahr 2000, gesiegt, von 1989 bis 1992 (!) hatte eine „Kampagne zur Ausrottung veralteter Einstellungen“ stattgefunden, für Unverbesserliche war dann ein Reservat eingerichtet worden, „ohne uns zu belästigen, und auch wir lassen sie in Ruhe“.

Der Erzähler hatte sich von seiner Frau zu Weihnachten eine „Elektronen-Ausgabe von Babayumah ..., 20 Bände“ schenken lassen, „nicht größer als die Streichholzschachteln, die man vor Jahren benutzte. Man steckt sie einfach in das Elektronen-Lesegerät, klemmt sich den Halbleiter-Sensor an die Schläfen, und die wunderbaren Worte und Bilder strömen einem direkt ins Hirn“. Ein „Allzweck-Telegerät (AZT)“ nimmt über einen Aufnahmeschlitz ein Magnetband auf und gibt gespeicherte Daten ab. Ein „Elektronensimultanschnellübersetzer“, unterm Rockaufschlag zu tragen, hat der babylonischen Sprachverwirrung ein Ende bereitet. Die Mobilität wird mit „Strato-Bus“, „Hub-Taxi“ und „Düsenhuber“ abgesichert, welche die Kontinente mit 20-Minuten-Verbindungen koppeln.

Nur der Charakter der vollbrachten Umwälzungen ist noch etwas streitig. Heym erlaubt sich eine kleine Belustigung über die scholastikähnlichen Begriffshubereien der DDR-Philosophen, indem er zwei ihrer Vertreter aufeinandertreffen lässt:

Schulze-Saeckingen behauptete, es handle sich um eine neue industrielle Revolution, ganz ähnlich der, die Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts stattfand und die Marx in seinem Buch „Das Kapital“ beschrieb. Schulze-Groeningen bestand jedoch

darauf, es könne höchstens eine technische Revolution gewesen sein, aus dem einfachen Grunde schon, daß Marx nie von einer *ersten* industriellen Revolution gesprochen habe; wie also sollte es eine zweite geben? (S. 234)

Erik Neutsch

Der Friede im Osten. Band 2: Frühling mit Gewalt (1978)

Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1978, 451 S. (bis 1986 acht Auflagen). Neuauflage: Edition digital, Pinnow 2013

1974 hatte Erik Neutsch den ersten Band seines auf sechs Bände angelegten Romanzyklus „Der Friede im Osten“ publiziert. Der fünfte blieb dann, 2014 postum publiziert, der letzte (s.u. „70er Jahre“). Die Hauptfigur ist Achim Steinhauer, dessen Weg zum Mikrobiologen an einem halleschen Akademie-Institut und zum Schriftsteller gestaltet wird. Band 1 (Neutsch 1974) ist im hiesigen Kontext nicht relevant, da er die Vorgeschichte bis zum Studienbeginn gestaltet: Steinhauers Kindheit und Jugend und die seines Freundes Frank Lutter. Im Mittelpunkt der Handlung stehen dort die Jahre 1945 bis 1950. An einer Panzersperre erleben Steinhauer und Lutter als Hitlerjungen das Ende des Krieges, beide sind 15. Dargestellt wird ein schwieriger

Wandlungsprozess, in dessen Ergebnis sich die Freunde für die neue Gesellschaft engagieren.

Band 2 nun zeigt Achim Steinhauer als Studenten der Biologie, während sich Frank Lutter für Journalistik eingeschrieben hat, beide an der Universität Leipzig. Beide – jeder auf seine Art – haben Konflikte, Fragen, Zweifel zu bewältigen auf ihrem Weg durch das Studium. Steinhauer gerät mitten hinein in die Kampagne, mit der die voluntaristischen Theorien von Trofim Lyssenko und Iwan Mitschurin durchgesetzt werden sollen. Er kann es sich nicht anders vorstellen, als dass diese richtig seien und referiert Lyssenko: „Erworbene Eigenschaften sind vererbbar. Es gibt keine besondere Vererbungssubstanz. Die Erbllichkeit ist eine *Eigenschaft* des gesamten Körpers, das Gen ein anderer Name für Gott.“

Zugleich ist Steinhauer fasziniert von dem Biologieprofessor Beesendahl, der ihn umgekehrt als talentierten Studenten erkennt. Beesendahl verweigert sich den oktroyierten Lehren aus der Sowjetunion, woran Steinhauer geradezu verzweifelt: „Warum begeben Sie sich in einen solch fürchterlichen Widerspruch zur Sowjetwissenschaft, zu den Lehren Lenins und Stalins? Warum bekämpfen nicht auch Sie die formale Genetik und erkennen an, daß erworbene Eigenschaften vererbbar sind? Auch das verlangt die Parteidisziplin.“ Beesendahl: „Meine und die Forschungen anderer Wissenschaftler zeigen mir, daß erworbene Eigenschaften nur auf dem Wege von *Mutationen* vererbbar sind. Sie müssen wir in den Griff kriegen und nicht mehr dem Zufall anhängen. [...] Es wird uns gelingen, sobald wir die materielle Struktur der Gene entdeckt haben.“

Damit gilt Beesendahl als „Morganist“, Anhänger der Theorie des US-amerikanischen Genetikers Thomas Hunt Morgan (1866–1945). Auf den Parteiversammlungen wird, mit jedem Mal schärfer, gefordert, auch an der Leipziger Universität mit den Morganisten abzurechnen. Eine Parteiüberprüfung hatte Beesendahl bereits seine Mitgliedschaft gekostet. Er sieht sich gleichwohl weiterhin als Teil der Bewegung: „Denn die Dinge liegen sehr verworren. Der Klassenkampf nimmt zu, international zumindest. Wie es nicht anders sein kann, schleichen sich dabei Unsicherheiten ein.“ Man suche nach Risikofaktoren, „mein Pech – ich gehöre dazu“.

Steinhauer sinniert, wie sich Beesendahl für die Partei zurückgewinnen ließe. Frank Lutter hält seinen Freund in der Sache für sentimental: „Die Partei muß sich gegen Renegaten und Verräter schützen, und, zugegeben, manchmal ... trifft es auch welche, die weder das eine noch das andere sind.“ Allerdings: Vielleicht sei es auch gerade Beesendahls Auftrag, „den er vom amerikanischen Geheimdienst erhielt: Zweifel an der Richtigkeit der Sowjetunion in die Köpfe der Studenten zu streuen.“

Wie in vielen Leipzig-Romanen über diese Zeit, so haben auch Ernst Bloch (1885–1977) und Hans Mayer (1907–2001) ihre Auftritte, hier als „Block und Maysel, zwei Berühmtheiten, Philosophie und Literatur“, wobei Maysel „außer sich selber nur noch Lukacz anerkannte“. Ungewöhnlich ist, dass den beiden Koryphäen – von Steinhauer – Prof. Niederhall als ebenbürtig zur Seite gestellt wird. Der liest am

Journalistik-Institut zur Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, nach dem „краткий курс“, der von Stalin zurechtgefälschten Parteigeschichte: „Das war schon was!“, meint Steinhauer zu der Vorlesung.

Jedenfalls ist er breit interessiert, hört allerlei Vorlesungen außerhalb der Biologie und schreibt für die „Leipziger Volkszeitung“, erst populäre Artikel über biologische Fragen, dann Filmrezensionen. Der Umstieg vom einen zum anderen Thema ergab sich, nachdem er auf einer Parteiversammlung angezählt worden war.

Zuvor hatte sich ein Kommilitone argumentativ etwas verrannt: „Die Gene seien ein Hirngespinnst [...] Die Sowjetwissenschaft sei da viel weiter. Er erinnere nur an Lyssenkos Experimente, Roggen- und Weizenkörner, die ... auf ein und derselben Ähre gewachsen seien. [...] Zwischenruf: Und der Beweis? [...] ‚Lyssenko, sagte ich doch.‘ Und dann ... verstieg er sich zu der Behauptung: ‚Auch wenn man in einen Uhuhorst Hühnereier legen würde, entsprängen daraus junge Uhus und keine Hühner, was denn sonst!‘“ Steinhauer in die anhebende Heiterkeit: „Hast du schon mal was von einem Kuckuck gehört?“

Auf der nächsten Parteiversammlung heißt es, das Uhu-Hühner-Beispiel des Kommilitonen sei zwar schlecht gewählt gewesen, aber Steinhauer habe mit seiner Kuckuck-Frage „vom eigentlichen Kern der Dinge abgelenkt und somit die Partei getäuscht“. Seinen eigentlichen Standpunkt könne man aber jeden Samstag in der „Leipziger Volkszeitung“ lesen, da würden ganz merkwürdige Leute zitiert. „Man höre und staune“, das Machwerk über die Phylogenese „stammt von einem sogenannten Professor aus Kiel! Ja, wenn das kein Objektivismus ist“. Steinhauer hat daran zu knabbern: „Den Sozialismus loben, von ihm jedoch getadelt zu werden, das übersteht nur einer mit starken Nerven.“

Solche Nerven sind gefordert, als erst Stalin stirbt, dann der 17. Juni zu verarbeiten ist und schließlich die Doppelhelix publiziert wird: „Nicht die sowjetischen Genetiker, so dicht sie auch weltanschaulich den Dingen schon auf der Spur gewesen, hatten die Doppelspirale entdeckt und die materielle Substanz der Erbllichkeit nachgewiesen, sondern zwei, ihrer aristokratischen Ausbildung nach gewiß idealistische Engländer und ein nicht viel anders gesonnener Amerikaner. Was wurde dadurch nicht alles auf den Kopf gestellt!“

Steinhauer wechselt die Uni und geht nach Halle, es gleicht fast einer Flucht. Beesendahl wird rehabilitiert, verlässt ebenfalls die Leipziger Universität und beginnt, im Bezirk Halle ein Akademie-Institut aufzubauen. Lutter bleibt in Leipzig und wird Oberassistent an der Journalistik-Fakultät. Vorher musste auch er sich noch politisch verantworten, allerdings wegen Sektierertum und revolutionärer Ungeduld. Das kam so:

Lutter hatte einen Groll in sich getragen, nachdem die Journalistikstudenten bei der Fußball-Universitätsmeisterschaft ausgerechnet gegen die Theologen verloren hatten, schmachvoll mit 8 : 1: „Der Schiedsrichter trug nicht nur eine Pfeife, er war eine. Zwei Elfmeter gegen die Marxisten. Aber schlimmer als das waren die Sprüche

der Pfaffen nach jedem Foul. Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Wer dich tritt auf den rechten Fuß, dem halte auch den linken hin“.

Als GST-Ausbilder hatte er dann seine Ausbildungsgruppe veranlasst, in Uniform und mit Kleinkaliberwaffen die Junge Gemeinde (gemeint ist hier wohl die Evangelische Studentengemeinde) zu stürmen „und dem Studentenpfarrer, wie hieß es doch gleich in der Bibel, die Leviten zu lesen“:

„Herr Pfarrer Lichteneck, ich bitte Sie und Ihre fromme Gemeinde, kühlen Kopf zu bewahren und unseren Anordnungen Folge zu leisten. Wie Sie erkennen können, sind wir bewaffnet. Doch damit Sie auch wissen, mit wem Sie es zu tun haben: Es sind die Söhne und Töchter der Arbeiter und Bauern im Lande, die unter der sozialistischen Staatsmacht zum ersten Mal in der deutschen Geschichte nicht länger von der Bildung fernge-

halten werden und das große Glück haben, ebenfalls studieren zu dürfen. Für uns ist das einer der größten Augenblicke menschlicher Befreiung. Und so werden Sie verstehen, daß wir uns nicht mehr damit abfinden, wenn Sie, Herr Pfarrer, an einer Universität, die uns gehört und demnächst den stolzen Namen von Karl Marx tragen wird, fortgesetzt die Konterrevolution predigen.“ (S. 238)

Das Ganze ging grandios nach hinten los (zu erwähnen aber ist auch, dass der reale Leipziger Studentenpfarrer dieser Jahre, Georg-Siegfried Schmutzler [1915–2003], von 1957 bis 1961 wegen „Boykotthetze“ inhaftiert war, vgl. Schmutzler 1992).

Neutsch gelingt es in dem Buch durchaus, aus der Zeit heraus eines plausibel zu machen: Was führte dazu, dass sich in der SED eine Orientierung auf absolute Einheit und Geschlossenheit verhärtete? Er entwickelt schonungslos Auseinandersetzungen innerhalb der Partei, schenkt dieser dabei auch nichts, doch er bleibt letztlich immer bei einer Grundposition: Diese Orientierung sei ihre einzige Chance gewesen. „Einheit und Geschlossenheit – wären sie nicht, würde sich jede revolutionäre Partei von vornherein ihr eigenes Grab schaufeln“, lässt er Frank Lutter rasonieren. Wenn sich dabei Fehler einschlichen, sei das „bei einem solchen titanischen Programm nur allzu natürlich und nicht zu verhindern“. Dass die SED genau damit jegliche Chancen auch verspielte, wie sich 1989 final zeigen sollte, dies gelangt – bis zum letzten Band der Romanserie von 2013 – nicht in den Betrachtungshorizont von Erik Neutsch.

Thea Derado

Chemie und Irrsinn. Studienjahre in Leipzig 1954–1958. Ein Plädoyer für freie Meinungsbildung (2009)

Engelsdorfer Verlag, Leipzig 2009, 267 S.

„Frischer Wind bei den Chemikern“, heißt es 1957 in der Universitätszeitung der Karl-Marx-Universität Leipzig. Mit System solle jetzt der Weg zur sozialistischen

Bildungsstätte auch im Institut für Chemie beschritten werden. Einiges hatte sich angesammelt, das dem bisher im Wege stand.

Ein Student habe auf einer Evangelisationswoche den Studentenpfarrer begleitet, den „NATO-Agenten im Talar“ (das war in der Realität Georg-Siegfried Schmutzler, 1915–2003). Drei andere seien zu einer Chemiker-Tagung nach West-Berlin gefahren, ohne dorthin delegiert worden zu sein. Bei drei Studenten müsse man annehmen, dass sie den Stoff des gesellschaftswissenschaftlichen Grundstudiums nur angelernt, aber nicht verstanden haben. Zum Arbeitseinsatz in der Ernte hätten sie geäußert, dass die Landwirtschaftspolitik der Regierung falsch sei, denn in anderen Ländern würden die Bauern auch keine Kräfte aus der Stadt benötigen.

Eine der solcherart Gerügten ist Uta, seit 1954 Chemiestudentin (und, wie dem Nachwort zu entnehmen ist, die Autorin des Buches). Bis dahin war alles ganz passabel gelaufen. Die fortwährenden Versammlungen zu politischen Fragen stellten zwar ein Dauerärgernis dar. Aber da die Seminargruppe in Ordnung war, brachte man das mit etwas gutem Willen immer wieder hinter sich. Die Gewichtung der Studieninhalte war Anlass für galligen Humor. Als einer der Chemiestudenten außerhalb der Uni nach seinem Berufsziel gefragt wurde, antwortete er: „Russisch sprechender Marxist mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen!“ Etwas Irritation hatte der XX. Parteitag der KPdSU gebracht, berührte aber die Chemiestudenten nur am Rande, nämlich im Gewi-Grundstudium:

Wie ein Regenwurm krümmte und wand sich der Dozent ... an seinem Pult im Großen Hörsaal. In seiner ersten Vorlesung nach der Messepause versuchte er stotternd, der schweigenden Menge zu erklären, warum er noch vor wenigen Wochen Weisheiten gelehrt hatte, die heute schon Ketzerei waren. Zerknirscht suchte er nach den richtigen Worten. [...]

Die Vorstellung ... war spannend und witzig ... Da musste einer Selbstkritik üben, weil er bisher linientreuen Unterricht gehalten hatte, und sich verpflichten, ab morgen auch wieder linientreuen Unterricht zu halten. Aber zwischendrin wurde ihm eine 180°-Kehrtwende abverlangt. Die konnte leicht zum salto mortale werden, wenn einer wie der Dozent noch keine Übung darin hatte. Er stammelte, dass es ihm schwer fiel. War er

doch damit aufgewachsen, Stalin als bedeutenden Mann und Führer des sozialistischen Lagers zu verehren. [...]

Viel erfuhren die Studenten nicht über die Hintergründe der Entstalinisierung. Ihnen wurde weder gesagt, dass Lenin bereits vor diesem Macht-geilen Kollegen gewarnt hatte, noch wie viele Millionen Menschenleben auf Stalins Konto gingen. Sie hörten nichts von Gulag, den Staatlichen Strafgefangenenlagern, nichts von Berija, dem Chef des grausamen Geheimdienstes, nichts von den groß angelegten, immer wiederkehrenden Säuberungsaktionen.

Personenkult war das einzige Vergehen, dass ihm öffentlich zur Last gelegt wurde. Uta vermutete, das bezog sich auf die vielen Stalin-Büsten und -Portraits. (S. 90–92)

Die aufgeschlossene Atmosphäre in der Gruppe zeigte sich darin, dass man recht frei miteinander sprach. Uta war Seminargruppenssekretärin – „Seminar-Mami“ sagten ihre Kommilitonen – und wurstelte sich mit etwas Schnippigkeit durch die damit verbundenen Aufgaben. Als es um den Ernteeinsatz ging, der dann auch in

der Uni-Zeitung angesprochen wurde, konnte sie sich in einer FDJ-Versammlung ein wenig Süffisanz nicht verkneifen: „Ich habe gehört, es soll Staaten geben, in denen wird die Ernte ganz ohne Mithilfe der Schüler und Studenten alljährlich pünktlich eingebracht. Es wird erzählt, die habe eine ganz tolle Methode dafür. Die benutzen Maschinen! Großartige Idee, nicht wahr?“

Ihre Offenheit in der Gruppe soll ihr zum Verhängnis werden, als ein neuer Parteisekretär direkt vom Bezirk bei den Chemikern eingesetzt wird. Sein Auftrag ist, das Institut endlich auf Linie zu bringen. Der unmittelbare Anlass: Alle angehenden Wissenschaftler sollen sich „freiwillig“ für eine militärische Ausbildung verpflichten. Die Neigung dazu ist aus Sicht der politisch Verantwortlichen katastrophal unterausgeprägt. Nun werden diejenigen gesucht, die der Entwicklung zur sozialistischen Bildungsstätte entgegenstehen. Uta wird als ein solcher Problemfall identifiziert. Aber es trifft auch andere: „Unseren Hausmeister habe sie jemaßregelt“, vertraut ihr eine Kommilitonin an, „weil er sonntags in die Kirche geht. So ne dekadente Haltung vereinbart sich nicht mitm Marxismus-Leninismus, haben sie ihm gesagt.“

Uta wird zur Hauptangeklagten eines FDJ-Tribunals. Gut orchestriert, treten alle Genossen unter den Studierenden ihrer Gruppe auf, um jeweils einen Punkt vorzubringen. Deren Forschheit zeigt an, dass sie das „Mahnen ihrer eigenen Kumpel-Seele übertönen“ wollen. „An diesem Abend sollte allein die Genossen-Seele in ihrer Brust den Ton angeben.“ Utas Sündenregister erweist sich als lang.

Es geht los mit ihrem Diskussionsbeitrag zum erwähnten Rübenernteeinsatz. Zum Ungarn-Aufstand habe sie gemeint, der wäre eine berechtigte Willensäußerung der Werktätigen. Für einen Kommilitonen habe sie zwei Kopftücher aus West-Berlin besorgt. „Damit hat sich Uta der Devisenschiebung schuldig gemacht und somit die Agententätigkeit in Westberlin unterstützt.“ Statt eine klare Stellungnahme für den Aufbau des Sozialismus zu beziehen, habe sie, als sie danach gefragt wurde, geantwortet: „Die Gedanken sind frei.“ Eine sehr gute Zensur im Hauptfach habe sie für sich als wichtiger bezeichnet als eine Eins in Politischer Ökonomie. „Auf diese Weise äußert sich eine ablehnende Haltung gegenüber der Philosophie des Marxismus-Leninismus und damit gegenüber der geistigen und ideologischen Grundlage unseres Staates!“ Als es um eine Algerien-Geldsammlung gegangen sei, habe sie gesagt, gegen von oben angeordnete Spendenkampagnen zu sein. Wenn man spende, solle es freiwillig und gern geschehen und nicht auf Parteibeschluss. „Das ist aber die Nichtachtung der führenden Rolle der Partei und der Arbeiterklasse.“

So beginnt ein Kesseltreiben gegen sie, offenbar als exemplarisch abschreckendes Beispiel inszeniert. Es läuft alles darauf hinaus, dass sie für zwei Jahre in die Produktion soll.

Solidaritätsbekundungen gibt es auch. Die Nichtgenossen in ihrer Seminargruppe versuchen, ihr beizustehen und die Verfehlungen als lässlich einzuordnen.

Auch ein Genosse Student hatte zuvor schon in der Parteigruppe versucht, das FDJ-Tribunal abzubiegen. Er bekam eine Rüge und wurde zum Schweigen auf der Versammlung verdonnert. Ihre nächste Prüfung in Physikalischer Chemie besteht sie mit Bravour, obgleich sie überhaupt keine Ruhe für die Vorbereitung gefunden hatte. Aber ihr „überall bekannter und diskutierter Fall hatte ihr wohl bei einigen der Assistenten und Professoren einen Sympathie-Bonus verschafft. Der Institutsdirektor hatte Ähnliches mit seinem Sohn bei der letzten Säuberung vom 17. Juni 1953 durchgemacht.“

Der Professor für Organische Chemie bestellt sie zu sich, um ihr Mut zuzusprechen. Er werde die Gelegenheit eines Gesprächs mit dem Dekan nutzen, ihren Fall anzusprechen. „Aber allzu viel Einfluss hat er in der Sache auch nicht.“ Ein Assistent, Parteimitglied, warnt sie vor einer Falle:

„Damit Sie sich bewähren, wird von Ihnen erwartet, dass Sie politische Schulungen für die werktätigen Jugendlichen abhalten?“

„Ja, das wurde mit gesagt. [...]“ „Das kann aber nicht gut gehen!“ Er sagte das zwar leise, aber sehr nachdrücklich. [...] „Sie werden doch gerade deshalb aus der Universität ausgeschlossen, weil Sie ideologisch schief liegen. [...] Wenn Sie nun in der Industrie in einer Gruppe politische Arbeit leisten, dann

muss Ihnen ganz zwangsläufig irgendwann ein Fehler unterlaufen. Passiert das während einer Gruppen-Stunde, dann ist das ‚organisierter Widerstand gegen die Staatsgewalt‘. Ist Ihnen klar, dass darauf Zuchthaus steht? [...] Ich hatte vermutet, dass Ihnen diese Zusammenhänge nicht klar sind. Ich dachte mir, einer müsste Ihnen doch die Augen öffnen, damit Sie sehen, welch üble Falle Ihnen damit gestellt werden soll.“ (S. 233f.)

Schließlich ist die Entscheidung gefallen. Uta soll für zwei Jahre in die Produktion, sich dort „mit den Problemen unserer Arbeiter auseinander setzen und sich deren fortschrittliche Anschauungen zu eigen machen“. Sie setzt sich ab nach West-Berlin.

Marcel Beyer

Kaltenburg. Roman (2009)

Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2009, 448 S. Hörbücher: Hoffmann und Campe, Hamburg 2008 [gekürzt]; Deutsche Nationalbibliothek, Leipzig/Frankfurt a.M. 2020; SAGA Egmont, Copenhagen 2020 [ungekürzt]. Zahlreiche Übersetzungen

Ornithologen gelten als Menschen mit besonderen Verhaltensweisen, Professoren häufig auch, und für Österreicher galt das zumindest im DDR-Sachsen ebenso. Ludwig Kaltenburg vereinte diese drei Merkmale in seiner Person. 1948 bis kurz nach dem Mauerbau lehrte er in Leipzig und forschte in Dresden. Dann ging er nach Wien zurück. Nun ist es 1998 und Kaltenburg seit 1989 tot. Ein Dresdner Schüler von ihm, Hermann Funk, inzwischen auch im Ruhestand, erinnert sich an ihn. Dabei geht es immer wieder auch um Funks Umfeld, das Dresdner

bildungsbürgerlich-akademische Milieu. Manfred von Ardenne (1907–1997) und Rudolf Schottlaender (1900–1988) haben kurze Auftritte.

Kaltenburg kannte Funk bereits als kleinen Jungen in Posen, hat diese Zeit später aber konsequent ausgeklammert. Funk irritiert das, war er doch damals bereits zu einer Art Ziehsohn Kaltenburgs geworden. In Dresden treffen beide zufällig wieder aufeinander. Fortan ist er beständig in dessen zoologischem Institut, das ihm die DDR-Regierung eingerichtet hatte – „man hatte ihn gelockt, während Graz und Wien sich nicht entscheiden konnten“.

Kaltenburg bekommt einen Dienstwagen mit Stasi-Chauffeur, den er kaum in Anspruch nimmt, und wenn, dann redet er nur Belangloses. „Manchmal bekomme ich regelrecht Mitleid mit Herrn Krause, bei den Geschichten, die ich ihm erzähle ... Wenn ich mir vorstelle, wie er nachts über seinen Berichten brütet und nicht weiß, was er hinschreiben soll.“

1953 stirbt Stalin. Funk erlebt am Abend nach der Bekanntgabe den ersten langen Kaltenburg-Monolog, in dem die Tierwelt mit keinem Wort erwähnt wird. „Er sprach bis weit in die Nacht von seinem Verhältnis zu einem Menschen, als widme er sich einem Tier“ – eine uneindeutig bleibende Beschreibung, wenn man um Kaltenburgs Beziehung zu Tieren weiß. Kaltenburg sagt einer Zeitung einen ganzseitigen Beitrag unter dem Titel „Stalin, ein Freund der Tiere“ zu. Der Artikel gelangt nie über sein Konzeptstadium hinaus.

Warum verließ Kaltenburg Dresden? Erzähler Funk ist sich nicht sicher. „Ja, es gab politische Gründe. Oder Ludwig Kaltenburg ging aus Verzweiflung.“ Offenbar hatte sich im Laufe der Zeit einiges angesammelt.

Kaltenburg bemühte sich in seiner DDR-Zeit darum, die Bestände der Dresdner Tierkundlichen Sammlungen in der Sowjetunion aufzufinden und zurückzuführen. Sie waren seit dem Sommer 1945 verschollen. Man habe in Dresden nur noch flüsternd von ihnen gesprochen, „als ob man einen Verbannten erwähnte, dessen Name aus dem Melderegister gestrichen ist“. Doch trotz der guten Beziehungen in die Sowjetunion, die Kaltenburg seit der Kriegsgefangenschaft (als Lazarettarzt) unterhielt, gelang ihm die Rückführung nicht.

Erst sein einstiger Assistent an der Universität Leipzig, Eberhard Matzke, wird Ende der siebziger Jahre die rückgeführten Bestände in Empfang nehmen können. Matzke war aber auch ein weiterer Grund zur Verbitterung. Kaltenburg hatte ihn in Leipzig mehr ertragen als gefördert. Ein Freund erinnerte später die gespannte Stille in der Vorlesung, wenn Matzke nicht schnell genug mit einem neuen Stück Tafelkreise zur Stelle war. Kaltenburg hielt Matzke für fachlich limitiert. Nur „für seine Fähigkeit, eine Studentenbande zu besänftigen, sollte der Kollege Matzke einmal einen Orden verliehen bekommen“, meinte er, und „wenn ich ihm den eigenhändig anheften muß“. Doch dann erhielt Matzke ein Angebot aus Berlin und ging ans dortige Naturkundemuseum.

Da plötzlich blühte er fachlich auf. In seinen neuen Veröffentlichungen, die er Kaltenburg regelmäßig „mit kollegialen Grüßen“ zukommen ließ, schien er sich regelrecht vorgenommen zu haben, seinen alten Chef zu demontieren, indem er einen seiner Lehrsätze nach dem anderen vorführte. Dabei, so Kaltenburg, habe er ihm im Krieg, als Matzke zur SS-Wachmannschaft eines KZs gehörte, zu einer Erlaubnis zur Vogelbeobachtung außerhalb des Geländes verholten. Die Vögel mieden die Vernichtungslager wegen des Rauchs aus den Schloten.

Später, als Kaltenburg im Westen ist, wird Matzke das Gerücht streuen, Kaltenburg sei sofort nach dem „Anschluss“ in die NSDAP eingetreten (dieser streitet es ab, in einem seiner letzten Briefe an Funk bestätigt er es: Mitglied ja, aber Nationalsozialist sei er nicht gewesen). Vorerst jedoch, also noch in der Dresdner Zeit, liefen die Dinge so: „Ein Gremium wurde gebildet – und Matzke übernahm den Vorsitz, obwohl Kaltenburg zuvor unzählige Hintergrundgespräche geführt hatte. Eine Stelle sollte besetzt werden – mit Matzkes Kandidat. Ein Kongreß in der Sowjetunion – die Reisegruppe bestand ausschließlich aus Vertrauten Matzkes.“

Kaltenburgs politischer Einfluss schwand. Einige von seinen Dresdner Vögeln hielten sich tagsüber im Großen Garten auf. Dort veranstaltete die GST eines Tages eine Treibjagd, wegen Tollwutgefahr. Funk: „Ein richtiges Gemetzel?“ – Kaltenburg: „Ich fürchte, ja.“ Kaltenburg habe vom bevorstehenden Unheil gewusst. Er hätte, meint Funk, seinen Einfluss geltend machen, etwas unternehmen müssen.

Dann waren seine Dohlen, die er im Institut betreute, vergiftet worden. Es gab böse Gerüchte darum. Womöglich, hieß es in der Nachbarschaft, habe Kaltenburg ihnen eigenhändig Gift gestreut, um sich einen dramatischeren Abgang zu verschaffen. Die Nachbarn in Dresden-Loschwitz, anfangs geschmeichelt über den Zuzug des berühmten Professors, gaben sich dann „vor der ganzen Welt, also vor Blasewitz und Weißem Hirsch, erleichtert, nun sei er endlich weg, ‚der Störenfried‘, ‚Exzentriker‘, ‚und so etwas von arrogant‘ – seine stetig wachsende Bedeutung auf internationalem Parkett hat man ihm nur schwer nachsehen können.“ Die Dohlen-Tötung lässt sich nicht mehr aufklären. Vielleicht war es eine illegale Vergiftungsaktion einer LPG. Vielleicht hat sich der ungeliebte Stasi-Chauffeur für seine Missachtung am Institut rächen wollen.

1964, Kaltenburg war wieder in Wien, veröffentlichte er das Buch „Urformen der Angst“. Das verschafft ihm weltweite Beachtung und von anderen Wissenschaftlern den eindringlichen Rat, sich auf sein Fachgebiet zu besinnen und Spekulationen über den Menschen ein für alle Mal zu meiden. Funk ist überzeugt, dass die Arbeit an dem Werk ihren Anfang im März 1953, nach Stalins Tod, genommen habe. Man habe nicht zur Kenntnis nehmen wollen, wo er sein Beobachtungsmaterial gesammelt hatte: hier, in Dresden. Was Funk aber schließlich ebenso herausbekommt: auch in Posen. Dort hatte sich Kaltenburg erstmals mit Menschen in Extremsituationen befasst. Es wird nicht ausgesprochen, aber

insinuiert: mit Untersuchungen an Häftlingen. Damit wird Funk endlich auch klar, warum Kaltenburg die erste Phase ihrer Bekanntschaft – in Posen – später konsequent ignorierte.

Das Buch ist ein Schlüsselroman und eine Fantasie. Sein imaginiertes Thema: Konrad Lorenz in der DDR. Ludwig Kaltenburg weist im wesentlichen dieselben biografischen Stationen und Lebensdaten auf wie Lorenz (1903–1989). K. L. und L. K.: eine (Ost-West-)Spiegelung. Es gibt vor allem einen Unterschied: Kehrte Lorenz aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft nach Österreich zurück und ging dann nach Westdeutschland, so wählte Kaltenburg zunächst die DDR als seinen Wirkungsort, und ging dann wieder nach Österreich.

Irene Ruttmann

Das Ultimatum. Roman (2001)

C.H. Beck Verlag, München 2001, 220 S. Taschenbuchausgabe: Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 2009

Eine Geschichte von Liebe und Studium im Ost-Berlin der späten 50er Jahre: Jenny und Robert, die Protagonisten dieses autobiografisch gefärbten Romans, studieren Germanistik an der Humboldt-Universität. Die Grenze nach West-Berlin ist noch offen, was mancherlei Annehmlichkeiten mit sich bringt: Kino, Bibliotheken, Verwandtschaftsbesuche.

In der Uni müssen sie sich dann regelmäßig umstellen: „wenn man etwas auf den Punkt bringt, dann ist das immer Vulgärmarxismus.“ Die in den Lehrveranstaltungen gefragte Dialektik kommt seltener auf den Punkt, schon weil auch die Dokumente der letzten Kulturkonferenz abgearbeitet werden müssen: Die Fäulnis des Kapitalismus und dessen parasitärer Charakter widerspiegeln sich auch im Wesen der spätbürgerlichen Kultur, die aller humanistischen Ideen und Perspektiven beraubt sei und deshalb in eine steigenden Maße Produkte des geistigen Verfalls hervorbringe.

Jenny begreift nicht, was die Vergesellschaftung der Produktionsmittel damit zu tun haben solle, dass sie selbst auf einem falschen Weg sei und der Gesellschaft schade, „wenn ich ein Buch von Camus lesen will, von dem ich noch nicht mal weiß, ob es mir überhaupt gefallen wird“. Robert: Weil sie den neuen Menschen brauchen, und dafür seien alle unregulierten Gedanken eine Gefahr.

Ein Kommilitone versucht, Jenny eine andere Perspektive begreiflich zu machen: „Mein Vater war Kutscher auf einem ostpreußischen Gut ... Ich nehme an, du weißt, was das bedeutet. [...] In einem anderen System als unserem wäre ich gar nicht erst dazu gekommen, mir überhaupt jemals Gedanken über Kleist machen zu können und darüber zu streiten, ob er nun ein bornierter preußischer

Junker war oder nicht“. Jenny spitz: „Um herauszufinden, daß er selbstverständlich einer war“.

Einige der Lehrenden fallen etwas aus dem Rahmen, etwa der junge Professor, „der mit hoher Stimme einmal wöchentlich die Philosophen des Idealismus gnadenlos zur Hölle schickte“. Doch der wird kurz nach dem Ungarn-Aufstand verhaftet (gemeint ist hier wohl Wolfgang Harich, 1923–1995). Es gibt auch noch einen würdigen alten bürgerlichen Professor. Der wird geehrt und gebraucht; ihm lässt man seine „positivistische“ Vermittlung von Wissensstoff durchgehen. Einer von den echten alten Antifaschisten, Spanienkämpfer, hingegen war erst kürzlich in den Westen geflohen. „Er hatte wohl die Opposition in Ungarn nicht verdammen wollen. [...] Die Vorlesung eher impressionistisch und gern auf Heinrich Mann zulaufend, aber stets anregend“ (wohl Alfred Kantorowicz, 1899–1979). Der Lehrbeauftragte für Dramaturgie wohnt in West-Berlin.

Aber die Stimmung ist nicht gut. In den Seminaren herrscht ein merkwürdiges Stillschweigen über den schreienden Gegensatz zwischen dem einführenden Theaterkonzept Stanislawskis (1863–1938) und dem Verfremdungsansatz Brechts (1898–1956) – „eine Art geheimer Übereinkunft, ihn nicht offen zur Sprache zu bringen“. In den Parteigruppen wird eine Resolution vorbereitet, um den Spielplan der Ost-Berliner Bühnen zu kritisieren: „Die führende Rolle der Partei werde nicht genügend anerkannt, subjektive Kunstauffassung stehe anstelle der marxistisch-leninistischen Ästhetik, das sozialistische Aufbauwerk unserer Republik werde nicht in den Vordergrund gerückt.“ Zur Liebknecht-Luxemburg-Demonstration im Januar jeden Jahres sollen alle Studierenden gehen. „Aber in den Schulungen warnen sie vor den bösen Fehlern Rosa Luxemburgs. Die revolutionäre Spontaneität der Massen sei ganz schlimm.“

Und dann immer wieder Versammlungen, die zu Tribunalen geraten. Zu Weihnachten hatten einige Studenten vom West-Berliner Studentenwerk Pakete bekommen. Sie meldeten diese weder, noch leiteten sie sie an die Volkssolidarität weiter, sondern verspeisten sie schlicht und einfach. Gleich nach Weihnachten wird die Seminargruppe wegen der „imperialistischen Paketaktion aus Westberlin“ zusammengerufen:

„Und nun war der Weltfrieden in Gefahr und der Sozialismus sowieso und ganz konkret das Weiterstudieren der Betroffenen. [...] Der Satz ‚... in die Produktion geschickt werden ...‘ fiel natürlich mehrmals, und ich fragte mich, warum Basis und Stolz unseres Auf-

baus als Strafandrohung benutzt werden. [...] Dieser Nachmittag ging schließlich auch zu Ende, und es ist bis heute nichts in dieser Sache mehr passiert. Man hatte uns einfach die Instrumente gezeigt.“ (S. 28–31)

Zufällig, wir sind inzwischen im Jahre 1958, ist Jenny Zeugin eines Gesprächs über irgendeine politische Versammlung. Ihre Kommilitoninnen haben schlicht vergessen, dass Jenny nicht zum Kreis der politisch Zuverlässigen gehört:

„... Dann hört das alles endlich auf, hat er gesagt“, berichtete Edith. „Dann wird Klartext geredet. Von wegen ‚ich bin noch nicht so weit‘. Es wird gefragt: ‚Wo stehst du?‘ Und danach wird gehandelt. Da werden sich manche noch sehr wundern. [...] Erika nickte zufrieden, und Edith sah sehr schön aus, begeistert und entschlossen. Sie waren bei-

de nicht böse. Ihr vorweggenommener Triumph richtete sich nicht gegen bestimmte Personen, weil sie die als einzelne mit einem Recht auf individuelles Leben überhaupt nicht begriffen. Es ging um Verfügungsmasse zur Durchsetzung einer großartigen Idee.“ (S. 202)

Noch am selben Abend beginnen Jenny und Robert, kleine Päckchen mit Büchern und Wäsche zusammenzustellen, um sie dann nach und nach zu Freunden in West-Berlin zu bringen. Wenige Wochen später sind sie im Aufnahmелager.

Brigitte Klump

Das rote Kloster. Eine deutsche Erziehung (1978)

Hoffmann & Campe, Hamburg 1978, 334 S. Taschenbuchausgabe: Goldmann, München 1980 (bis 1984 vier Auflagen). Erweiterte Ausgabe mit neuem Untertitel „Als Zögling in der Kaderschmiede des Stasi“: Herbig, München 1991, 379 S. Taschenbuchausgabe: Ullstein, Frankfurt a.M./Berlin 1993

1954 bis 1957 studierte die Autorin an der Karl-Marx-Universität Leipzig Journalistik. Der autobiografische Roman verarbeitet diese Erfahrung.

Als junge Frau vom Dorf kommt sie bzw. die Ich-Erzählerin nach Leipzig, möchte Theaterkritikerin werden und ist angefüllt mit sozialistischen Idealen. Der Institutsdirektor, ab 1956 dann Dekan der zur Fakultät erhobenen Journalistik, ist Hermann Budzislowski (1901–1978). In der Begrüßungsrede für die neuen Studierenden spricht er über das Gewissen: „Das sei ein Relikt bürgerlicher Denkungsart, Ausrede, Entschuldigung, Fluchtposition. Wir sollten geübt werden, die einzige Art von Gewissen zu haben, die einem sozialistischen Journalisten wohl anstünde, ein proletarisches Gewissen, und das würde vom Kollektiv gesetzt.“ Auch Prüfungsfragen wie „Warum ist der Sozialismus unbesiegbar?“ machen der Erzählerin keine Probleme.

Ein Freund von der Fakultät erläutert ihr den Ernst der Lage: „Vor allen Dingen müssen wir uns abgrenzen gegen bürgerliche Intellektuelle, die sich Sozialisten nennen. Sie sitzen noch immer an unseren Universitäten und vergiften die Jugend. Dieser Bloch, dieser Hans Mayer – wir kriegen sie alle an ihre Hamelbeine und jagen sie zum Teufel.“ – „Sagtest du eben Bloch ...? ... Vor einem Jahr habt ihr ihn doch noch mit einem Nationalpreis geehrt, jetzt wollt ihr ihn rausdrängen aus unserem Staat?“ – „Ja. Er hat sich demaskiert als Verräter.“

Während sie allen Anforderungen zu genügen sucht, regt sich in Klump ein unbezwingbarer Drang zur Individualität. Das ist an der Fakultät für Journalistik

nicht vorgesehen. Eine erste diesbezügliche Mahnung erreicht sie in einer Dozentenkonferenz, zu der sie geladen ist:

„Fassen wir noch einmal zusammen. Sie fallen zu sehr aus dem Rahmen. Das lange Haar nicht aufgesteckt, Sie grüßen nicht. Sie sind unkonzentriert, oberflächlich, überheblich, zu wenig ernsthaft. Und das im Rahmen unserer Fakultät, die vorbildliche, ernsthafte, sozialistische Journalisten herantreibt, die einmal Menschen erziehen sollen, Men-

schen lenken und leiten. Sie stehen abseits vom Kollektiv und beugen sich nicht seinen Entscheidungen. Aber wir wollen Ihnen eine Chance geben. Der Fakultätsrat hat beschlossen, wir geben Ihnen drei Monate Zeit, diese Vorwürfe auszuräumen. Wandeln Sie sich. Werden Sie ein sozialistischer Journalist.“ (S. 103)

Ebenfalls überhaupt nicht vorgesehen ist, dass sich jemand auch noch für ein spezielles Fachgebiet außerhalb der Journalistik interessiert. Klump gelingt es, mit Beharrlichkeit und einigen pfiffig genutzten Zufällen ihr Theaterkritiker-Ziel zu verfolgen. Dekan Budzislowski sagt ihr zwar, man brauche keine Fachleute, „wir brauchen Ideologen als Journalisten. Erzieher der Massen. Was sollen wir mit Fachidioten?“ Doch sie kann durchsetzen, an der Leipziger Theaterhochschule Theaterwissenschaft als Zusatzstudium zu belegen.

Dort erhält sie ein – aus späterer Sicht durchaus überraschendes – Seminararbeitsthema: „Die Vulgarisierung der Literatur durch Bertolt Brecht“. Brecht gilt zu der Zeit als Formalist und wird in der DDR weitgehend ignoriert. An der Journalistikfakultät lehrt unter anderem Wieland Herzfelde (1896–1988). Herzfelde hatte soeben „Hundert Gedichte“ von Brecht herausgegeben und im Nachwort dessen Sprache als besonders präzise gerühmt. Ihn befragt Klump zu dem Seminararbeitsthema. Daraus ergeben sich zwei Praktika am Berliner Ensemble unter Anleitung Hans Bunes und mit direktem Kontakt zur Intendantin Helene Weigel.

Nicht nur Bunge schüttelt den Kopf über das, was an der Leipziger Journalistikfakultät offenbar gelehrt wird. Als er ihr sagt, dass am Anfang journalistischen Schreibens das Denken stehe und die Information dessen Voraussetzung sei, erwidert sie: „Das ist Quatsch. Voraussetzung ist, was man rauskriegen will, danach muß man die Informationen auswählen. Das haben wir so gelernt.“ Bunge: „Was bringt man euch denn da bei auf dieser merkwürdigen Fakultät?“

Auch im Redaktionspraktikum beim „Freien Bauern“ wird sie gefragt, was in Leipzig eigentlich los sei. Die Redaktion gäbe in Gestalt ihrer Volontäre gute Schreiber dorthin, und wenn die wiederkämen, dann seien sie als Journalisten versaut, und zwar für Jahre. Darüber klagten, so wird bekräftigend nachgeschoben, auch andere Redaktionen.

Ein Teil der Erklärung dürfte sein, dass die Schwerpunkte des Studiums weniger auf der journalistischen als der politischen Schulung liegen. So bezieht sich auch das „rote“ im Buchtitel auf die dort vermittelten Inhalte. „Kloster“ verweist wohl auf dreierlei: ebenfalls auf die Studieninhalte, die stark religiösem Offenbarungswissen ähneln, zugleich auf den trutzigen Gebäudekomplex Wundt-/Ecke Tieckstraße, in dem die Fakultät für Journalistik damals residierte, und schließlich

auf einen Umstand, der an Ermittlungsverfahren der römischen Glaubenskongregation denken lässt: Die Staatssicherheit sorgt an der Fakultät für eine nahezu vollständige Überwachung aller Studenten und Lehrkräfte, um Abweichungen von der politischen Linie auszuschließen.

Das beginnt bei den Lautsprechern in Internatzimmern und Büros, die eine Abhöranlage enthalten. Jeden Morgen erschallt zum Wecken das Lied „Die Partei hat immer recht“. Würde ein anderes Lied gespielt werden, würden manche den Apparat laufen lassen. So aber drücken alle auf Aus. „In dem Augenblick ist das ganze Haus auf Sendung geschaltet.“

Es geht auch um gegenseitiges Bespitzeln. Brigittes Freundin Tamara offenbart sich ihr in einer persönlichen Krisensituation: „Ich bin deine Patin.“ – „Patin? Was heißt das?“ – „Ich hab dich von Anfang an ausgehorcht. Parteibeschluss. Ich hatte den besten Zugang zu dir, also mußte ich es machen. Alle Parteilosen haben einen Paten.“ – „Du bist nicht meine Freundin?“ – „Ich bin deine Patin. Von der Partei dazu bestimmt. Hätte ich keinen Zugang zu dir gefunden, wäre die Patenschaft auf eine andere übergegangen. Mit uns beiden ging es gut. Du hast mir viel Stoff geliefert.“ – „Von Anfang an?“ – „Von Anfang an. [...] Fang damit an, was du willst ... Es gibt kein Vertrauen. ... Ich habe dich verraten. ... Verrat, wohin man sieht, ich geh daran zugrunde. ... Und ich verrate jetzt die Partei.“

Doch auch Klump ist Anfechtungen ausgesetzt. Sie hat Kontakt zu einem West-Berliner SDS-Aktivisten, für den sich die Staatssicherheit interessiert. Klump soll ihn aushorchen. Im Gegenzug gebe die Stasi, so wird ihr versichert, Empfehlungen an die Kaderleitung der Fakultät: „Wenn Sie gute Ergebnisse bringen, unterstützen wir Ihre Berufswünsche“. Sie bekommt eine Telefonnummer: „Das ist eine Direktleitung zu ihrer Fakultät. Wenn sie in Ihre Telefonzentrale gehen, werden sie kostenlos und direkt zu uns durchgestellt. Die Telefonistin ist eine Vertrauensperson.“

Brigitte fragt ihren Studienfreund Erwin: „Hast du gewußt, daß unsere Fakultät einen direkten Draht zum Staatssicherheitsdienst hat?“ – „Wer weiß das nicht?“ – „Ich zum Beispiel. Ich habe das nicht gewußt.“ – „Dann weißt du es jetzt.“ – „Das mache ich nicht mit. Ich bin hier auf der Universität. Was hat die Universität mit dem Staatssicherheitsdienst zu tun? Wieso lässt Budzislawski das zu?“ – „Jeder muss hier seine Zuverlässigkeit beweisen.“

Klump geht zum Dekan Budzislawski, um sich Schutz vor diesen Nachstellungen zu erbitten. „Der Staatssicherheitsdienst ...“, will sie beginnen. „Er fiel mir ins Wort: ‚Sorgt für die Sicherheit des Staates. Schluß. Kein Wort weiter. Von Ihnen will ich nichts hören. Gehen Sie zu Teubner.‘“ Hans Teubner (1902–1992) ist Prodekan. „Er erhob sich, kam zu mir, lächelnd, und drückte mir die Hand. ‚Fühlen Sie sich gerügt?‘ ‚Das ist alles?‘ ‚Ja.‘“ Sie behelligt ihn nicht weiter mit ihrem Stasi-Problem.

Gegenüber der Staatssicherheit selbst verhält sie sich hinhaltend. Sie unterschreibt nichts, meldet sich trotz entsprechender Anweisungen nicht, wird aber immer wieder aufgesucht. Dann leitet die Stasi eine Bestrafungsaktion für ihre Unbotmäßigkeit ein. Klumps Seminargruppe wird entsprechend aufgefordert: „Brigitte Klump habe offensichtlich zu viel Zeit für die Pflege ihrer Ambitionen, sie sollte diese Zeit nutzbringend für die Gesellschaft anwenden und einige Halbschichten in einem Produktionsbetrieb arbeiten.“

Klump lässt auf der Seminargruppen-Versammlung ein kleines Stückchen der Wahrheit heraus: „Es ist nicht meine gesellschaftliche Arbeit, die unbefriedigend ist, ich entziehe mich einer andren Aufgabe, die ich hier nicht diskutieren kann.“ Die Seminargruppe diskutiert und informiert dann die Parteileitung: Sie wüssten beim besten Willen nicht, wofür Brigitte bestraft werden solle.

Daraufhin wird ein Fakultätstribunal angesetzt. Ergebnis: Sie soll für ein Jahr in die Produktion. Am nächsten Tag, es ist 1957, setzt sie sich nach West-Berlin ab. Später engagiert sich für DDR-Ausreisewillige. Der Roman ist insofern auch das Buch einer Aktivistin. Dazu gehört, dass Klump sich einige Sachbuchelemente – Fußnoten, Grafiken, Tabellen – erlaubt. So ist auch zu erfahren, dass im folgenden, dem Frühjahrssemester 1958, fünfzig von 362 Studierenden die Fakultät verließen, ein großer Teil davon wohl in Richtung Westen.

Christoph Hein

Horns Ende. Roman (1985)

Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1985, 320 S. (bis 1990 vier Auflagen). Westdeutsche Ausgaben: Luchterhand, Darmstadt 1985 und Scriptor, Frankfurt a.M. 1988. Taschenbuchausgabe: Aufbau-Taschenbuch Verlag, Berlin 1994. Neuauflagen: Faber & Faber, Leipzig 1996, und Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2003. Zahlreiche Übersetzungen

Bis Seite 86 lebt Horn noch. Dann hängt der Historiker, 43 Jahre alt, tot an einem Baum im Wald von Bad Guldenberg. In diese Kleinstadt hatte man ihn strafversetzt, ins Heimatmuseum. Vorausgegangen war dem ein politisches Verfahren an der Universität Leipzig, und Guldenberg dürfte nun seine Endstation bleiben. Die akademische Karriere hatte sich erledigt, das war allen klar, vor allem Horn selbst. Dann kam aber auch noch eine weitere Untersuchung hinzu, nun ein vermeintliches Fehlverhalten bei der Museumsgestaltung betreffend.

Über die Anlässe beider Verfahren wird der Leser nur spärlich informiert. Doch lassen sich gerade so die Zeitumstände atmosphärisch verdichtet gestalten, häufig gleichermaßen beklemmend wie in den Bann ziehend. Andeutungen zu den Anlässen erfährt man über subtextuelle Informationen: Es geht um Geschehnisse in den Jahren 1952 und 1957, und da sprach man besser nicht zu genau über die Jagd nach Revisionisten und kleinbürgerlichen Ideologen. Zugleich erlaubt die

undeutliche Handhabung der Konflikthanlässe dem Autor, umso genauer davon zu erzählen, wie die Umwelt mit den Verfahren und mit deren Opfer umging.

Hein nimmt eine neutrale Erzählperspektive ein und gibt fortlaufend wechselnden Ich-Erzählerinnen und -Erzählern das Wort. Lässt man dies, die Verflechtungen von Zeitebenen sowie die Verschränkungen der Ereignisse beiseite, setzt stattdessen die über den Text verstreuten Informationshäppchen zu den beiden Untersuchungen zusammen, dann sind die folgenden Bilder zu erzeugen.

1952, *Universität Leipzig, Historisches Institut*: Kruschkatz, ein Kollege Horns, saß einer Untersuchungskommission vor. Diese hatte ideologische Verfehlungen Horns aufzudecken und zu bewerten. Was genau die Vorwürfe waren, wird im Roman nicht mitgeteilt – was auch als Hinweis lesbar ist, dass es auf die konkreten Anlässe in solchen Verfahren häufig gar nicht ankam. Am Ende jedenfalls stellte Kruschkatz den Antrag, Horn aus der Partei auszuschließen, ihm seinen Dokortitel abzuerkennen und ihn von der Universität zu verweisen. Dass die verhandelten Vorgänge ambivalent sind, war Kruschkatz klar:

„Ich hatte ... mein Möglichstes getan, ihm den Beschluß der Parteileitung zu erläutern. Wir seien überzeugt, sagte ich, daß ihm subjektiv gesehen keinerlei Schuld zukomme, er uns aber durch Vertrauensseligkeit und Mißachtung des Prinzips der Parteilichkeit großen Schaden zugefügt habe. Im Interesse der gemeinsamen Sache und des großen Ziels und in Erkenntnis seiner feigen Zugeständ-

nisse an die bürgerliche Ideologie habe er den Fehler mit allen Konsequenzen auf sich zu nehmen. Und ich fügte die persönlichen Worte hinzu, daß ich an seiner Stelle möglicherweise nicht anders hätte handeln können, in diesem Fall aber von ihm die gleiche Entschiedenheit in der Verurteilung erwarten würde.“ (S. 34f.)

1957, *Bad Guldenberg, Heimatmuseum*: Horn war nach seinem Rausschmiss in Leipzig die Leitung des Heimatmuseums auf Schloss Guldenberg zugewiesen worden. Dort traf er wieder auf Kruschkatz, denn der war inzwischen als Bürgermeister Bad Guldenbergs eingesetzt. Horn starrte ihn wortlos an. „Es war“, erinnert Kruschkatz das erste Zusammentreffen, „der gleiche wundte Blick, mit dem er mich vor der Kommission angesehen hatte, ein Blick ohne jedes Verständnis für gebotene Maßnahmen, ohne das geringste Begreifen für zwar schmerzhaft, aber notwendige Entscheidungen“.

Horn wird als etwas lebensfremd und sehr in sich gekehrt porträtiert. „Werden Sie im Sommer verreisen?“ fragte Horn höflich. Man merkte seiner Stimme an, daß ihn bereits die Frage zu sehr langweilte, als daß er noch Aufmerksamkeit für die Antwort hätte aufbringen können.“ Interesse erwachte in ihm nur, wenn es um Geschichtstheorie ging. Dann schien etwas von dem auf, das in ihm arbeitet. Thomas, der zwölfjährige Sohn des Guldenberger Apothekers, ging Horn im Museum zur Hand. Zu ihm sagte Horn:

„Sieh Dich nur um. Das alles ist sehr alt. Zu alt, um noch zu lügen ... Ein paar Steine, ein paar Scherben, aber die Wahrheit. Das ist nicht wenig, mein Junge. [...] Es ist nur ein kleines Museum, das wir haben, und doch schreiben auch wir die Geschichte. Wir

sind es, die dafür einzustehen haben, ob die Wahrheit oder die Lüge berichtet wird. [...] Die Wahrheit oder die Lüge, das ist eine entsetzliche Verantwortung. Wer das wirklich begriffen hätte, würde keinen Schlaf mehr finden.“ (S. 80–82)

Und zu Dr. Spodeck, einem Gulderberger Arzt: „Was ist denn Geschichte anderes als ein Teig von Überliefertem, von willkürlich oder absichtsvoll Erhaltenem, aus dem sich nachfolgende Generationen ein Bild nach ihrem Bilde kneten. Die Fälschungen und unsere Irrtümer sind der Kitt dieser Bilder, sie machen sie haltbar und griffig. Sie sind es, die unsere Weisheiten so einleuchtend machen.“

Dann soll im Museum ein neuer Ausstellungsraum eröffnet werden. Ein erläuterndes Papier zu einem der Exponate alarmiert Brongel, Mitarbeiter des Museums. Er bringt es sofort zu Kruschkatz' Stellvertreter Bachofen. Es handelt sich um einen geschichtsphilosophischen Text zur Chronik der Burg und die Vertreibung der Hermunduren, Warnen und Düringer durch die Wenden. Kruschkatz nach der Lektüre: „geprägt vom Charakter seines Autors, unverwechselbar entsprach er dem tapferen, uneinsichtigen Horn, der sich der Entwicklung, der Geschichte und dem Lauf der Zeit verweigerte und mit nervös zitternden Händen die wehleidige Flagge eines fruchtlosen, erschöpften Humanismus aufzog.“

Bachofen fragt Kruschkatz, ob ihm klar sei, was Horn damit beabsichtige. Kruschkatz versucht, die Sache nicht zu dramatisieren. Bachofen darauf: „Was Horn hier verkündet, ist Revisionismus, Sektierertum. Er will uns Diskussionen zu einer überwundenen Epoche aufnötigen. Eine rückwärtsgewandte Fehlerdiskussion unter dem Mäntelchen unvoreingenommener Wissenschaft“. Nichts werde er tun, entscheidet Kruschkatz bei sich.

Vierzehn Tage später entdeckt Bachofen oder Brongel weitere verdächtige Schriftstücke Horns. Sie leiten diese umgehend an die Kreisbehörde weiter, als Beweise seiner revisionistischen Bestrebungen. Daraufhin wird Horn vorläufig beurlaubt und eine Untersuchung eingeleitet. In einer Stadtratssitzung gibt Bachofen die Tonlage vor. Horn habe „eine feindliche Wühlarbeit betrieben und das Prinzip der Parteilichkeit gröblichst verletzt. Horn sei als ein typischer Vertreter des intellektuellen Kleinbürgertums entlarvt worden, dessen Unglaube an die Kraft der Arbeiterklasse und ihrer Partei ihn genötigt habe, der bürgerlichen Ideologie Zugeständnisse zu machen und im Chor mit liberalistischen Schwätzern eine sogenannte Erweiterung der Demokratie zu fordern.“

Die Untersuchung der Kreisbehörde verläuft in der seinerzeit üblichen Form: „Marianne Brockmeier ist Ihre Schwester? ... Ihre Schwester wohnt in Westdeutschland? ... Sie hat die Republik illegal verlassen? ... Haben Sie irgendwelchen Kontakt mit Ihrer Schwester? ... Haben Sie sich mit ihr im Ausland getroffen? ... Für wen arbeiten Sie, Horn?“

Nun gelingt es auch Kruschkatz nur mit Mühe, seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. „Eine Frage, Genosse Kruschkatz, wie konntest du Horn so viel Vertrauen schenken?“ – „Es war ein Fehler, Genosse. Ich habe den Gegner unterschätzt.“ Der Untersuchungsbericht wird ihm nachlässig ausgeübte Leitungstätigkeit attestieren, die feindliche Machenschaften sträflich begünstigt habe.

Dann erhängt sich Horn im Wald. Kruschkatz schreibt sich einen Anteil an diesem Tod zu. Horn sei Unrecht geschehen, gewiss. Doch glaubt er, Kruschkatz, auch an eine höhere Moral. Vor dieser hielten sich Recht und Unrecht die Waage oder schrumpften gemeinsam zu fragwürdigen Werten:

Es war ihm ein geschichtlich notwendiges Unrecht angetan worden im Namen eines höheren Rechts, im Namen der Geschichte. Ich war nur das ausführende Organ, die kleine Stimme dieses ehernen Gesetzes. [...] Horn war für diesen Tod bestimmt wie ein Ochse für den Schlachthof. Er war nicht lebensstüchtig. Er war für ein Leben unter Menschen nicht geeignet. Ich sage dies ohne jede Wertung oder Verachtung, ich habe ihn

immer geschätzt. Und ich meine, es ist kein allzu hoher menschlicher Wert, auf dieser Erde lebensstüchtig zu sein. Es gab prächtige Menschen, die es nie waren. Aber da wir nun einmal genötigt sind, in menschlicher Gemeinschaft zu leben, ist ein gewisses Maß an Bereitschaft für dieses Leben, ob zu loben oder nicht, erforderlich und somit eine Tugend. Eine Tugend, die Horn nicht besaß. (S. 83, 86f.)

Als Kruschkatz das formuliert, ist er 73 Jahre alt, seit neun Jahren im Ruhestand und in seiner Geschichtsauffassung nicht weit weg von Horn:

Geschichte ist hilfreiche Metaphysik, um mit der eigenen Sterblichkeit auszukommen, der schöne Schleier um den leeren Schädel des Todes. [...] Der Mensch schuf sich die Götter, um mit der Unerträglichkeit des Todes leben zu können, und er schuf sich die Fiktion der

Geschichte, um den Verlust der Zeit einen Sinn zu geben, der ihm das sinnlose verstehbar und erträglich macht. Hinter uns die Geschichte und vor uns Gott, das ist das Korsett, dass uns den aufrechten Gang erlaubt. (S. 27)

Der Roman ist aus der Perspektive der 1980er Jahre angelegt. In dieser Perspektive ist es weniger Horn, der interessiert. Vielmehr wird die Figur hier als veranschaulichendes Beispiel benötigt: für eine Gesellschaft, die sich ihrer Vergangenheit nicht stellt, die in Gestalt von Eltern die Verheerungen der Gefühlslandschaften aus NS- und Nachkriegszeit bruchlos auf die Kinder überträgt, und die für Unangepasste nur den Weg in die völlige Isolation bereithält. Bis hin zum Freitod.

Nach Auskunft von Hans-Christoph Rauh (2021: 202, 229) ist die Figur inspiriert von einem realen Johannes Heinz Horn (1909–1958): Der war Logik-Dozent in Leipzig, während der Kampagne gegen seinen Habilitationsgutachter Ernst Bloch (1885–1977) Parteisekretär des Leipziger Instituts für Philosophie, habe in dieser Zeit faktisch als amtierender Institutsdirektor agiert und wesentlich die Kampagne organisiert. Nach Gerd Dietrich (2018: 655) habe er dann aber eine Versachlichung der Debatte angestrebt, wofür er von der Partei scharf in die Mangel genommen wurde. Im Januar 1958 hat er sich in einem Waldgebiet bei Dresden aufgehängt.

Hein hat später berichtet, dass die Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel mehrfach Änderungen und Streichungen gefordert hatte. Er habe daraufhin das Layout verändert und derart wiederholt textidentische Manuskripte eingereicht. Das wurde bemerkt, die Druckgenehmigung nicht erteilt. Nach einem Jahr entschloss sich Elmar Faber, der Aufbau-Verlagsleiter, die Sache auf seine Kappe zu nehmen. Ohne Druckgenehmigung ließ er drucken und ausliefern. Er wurde ins Zentralkomitee der SED bestellt und dort wüst angebrüllt und beschimpft – allerdings nicht, wie es eigentlich zu erwarten gewesen wäre, abgesetzt: „das Hohe Haus scheute wohl die feindseligen oder bitteren Reaktion der westlichen Presse“. (Hein 2019: 41f.) Stattdessen bemühte man sich dann darum, das Buch öffentlich möglichst nicht zu diskutieren: „zwei Rezensionen in Fachorganen bis März 1987 sind keine Öffentlichkeit!“, so der Hallenser Literaturwissenschaftler Dietrich Löffler (1987: 1484).

Inge von Wangenheim

Professor Hudebraach. Roman (1961)

Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1961, 399 S. (bis 1979 vier Auflagen)

Hier treffen Welten aufeinander, politisch und kulturell. Sie finden sich in einer binären Figurenkonstellation entfaltet: Kernphysiker Professor Herbert Hudebraach ist der Vertreter der bürgerlichen Intelligenz, die Oberassistentin für Politökonomie Toni Berger repräsentiert die sozialistische Intelligenz. Er hatte die Zeit des Nationalsozialismus an einer thüringischen Universität verbracht, sich von der Politik vermeintlich fernhaltend, nur der Physik ergeben. Sie saß währenddessen als Kommunistin zehn Jahre im Konzentrationslager Ravensbrück. Er war nach dem Krieg für zehn Jahre zur Wiedergutmachung in der Sowjetunion und ist nun, mit dem Leninpreis dekoriert, zurückgekommen. Sie hatte auf der ABF das Abitur nachgeholt, studiert, wurde mit 40 examiniert, lehrt jetzt seit zwei Jahren an der Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät und schreibt an einer Doktorarbeit zu „Neuen Formen der Ausbeutung der westdeutschen Arbeiterklasse“. Er ist inzwischen 59 Jahre alt, sie 46.

Der Zufall führt beide zusammen, und zunächst begegnen sich Berger und Hudebraach wechselseitig mit gehöriger Skepsis. Wir befinden uns im Jahr 1957, und die namentlich nicht benannte Hochschule wird als Universität Jena erkennbar.

Die DDR-Regierung ist sehr daran interessiert, dass Hudebraach sich für einen Verbleib im Lande entscheidet. Die alte Villa – oberhalb Jenas im Wald gelegen, alter Familienbesitz seiner in Duisburg lebenden Frau und nach dem Krieg verstaatlicht – wird von der bisherigen universitären Nutzung geräumt und ihm

wieder zur Verfügung gestellt. Er bekommt einen Dienstwagen mit Chauffeur, die Direktion des Akademieinstituts für Kernphysik in Ost-Berlin übertragen und soll auch wieder seine Professur an der Jenaer Universität übernehmen. Doch für ihn ist die Sache noch keineswegs ausgemacht. Er hat auch Angebote aus Westdeutschland. Seiner Ehefrau ist er zwar seit langem entfremdet, aber es gibt in Duisburg auch noch eine sechzehnjährige Tochter (die von der Mutter mit dem Auftrag, den Vater zu holen, nach Jena geschickt wird).

Toni Berger ist insistent darum bemüht, ihm begreiflich zu machen, dass ein Bleiben nur denkbar sei, wenn er sich nicht weiter als unpolitischer Wissenschaftler verstehe. Er müsse auch auf Kongressen in London, Rom oder Genf DDR-Bürger sein. Sie will aus dem bürgerlichen einen sozialistischen Wissenschaftler machen. Da sie sich in Hudebraach verliebt und die Zuneigung erwidert wird, erscheint ihr etwas anderes schon deshalb gar nicht denkbar, weil sie eine Trennung von privatem und öffentlichen Leben für unmöglich hält.

So geht sie mit missionarischem Eifer an die Umerziehung des etwas knorrigen Gelehrten. Dass dies eine Aufgabe beträchtlicher Größenordnung ist, verraten die fortlaufend reportierten ideologischen Defizite Hudebraachs:

Berger: „Mit der Deutung der Ergebnisse Ihrer Experimente beschäftigen Sie sich also nicht?“

Hudebraach: „Sie wollen mir schon wieder mit einem ‚Standpunkt‘ kommen.“

Berger: „Ich frage doch nur nach Ihrem Verhältnis zur theoretischen Physik, Herr Professor.“

Hudebraach: „Ich stelle Tatsachen fest – das, was *ist*! Punktum. Sollen die Philosophen sich darüber den Kopf zerbrechen. Ich bin keiner.“

[innere Stimme Bergers:] Es wird deutlich,

daß sein gesundes Mißtrauen gegen den physikalischen Idealismus ihm den Weg zur richtigen Erkenntnistheorie verstellt hatte. Aber das mußte ja nicht so bleiben.

Berger: „Damit haben Sie natürlich einen Standpunkt eingenommen. [...] Mich verdrießt Ihre Theoriefeindlichkeit.“

Hudebraach: „Jetzt sind Sie nicht aufrichtig, meine Liebe. Sie können es nur nicht vertragen, daß ein Wissenschaftler ohne Ihren sogenannten dialektischen Materialismus auskommt.“ (S. 75f., 80)

Hudebraach entzieht sich vorerst den Erziehungsbemühungen, verlegt sich vor allem auf eine Beobachterposition, möchte sich erst einmal „mit den Gepflogenheiten in den hiesigen Lehranstalten vertraut“ machen. Das Ergebnis seiner Beobachtungen fällt zunächst nicht so günstig aus: „Wissenschaftliche Arbeit, erklärte er, bedürfe der Ruhe und Konzentration. Im Universitätsbetrieb aber herrschte Unruhe und Zerfahrenheit. Dauernd sei irgendwas los, was mit der Wissenschaft nichts zu tun habe – ein Aufruf, eine Kundgebung, eine Stellungnahme, eine Unterschrift ... Es sei auch nicht einzusehen ..., warum dem gesellschaftswissenschaftlichen Grundstudium ein so breiter Raum gehöre.“

Berger ist hin und her gerissen. Eine Neigung keimt in ihr auf, ihre Leidenschaft zu einem Manne, der seiner Entscheidung für oder gegen die DDR offensichtlich ausweicht, „wenn nicht für unerlaubt, so doch zumindest für fragwürdig

zu halten. Nicht zuletzt auch im Gedanken an die Partei.“ Sie ist Mitglied der Universitätsparteileitung.

Hudebraach geht mit ihr regelmäßig in der Professorenmensa Mittag essen. Das erregt Aufsehen. „Sie war in dem, was sie vertrat, zu bekannt, um nicht den berühmten Mann neben sich ... zu einem Rätsel zu machen.“ Manche Begrüßungen, in die sie notgedrungen einbezogen werden muss, verlaufen etwas steif. Ein Medizinprofessor klärt anschließend seinen Tischgenossen darüber auf, „welche abscheuliche, verwerfliche, ganz geheime und entschieden terroristische Rolle ‚diese Berger‘ im Kollegium der Universitätsleitung“ spiele. Der Rektor geht davon aus, dass sein berühmter Herr Kollege von dieser Berger in geheimem Auftrag ‚begleitet‘ werde.

Irgendwann lässt sich Hudebraach ihr gegenüber zu einem Bekenntnis hinreißen: „Es ist die erstaunliche Geschlossenheit Ihrer Gesamtauffassung aller Dinge. Erst hat mich das abgestoßen. Dann wurde es mir unheimlich. Nach einer gewissen Zeit erregte es plötzlich mein Interesse. [...] Jetzt glaube ich, daß diese Geschlossenheit eben das Besondere ist, um dessentwillen ich Sie liebe.“

Eigentlich ist Toni Berger überzeugt, die Parteileitung über ihr Verhältnis mit Hudebraach ins Bild setzen zu müssen. Zugleich widerstrebt ihr das. Schließlich reist Hudebraach nach Duisburg, um einige Angelegenheiten zu klären. Den Fragen nach seiner Rückkehr war er zuvor ausgewichen. Nachdem von ihm keine Post kommt, geht Berger davon aus, dass er sich nun doch abgesetzt habe. Eine Aussprache mit der Parteileitung der Universität steht an. Berger bekennt dort drei Fehler: „Ich habe die Kraft der alten Gesellschaft in Klementine Allenhausen“, Hudebraachs Ehefrau, „offenbar unterschätzt. [...] Ich habe ... meine eigene Kraft überschätzt [...]. Der dritte Fehler ... ergibt sich aus den beiden ersteren. Ich bin nicht zu euch gekommen, als es an der Zeit war.“ Ein Mitglied der Parteileitung staucht sie zurecht:

„Du hast gefürchtet, deinem kostbaren Professor könnte in der rauen Luft unserer Universität etwas zustoßen, er könnte sich vielleicht einen seelischen Schnupfen holen, wenn einer von uns mal hustet, und darum hast du ihn zwei Monate lang fein isoliert und in Watte gepackt mit dir herumgetragen

wie ein Baby, als ob er dir allein gehörte und du allein ihn schützen könntest. [...] Die Kraft der alten Gesellschaft hättest du unterschätzt, sagtest du? Keineswegs! Die Kraft deiner Genossen, die Kraft unseres Parteikollektivs hast du unterschätzt. Das ist es!“ (S. 339)

Hudebraach indes war in Duisburg klar geworden, dass eine Tätigkeit dort auf eine Verquickung von Wissenschaft und gewinnorientierter Wirtschaft hinauslaufen würde. Gesellschaftliche Zukunftsorientierung sei dabei nebensächlich. Das sieht er in Bezug auf die DDR inzwischen anders (obgleich es auch dort immerfort um die Verbindung von wissenschaftlicher Theorie und wirtschaftlicher Praxis geht): „mein Verdacht, Ihr wärt nicht anders als die Bourgeoisie und hättet den gleichen, antihumanen Nützlichkeitsstandpunkt“, ist „in Wahrheit würdelos und unbegründet“.

Die Parteileitung war bereits während der Aussprache mit Berger vom Ministerrat informiert, dass Hudebraach seine Rückkehr angekündigt hat. Der Professor war davon ausgegangen, dass Berger und ihre Parteileitung ohnehin alles miteinander besprächen, und hielt es für angemessen, seine Entscheidung nicht auf privater Ebene, sondern offiziellem Wege kundzutun.

Der Verlag konnte im Klappentext über das Buch mitteilen: „Ihre reife und ernste Liebe lehrt sie tiefer und nachdrücklicher, als die Theorie es vermag, zueinander zu finden und den unlöslichen Zusammenhang ihres Wirkens mit der Gesellschaft zu erkennen.“ Der vierten Auflage des Romans, 1979 erschienen, ist ein Nachwort beigegeben, das den Text überwiegend lobt und ein wenig tadelt: „Sicherlich wäre an ‚Professor Hudebraach‘ dieses oder jenes stoffliche Detail zu beanstanden, wäre der unterschiedliche Grad ästhetischer Individualisierung im Figurenensemble zu kritisieren, könnte man über einige kompositionelle Lösungen der Autorin geteilter Meinung sein oder möchte man die Argumentation der Toni Berger bisweilen etwas zu ‚aufklärerisch‘ finden.“ (Kable 1979: 363) Das könne man aber sinngemäß auch über andere in den 50er Jahren entstandene Werke der DDR-Literatur sagen.

Ursula Höntsch

Wir sind keine Kinder mehr. Die Geschichte einer Jugend (1990)

Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1990, 263 S.

Der Roman schließt thematisch an das Debüt der Autorin an. „Wir Flüchtlingskinder“, erschienen 1985, brach seinerzeit ein DDR-Tabu: Erstmals wurde darin über Vertreibung und Flucht, hier aus Schlesien, geschrieben. In ihrem zweiten Buch erinnert sich die Ich-Erzählerin Marianne 1985 an ihre Freundschaft mit der gleichaltrigen Wanda aus Legnica in den 50er Jahren. Marianne, Jahrgang 1935, hatte ihre ersten Kindheitsjahre im damaligen Liegnitz verbracht. Wanda hatte gleichfalls eine Umsiedlungserfahrung: Sie musste ihre Geburtsstadt Lwów (Lemberg) verlassen, nachdem die sowjetische Grenze westwärts verschoben worden war. Seit der Flucht lebte Marianne mit ihren Eltern in einem Dorf bei Wittenbach (das ist Wittenberg), besuchte in der Kreisstadt die Schule und geht nun an die Universität, um Germanistik und Pädagogik zu studieren.

Sie ist erfüllt von einem nahezu grenzenlosen Glauben an den Sozialismus, und die Handlung bewegt sich zwischen zwei Polen: wie sie einerseits ihre Umgebung mit diesem Glauben enerviert (nicht zuletzt Wanda, der Briefwechsel ist abgedruckt) und andererseits immer wieder irritierende Erfahrungen mit dem Sozialismus macht. Letzteres geht schon bei der Immatrikulation los: Welche Verbindungen sie zu ihrer Schwester in Westdeutschland habe? Sie schrieben sich

regelmäßig, ab und zu ein Päckchen, aber sie hätten sich seit fünf Jahren nicht gesehen und gesprochen. „Dabei solle es auch bleiben“, sagen die Mitglieder der Aufnahmekommission, „und ab sofort keine Briefe mehr, Westkontakte seien nicht erlaubt.“

Marianne gehört zu den fünf Arbeiter- und Bauernkindern in ihrem Studienjahr und muss die neue Erfahrung machen, dass ihr ihre Herkunft zu schaffen macht:

Wenn wir ein Fremdwort nicht verstanden, mit den Namen von Schauspielern oder Dirigenten nichts anzufangen wußten und den „Faust“ in einer billigen Reclam-Ausgabe lasen, wurden wir oft gehänselt. Ich hatte das Gefühl, nie nachholen zu können, was jene aus bürgerlichem Haus schon mit der Muttermilch eingesaugt hatten. [...]

Auch über Dr. Walter Schneider wurde gelacht, hinter seinem Rücken. Er hatte nach

seiner Entlassung aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft, wo er die Antifa-Schule besuchte, in wenigen Monaten das Abitur nachgeholt, verkürzt studiert und im Eilverfahren promoviert. Er sprach kein Latein, redete den Rektor mit „Kollege“ an, statt mit „Magnifizenz“, band nie eine Krawatte um und fuhr mit dem Fahrrad zur Universität.

Daß er das vielleicht absichtlich tat, auf diesen Gedanken kam niemand. (S. 57)

Solche Erfahrungen lassen Marianne aber nur um so prinzipienfester an die neue Gesellschaft glauben. Selbstredend ist sie höchst aktiv, führt z.B. an der Wandzeitung die ständige Rubrik „Ich habe gelesen“ ein. Studierende verfassen dafür Buchrezensionen, die nach einem von Marianne entwickelten Schema zu verfassen sind: „Es begann mit der Parteilichkeit des jeweiligen Autors, dann folgten Themenwahl, Heldenkonstellation, Widerspiegelung der objektiven Wahrheit. Zuletzt kam die Frage, ob das Werk bewußtseinsbildend sei und den Leser zur Lösung gesellschaftlicher Prozesse aktiviere.“

Mit einigen Freunden gründet sie ein Studentenkabarett, doch über die Generalprobe kommen sie nicht hinaus. Die Texte seien ideologisch nicht eindeutig genug, auch viel zu intellektuell, und sie ließen alles vermissen, was zu höheren Lernergebnissen anfeuere. „Ich hörte ... mit großem Erstaunen zu und begriff nicht, warum mir das nicht aufgefallen war.“

Als sie ihre polnische Freundin besuchen möchte, braucht sie ein Visum. Der Mann auf dem Revier fragt, wo sie geboren sei. In Frankenstein in Schlesien, antwortet sie gewohnheitsmäßig. „Ich höre wohl nicht recht, das ist revanchistischer Wortschatz, ist Ihnen das klar? [...] Eigentlich müßten wir Ihren Ausweis ändern, denn dieses Frankenstein gibt's ja nun nicht mehr. Wie heißt denn ihr Geburtsort polnisch?“ – „Ząbkowice Śląskie.“ – „Ach, ein Doppelname.“ Marianne schüttelt den Kopf. „Wieso nicht?“ – „Ząbkowice bedeutet Frankenstein, und Śląskie heißt, ins Deutsche übersetzt, Schlesien.“ Dem Mann scheint heiß zu werden, er muss seinen Hemdkragen lockern.

Der XX. Parteitag der KPdSU erschüttert Marianne bis ins Mark. Sie weigert sich, die Enthüllungen zur Kenntnis zu nehmen. Ihr befreundeter Kommilitone Ludwig ist abgeklärter: „Ich muß dir mal in aller Freundschaft was sagen, Marianne. Gewöhn

dir endlich ab, jede Sache, die dir nicht in den Kram paßt, dem Klassenfeind in die Schuhe zu schieben.“ Wahrscheinlich hätte er ihr das schon mal eher sagen müssen, aber er dachte immer, sie komme noch selbst dahinter.

1956 sind politische Unruhen in Polen, und plötzlich wird Mariannes Interesse an Polen zum Thema an der Uni. Was schreibe denn ihre polnische Freundin so über die momentane politische Situation? Der Gegner nutze ja alle Gelegenheiten, sich einzuschleichen: „Die Frage ist ..., kann sich der Gegner auch bei uns einschleichen?“ 1957 dann Ungarn. Marianne hört zum ersten Mal im Radio Westnachrichten, weil in den DDR-Medien so wenig zu erfahren ist. Eine Kommilitonin erwischt und verpetzt sie. Sofort wird eine außerordentliche Parteiversammlung einberufen:

Die Ansichten über mein Vergehen waren zweigeteilt. Der eine Flügel, der radikale ... meinte, es gäbe nichts an der Tatsache zu rütteln, daß ich einen öffentlichen Rundfunkapparat mißbraucht und gegen einen Punkt der Hausordnung verstoßen sowie durch das Hören eines Hetzsenders meine ideologische Unreife und eine politisch unwürdige Haltung bewiesen hätte. Man schlug vor, mich in die Produktion zu schicken, zur Bewährung. Das war als Erziehungsmethode gedacht, klang aber nicht so. [...]

Der andere Flügel war der Meinung, daß ich den Mißbrauch nur mit mir getrieben

hätte und er somit wiederum nicht öffentlich wäre. Außerdem müßte man mir zugute halten, daß ich noch nie gegen irgend etwas verstoßen hätte und zu den gesellschaftlich aktivsten und leistungsstärksten Studenten gehörte. Auch glaube man, daß ich politisch genug gefestigt wäre, um nicht Schaden zu nehmen durch gegnerische Argumente. Man sollte meine Handlungsweise als einmaligen Ausrutscher betrachten. Ein Tadel dürfte deshalb genügen.

Es wurde abgestimmt.

Ich durfte nicht zur Arbeiterklasse. (S. 175)

Dann ist das Studium zu Ende, und Marianne wird Lehrerin. Einem Schüler schreibt sie eine sehr gute Beurteilung – gesellschaftlich sehr engagiert, fantasievoll und ideenreich, wovon die ganze Klasse profitiert habe, er habe ein Schülertheater und einen Literaturkreis ins Leben gerufen, ein grundehrlicher Mensch, der alles, was er tue, aus tiefster Überzeugung tue. Sie wird deswegen zum Schulrat gerufen: „Es geht darum, daß hier ein führendes Mitglied der Jungen Gemeinde, ein Nicht-FDJler noch dazu, in den Himmel gehoben wird.“ Sie solle die Beurteilung ändern. Marianne sperrt sich.

„Na schön, um es kurz zu machen: Wir wollen vor allem unsere Arbeiter- und Bauernkinder, unsere besten FDJler ... zum Hochschulstudium delegieren. Ist Ihnen das wenigstens klar?“ Sie empfindet diese Haltung als völlig berechtigt, soweit sie den Regeln der Vernunft folgt. „Genosse Werner, wollen Sie damit sagen, daß Alexander nicht studieren soll? Daß er weder ein Arbeiter- noch ein Bauernkind ist, dafür kann er doch nichts.“ – „Jedenfalls kommt in diese Beurteilung klar und unmißverständlich, daß er nirgends organisiert, sondern in der Kirche aktiv ist und die Schule für sein politisches Bewußtsein nicht garantieren kann ... Sollen die an der Universität entscheiden, dann ist das nicht mehr unsere Angelegenheit.“ – „Glauben Sie im Ernst, daß es sich der Sozialismus leisten kann, auf eine solche Begabung zu verzichten ...? Sie wissen so gut wie ich, daß sein

Vater ein hochgeschätzter Chemiker ist, der schon längst hätte das Weite suchen können“.

Marianne besteht darauf, die Regeln einzuhalten: Der Schuldirektor könne die Beurteilung ändern, müsse dann aber auf ihre Unterschrift verzichten. Die Sache endet glimpflich: „Alexander, der nach dem Abitur ... im Werk seines Vaters zu arbeiten anfang, wurde ein Jahr später zum Studium delegiert, von der Arbeiterklasse. Inzwischen ist er Professor.“

Hans-Jürgen Steinmann Träume und Tage (1970)

Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1970, 475 S. (bis 1980 vier Auflagen). Buchclub-Ausgabe: Buchclub 65, Berlin [DDR] 1970

1956 kehrt Georg Börner ins Chemiewerk Spornwitz zurück. Dort hatte er 1944 eine Lehre begonnen und dann einige Jahre gearbeitet. 1947 war er zum Chemiestudium delegiert worden. Nach dem Diplom blieb er als Assistent an der Universität und schrieb eine Doktorarbeit. Die war inzwischen fast fertig.

Doch in dieser Zeit hatte er sich auch hinreißen lassen, für einen sehr widerspruchsbereiten Studenten erst zu bürgen und ihm dann, als der in den Westen getürmt war, ins Notaufnahmefeld Marienfelde hinterherzufahren. Er wollte ihn zur Umkehr bewegen, was nicht gelang. Aber die Fahrt wurde bekannt. Dann setzte die Unerbittlichkeit ein, die kommunistische Bewegungen weltweit immer wieder hervorbrachten: Der intensivste Kampfeswille wurde gegen eigene Leute entwickelt. Hier, in Börners Parteiverfahren an seiner Uni, klang das so, in Rede und Gegenrede:

[Parteileitungsmitglied:] Stimmt es, Genosse Börner, daß du dich nach Karges Verrat mit ihm noch in Berlin getroffen hast? [...]

[Börner in indirekter Rede:] Du hast ... zu erklären versucht, wie das war: daß du Karge zurückholen wolltest, ihm ins Gewissen reden; du hast das tun müssen, man läßt einen Menschen nicht einfach fallen, auch wenn er selbst es so will. [...]

[Parteileitungsmitglied:] Ein Genosse fährt ins Flüchtlingslager, dahin, wo CIA und Bundesnachrichtendienst und was für Geheimdienste noch zu Hause sind, und seine Parteiorganisation ahnt nichts davon, nicht ein-

mal unterrichtet hat er sie, geschweige ihre Entscheidung angerufen! – So überzeugt ist er von sich, dieser Genosse, daß er glaubt, sich über alles weg setzen zu können [...]

[Börner:] Wenn ich mir das so anhöre, was ich für einer bin und was ich noch alles noch lernen muß, zur Besinnung kommen – ich fürchte, hier werde ich das wohl nicht können. Da ist's dann im Grunde wohl das beste, wenn ich von hier verschwinde, zurück ins Kombinat, wo ich hergekommen bin, Bewährung in der Produktion, einverstanden? (S. 48)

So kam Börner also nach neun Jahren wieder nach Spornwitz. Ort und Chemiewerk sind fiktiv, erinnern aber in zahlreichen Details an die Leuna- und

Buna-Werke (in diesen hatte Autor Steinmann auch gearbeitet und recherchiert). Dr. Sörensen ist dort Produktionsdirektor und muss Börner einsetzen. Er hält ihn regelrecht von der Forschung fern, obwohl es dort beträchtliche Bedarfe gibt und Börner der Richtige dafür wäre. „Im Moment sei Forschung fast etwas wie Luxus, sagte er [...] Gegen alle Regeln wissenschaftlich-technischen Denkens, allerdings! Erkundungsforschung, Grundlagenforschung – sehr schöne Dinge – dem Kombinat nütze dergleichen momentan nichts.“

Stattdessen wird Börner, 28 Jahre alt, als stellvertretender Leiter in einen Konvertierungsbetrieb geschickt, ein Bereich, von dem er fachlich keine Ahnung hat. Dort muss er nach wenigen Tagen auch noch die Leitung übernehmen, weil der Betriebsleiter erkrankt. Die zweimonatige Vertretung führt ihn oft an seine Grenzen, zeigt aber auch allen, die ihn beobachten, seine Zähigkeit und Leistungsstärken.

Rheinberger, sein Professor am Uni-Institut für organische Chemie, will ihn zurückholen. Er schreibt Dr. Strömer, der seinerzeit Börner zum Studium bugsiiert hatte: Der „junge Mann hat sich ziemlich dußlig benommen ... Ich nehme an, daß sich die Geschichte wieder einrenken läßt, vorausgesetzt, er hat den guten Willen dazu.“ Aber Börner ist eigensinnig. Er will sich jetzt durchbeißen: „die Sache ist einfach die, daß man irgendwann mal aufhören muß, sich die Probleme auszusuchen, mit denen man fertig werden will.“

Die Probleme im Werk – 1944/45 wegen seiner Kriegsproduktion stark zerbombt und dann notdürftig wieder aufgebaut – sind immens. Mit veralteten Anlagen, die ständig Störungen aufweisen, hechelt auch der Konvertierungsbetrieb permanent den Anforderungen hinterher. Börner sieht mit dem Blick des Wissenschaftlers, was nötig wäre, nämlich grundsätzliche Änderungen. Sörensen, der Produktionsdirektor, tut das Nötigste, um den Betrieb am laufen zu halten, verweigert sich aber größeren Neuerungen. Wenn es Investitionen gebe, können man über alles mögliche reden, so aber ... Andere, wie Sörensen ehemalige I.G.-Farben-Chemiker und -Ingenieure, tun es ihm gleich.

Jochen Wetzlaff, ein Freund Börners, ist ziemlich geladen: „Ich traue keinem von denen [...] Sitzen auf ihren Pöstchen wie die Landpfarrer auf ihren Pfründen! Willst du hier was umkrempeln, wackeln sie mit dem Finger: So geht das aber nicht! So haben wir das nie gemacht! – Und wir? Die reinsten Philanthropen! Eine neue Gesellschaft wollen wir aufbauen, Revolution wollen wir machen; dabei lassen wir uns einwickeln von denen!“

Zunehmend gewinnen die politisch Verantwortlichen den Eindruck, dass sich die I.G.-Farben-Leute nur in einer Platzhalter-Rolle sehen, darauf wartend, dass die DDR zusammenbricht. Immerhin: In Erwartung darauf werden I.G.-Farben-Aktien nach wie vor gut an westdeutschen Börsen gehandelt. So kommt es zu einem Showdown, indem eine Flugblattkampagne gegen Sörensen gestartet wird (die es in Leuna tatsächlich gegeben hat, vgl. Schwarz 1969: 126). Gemeint sind

alle I.G.-Farben-Fachleute, die noch im Werk arbeiten. Eine größere Zahl von ihnen weicht daraufhin nach Westdeutschland aus. Dort bekommen sie vom Konzern die Gehälter für die Jahre in der Ostzone nachgezahlt.

Strömer, Börners Mentor, will angesichts dieser Situation in den vorgezogenen Ruhestand gehen. Börner überredet ihn mit Mühe, zu bleiben. Nicht ganz plausibel wird dann geschildert, wie sich auch einige weitere der früheren I.G.-Farben-Leute für die neue Ordnung gewinnen lassen. Dr. Meinhardt, der Leiter des Konvertierungsbetriebs: „Wissen Sie, Herr Strömer, sozusagen sind wir alle durch die Schule der IG gegangen, einer wie der andere, Herr Dr. Sörensen wie ich und Sie! Wir müssen uns wohl fragen, ob wir nicht zuweilen mit Bedacht Augen und Ohren verschlossen haben, wenn es zu verstehen hieß, was die neue ‚Schule‘ uns lehren will.“

Strömer wird Leiter der Forschungsabteilung des Kombinats. Er versucht, Börner für die Leitung der Forschungsgruppe im Hydrierwerk zu gewinnen. Der sieht aber seine Aufgaben in der Konvertierung als noch nicht erledigt und lehnt ab. Zugleich macht er sich nächtens und an den Wochenenden daran, die betrieblichen Herausforderungen wissenschaftlich in einer neuen Doktorarbeit zu systematisieren. Es geht um Synthesegaserzeugung auf der Basis von Braunkohle, inzwischen zwar unökonomisch, aber gezwungenermaßen verbesserungsbedürftig, da einstweilen alternativlos. Mittelfristig jedoch brauche es die erdölbasierte Produktion.

Schließlich, knapp drei Jahre nach seiner Rückkehr ins Werk, lässt sich Börner überzeugen, in der Forschungsabteilung des Kombinats die Katalysatoren-Entwicklung zu übernehmen. Weitere drei Jahre später geht Strömer in den Ruhestand. Börner soll die Leitung der Forschungsabteilung übernehmen. Er hadert mit sich: „Ein Forschungsleiter forscht nicht; er leitet. Reichte das aus für ein ganzes Leben?“ Er imaginiert sich die Antwort seines früheren Parteisekretärs, der ihm anfangs manchen Anstoß verschafft hatte: „Ein Forschungsleiter leitet die Forschung. Wie er das tut, davon hängt’s ab, ob große schöpferische Leistungen in kürzester Frist vollbracht werden können. Oder?“ Börner sagt zu.

So ist er zum Schluss promoviert und leitet die Forschungsabteilung. Vom Arbeiterkind zum Organisator der Industrieforschung des größten DDR-Kombinats: ein zeittypischer Entwicklungsroman.

Joachim Schöne

Die wundersamen Wege des Tobias Schremm (1967)

Union Verlag, Berlin [DDR] 1967 (bis 1969 zwei Auflagen), 230 S.

„Die Theologen haben mir im Grunde nur bewiesen, daß das erste Stück der Bibel eine mythologische Rumpelkammer ist, daß das Jesajabuch unmöglich von

einem Jesaja geschrieben worden sein kann, daß nicht alle Paulusbriefe aus der Feder des Paulus stammen, daß Karl Barth theologisch schiefliegt, insofern man ihn von Leipzig her anschaut.“ So räsoniert Tobias Schremm am Ende seines Theologiestudiums an der Leipziger Universität im Jahre 1957. „Hat mich mein Studium einen Millimeter weitergebracht, näher zu Gott hin?“

Seine Kommilitonen rücken eher andere Fragen in den Vordergrund. So beweisen sie sich gern gegenseitig, dass und wie ihre Gedankenführungen im Gegensatz zu Bultmann und Käsemann, zu Barth und Althaus lägen und damit die einzig richtigen seien. „Sonderbar: Im Gegensatz zu den Leipziger Professoren befand sich offenbar keiner.“

Schremm gelangt im Zuge seiner Examensvorbereitung zur Lektüre Dietrich Bonhoeffers. Dessen nichtreligiöse Interpretation biblischer Begriffe und der weltlichen Rede von Gott eröffnet Schremm einen Horizont, der seine Zweifel eher befeuert. Nach dem ersten Examen folgt das Lehrvikariat, an dessen Ende der Besuch des Predigerseminars steht (welches als dasjenige in Lückendorf bei Zittau identifiziert werden kann).

Dort geht es einerseits recht lebensnah zu. Dozent Dr. Docht empfängt die Kandidaten mit den Worten, sie würden in ihren Gemeinden bald feststellen, dass die Pfarrer heute nicht mehr zu den Honoratioren der Stadt gehörten. „Der Herr Apotheker und der Herr Lehrer und der Herr Doktor und der Herr Pfarrer, die ihren Skatabend haben – diese Zeiten sind vorbei.“ Und es könne auch nicht Aufgabe der Kirche sein, das Spießertum solcher Art in irgendeiner Weise zu bewahren. „Viel zu lange haben wir an der feudalen und bürgerlichen Verzahnung von Kirche und Welt teilgenommen und daraus unseren Nutzen gezogen.“ Nun seien die Bündnisse mit den vergangenen und den vergehenden Mächten zu lösen. „Unsere heutige Situation ist echter und dem Evangelium dienlicher.“

Andererseits gibt es alte Prägungen. Doktor Docht: „Wenn wir heute die Frauen ins Amt lassen, meine Brüder, haben wir in fünfzig Jahren eine Weiberkirche.“ Die Kandidaten betampeln und bepochen diese Äußerung mit Wonne.

Dann das zweite Theologische Examen: „Die Kandidaten, welche samt und sonders zu Hause als Pfarrer galten und wohl teilweise auch schon Brauchbares geleistet hatten, sanken noch einmal in die Pubertät der Schulbank zurück und strebten mit einer Spur Schweiß zwischen den Achseln nach der guten Zensur.“ Der Landesbischof sitzt mit in der Prüfungskommission. Es wird gruppenweise geprüft. Das Steckenpferd des Bischofs ist der Katechismus. Da ist Schremm nicht sattelfest. „Geben Sie denn keinen Konfirmandenunterricht?“, fragt der Bischof. „Doch, nur benutze ich die Erklärungen Luthers nicht.“ Warum denn nicht? „Ich halte sie für antiquiert. Ich müsste diese ‚Erklärungen‘ den Kindern erst mühsam erklären, also verlieren sie ihren Sinn.“

Doch die Prüfungskommission zeigt sich gnädig. Eine 2b, fast gut, bekommt Schremm für seine Leistung, insgesamt für die Prüfung die Hauptzensur Gut. Es

folgen die Ordination und dann die Probleme des Pfarralltags, darunter kleinere Scharmützel mit dem Bürgermeister und dem Superintendenten. Wirklich „wundersam“, wie im Titel des Buches verheißen, erscheint wenig an dem Weg des Tobias Schremm.

Hartmut Zwahr

Leipzig. Studentenroman (2019)

Sax-Verlag, Beucha/Markkleeberg 2019, 700 S.

Der Autor führte, so darf man annehmen, sein Leben lang Tagebuch (vgl. Zwahr 1993 und 2007). In diesem Buch nun hat er seine Aufzeichnungen aus Oberschule, ABF und Studium in eine Romanform umgewandelt. Die Textherkunft bleibt dabei erkennbar, nicht zuletzt am beträchtlichen Umfang und der Gemächlichkeit, mit der die Handlung voranschreitet. Hartmut Zwahr (*1936) hatte 1955 bis 1960 in Leipzig studiert und war daselbst von 1978 bis 1992 Professor für die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, dann bis 2001 Professor für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Die Romanhandlung spielt im Leipzig der fünfziger Jahre. Dort studiert der Protagonist Johannes zunächst an der Fachschule für Bibliothekare und später an der Karl-Marx-Universität Leipzig, Geschichte und Germanistik, auch dies wie der Autor.

Die eingangs platzierte Fiktionalitätsbehauptung „Alle Ähnlichkeiten in Ort und Zeit, auch Namensgleichheit mit Lebenden und Toten sind zufällig und dem Umstand geschuldet, dass Figuren und Strukturen unter bestimmten Bedingungen einander entsprechen“ muss nicht ernst genommen werden. Es tauchen praktisch alle Personen unter ihren Klarnamen auf, die man im Kontext der Handlung erwarten kann, und sie verhalten sich genau so, wie man es in Kenntnis der einschlägigen Literatur und mündlichen Überlieferung erwarten darf.

Es sind die, die der Leipziger Universität den Ruf verschafften, eine seinerzeit besondere Ansammlung interessanter Figuren zu sein: Ernst Bloch („Nietzsche habe zur Katastrophe beigetragen, werde behauptet. Der Professor beurteilte das anders ... Nietzsche sei beschienen gewesen von einer Welt, die noch nicht da sei, und seine Philosophie an der Brücke der Zukunft gelegen. Das klinge uns ja nicht unvertraut, warf er mit gepressten Worten hinterher“); Hans Mayer (während der Ungarn-Krise wurde ein angekündigter Rundfunkvortrag von ihm nicht gesendet: „Er ist der Zensur zum Opfer gefallen. Gestatten Sie, dass ich ihn hier vortrage. Die DDR wird dadurch nicht zusammenbrechen! – sagte es und stellte das Tonband an“); Eva Lips; Julius Lips; Heinrich Sproemberg; Walter Markov („Im Seminar rauchte Markov Zigarren, kubanische. Bedienen Sie sich, aber keiner traute sich“; bei politischen Veranstaltungen: „Markov mimt den Abwesenden,

tut, als bemerkt er bloß die Hälfte, spielt seine Rolle“); Theodor Frings („Die schieben noch einen Lenz. In diese Studierstube dringt kein scharfer Ton ... Nicht solange Frings da ist ... An den traut sich keiner ran ... Nur eine Frage der Zeit, die schaffen alles“); Werner Krauss; Siegfried Morenz (rühmte, mit welcher Leidenschaftslosigkeit man der Geschichte der Alten Welt gegenüberzutreten könne, so könne er auch „seine einmal ausgearbeiteten Vorlesungen im Prinzip unverändert lassen“, ganz anders als die Gegenwartshistoriker); Hermann August Korff; Ernst Engelberg (habe während des Ungarn-Aufstands in der Vorlesung gesagt: „Werden Sie nicht irre an den großen Zielen des Sozialismus, der zum Inhalt hat die Ideen von Demokratie und Freiheit“); Heinz Ladendorf; Ernst Werner („sprach frei“); schließlich die Theologen Walter Baetke, Hans Bardtke, Franz Lau und Emil Fuchs.

Destilliert man aus den 700 Seiten den Kern dessen, was behandelt wird, so liefert das Buch nicht nur seinem Umfang nach, sondern auch inhaltlich etwas durchaus Gewichtiges. Was sich in den meisten anderen Romanen zur Universität Leipzig dieser Zeit in vereinzelt Begebenheiten Ausdruck verschafft, wird hier zu einer Dauerzumutung ausgebaut: der Konflikt zwischen einer Universität, die nach dem Nationalsozialismus zu ihrem Auftrag wiedererweckt wurde, einerseits und dem politischen Willen, nicht nur eine dem Sozialismus gegenüber aufgeschlossene Universität zu formen (das wäre nicht gescheitert), sondern eine akademische Kadettenanstalt andererseits.

Insoweit mag die über weite Strecken länglich wirkende Handlung als literarisches Stilmittel akzeptiert werden können: eine ununterbrochene Abfolge von tribunalartigen FDJ-Versammlungen, Kampagnen zum Kirchenaustritt und zum Parteieintritt, Demonstrationen mit kontrollierter Anwesenheitspflicht, GST-, also paramilitärischer Ausbildung, Arbeitseinsätzen in Produktion und Landwirtschaft, ideologisch kontaminierten Prüfungen usw. Die Länglichkeit der Darstellung beschwört eine Atmosphäre herauf, in der fortwährend eine doppelte und antagonistische Wachsamkeit herrscht und lähmt: gegenüber Abweichungen von der gerade aktuellen politischen Linie und gegenüber meldebereiten Komillitonen sowie – eher vereinzelt – Lehrenden.

Dazu kam ständiger Bekenntniszwang. An der Wandzeitung namentlich gezeichnete Aushänge dieser Art: „Angesichts der Bedeutung des V. Parteitages der Partei der Arbeiterklasse der SED bitte ich um Aufnahme in die Partei. Außerdem habe ich mich verpflichtet, aus der Kirche auszutreten.“ „Die Kollegen der Abteilung Landesgeschichte begrüßen den Plan zur sozialistischen Umgestaltung der Fachrichtung Geschichte. Dr. Heintz und Dr. Unger werden sich mit der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung befassen. Dr. Unger wird eine Woche in Träna im Brikettwerk arbeiten, Dr. Heintz eine Woche in einer mecklenburgischen LPG.“ Einer entledigt sich der Pflichtübung mit den Worten: „Ich ver-

pflichte mich bis zum V. Parteitag, meinen Abschnitt für das Hochschullehrbuch für Deutsche Geschichte 1848–1871 fertigzustellen. E. Engelberg.“

Ein wegen politischer Unzuverlässigkeit exmatrikulierter Student sollte auch noch sein bisher erhaltenes Stipendium zurückzahlen. So jedenfalls beschloss es die FDJ-Versammlung der Historiker. Es gab aber Gegenstimmen. Die Abrechnung folgte auf der nächsten Gruppenversammlung: „Euer Verhalten war Humanitätsduselei. Wenn ein Genosse den Antrag stellt, dass Lothar das Stipendium zurückzahlen soll, und die politisch erfahrenen Freunde schließen sich an, wie könnt ihr da eine andere Meinung haben? Hierin zeigt sich doch, dass nicht das rechte Verhältnis zur führenden Rolle der Partei vorhanden ist. Ihr müsst vom Klassenstandpunkt ausgehen, dann wäre diese Panne in der Abstimmung nicht geschehen. Ich bitte, dass die Freunde dazu Stellung nehmen.“

Die Folgen sind bekannt: „Es wird allmählich leer in der Alma mater. Bloch weg, sechs andere Leipziger Professoren. Ein Altphilologe hat am Donnerstag über *Die Bedeutung des Marxismus für das Studium der Altphilologie* gesprochen und gehörte am Freitag zu den Republikflüchtigen. [...] Mayer geht, hat gekündigt, heißt es [...] Da wird Streller Professor werden, und die Germanistik wandelt sich in ein rustikales Institut durch die Verbindung von Industrie, Landwirtschaft und Literatur.“ Ganz so wurde letzteres dann zwar nicht, aber die doch sehr spezielle Situation der 50er Jahre war aufgelöst zugunsten einer politisch gelenkten Universität.

Gert Billing / Benito Wogatzki

Tennis zu dritt. Studentengeschichten (1962)

Verlag Neues Leben, Berlin [DDR] 1962, 185 S.

Die beiden Autoren waren zum Zeitpunkt des Bucherscheins Redakteure der FDJ-Studentenzeitung „forum“. Die Erzählungen handeln vom studentischen Alltag, darunter thematisch Erwartbares, das indes immer auf einen überraschenden Dreh hinausläuft. Es geht aber auch um einen oststudentischen Einsatz in West-Berlin, bei dem Unterschriften gegen die Remilitarisierung gesammelt werden, oder das Studentenleben in München.

In der Erzählung „Der Störenfried“ geraten zwei antagonistische Helden einer Medizin-Seminargruppe aneinander. Felgenrath, der Leistungsstärkste in der Gruppe, bekommt schließlich von Bechler einige Schläge ins Gesicht. Bechler wirkte auf die anderen immer schon etwas befremdlich, doch dass er handgreiflich werden könnte, überschritt dann doch die Vorstellungskräfte. Noch ungewöhnlicher aber ist, dass Felgenrath die Sache auf sich beruhen lassen will.

Zuvor hatte Bechler in einer Versammlung seinen Gruppensekretär auflaufen lassen, als dieser verkündete: „wer bislang noch an der Gefährlichkeit dieser Leute

in Bonn zweifelte, der weiß es jetzt. Jeder, der es mit der Medizin ehrlich meint, sollte darüber nachdenken, was er gegen diese Unmenschlichkeit tun kann.“ Bechler: „Was sollen wir denn tun? Ausgerechnet wir?“ Nach der Versammlung geht er Felgenrath nochmals an: „Du ... redest ... so, als wenn die Anatomie ab morgen unsere neue Geheimwaffe sein wird.“ Die Antwort: „Aber auch die Medizin ist Klassenkampf. Man sieht das bloß nicht immer so deutlich.“

Felgenrat indes meinte nach Bechlers Auftritt in der Versammlung, dieser könne sein Mitstreiter werden. Im Grunde würden sie beide doch das Gleiche wollen. Er habe ja dieses politische Gerede auch satt. Wenn aber das Studium vorbei sei, dann könne ihm der ganze Arbeiter-und-Bauern-Staat gestohlen bleiben. Ob Bechler nicht der gleichen Auffassung sei? „Da habe ich ihm links und rechts die Visage poliert.“ Erst jetzt stellt sich heraus, wo Bechler herkommt. Er war jahrelang Hauer in einer Grube und hatte sich das Abitur mühsam an der Abendschule erkämpft. „Ich habe nicht viel Bewußtsein, mag sein. Aber wenn ich daran denke, daß meine Kumpels unter Tage diesem Kerl das Studium finanzieren ... Das war zuviel für mich.“

Die Erzählung „Der mathematische Sonderfall“ handelt von einer Prüfung im Fach Gesellschaftswissenschaft. Geprüft wird der Mathematikstudent Hans Müller, in seinem Fach ein Ass, das sich in Gewi so durchschlängelt. Der prüfende Professor hält ihn für arrogant und selbstgefällig. Erste Frage: Welche allgemeinen Gesetzmäßigkeiten der sozialistischen Revolution habe die Moskauer Deklaration der kommunistischen und Arbeiterparteien formuliert? Müller zählt sie auf. Eine fehlt. Professor Folgmann: „Denken Sie einmal zurück an die Zeit der Konterrevolution in Ungarn. Warum griff eigentlich der Gegner damals pausenlos gerade die wichtigen Leitsätze des Marxismus an?“ Müller stammelt. Folgmann: „Auf welcher Seite standen Sie denn damals, daß Sie nicht einmal wissen, worauf es der Klassengegner abgesehen hatte?“

Nächste Frage: das „Wesen des Imperialismus“. Müller liefert die fünf Merkmale und bleibt im Praktischen unkonkret. Der Professor ring innerlich um Fassung. Der Student rede, als habe er nicht Lenin, sondern ein Telefonbuch gelesen. Zu Müller: „Ihr Gleichmut ist ja geradezu verbrecherisch! Sagen Sie, warum studieren Sie eigentlich?“ – Als heutiger Leser meint man, nicht nur didaktische Defizite zu erkennen. Abgeprüft wird vielmehr auch die Zugehörigkeit zu einer Überzeugungsgemeinschaft. Müller ist dabei durchgefallen.

„Begegnung im Waschraum“ bringt ein Erstsemester mit einem Studenten zusammen, der gerade seine Diplomarbeit geschrieben hat. Beide studieren Maschinenbau. Die Diplomarbeit war in einem Betrieb entstanden, ein praktisches Problem wurde bearbeitet. Der Assistent des prüfenden Professors hält sie in einer Vorbesprechung für zu wenig wissenschaftlich, denn die betrieblichen Probleme stünden zu sehr im Mittelpunkt. Er, der Assistent, werde nur eine Drei vorschla-

gen können. Sein Gesprächspartner im Waschraum des Studentenwohnheims hat eine Idee: Das solle der Diplomand doch den Leuten im Betrieb erzählen.

Das schlägt ein. Die Arbeiter und Techniker aus dem Betrieb marschieren in die Uni. „Wenn wir – so erklärten die liebenswürdigen Kollegen – die in der Arbeit entworfenen Vorschläge realisieren, wird der Betrieb über 35 000 DM einsparen. Wir schätzen die Arbeit als sehr gut ein.“ Daraufhin ist auch der Professor höchst erfreut: Die Praxis ist mit seinem Ausbildungsniveau zufrieden. Die Diplomarbeit bekommt eine Eins.

Ähnlich zufriedenstellend gehen auch die anderen Erzählungen aus, die dieser Band bereithält.

Erik Neutsch

Der Friede im Osten. Band 3: Wenn Feuer verlöschen (1985)

Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1985, 658 S. (im gleichen Jahr drei Auflagen). Neuausgabe: Edition digital, Pinnow 2013

Die Fortsetzung der Romanserie versetzt den Leser ans Ende der 50er und den Anfang der 60er Jahre. Die Handlung kreist vor allem um ein Stahlwerk in „Eisenstadt“, für dessen Niederschachtöfen die Verschrottung ansteht: „die Feuer verlöschen“. In unserem Kontext aber ist an diesem Band nur zweierlei relevant: Achim Steinhauer, der hoffnungsvolle Biologe, hat entgegen seiner ursprünglichen Absichten keine Doktorarbeit geschrieben und die Wissenschaft verlassen. Auf Frank Lutter trifft, oberflächlich betrachtet, ungefähr das gleiche zu, nur mit dem feinen Unterschied, dass der zur Bewährung in die Produktion geschickt worden war.

Steinhauer hatte sich geweigert, nach seiner Diplomarbeit auch noch die Dissertation „nach der alten Schablone, ... der Kraut-und-Rüben-Forschung“ zu schreiben. Er sieht die Biologie, wie sie in Leipzig betrieben wird, als von Voreingenommenheiten geprägt. Sie habe sich auf die Borniertheit von Glaubensbekenntnissen eingeschworen und widersetze sich jeder Neuerung und jedem ungewöhnlichen Gedanken.

Sein einstiger Leipziger Mentor, Professor Schultz-Dürr, warf ihm noch immer vor, von der Genetik nicht lassen zu können: „Sie werfen Ihre Perlen vor die Säue, junger Mann, verschwenden Ihr fraglos vorhandenes Talent an Hirngespinnste amerikanischer Herkunft.“ Seine Parteisekretärin wurde drastischer: „Solche wie dich ... schicken wir in die Wüste. Die akademische Laufbahn hast du dir selber vermasselt. ... Entgegen allen bisherigen Absprachen, ihn nach dem Studium an der Universität wissenschaftlich arbeiten zu lassen, plädierte sie dafür, ihn als Pflanzentechniker an ein Saatzuchtgut zu vermitteln.“

Steinhauer wandert daraufhin ab in den Journalismus und geht in die Redaktion der Halleschen SED-Bezirkszeitung „Wahrheit“ (im realen Leben „Freiheit“ – beide Namen von einer gewissen Komik). Ein kämpferischer Artikel, den er über das Stahlwerk in Eisenstadt schreibt, stößt aber auf hierarchisch hoch angesiedeltes Missfallen. Daraufhin wird Steinhauer zur Strafe eben dorthin versetzt, um die Eisenstädter Betriebszeitung zu leiten.

Frank Lutter hatte seine Dissertation immerhin angefangen. Er war begeistert von deren Thema: „Darstellung, Propagierung und Organisation der Aktivistenbewegung in der sozialistischen Presse“. Doch dann geriet dieses Thema in den Strudel der Neubewertungen, die nach dem Moskauer XX. Parteitag allerorten vorgenommen wurden. Der Parteitag brach „wie ein Sturm über den Blätterwald seiner bisher behaupteten Thesen herein“ und wirbelte seine Konzeption gründlich durcheinander.

Bisher hatte Lutter mit Zitaten aus Stalins Schriften nicht gespart. Nun wurde aber unverkennbar, dass die Berichte und Reportagen in den Zeitungen sachlicher wurden. Das Heldenwesen, wie es bisher um Männer wie Stachanow, Hennecke und Seifert betrieben wurde (oder auch, bei Neutsch nicht erwähnt, um Frauen, etwa Frieda Hockauf – „So wie wir heute arbeiten, werden wir morgen leben“), gab es plötzlich nicht mehr. Lutter „warf seine Manuskripte in den Papierkorb, suchte anstelle von Stalinzitatzen ähnliches bei Lenin“, fragte sich aber auch: „Konnte man das ... denn noch Wissenschaft nennen?“

Aus Sicht seiner Mentoren geriet Lutter in Verwirrungen. Eine politische Kleinigkeit, die ihm unterlaufen war, wurde aufgebauscht, nachdem im Zentralkomitee der SED einmal wieder eine revisionistische Fraktion ausgemacht worden war. Sein „persönliches Debakel bestand wohl darin, daß ... die Partei nach Anhängern ähnlicher Auffassungen durchsiebt wurde und es ... auch ihn traf“. Er hatte behauptet, dass die Informationspolitik hierzulande nicht stimme. Gewisse dafür verantwortliche Genossen „verhielten sich gegenüber dem Volk so, als befände es sich geistig im Stadium des Vorschulalters“. Das reichte aus, um eine Arbeitsgruppe aus Berlin an die Journalistikfakultät der Universität Leipzig zu schicken.

Diese prüfte das, was von seiner Dissertation bisher vorlag: „Kein übertriebenes Heldenwesen länger um Männer wie Hennecke, hieß es da ... Aha!“ Andere hatten sich für ähnliche Unglaublichkeiten zu rechtfertigen: „dem einen warf die Leitung ... vor, daß seine Frau, wie aus dem Fragebogen ersichtlich, kein Mitglied des DFD ist. Ob er zu Hause nicht mit ihr darüber diskutiere ... Und wenn nicht, ob das nicht ebenfalls ein Zeichen für seinen Opportunismus sei ...“ Zu Lutter hieß es abschließend: „Du bist der Praxis entfremdet.“ Daher hätte die Arbeitsgruppe beschlossen, ihn in die Produktion zu schicken. Lutter sinnierte: „Zur Strafe: Geh zur Arbeiterklasse ... Als wäre ein volkseigener Betrieb eine Besserungsanstalt, die Tätigkeit in ihm ein Strafvollzug.“

Nach einem halben Jahr in einem Produktionsbetrieb holt ihn der Chefredakteur der „Wahrheit“ – wie seinerzeit schon Steinhauer – in seine Redaktion. Einige Zeit später übernimmt Lutter dort die Leitung der Abteilung Wirtschaft. Das führt ihn auch nach Eisenstadt. Nach fünf kontaktlosen Jahren treffen sich Steinhauer und Lutter – zuvor unzertrennlich, aber in ihrer letzten gemeinsamen Zeit in Leipzig einander entfremdet – dort wieder. Im weiteren Handlungsverlauf geht es um den Betrieb. Dessen Entwicklung liefert einigen Konfliktstoff, der die Wiederannäherung der Freunde allerlei Belastungsproben aussetzt.

60er Jahre

Christoph Hein

Ein Album Berliner Stadtansichten (1979)

in Christoph Hein: Einladung zum Lever Bourgeois, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1979, S. 25–62. Westdeutsche Ausgaben u.d.T. Nachtfahrt und früher Morgen. Erzählungen, Hoffmann & Campe, Hamburg 1982, und Luchterhand Literaturverlag, Frankfurt a.M. 1989 (bis 1991 vier Auflagen). Neuauflage: Aufbau Taschenbuchverlag 1994. Übersetzung ins Ungarische

An dem „Album“ schrieb Hein immer einmal wieder, zu einer vollständigen Veröffentlichung kam es bisher nicht. Die Auszüge, die hier veröffentlicht wurden, umfassen sieben kurze Stücke. Davon betreffen zwei unser Thema.

Das eine, „Charlottenburger Chaussee, 11. August“, zwei Seiten lang, gehört noch ins vorige Handlungsjahrzehnt. Es berichtet von einem Geschehen während der Weltfestspiele der Jugend und Studenten, die 1951 in Ost-Berlin stattfanden. Eine Gruppe von Philosophiestudenten der Humboldt-Universität erhielt den Auftrag, in FDJ-Hemden nach West-Berlin zu gehen und für die Teilnahme an der Abschlussveranstaltung der Weltfestspiele zu werben. Zwölf Studenten und drei Studentinnen machten sich auf den Weg durchs Brandenburger Tor. Sie boten ihre Flugblätter mit der Einladung den Passanten an, doch die lehnten ab und beschimpften sie.

Auf der Charlottenburger Chaussee befahl ihnen ein junger West-Berliner Polizist, „unverzüglich in den Russensektor zurückzukehren“. Sie umringten ihn, er wollte sich auf keine Diskussion einlassen. Eine der Ost-Berliner Studentinnen hatte die oberen beiden Knöpfe ihre FDJ-Bluse geöffnet, was den Polizisten ziemlich irritierte. Plötzlich griff er mit den Worten, dass sich Deutsche schämen sollten, die blauen Russenkittel zu tragen, nach ihrer Bluse und riss sie ihr herunter. Die Gruppe stand zunächst wie gelähmt, während sich Verlegenheit des Polizisten bemächtigte. „Für Sekunden war es still. Dann schlugen wir zu. Das war Klassenkampf, begriffen wir augenblicklich, und wir schlugen mit den Fäusten auf den Polizisten ein, bis er leblos zu Boden sank. Die Flugblätter ließen wir bei der Leiche liegen. Wir stürzten nach Hause. ... Atemlos erreichten wir unsere Universität.“

In der anderen Kurzerzählung, „Der Sohn“, geht es um Pawel, den Sohn eines einstigen KZ-Häftlings, der nun leitender Funktionär ist. Pawel ist überdurchschnittlich intelligent, als Gruppensekretär seiner Schulklasse zunächst „ebenso überzeugt und eifrig wie engstirnig“. Als Jugendlicher beginnt er sich für Literatur zu interessieren, liest mit Freunden französische Surrealisten, Kierkegaard, Nietz-

sche und Sartre. Im Geschichts- und Staatsbürgerkundeunterricht gewöhnt er sich ironische Bemerkungen und, aus Sicht der Lehrer, Unverschämtheiten an. Seinen Eltern entgleitet er, zieht schließlich aus, unternimmt zwei Republikfluchtversuche. Sein Vater haut ihn dank seiner Position mehrfach heraus.

Um 1965 herum beginnt er, Ökonomie zu studieren. Nun wird er ein Musterstudent, bekommt ein Leistungsstipendium zugesprochen und promoviert nach dem Studium. Er gilt an seiner Sektion als einer der meistversprechenden jungen Wissenschaftler:

„Bei den Kollegen war er beliebt, und seine Meinungen waren stets geachtet als die des Sohnes eines verdienten, hohen Funktionärs. Pawel selbst aber fügte sich in den zuverlässigen Lauf der Welt. Er begriff, dass sein Auf-

begehren gegen eine abgeleitete Existenz und die wilde Suche nach seinem wirklichen und eigenen Leben schon ein Teil desselben war, und gab sich zufrieden mit den unaufhörlichen Erfolgen.“ (S. 70)

Karl Georg Egel

Dr. Schlüter. Filmerzählung (1966)

Verlag der Nation, Berlin [DDR] 1966, 431 S. (zwei Auflagen). Übersetzung ins Slowakische TV-Film: Karl-Georg Egel und Achim Hübner (Drehbuch) / Achim Hübner (Regie): Dr. Schlüter. Fernsehfilm in fünf Teilen, Deutscher Fernsehfunk 1965/1966, 643 Minuten. Erstaussstrahlungen Teil I–IV 4.12.1965 – 8.12.1965, Teil V 27.3.1966. DVD-Veröffentlichung: Dr. Schlüter. Ein Wissenschaftler zwischen Macht und Missbrauch (DDR TV Archiv), Deutsches Rundfunkarchiv/rbb media, Berlin 2011

Martin Schlüter, Jahrgang 1909, schloss 1934 einen Vertrag mit dem Industriellen Vahlberg. Er war ein talentierter Chemiker kleinbürgerlicher Herkunft mit starkem Aufstiegswillen. Für die Firma Vahlbergs, die Lenox-Werke, sollte er Kunststoffe entwickeln und zur Produktionsreife führen. Privat unterstützte er die illegale KPD, indem er deren Post zwischenlagerte, und lernte dabei seine große Liebe Eva Dorn kennen. Doch sein Karrierismus war am Ende stärker. Als sich die Tochter seines Chefs in ihn verliebte, sah er die Chance, in die höchsten Kreise aufzusteigen, und heiratete Felicia Vahlberg. Die Kontakte zu den Kommunisten gab er auf. Eva Dorn wird später in Auschwitz ermordet werden.

Dann bat ihn sein Schwiegervater, die Leitung des Chemiewerks eines Konzentrationslagers zu übernehmen. Das nun wollte er keinesfalls, hier waren seine Skrupel stärker. Um dem Ansinnen zu entgehen, ließ er sich zur Wehrmacht einberufen und kam an die Ostfront. Dort aber musste immer wieder Situationen bewältigen, in denen er seine Menschlichkeit gefährdet sah. Als er wegen wehrkraftzersetzender Äußerungen in den Lenox-Betrieb nach Auschwitz versetzt werden sollte, lief er 1942 zur Roten Armee über. In Sibirien beteiligte er sich am Aufbau der sowjetischen Chemieindustrie. 1952 wurde er nach Deutschland entlassen.

Er geht nach Westdeutschland, wieder zu den Lenox-Werken. Sein Schwiegervater Vahlberg ist inzwischen verstorben, hatte ihn aber als Universalerben eingesetzt. Die Firma wird von Treuhändern geführt, die ihm aufgrund seiner Jahre in der Sowjetunion mit äußerstem Misstrauen begegnen – und bei denen es sich zum größten Teil um alte Nazis handelt, die sich gegenseitig in vorteilhafte Positionen hieven. Einer von ihnen war ein führender SS-Mann und für Eva Dorns Deportation nach Auschwitz verantwortlich. Er hatte die Gewinne der Lenox-Werke in Auschwitz vor Kriegsende in die Schweiz transferiert und sie nach Kriegsende in das Vahlbergsche Vermögen eingefügt. Schlüter versucht, einen Prozess gegen ihn anzustrengen, aber sein Anwalt verunglückt bei einem (inszenierten?) Autounfall tödlich. Die Treuhänder verhindern überdies, dass er sich der einzigen Sache widmen kann, die ihn umtreibt: der Forschung.

Angesichts all dessen siedelt Schlüter in die DDR über, nach Thalstadt. Das Chemiewerk dort wird von einem alten Freund, Ernst Demmin, geleitet. Im zuliebe hatte er sich seinerzeit bereiterklärt, als Umschlagplatz für die illegale KPD-Post zu fungieren. Die Lenox-Manager sehen die Ortsveränderung nicht ohne Wohlwollen: Schlüter ist erst einmal weg, und er könne im Osten die Wiederübernahme der Werke vorbereiten, die nach dem erwartbaren Zusammenbruch der DDR anstehe. An dieser Stelle ist der Text bei seiner Hälfte angelangt. Die zweite Hälfte gestaltet den Weg Schlüters in der DDR, zeitlich in etwa die Jahre von 1955 bis 1965.

Demmin gibt ihm weitgehende Freiheiten in der Forschung. Dabei muss er Vorbehalte neutralisieren, die Schlüter auch in der DDR entgegenschlagen. „Es gibt hier Leute, die mir vertrauen, und es gibt andere, die mich für ein Trojanisches Pferd halten. [...] Es gibt auch ein paar alte Herren, die mich schneiden. Für sie bin ich der Westflüchtling, der Verräter an den großen IG-Farben, während sie sich als seine Platzhalter dünken.“ Schlüter gibt den Vorbehalten auch Nahrung, indem er einen ausgeprägten Individualismus pflegt. Dazu gehört, dass er den Kontakt zu einem Freund in Westdeutschland pflegt, der als Rechtsanwalt in Verbindung zu Lenox steht.

Vorerst aber schlägt sich Schlüter mit der Planwirtschaft herum. Er verfolgt eine seit Jahrzehnten in ihm gereifte Idee, mit der sich höchst effizient Kunststoff herstellen ließe – wenn die Reaktionsketten chemisch funktionierten und technologisch beherrschbar wären. Dazu braucht er Zeit und Forschungsfreiheit. „Ihr Projekt paßt nicht in die Planharmonie“, hält ihm ein Kollege vor. Demmin versucht, Schlüter abzuschirmen, sogar als der nach West-Berlin fährt, um privat Chemikalien einzukaufen. Demmin fragt aber auch, warum er sein Projekt nicht in den Plan aufnehmen lasse. Schlüter: „Wenn es im Plan steht, muß es in einem Jahr irgendwo im Betrieb Nutzen bringen.“ Er sieht sich als denjenigen, der weiter denkt: „Wir können die Industrieforscher nicht kastrieren, indem wir alles, was fünf Zentimeter über die Werkbedürfnisse reicht, zur Grundlagenforschung stempeln.“

Dann wird Demmin nach Berlin ins Ministerium abkommandiert. Was das zu bedeuten hat, bleibt zunächst unklar. Die Werkleitung in Thalstadt übernimmt der bisherige Technische Direktor Semkow, den mit Schlüter eine so herzliche wie gegenseitige Abneigung verbindet:

„Bei Ihnen wird an Projekten gearbeitet, die nicht im Forschungsprogramm aufgeführt sind. Ich bitte um eine Erklärung.“ – „Sie können nicht leiten, Herr Semkow. Sie können nur kommandieren. [...] Demmin achtet

Sie. Also müssen Fähigkeiten in Ihnen ruhen, die mir verborgen sind.“ – „Herr Schlüter ... Von jetzt ab werden Sie wie ein normaler Mensch behandelt und nicht wie ein höheres Wesen.“ (S. 294)

Allerdings ist, wie sich dann herausstellt, Demmin nicht zur Strafe nach Berlin abberufen worden, sondern um stellvertretender Minister zu werden. Mit dieser neuen Autorität versucht er, die Thalstadter Kontrahenten zu gemeinsamen Anstrengungen zu bewegen. Dazu gehört, dass er Schlüter aus der Forschungsabteilung des Werkes herauslöst und ihm die Leitung eines Instituts für Reaktionskinetik überträgt. Schlüter wird zum Professor ernannt. So auf gleiche Augenhöhe mit den Werksleuten gebracht, fällt es den Antagonisten leichter, ihre wechselseitigen Marotten zu akzeptieren, ja, sie in den Dienst der gemeinsamen Sache zu stellen.

Streit gibt es freilich weiterhin, vor allem um Termine: Die Planer verlangen, dass die Forscher die Fertigstellung des Verfahrens für den neuen Kunststoff terminieren. Schlüter beharrt, dass sich Ideen in der Forschung nicht planen ließen. Aber die Thalstadter lassen sich nun auf Kompromisse ein, Schlüter auch. Um die Produktionsaufnahme einer Werkserweiterung sicherzustellen, soll ein vereinfachtes Verfahren zum Einsatz kommen. Der so entstehende Kunststoff wird nichts revolutionieren, aber immerhin nützlich sein.

Wolf Jonkers, Schlüters Freund in Westdeutschland mit den Verbindungen zu Lenox, erweist sich währenddessen als jemand, der als Agentenführer handelt. Gezielt unterbrechen westdeutsche Vertragspartner Lieferungen von zugesagten Stoffen. Demmin teilt Schlüter mit: „Die westdeutsche Seite hat wieder etwas entdeckt, womit sie uns besonders schaden kann. Ohne Silberemulsion kein Methanol, ohne Methanol kein Aldehyd, ohne Aldenhyd kein Kunststoff. Ein neuer Schachzug im Krieg der alten IG-Farben.“ Schlüter beginnt zu ahnen, dass dieser Schachzug auf Informationen beruht, die er seinem Freund Wolf Jonkers gesprächsweise mitgeteilt hatte.

Auf anderen Wegen besorgt sich Lenox die Unterlagen des vereinfachten Kunststoffverfahrens aus Schlüters Institut und meldet dieses 36 Stunden vor dem Institut für Reaktionskinetik in Westdeutschland zum Patent an. Damit wird es für das Thalstadter Werk unmöglich sein, das zu produzierende Accron ins westliche Ausland zu exportieren. Zugleich wird von Lenox gezielt der Verdacht des Geheimnisverrats auf Schlüter gelenkt. Der sieht sich in die Ecke gedrängt, meint, seine Unschuld kaum beweisen zu können.

Dann, gemeinsam mit seinen Institutsmitarbeiterinnen und -mitarbeitern, hat er den rettenden Einfall, wie man von dem vereinfachten Verfahren doch noch zu einem avancierten gelangen könne. Jonkers fordert ihn umgehend auf, nach Genf zu einem Chemie-Kongress zu kommen und im Westen zu bleiben:

„Du wirst ... eine Erklärung abgeben, warum Du nicht mehr in die Zone zurückkehrst. Du hattest den Auftrag, drüben zu nutzen, um uns nutzen zu können. Deine neue Arbeit nutzt zu viel. Du wirst sie hier beenden oder gar nicht. Wenn Du Dich nicht von mir retten läßt, muß ich Dich vernichten. Diese Aufgabe müßte ich den Demmins überlassen, indem ich ihnen das Material über Dich in die Hände spiele. [...] Du warst mein Informant, unser Statthalter drüben für den Tag X. Du hast die Arbeit am Accron in meinem Auftrag verzögert. Als Du Dich auf die Kompromißvariante einlassen

mußtest, hast Du Lenox das Erstpatent zugepielt. Schließlich hast Du, um Dich zu retten, die Dir längst bekannte neue Lösungsmöglichkeit aus Deiner Schublade geholt. [...]

Ist das schlüssig, Martin? Beweise ihnen das Gegenteil. Du könntest es versuchen. Vielleicht würde man so tun, als ob man Dir glaubt, um Deine Fähigkeiten weiter ausnutzen zu können. Unter mißtrauischer Beobachtung und Verachtung. Dazu bist Du zu stolz. Du kannst nicht auf Knien leben. Also wirst Du kommen.“ (S. 397f.)

Doch der Bluff klappt nicht. Der Ermittler von der Staatssicherheit durchschaut das Manöver. Schlüter ist angekommen: „Ich lebe in dem Deutschland, das besser zu mir paßt, wenn es auch keine Maßanfertigung für mich ist. [...] Ich kann atmen.“

Die Filmerzählung, faktisch ein Roman, erschien ein Jahr nach dem Film. Der Film war von Politbüro-Mitglied Albert Norden (1904–1982) auf dem 11. Plenum des SED-Zentralkomitees gelobt worden (abgedruckt im Buchanhang „Stimmen zum Fernsehfilm“). Zugleich aber wurde die zeitgleich laufende Ausstrahlung der Fernsehserie nach dem vierten Teil zunächst unterbrochen. Die fünfte Folge musste entsprechend den Maßgaben des Kahlschlag-Plenums überarbeitet werden: Der Sinneswandel Schlüters vom bürgerlichen zum sozialistischen Wissenschaftler sollte sich stärker herausgestellt finden. Infolgedessen war zum Teil neu zu drehen, und die Fernsehzuschauer sahen den letzten Teil mit dreimonatiger Verspätung im März 1966 (Beutelschmidt/Wrage 2004: 156).

Joochen Laabs

Das Grashaus oder Die Aufteilung von 35000 Frauen auf zwei Mann. Roman (1971)

Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1971, 345 S. (bis 1986 acht Auflagen). Buchclub-Ausgabe: Buchclub 65, Berlin [DDR] 1972. Übersetzung ins Tschechische

Filmadaption: Das Grashaus oder die Aufteilung von 35000 Frauen auf zwei Mann, Regie Helmut Krätzig, DEFA-Studio für Spielfilme im Auftrag des Fernsehens der DDR 1975, 65 Minuten

Das titelgebende Problem wird übersichtlich umrissen: „Diese Stadt hat eine halbe Million Einwohner. Nehmen wir an, die Hälfte sind weiblichen Geschlechts. ... Das

Durchschnittsalter des Menschen beträgt etwa fünfzig Jahre. Das bedeutet, daß auf den Jahrgang fünftausend Frauen kommen. ... Wieviel Jahrgänge kommen für uns in Frage?“ – „Alle. Liebe kennt keine Grenzen.“ – „Ferkel. Sagen wir sieben. Vier jüngere, unserer, zwei ältere. Macht fünfunddreißigtausend Frauen.“ Zu berücksichtigen sei noch, dass diese durch limitierende Randbedingungen reduziert werden: „Verheiratete, Geschmacksfragen, also höchstens jede fünfte. ... Bleiben sieben-tausend. ... Allerdings müssen wir uns reinteilen.“ – „Na schön. Eine für dich, 6999 für mich.“ Am Ende wird es beiden um die gleiche gehen.

Der Statistikdozent, wäre er dabei, wie sie so klar wie kühl ihre Situation analysieren, würde sich freuen über Klaus Löbau und Heinz Zimmermann, genannt Hezi. Die beiden Freunde studieren Verkehrsingenieurwesen in einer Stadt, die als Dresden erkennbar wird (sie sind also an der Hochschule für Verkehrswesen). Das Fach belegen seinerzeit fast nur junge Männer, zudem an einer Einrichtung, für die das auch insgesamt zutrifft. Dadurch ist die Funktion des koedukativen Studierens, auch eine Bühne für Partnerwahl und diesbezügliches Ausprobieren zu sein, arg eingeschränkt.

Die Partnerschaftsfragen bilden dann jedenfalls in der Handlung den Ausgangs- und Fluchtpunkt allen Geschehens, und parallel findet das Studium statt. Handlungszeit ist etwa 1960. Löbau ist Seminargruppenssekretär. Seine Gruppenmitglieder haben sich in den ersten Semestern sehr gut aufeinander eingespielt. Manchmal müssen Probleme gelöst werden, aber das geschieht genau so, wie man es sich in der DDR für eine Seminargruppe wünschte.

So hört ein Kommilitone, Willy, unablässig Radio Luxemburg. Es kommt deswegen zu einer Versammlung, zu der auch der FDJ-Sekretär der Hochschule erscheint. Er hält Willy entgegen, ob er nicht sehe, dass die Taktik des Gegners gerade auf das blinde Zuhören abziele. Klaus Löbau pflichtet ihm bei: „Wie herrlich sei es nach den Schlagnern auf Haiti? Und in Wirklichkeit herrsche dort eine der finstersten Militärdiktaturen.“ Hezi ist die Diskussion etwas zu scheinheilig. Andere hörten womöglich nicht weniger Radio Luxemburg. Wie habe Schilling doch neulich Bona Sera gehottet, und der sei Genosse. Sie sollten also alle zusehen, dass die Sache in dem Rahmen bleibe, in den es gehöre.

Da kommt der stille Eckard Pommer mit einer Idee: „Wir sollten an das Rundfunkkomitee schreiben ... oder den Zentralrat. Um der ideologischen Subversion durch den Westen entgegenzuwirken und den Wünschen, na, den Bedürfnissen unserer Jugend ..., also, schlagen wir vor eine Programmgestaltung, die dem entspricht, also zu gestalten. Permanente Musik. Schlager und dann kurze Informationen, so Nachrichten, Sport, also vorzunehmen.“ Allgemeine Begeisterung. Nur Hezi mäkelte: „Bei unseren Schlagnern?“

Der FDJ-Sekretär kommt erneut in die Seminargruppe und sagt: „Männer, wir haben mit euch was vor“. Sie seien genau die richtige Truppe. „Erstens euer Notendurchschnitt – dazu brauch‘ ich nichts zu sagen. Zweitens eure gesellschaftliche

Aktivität: Lothar – Hochschulparteileitung; Brumme und Hezi – Motorstützpunkt-leitung; sowieso alle in der GST ganz groß; alle DSF – selbstredend. Dann euer Kollektivgeist – gemeinsame gemeinsame Prüfungsvorbereitungen; sehr wichtig, es soll ja das *Kollektiv* ausgezeichnet werden. Und nicht zuletzt solche Sachen wie der Brief wegen der Rundfunkprogrammgestaltung. [...] Ihr müsst euch um den Staats-titel bewerben.“

Sie sollen also den Kampf um den Titel eines sozialistischen Studentenkollektivs aufnehmen. Es gibt keine Vorbehalte in der Gruppe. „Jaja, das sollten wir machen“, sagt einer. „Geht in Ordnung“, ein anderer. „Aber macht freitags keine Zicken.“ Da wolle er nämlich nach Hause. Klaus Löbau will fast einhaken: Bewusstsein, das freitags um halb sechs ende, sei ja wohl genau das, was von Mitgliedern eines sozialistischen Kollektivs erwartet werde. Aber er hält sich zurück: Jetzt besser Zustimmungen sammeln. Im Anschluss ist er etwas verwundert: „Sie nahmen es auf eine verblüffende Weise real auf. An keinem entdeckte ich irgendwelche Anstalten, die darauf hätten schließen lassen, dass er zu einem Kampf oder wenigstens zu einer überdurchschnittlichen Leistung rüstete.“ Doch die Gelegenheit kommt.

Der Gruppe wird eine überraschende Anforderung gestellt. Sie soll in den Ferien geschlossen einen dreiwöchigen Arbeitseinsatz absolvieren. Gerade im Hinblick auf den Titelkampf liege es nahe, dass sie sich dem nicht verschließe. Löbau geht recht burschikos an die Sache heran. Große Diskussionen erwartet er nicht. Also informiert er seine Seminargruppe sachlich. Völlig überrascht, stößt er auf Widerstand.

Einer nach dem anderen kann oder will nicht. Es seien ja Ferien. Man müsse nach Hause, man sei schon das ganze Jahr weg. Es sei zu spät, da bereits ein Ferienplatz gebucht ist. Einer ist schon in seinem alten Betrieb zum Ferieneinsatz angemeldet. Und ein anderer will ausgerechnet zu dieser Zeit heiraten. Und Löbaus Freund Hezi ist gerade wieder sehr akut verliebt und kann sich keine dreiwöchige Trennung vorstellen. Denn diesmal sei es wirklich, ja, wirklich etwas ganz Ernstes. „Und selbst wenn der Titel sausen ginge“, sagt er, „n Ersatz für die Frau ist er nicht.“

Löbau ist ziemlich verdattert. Dann denkt er drüber nach. Er habe von den anderen erwartet, dass sie sich auf einen bewussten, eigentlich abstrakten Kern reduzierten. „Und was davon abwich, waren für mich subjektive Faktoren, die es zu liquidieren galt.“ Nun erkennt er, dass eigentlich jedes Subjekt aus nichts weiter als subjektiven Faktoren zusammengesetzt sei. Der FDJ-Sekretär sagt ihm, er habe einen ganz entscheidenden Fehler gemacht: „Du hast sie nicht Schritt für Schritt an den Fall herangeführt. ... Der Mensch will mitdenken, er will schöpferisch sein. Du hast ihnen das vor den Kopf geknallt und fertig. Und das sah dann so aus: Ihr müßt. Und da sind sie empfindlich. Mit Recht.“

Mit einem Kommilitonen, der sensibler auf die Einzelnen einzugehen versteht, gelingt es dann aber doch noch, die Gruppe für den Arbeitseinsatz zu gewinnen. Löbau begreift schließlich, so die Botschaft der Geschichte, dass die Berücksichti-

gung persönlicher Wünsche und Probleme Teil einer erfolgreichen gesellschaftlichen Entwicklung sein müsse.

Christa Wolf

Der geteilte Himmel. Erzählung (1963)

Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1963, 293 S. (bis 1974 siebzehn Auflagen), Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin [DDR] 1964. Taschenbuchausgabe: Reclam, Leipzig 1964. Westdeutsche Ausgaben: Weiss, Berlin-Schöneberg 1964; Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1968. Zahlreiche Übersetzungen. Publikationsgeschichte nach 1989: Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 1996 und 2001; Faber & Faber, Leipzig 1996; Wolters-Noordhoff, Groningen 1997; Luchterhand, München 2002; Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2008; University Studio Press, Thessaloniki 2009; Družba Piano, Ljubljana 2010; edizioni e/o, Rom 2010; Stock, Paris 2011; Dong fang chu ban she, Peking 2012; Minumsa, Seoul 2012; van Gennep, Amsterdam 2012; Prima edizione Tascabili e/o, Rom 2016; Intiśārāt-i Rūzgār, Teheran 2016

Filmadaption: Konrad Wolf (Regie): Der geteilte Himmel, DEFA 1964, 114 Minuten. DVD-Ausgaben: BuschFunk, Berlin 2009; Filmedition Suhrkamp, Berlin 2009 (mit Bonusfilm: Peter Vogel: Selbstversuch, 1989). Bühnenadaptionen: Staatsschauspiel Dresden 2013, Schaubühne am Lehniner Platz Berlin 2015, Musical: Schwerin 2023

1961, kurz vor dem Mauerbau, Handlungsort wohl Halle (Saale): Rita Seidel studiert Pädagogik am „Lehrerseminar“, also wohl am Pädagogischen Institut Halle-Kröllwitz, und lebt in einer spannungsreichen Partnerschaft mit dem promovierten Chemiedozenten Manfred Herrfurth. Beide haben je eigene Probleme, und aus diesen resultieren solche, die sie miteinander haben.

Rita fühlt sich an ihrer Hochschule nicht richtig wohl. Sie war, als Mädchen vom Lande, in einer staatlichen Werbeaktion zum Studium gelockt worden. Sie hatte das freilich auch als einmalige Chance gesehen, der Tristesse eines bis an sein Ende vorhersehbaren Lebens in ihrem Dorf zu entfliehen. Herrfurth setzt all seine Hoffnungen in eine technische Entwicklung – eine Vorrichtung zum Absaugen von Abgasen –, die er mit einem Doktoranden vorantreibt und, gelänge sie, immense Wirkungen hätte. Doch stoßen sie auf Widerstände in der betrieblichen Praxis, die aus Bequemlichkeit resultieren.

Das Buch spielt größtenteils im akademischen Milieu (und ein weiterer Handlungsstrang im Waggonbau Ammendorf), doch berühmt geworden ist es aus anderen Gründen: vor allem wegen der offensiven Thematisierung von Republikflucht, welche die Gründe nicht nur bei denen sieht, die gehen. Im hiesigen Kontext interessiert insbesondere die Entwicklung von Typenfiguren, die im zeitgenössischen Hochschulbetrieb anzutreffen sind: ein Karrierist und Aufpasser in der Seminargruppe des Lehrerbildungsinstituts, ein Neulehrer-Dozent, ein pädagogisch versierter Dozent, der opportunistische Doktorvater von Manfred Herrfurth, dessen Verbindungsmann ins Prorektorat und Herrfurth selbst als Naturwissenschaftler mit Distanz zum politischen System.

Mangold ist der karrieristische Aufpasser in Ritas Klasse. Er war schon Abteilungsleiter bei irgendeinem Rat, ist kaum älter als dreißig, kann alles beantworten und schüchtert alle ein, auch die Dozenten. Rita berichtet Manfred eine Szene:

„Unser junger Dozent für Gesellschaftswissenschaft, der sowieso ganz unsicher ist und sich dauernd umguckt, ob er nicht was falsch macht, wurde mitten in der Stunde von Mangoldt überführt, daß er irgendeinen wichtigen Satz falsch zitiert hatte. Mangoldt kennt alle Zitate auswendig, er muß Jahre seines Lebens darauf verwendet haben, sie zu lernen. Wie der Dozent erschrak bei Mangolds

Ton – denn der gab ihm zu verstehen, daß es nicht ohne Bedeutung sein könnte, wenn einer jetzt gerade dieses Zitat falsch wiedergebe! –, wie er rot wurde, wie er nur mit Mühe die Stunde zu Ende brachte, wie Mangoldt diese Lage ausnutzte und, vor allem, wie wir alle stillhielten, uns nicht anzublicken wagten und nicht den Mut aufbrachten, uns zu wehren ... Es war schrecklich.“ (S. 111)

Eine nächste Chance erhält Mangoldt, als sich die Eltern einer Kommilitonin nach Westdeutschland abgesetzt haben und die Tochter davon wusste. Das führt zu einer kollektiven Aussprache. Doch diese Szene gibt auch Gelegenheit, einen mit Souveränität versehenen Dozententypus vorzustellen.

Mangoldt übernimmt die Anklage seiner Mitstudentin. Nachdem er ein standardisiertes Referat heruntergeratet hat, fragt Geschichtsdozent Erwin Schwarzenbach, für wen er spreche. Für die Genossen, antwortet Mangoldt, es gäbe da einen Beschluss. Schwarzenbach: „Was sagt der Beschluß über die Gründe für Sigrids Verhalten? Warum hatte sie kein Vertrauen zur Klasse?“ Mangoldt setzt zu einer erneuten längeren Ausführung an. Schwarzenbach unterbricht: Er, Mangoldt, spreche über die Parteilinie wie Katholiken über die unbefleckte Empfängnis. „Zuspitzen!“, rief Mangoldt. „Man müsse doch jede Frage zuspitzen, um an den Kern der Widersprüche zu kommen. Das sei parteimäßig.“ Schwarzenbach: „Sorgen Sie lieber dafür, daß eine Sigrid merkt: Für sie ist die Partei da, was auch passiert.“ Dann schwenkt er tonal um, spricht wärmer, als sei er mit Mangoldt allein. Bei den anderen Anwesenden schwindet das Bedürfnis, ihn im Unrecht zu sehen. Mangoldt vergisst, dass er anfangs Sigrid bestraft sehen wollte.

Kurz darauf hat Schwarzenbach einen Aufsatz in einer pädagogischen Zeitschrift veröffentlicht, über Dogmatismus im Unterricht. „Immer noch versuchen manche zu diktieren, anstatt zu überzeugen. Aber wir brauchen keine Nachplapperer, sondern Sozialisten.“ Auch am eigenen Institut fühlt man sich gemeint. Um das zu verbergen, wird er gefragt: „Mußt du das gerade jetzt schreiben? Haben wir nicht eine besondere Lage, die verbietet, alles auszusprechen?“ Mangoldt sah seine Chance wieder gekommen: Schwarzenbach sei schon immer anfällig für politische Schwärmerei gewesen.

Bei den Naturwissenschaftlern geht es um anderes. Während einer Party beobachtet Rita, wie Rudi Schwabe, der Verbindungsmann ins Prorektorat, von einigen Gästen in die Mangel genommen wird: „Man bekam das Gefühl, Zeuge einer versteckten Erpressung zu sein. [...] Namen von Fachkollegen tauchten auf – erste Kapazitäten, wissen Sie ...‘ –, die wegen zu spät erteilter Privilegien gewisse Konse-

quenzen nicht gescheut hatten. Heutzutage wird in Deutschland ja alles doppelt betrieben, auch die Chemie.“ Professor Seiffert, Herrfurths Doktorvater, sekundiert: „Der proletarische Staat nimmt um der liebsamen Ergebnisse willen die unliebsamen bürgerlichen Chemiker in Kauf. – Nicht wahr, Herr Schwabe?“

Herrfurth entwickelt im Laufe der Zeit eine Neigung zur sarkastischen Weltbetrachtung. „Nun ja“, sagte er zu einem Werkleiter: „Da Sie mich durchschauen: Meinen Sie nicht, daß anderswo die Wissenschaft schneller in den Alltag eindringt als bei uns?“ – „Westlich der Elbe zum Beispiel“. – „Zum Beispiel“. In Herrfurth wächst die Überzeugung, er werde hier nicht wirklich gebraucht. „Da gab es irgendwelche Leute, die konnten große Hoffnungen eines Menschen mit einem Federstrich vernichten.“ Etwa indem sie seinen Doktoranden vom Studium ausschlossen, nachdem ihm in einer Betriebsversammlung die Nerven durchgegangen waren. Es ging um die Vorrichtung zum Absaugen von Abgasen, an der sie gemeinsam arbeiteten.

Schließlich setzt sich Herrfurth nach West-Berlin ab. „Das alles“, sagt er zu Rita, die ihn dort besucht, „liegt hinter mir ... Daran will ich gar nicht mehr denken. Diese sinnlosen Schwierigkeiten. Diese übertriebenen Eigenlobtriaten, wenn eine Kleinigkeit glückt. Diese Selbstzerfleischungen. Ich kriege jetzt eine Arbeit, da werden andere extra dafür bezahlt, daß sie mir jede Störung wegorganisieren. So was habe ich mir immer gewünscht.“

Er kann Rita nicht überzeugen, mit ihm diesen Weg zu gehen. Die Beziehung zwischen beiden zerbricht an den unterschiedlichen Lebensentwürfen. Rita will den im Aufbau befindlichen sozialistischen Staat unterstützen. Leute wie Geschichtsdozent Schwarzenberg vermitteln ihr das Gefühl, dass es sich lohne: „Jawohl, wir haben eine besondere Lage. Zum ersten Mal sind wir reif, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen. Das Schwere nicht in Leicht umdeuten, das Dunkle nicht in Hell. Vertrauen nicht missbrauchen. Es ist das Kostbarste, was wir uns erworben haben. Taktik – gewiss. Aber doch nur Taktik, die zur Wahrheit hinführt.“

Stefan Dähnert / Regine Bielefeldt / JohnHendrik Karsten / Christine Hartmann (Drehbuch), Christine Hartmann (Regie)
Charité. Staffel 3. Fernsehserie (2021)

Deutschland 2021. Produziert im Auftrag der ARD von UFA Fiction. Sechs Folgen á 45 Minuten. Erstaussstrahlung im Ersten Programm der ARD. Verfügbar bei Netflix. DVD-Veröffentlichung: Leonine Distribution, München 2021

Die Fernsehserie „Charité“ umfasst drei Staffeln. Ende des 19. Jahrhunderts, als die Charité maßgeblich den medizinischen Fortschritt prägte, spielt die erste Staffel (2017, Regie Sönke Wortmann). Im Mittelpunkt steht die Forschungsarbeit des Virologen Robert Koch (1843–1910). Die zweite Staffel (2019, Regie Anno Saul)

handelt während der NS-Zeit am Ende des Zweiten Weltkriegs. Ein Schwerpunkt liegt hier auf der Arbeit des Chirurgen Ferdinand Sauerbruch (1875–1951).

Die dritte Staffel (2021) spielt kurz vor und während des Berliner Mauerbaus. Hier finden sich die Kinderärztin Ingeborg Rapoport (1912–2017), der Biochemiker Mitja Rapoport (1912–2004), der Gerichtsmediziner Otto Prokop (1921–2009) und der Gynäkologe Helmut Kraatz (1902–1983) als prominente Figuren. Im Kontext unseres Themas – DDR-Wissenschaft – interessiert diese dritte Staffel: Die Charité war die Medizinische Fakultät und das Universitätsklinikum der Humboldt-Universität zu Berlin.

Die junge Ärztin Dr. Ella Wendt kommt aus Senftenberg an die Charité. Das Klinikum steht in diesen Tagen vor großen Problemen, da es immer mehr Ärzte und Pflegepersonal in den Westen zieht. Die Charité droht personell auszubluten. Wendt hofft, ihre Forschung zur Krebsfrüherkennung voranbringen zu können. Sie sucht den Kontakt zu Prof. Otto Prokop, der einen herausragenden Ruf als Serologe genießt. Eigentlich aber ist Prokop Gerichtsmediziner. Auch der erste Mauertote liegt auf seinem Obduktionstisch. Die Untersuchung erfolgt unter absoluter Geheimhaltung. Der Obduktionsbericht wird unvermittelt von den Ermittlern mitgenommen. Prokop diktiert seiner Mitarbeiterin wortgenau noch einmal die Ergebnisse seiner Untersuchung.

Die Arbeit auf der Inneren Station fordert Wendt. Sie muss den Klinikalltag gemeinsam mit ihrem ehemaligen Kommilitonen Dr. Alexander Nowack stemmen, da sich der Chefarzt in den Westen abgesetzt hat. Die politischen Ereignisse erschüttern das gegenseitige Vertrauen, zumal sich Wendt zunehmend auf den Chirurgen Dr. Curt Bruncken einlässt. Der fasziniert sie mit seinem Freiheitsdrang und seiner rebellischen Art. In der Nacht des 13. August 1961 wirft Bruncken aufgebracht eine Weinflasche vom Dach der Charité auf eine Polizistengruppe, die dort erste Abriegelungen vornimmt. Er kann von seinen Kolleginnen und Kollegen nur mühsam vor einer Enttarnung gerettet werden. Wenige Tage später ist auch er im Westen. Parteisekretär Lehmann ist während dessen vor allem damit beschäftigt, die Chefärzte zu Unterschriften unter ein schriftliches Bekenntnis zum Mauerbau zu nötigen.

Die Kinderärztin Ingeborg Rapoport ist überzeugte Anhängerin der sozialistischen Idee und hatte zweimal fliehen müssen: 1938 vor dem Antisemitismus aus Deutschland und 1950 vor dem McCarthyismus aus den USA. Mit ihrem Mann Mitja kam sie 1952 nach Ost-Berlin an die Charité. Als Spezialistin für Säuglingsmedizin entwickelt sie dort einen visionären Ansatz, um die Säuglingssterblichkeit zu senken. Dabei eckt sie immer wieder bei dem sehr konservativen Gynäkologen Prof. Helmut Kraatz an. Kraatz repräsentiert hier die akademische Oligarchie und deren patriarchale Marotten. Als ihm aber eine pseudohermaphroditische Frau vorgestellt wird, erweist er sich, anders als manche anderen Charité-Angehörigen, als einfühlsamer und auf der Höhe des Forschungsstandes agierender Arzt.

Charité-Parteisekretär Lehmann umwirbt Dr. Alexander Nowack. Für den Eintritt in die SED stellt er ihm eine Beförderung in Aussicht, und tatsächlich wird dieser dann zum Oberarzt der Inneren ernannt. Der Preis dafür ist, über den Fall eines Wismut-Patienten zu schweigen. Dieser war – auf den ersten Blick – als orthopädischer Notfall in die Klinik gekommen. Die Akte aus dem Schneeberger Krankenhaus, das die Erstversorgung durchgeführt hatte, fand sich nicht beim Patienten. In der Nacht erlitt er einen schweren Hustenanfall und starb. Das Bergbauunternehmen Wismut schickte sofort einen Wagen, um die Leiche abzuholen. Dies machte die Mediziner misstrauisch. Wendt bat Prokop, umgehend die Obduktion durchzuführen. Was Prokop findet, ist von politischer Dimension: Uranverstrahlung.

Nach dem Weggang von Curt Bruncken und Nowacks Beförderung ist Ella Wendt desillusioniert. Auch ihre Zusammenarbeit mit Prof. Prokop leidet darunter. Sie zieht sich zurück, versucht, sich auf ihre Forschung zu konzentrieren, und spricht nicht mehr mit ihrem Mentor. Als der ein Gespräch einfordert, eskaliert die Situation, allerdings mit kathartischer Wirkung. Kurz darauf schickt Prokop Ella Wendt zu einem Kongress in West-Berlin, wo sie seine und ihre neuesten Ergebnisse zur Krebsfrüherkennung vorstellt.

Ingeborg Rapoport versucht weiter vergeblich, mit Prof. Kraatz zu einer sachlichen Kooperation zu gelangen, als eine Neugeborenen-Sepsis auf drastische Art zeigt, dass die Wege zwischen Gynäkologie und Neonatologie räumlich zu weit auseinanderliegen. Kraatz ist von dem engagierten Insistieren Rapoports ernervt und verwendet wenig Energie darauf, dies zu verbergen. Als bei Prokops schwangerer Frau die akuten Wehen einsetzen, möchte Kraatz aber besonders sichergehen und bittet daher erstmals Ingeborg Rapoport in den Kreißsaal, damit dem Kind im Falle einer Komplikation sofort geholfen werden könne. Anschließend diskutieren beide über den geplanten Neubau der Frauenstation und einen geeigneten Platz für die Kinderstation in der Nähe oder gar im gleichen Haus.

Damit Wendt nach West-Berlin reisen konnte, hatte ihr früherer Studienkollege, nun Oberarzt Nowack für sie bürgen müssen. Beide wussten: Seine Oberarzt-Position hängt daran, dass Wendt auch wieder zurückkehrt. In West-Berlin begegnet sie Curt Bruncken wieder, und sie erhält ein lukratives Angebot, für eine Forschungsgruppe im Westen zu arbeiten. Sie muss sich fragen, wo ihre Zukunft liegt. Nachdem die Serie bis an diesen (Schluss-)Punkt mitunter etwas unbeholfen gestrickt war, ist man als Zuschauer froh, dass Drehbuch und Regie an dieser Stelle der Verführung zum Pathos widerstehen konnten: Wendt kehrt weniger nach Ost-Berlin zurück, um, ein Kampflied auf den Lippen, den Sozialismus mit aufzubauen, sondern weil es halt die Charité ist, an die sie sich gebunden fühlt.

Die sechs Folgen dieser dritten „Charité“-Staffel tragen die Titel „Eiserne Lunge“, „Blutsauger“, „Grenzwerte“, „Atemstillstand“, „Sepsis“ und „Herzflimmern“. In erster Linie handelt es sich selbstredend nicht um eine Universitäts-, sondern

eine Krankenhausserie, gedreht für ein breites Publikum. Das wiederum macht die manchmal recht hölzernen Dialoge und die mitunter etwas überdrehte Figurenzeichnung um so erstaunlicher. Doch zeigte sich hier auch einmal mehr, dass Krankenhaus im Fernsehen immer geht: Dem Publikumserfolg taten die dramaturgischen Schwächen keinerlei Abbruch.

Peter Jakubeit

Der Katzenwald. Zweites Buch der Trennungen. Roman (2000)

Dr. Ziethen Verlag, Oschersleben 2000, 415 S.

„Ihr seid die geistige Elite der ganzen zivilisierten Welt“, hört Hans-Heinrich John zu seiner Immatrikulation in Leipzig vom legendären Rektor „Sauf-Weiber-und-Huren-Dreyer“ (das ist der Wirtschaftswissenschaftler Georg Mayer, 1892–1973, von 1950–1964 Leipziger Universitätsrektor). Hans-Heinrich, wie er im Buch durchgehend genannt wird, hat sich für Philosophie eingeschrieben, doch zum Studium kommt er erst einmal nicht. Denn es herrschen an der Universität politisch höchst bedenkliche Zustände, und die Philosophiestudenten werden als „Ordnergruppen“ vergattert:

Ihre Aufgabe bestand darin, als eine Art ideologischer Feuerwehrtrupp bei allen möglichen studentischen Veranstaltungen anderer Fakultäten die Brandherde kurzschlüssigen Fehlverhaltens zu löschen; etwa wenn im Studenten-Club der Universität nur noch nach westlicher Twist-Musik getanzt wurde, oder wenn es in den Wahlversammlungen der naturwissenschaftlichen Fakultä-

ten zu destruktiven, schiefen Diskussionen kam, hatten sie entscheiden einzugreifen und durch ihre mutiges Auftreten die „richtige Linie“ durchzusetzen; was darunter zu verstehen war, konnte ihnen auch ihr Oberordner ... nicht genau erklären, er verwies darauf, erfahrungsgemäß genüge es im Ernstfall, sich auf seinen „Klassenstandpunkt“ zu verlassen. (S. 176)

Der Mauerbau liegt nicht lange zurück, und das Leipziger Philosophieinstitut schleppt zudem noch die Turbulenzen um den Verfasser des „revisionistischen *Prinzip Öffnung*“ namens Blech mit sich herum (Ernst Bloch, 1885–1977, der Verfasser des „*Prinzip Hoffnung*“ war 1957 zwangsemeritiert worden, befand sich während des Mauerbaus in Bayreuth und kam dann nicht mehr in die DDR zurück). Blech habe sich, so heißt es auf einer Institutsversammlung, „in unsere Reihen eingeschlichen und viele von uns auf einen Irrweg geführt“. Dem sei nun endlich Einhalt zu gebieten. Das Wort Ästhetik zum Beispiel wird im Zuge dessen zum Synonym für Abwechlertum. Der weitere Verlauf des Studiums von Hans-Heinrich findet sich als eine Abfolge von Tribunalen und unzähligen Sitzungen geschildert, „als tage ununterbrochen ein Revolutionskonvent“. Fortwährend ergeben sich neue „besondere Situationen“, auf die zu reagieren ist.

Peter Jakubeit (*1939) hatte von 1960 bis 1963 ohne Abschluss Philosophie in Leipzig studiert. Dieser Umstand und die Entschlüsselbarkeit der fortwährend

verfremdeten Namen des agierenden Personals dürften auf eines verweisen: Hier werden die eigenen Studienerfahrungen recht unmittelbar verarbeitet, wenn auch wohl überzeichnet (so wird dem Institutsdirektor Carl-Friedrich-Joseph Zwieling der Scherz zugeschrieben, „er sei stolz darauf, einer der wenigen zu sein, die den Professorentitel noch vor dem Doktor verliehen bekämen“ – das gab es durchaus, aber der tatsächliche Institutsdirektor dieser Zeit, Klaus Zweiling, 1900–1968, war 1923 promoviert worden und hatte sich 1948 habilitiert, auch war er politisch weniger tumb als hier geschildert, vgl. Ruben 2001).

Siegfried Stadler (2001) attestierte dem Buch einen „entschlossenen Willen zur grotesken Übersteigerung“, mit dem ein Panoptikum gestaltet werde, „in dem nichts ist, wie es war, und alles so, daß der gelernte DDR-Leser schon weiß, was gemeint ist, wenn etwa ein Nationalpreisträger (NPT) als TNP (Träger des Nationalen Preises) aufgerufen wird.“ Man ist geneigt, dem zuzustimmen. Die unwahrscheinlichsten Grotesken vertiefen wir hier nicht – etwa, nur als Beispiel, die Entwicklung einer Formel, die von einem Professor formuliert worden sei und „auf frappant einfache Weise sämtliche Welträtsel in Nichts auflöste: $ML = \text{Sozialismus} + \text{Partei} + \text{Staat (volksdemokratische Diktatur)}$ “.

Die geschilderten regelmäßigen Tribunale verweisen darauf, dass die Dinge politisch noch keineswegs in Ordnung seien, jedenfalls nicht so, wie man sich damals politische Ordnung vorstellte. Wie könne es beispielsweise passieren, fragt eine Dozentin mit inquisitorischer Schärfe, „daß zahlreiche Studenten des ersten Studienjahres die Vorlesungen des Literaturpapstes Leyer“ – stattfindend im Hörsaal 40, also: Leyer ist Hans Mayer (1907–2001) – „nicht nur schlechthin aufsuchten, sondern obendrein seinen revisionistischen, elitär-weltbürgerlichen Literaturthesen beifällig jubelnd zustimmen?“ Einige Wissenschaftler der Universität saßen auch „kapitalistischen Verfallssymptomen wie der Soziologie und der Informationskybernetik“ auf.

Der abgeschaffte Bereich Ästhetik wird zwar zum Arbeitsbereich „Allgemeine Medienkunde“, aber noch immer dräut die Gefahr, „unter den Kunstjüngern könnte sich am ehesten der Bazillus des verderblichen *Blebschen Prinzip der Öffnung* wieder ausbreiten“. So wird den Interessierten „eingeläut, ihre Perspektive sei nicht etwa, in speckigen Lederjacken und mit langen Haaren und Bärten in Theater oder Verlagen herumzulümmeln, nein, ihre bedeutsame Aufgabe bestünde darin, an den Kunstinstituten der Universitäten als ... ‚Propagandisten‘ der ML den Studenten die Grundlagen der reinen Lehre zu vermitteln und darüber zu wachen, daß dort niemals irgendwelche liberalistischen Lehren Fuß faßten!“

In all dieser politischen Aufgewühltheit überkommen Hans-Heinrich, der sich arg um Beweise seiner politischen Reife müht, gelegentlich Zweifel. Was seien das für Menschen, fragt er sich, die Blebs Ideen als Verrat brandmarkten, die von Beethovens Musik behaupteten, sie könne missbraucht werden (dass der „Fidelio“-Gefangenenchor gerade jetzt, 1961, immer wieder im Westradio gespielt

werde, sei doch allzu durchsichtig, hatte es in einer der Debatten geheißt), und die Leute, die solche Hirngespinnste zurückwiesen, bespitzelten und ruinierten?

Ein Praktikum, absolviert in einem Metall-Großbetrieb, führt Hans-Heinrich auch nicht zur alten Selbstgewissheit zurück. Seine dreiköpfige Studentengruppe soll das historisch gewachsene Bewusstsein der Mitglieder einer Brigade untersuchen. Zunächst bestehen die Forschungen darin, „sich bei den Werktätigen durch scheinfließige körperliche Arbeit Duldung zu verschaffen“. Die beiden weiblichen Mitglieder des studentischen Kollektivs ernten „zynische Liebkosungen wie ‚ihr studierten Zimtzicken‘ oder ‚rote Parteinonnen‘“. Das historisch gewachsene Bewusstsein der Arbeiterklasse lässt sich dem nicht unmittelbar ablauschen.

Ein Dreher klärt Hans-Heinrich schließlich im Vertrauen darüber auf, was dem allzu derben Ungehobeltsein zugrunde liegt. Der Produktionsdirektor habe die beiden Praktikumsbetreuer in der Brigade vor ein paar Tagen beiseite genommen. Sie sollten sich von den Praktikanten nicht ausfragen lassen, sie vielmehr veralbern und durch Hin- und Hergehetze in Atem halten. Die Werkleitung habe nämlich läuten hören, die scheinbar harmlosen Praktikanten sollten in höherem Auftrag das bewusstseinsmäßige Zurückbleiben der Drehmaschinenwerker hinter den Erfordernissen der Zeit nachweisen.

Zu allem Unglück schreibt Hans-Heinrich auch noch Gedichte. Andere tun das auch. Der „bläßliche Udo“ aus seiner Seminargruppe etwa wage sich in kühner Bildsprache an heikle Themen heran, und in spitzfindigen Seminardebatten könne er „mit seinem dialektischen Witz die bramarbarsierenden Wortführer in die Enge treiben“. Auch die Udo-Figur ist leicht zu entschlüsseln. „Provokation für uns“ heiße eines seiner Werke. 1965 war Volker Brauns Gedichtband „Provokation für mich“ erschienen. Die sich seinerzeit landesweit ausbreitende Welle öffentlicher Lyrik-Lesungen erreicht auch die Leipziger Universität. Deren Obrigkeit hat alle Mühe, dabei die richtige kulturpolitische Linie durchzusetzen. Misslich ist, dass die hauptstädtische Akademie der Künste die Schirmherrschaft über die heiklen Veranstaltungen wahrnimmt. Udo fällt schon bei der ersten Lesung mit seinen Gedichten negativ auf. Wieder ein Anlass für ein Institutstribunal.

Udo überrollt „die Mißbilligung in geordneten Wogen. Sämtliche Redner drückten mit sehr überzeugenden Argumenten ihre tiefe Abscheu aus gegenüber einem solchen manierten und zugleich barocken Sprachschwulst, in dem es von unverschämten Provokationen nur so wimmele“. Ein Oberassistent kann es beim besten Willen nicht verstehen, dass ausgerechnet ein ML-Student solche Verse verfasse. Ob Udo das in Zukunft etwa weiterbetreiben wolle? „Udo antwortete vernehmlich, das wolle er tun, und jetzt müsse er die Versammlung verlassen, da er an einer Lyrik-Lesung teilzunehmen habe. Und stand auf von seinem Platz und verließ den Saal.“

Hans-Heinrich hatte auch öffentlich gelesen und ist also nun dran. Anschließend verlässt er die Uni und wird Kulturarbeiter. Dann holt ihn das Institut noch

einmal zurück. Man sei gerade dabei, „sowohl in der Jugend- als auch in der Kulturpolitik eine Kehrtwendung zu vollziehen“, und zur „neuen Linie gehöre es, keinen zurückzulassen, kein Talent zu missachten“. Es geht aber letztlich wieder nicht gut. Nach weiteren 140 Seiten im Dienste der kulturellen Ertüchtigung werktätiger Schichten geht Hans-Heinrich im Strudel der Zeit unter. „Der Leichnam des jungen Mannes trieb ans Bachufer.“

Charlotte Bechstein

Du darfst nicht daran zerbrechen (1997)

Angelika Lenz Verlag, Neustadt am Rübenberge 1997, 115 S. Neuausgabe: Engelsdorfer Verlag, Leipzig 2011

Die Erzählung schildert eine Reise der Protagonistin Helma Kienast in ihre Vergangenheit. Sie besucht jene beiden Orte, an denen sie jeweils auf die Straße gesetzt worden war: das erste Mal als Studentin der marxistischen Philosophie an der Friedrich-Schiller-Universität, das zweite Mal Jahrzehnte später als Bibliothekarin an einer technischen Fachschule. Die Parallelen zur Biografie der Autorin sind unübersehbar: 1958–1962 Philosophiestudium in Jena, dann Zwangsexmatrikulation, Ausbildung zur Bibliothekarin, Leiterin der Stadtbibliothek Waltershausen in Thüringen, ab 1974 Leiterin der Tourist-Information Gotha, 1984–1996 Leiterin der Abteilung Information und Dokumentation am Institut zur Ausbildung von Ingenieurpädagogen Gotha. Auch im Buch liegen alle Handlungsorte in Thüringen.

Warum Helma K. seinerzeit vom Studium ausgeschlossen worden war – genauer: unter Druck selber einen Exmatrikulationsantrag gestellt hat –, wird nicht so recht klar. Als Grund sei „politische Unreife“ angegeben worden. In einem Gespräch berichtet sie einige Jahre nach dem Geschehen, sie habe sich „intensiv mit Darwin befaßt ..., statt Marx zu interpretieren“. Um ihre Jahresarbeit zu schreiben, sei sie damals in die Bibliothek der Uniklinik gegangen, „und da hatten sie in ihrer Handbibliothek zu wenig über marxistische Philosophie und zu viel über die Entstehung der Arten“.

Vielleicht, so räsoniert sie weiter, habe auch der damals neue Institutsleiter ein Exempel statuieren wollen, weil sie sein Vorwort zu Haeckel nicht zitiert habe. „Aber das hatten sie in der Klinik zufällig nicht parat“, außerdem habe es das wohl auch kaum gewesen sein können: Wegen einer schlechten Arbeit sei noch keiner von der Uni geflogen; schlimmstenfalls musste wiederholt werden. Dann noch der Hinweis: „man hat ihr Unfähigkeit, Faulheit und politische Unreife nachgesagt“. Und schließlich wird geraunt, das, was sich wirklich hinter der Exmatrikulation verborgen habe, „soll sie erst viel später erfahren und auch nur hinter vorgehaltener Hand“.

Nach so vielen disparaten Hinweisen ist der Leser gepackt. Neugier treibt ihn nun durch die etwas mäandrierende Erzählung, von ihr zwar zunehmend ermattet, aber wartend auf die Auflösung. Dann erreicht er ratlos das Ende. Es war nicht zu erfahren, was derart listig angekündigt worden war. Doch siehe da, eine Art Nachwort gibt es noch: „Die Geschichte im Hintergrund ...“, so der Titel. Das klingt vielversprechend. Leider aber findet sich auch dort keine Aufklärung, was denn nun 1962 geschehen war. Nur erneutes Raunen: der Betreuer der Jahresarbeit war ein Herr, der mit seinem Namen nicht einmal im Personalverzeichnis des Philosophischen Instituts aufgetaucht sei, sondern im Prorektorat für Marxismus-Leninismus saß. Eine Dame, „die zu ihm gehörte“, lümmelte am Institut herum „und erzählte von ihren anstrengenden Partys“. Der Institutsdirektor, auf dem Weg in den Ruhestand, äußerte im Vorbeigehen „Sie haben mich schwer enttäuscht“, und meinte die Autorin bzw. Helma Kienast.

Ein dramatisierendes Element erhält die Erzählung dadurch, dass der erste Rausschmiss mit dem zweiten, dieser in den 90er Jahren, biografisch kurzgeschlossen wird: „Sie ist eine gute Bibliothekarin geworden, hat ihre Arbeit gern getan und ihre Entscheidung nie zu bereuen brauchen. Bis die Marktwirtschaft wie ein Unwetter über sie hereinbrach“. Im Jahr ihrer Entlassung ist sie 58. Im Nachwort wird resümiert: „Dreieinviertel Jahre meines Lebens habe ich mit einem Studium vertan, das mir nichts weiter eingebracht hat als Schande. Jetzt teile ich mir den Preis der Freiheit mit vielen anderen Schuldigen und Unschuldigen.“ Beim erstenmal war der Sozialismus der Grund dafür, dass ein Lebensentwurf zerstört wurde, das zweitemal war es der Kapitalismus. 1962 war es (vermutlich) ein ideologisch begründeter Konflikt, 1996 ein fiskalisch begründeter Strukturwandel: Fachschulen haben keine eigenen Bibliotheken.

Irmtraud Morgner

Rumba auf einen Herbst. Roman (1992 [1966])

Luchterhand Literaturverlag, Hamburg/Zürich 1992, 373 S. (zwei Auflagen). Taschenbuchausgabe: DTV, München 1995

Uwe, ein freier Journalist, hat kurzfristig einen Auftrag übernommen, obwohl eigentlich der Urlaub anstand. Er schickt seine Freundin Ev allein zur Erholung, wo sie auf den Ingenieur Lutz trifft, der von seiner Frau Karla gleichfalls solo in den Urlaub entsandt wurde. Ein Archäologieprofessor gehört auch zur Hotelgemeinschaft. Er verbindet fortlaufend die kleinen mit den großen Fragen, und Lutz ist ein beliebtes Opfer seiner Vorträge:

„Ich wundere mich gern, wissen Sie, ich liebe meinen Beruf. [...] Natürlich gehört nicht viel dazu, sich beispielsweise über eine Sonnenfinsternis zu wundern. Über eine Sonnenfinsternis wundert sich auch ein Huhn. Aber um sich über einen fallenden Apfel

wundern zu können, muß man schon Newton sein. Kennen Sie ‚Die Vögel‘ von Aristophanes? [...] Was, Sie als Akademiker kennen Aristophanes nicht?“ „Nein, kennen Sie das Ohmsche Gesetz?“ „Wenn ich Elektriker wäre, würde ich es kennen.“ (S. 40f.)

Lutz begegnet dann wieder in einem der nächsten Kapitel, eine Rückblende in die 50er Jahre. Mit Karla und mit Kai macht er an einer ABF das Abitur. Lutz ist derjenige, der in der Klasse für politische Ordnung sorgt. Kai dagegen „liegt schief, Lutz hat ihn in persönliche Pflege genommen, um ihn geradezurichten, seitdem liegt er noch schief“. Kai „war das enfant terrible der Fakultät, das unerschöpfliche negative Beispiel für Rechenschaftsberichte, ein Turngerät für Demagogen wie Lutz“:

„Du zweifelst an allem“, sagt er. [...] Kai sagt: „Wo der Zweifel aufhört, fängt die Dummheit an.“ „Defätist.“ „Montesquieu“, sagt Kai. [...] „Zum Unterricht kommt er nur, um zu stören“, sagt der Physiklehrer. Kai las in der Physikstunde Krimis unter der Bank, weigerte sich, einfache Fragen zu beantworten, versuchte, den Lehrer aufs Glatteis zu führen. In den schriftlichen Arbeiten konnte ihm der Physiklehrer keine Fehler nachweisen. Physik interessiert Kai. Geschichte nicht. [...] Geschichte war Schwerpunkt. Im Schwerpunkt hatte er

eine schwache Vier. Wer im Schwerpunkt eine Fünf hatte, flog durchs Abitur.

„Wir haben Lernkollektive gebildet“, sagt Lutz. „Wenn du dich nicht anstrengst, fliegst du nächstes Jahr in Geschichte durch. Wir haben beschlossen, daß in unserer Klasse keiner durchfliegen darf. Das Lernkollektiv leitete Karla.“ „Karla gefällt mir“, sagt Kai. „Mich interessiert nicht, ob dir meine Braut gefällt, mich interessiert, wann du endlich in Geschichte was zu tun gedenkst.“ „Nie“, sagt Kai, „aber zu Karla komme ich.“ (S. 196f.)

Kai war auch die große heimliche Liebe Karlas. Doch am Ende setzte sich Lutz durch: „Bei Kai weiß man nie, was einen erwartet, bei Lutz ist man sicher. Auf Lutz kann man sich verlassen. Immer. Ausgezeichnete schulische Leistungen, hilfsbereit, pünktlich, treu. Lutz ist seiner Frau treu. Lutz ist ein Mann zum Heiraten.“

Inzwischen tatsächlich Kernphysiker, taucht Kai im letzten Kapitel wieder auf, nun im Kontakt mit Uwe, dem Journalisten aus Kapitel 1, der Ev allein in den Urlaub geschickt hatte, wo sie auf Lutz traf, der mit Kai das Abi gemacht hatte. Uwe soll eine Reportage über ein Ost-Berliner Institut für Theoretische Physik schreiben. Das war der Grund, nicht mit in den Urlaub zu können. Es ist der Oktober 1962, die Kuba-Krise läuft gerade heiß. Vor diesem Hintergrund unternehmen alle Figuren in dem Buch so etwas wie Zwischenbilanzen ihres Lebens. Große Themen werden dabei verhandelt: Krieg und Frieden, Arbeit und Liebe im Sozialismus, Wissenschaft und Technik. „Produktivkraft Wissenschaft“ entwickelt sich gerade zur Losung des Jahrzehnts. Morgner verbindet das mit den zerstörerischen Wirkungen von Technikult und Wissenschaftseuphorie.

Keinen Grund zur Zwischenbilanz hat offenbar eine internationale Gruppe von Kernphysikern, die in dem Physik-Institut versammelt ist: DDR- und West-

deutsche, ein Engländer, ein Armenier, ein Inder. Sie haben ein gemeinsames Problem, das sie lösen wollen. Was genau, wird nicht ganz klar, denn der Leser ist hier auf die Berichterstattung Uwes angewiesen. Uwe lässt ausführlich daran teilhaben, wie er an seiner Reportage verzweifelt – nicht das Mindeste von dem, wovon sie handeln soll, erschließt sich ihm: „Hundertfünfzig Zeilen. Die ersten zehn waren kein Problem. Aktueller Aufhänger, Herbst, der See, die Halbinsel mit den Institutsgebäuden, ehemalige Schokoladenfabrik undsoweiter, den Anfang konnte auch ein Besoffener schreiben. Aber die Artikelserie hieß ‚Produktivkraft Wissenschaft‘, man mußte ja irgendwann mal zum Thema kommen.“

Er rettet sich in die Position, dass die Arbeit der Physiker eigentlich abgebrochen gehöre. Aberwitzig erscheint es ihm, dass die Physiker – „mit einem gewissen Stolz sogar“ – ohne weiteres zugaben, „daß sie an Problemen säßen, deren Lösung vielleicht in achtzig Jahren einmal praktische Bedeutung bekäme“. Ebenso stolz berichten sie Uwe, dass ihre Forschungen unerhört kostspielig seien und immer kostspieliger würden. Man brauche z.B. endlich einen Rechner, der ein bis zwei Millionen Rechenoperationen in der Sekunde schaffe statt, wie das vorhandene „Computerchen“, 200. Wenn „man international konkurrenzfähig sein will, darf man nicht geizig sein. Also: Schreiben Sie. Schreiben Sie, dass Vater Staat für uns unbedingt zwei Millionen locker machen muß, unbedingt, schreiben Sie: unbedingt.“

Uwe ärgert sich, dass sich nicht einmal eine Verknüpfung zur aktuellen Kuba-Krise herstellen lasse. Die Physiker „hatten keine Ahnung von den augenblicklichen Erfordernissen der Presse“. Auch dies ein „Zeichen dafür, daß das ganze Unternehmen verfehlt war“:

Ich habe nichts gegen Wissenschaft, aber Luxus können wir uns in dieser angespannten Situation nicht leisten. [...] Erkundungsforschung muß sein, bitte, wegen mir sollen sie erkunden, soviel sie wollen, auch wenn sie

gar nicht wissen, wohin das führt, aber wenn der Luxus so ins Geld geht, bin ich dagegen. [...] Wir sind ein kleines Land, uns sitzt der Feind vor der Nase, wir können uns keine Extravaganzen leisten. Stimmt's? (S. 292f.)

Allerdings ist das, was Uwe aufstößt, wohl gerade das Aufsehererregende an dem Unternehmen. Er fragt sich, „wo diese Leute lebten. In dieser Stadt jedenfalls nicht. Und auf dieser Erde auch nicht. Denn auch die Erde hatte so eine Grenze wie die Stadt“, also Berlin. In der Karibik tobten womöglich zu dieser Stunde schon die Gefechte, die aus genau solchen Grenzen resultierten. „Und die Physiker redeten von Gegenständen, die vielleicht mal in achtzig Jahre praktische Bedeutung erlangen konnten. Wo lebten diese Leute?“

Sie lebten irgendwie jenseits der Grenzen, die politisch gezogen waren – Ost und West, unmittelbare Verwertbarkeit versus Erkundung ohne bereits definierten Zweck:

In dieser Stadt spiegelte sich der Zustand der Welt. Aber die Physiker sprachen nur gelegentlich über dieses Ereignis. Sie redeten über ihre Ereignisse, die sie events nannten, englisch, russisch, schwäbisch, sächsisch, bayrisch, rheinländisch, platt. Sie erhitzen sich an Gegenständen, die vielleicht in achtzig Jahren einmal praktische Bedeutung erlangen könnten, vielleicht – andernfalls würde diese Leute die Ergebnisse ihrer Forschung, die von einander bekämpfenden

Staaten finanziert wurden, nicht austauschen dürfen. Die Institute schickten sich gegenseitig regelmäßig Berichte über ihre Arbeitsergebnisse zu. Sie arbeiteten zusammen wie im tiefsten Kommunismus. Sie durften das. Warum? Nur weil ihre Arbeit wirtschaftlich und militärisch noch nicht interessant war? Vielleicht waren sie überhaupt nicht ganz ernst zu nehmen? Vielleicht waren sie so weltfremd, daß sie Narrenfreiheit hatten. (S. 273)

Morgner beschreibt die Physiker als eine Art Orden und lässt halb offen, ob die Weltfremdheit, die Uwe ihnen attestiert, nicht auch so etwas wie eine höhere Weisheit repräsentiere: „Wahrscheinlich sahen sie nur, was man nicht sehen, sondern nur mathematisch beschreiben konnte.“ Morgner lässt Kai extemporieren:

Fünfundvierzig Jahre lang haben die Menschen nicht gemerkt, daß es eine moderne Physik gibt, dann kam die Bombe, dann haben sie es begriffen, seitdem ist die Physik die Bombe, vielleicht müssen wieder fünfundvierzig Jahre vergehen, bis dieses Klischee durch ein neues ersetzt wird. Augenblicklich jedenfalls gilt es noch als chic, über dieses Klischee zu schreiben [...] manche Physiker

haben deshalb einen Knacks ..., es ist nachgerade modern geworden, Stücke, in denen Physiker auftreten, in Irrenhäusern spielen zu lassen. (S. 311)

Manche Leute nennen uns weltfremd, weil wir der Welt am nächsten sind, Menschen, die die Fähigkeit haben, sich zu konzentrieren, werden ja gemeinhin auch als zerstreut bezeichnet (S. 308).

Grundsätzlich erlaubt die Darstellung zwei Deutungen: Repräsentieren die Physiker oder die Anwendungsradikalen – hier vertreten durch den Journalisten Uwe – die kritisch beäugte rechnende Vernunft? Geht es gegen die Geringschätzung der Anwendungsorientierung (die doch allein zu akuten Lösungen führen könne) oder gegen die Geringschätzung zweckfreier Grundlagenforschung (die doch allein zu großen Einsichten führen könne)?

Formal ist das Buch eine Herausforderung: Ist es eine offene experimentelle Romanform, ein Montageroman, wie es Morgner selbst vertrat und die meisten Rezensenten ihr darin folgten? Oder aber eine Aneinanderreihung von fünf recht unverbundenen Erzählungen, denen die Autorin auf durchaus pfiffige Weise ein integriertes Leben als Roman organisierte: durch Zwischenstücke, die dem Ganzen eine mythologische wie welthistorische Dimension verschaffen, und durch das wechselseitige Auftauchen einzelner Figuren in den Erzählungen, die so zu Kapiteln promoviert werden (was sich dann auch „erzähltechnisch gesehen als genialer Handstreich“ deuten lässt, wie es Morgners Nachlassverwalter für die Figur des Kai tut; Busmann 1992: 337)?

Die Form allerdings war es nur am Rande, die das Buch zum Opfer des 11. Plenums im Dezember 1965 werden ließ. Ursprünglich hatte der Mitteldeutsche Verlag die Publikation für Juni 1966 beabsichtigt. Nach dem ZK-Plenum

wurde alles noch einmal geprüft. (Vgl. ebd.: 331ff., Barck 1997: 274ff.) Nun fiel stärker auf, dass es in „Rumba“ auch um Stalinismus und Personenkult geht, ein kommunistischer Emigrant auftritt, der 18 Jahre unschuldig im Gulag war, und auch die immer wieder erwähnte Kuba-Krise war nicht direkt ein Zeichen für die Überlegenheit der Sowjetunion.

Uwe zum Beispiel war einst – wie viele andere – glühender Anhänger Stalins, hatte ihn sich gar zu seinem eigentlichen Vater imaginiert. Doch dann, 1953, starb der Unsterbliche. Wie man man an den Hochschulen damit umging und dass jemand mit den häufig überraschenden Wendungen, die die Parteilinie nahm, nicht mitkam, erzählt Morgner so:

Er war kurz vorher zum Assistenten für das Grundlagenstudium gekürt worden, er berief sofort eine Versammlung ein, er war dem Instrukteur Jasak dankbar, daß der sich bereit fand, die Versammlungsleitung zu übernehmen. [...]

Jasak, Sohn eines Professors, der Rassentheorie gelesen hatte und jetzt einen Lehrstuhl im Westen der Stadt besetzt hielt, hatte mit seinen Eltern gebrochen. Dennoch fühlte er sich von seiner Herkunft belastet und war bemüht ..., diesen Makel durch besonderen Fleiß auszugleichen. [...]

Jasak sprach über den Parteitag, den die Chronologie als zwanzigsten zähle, mit der gleichen hochprozentigen Schärfe, dem gleichen unbeweglichen Gesicht wie über den vorangegangenen. Er redete über Enthüllungen, als würden sie sich von selbst verstehen, als hätten sie sich bereits von selbst verstanden. Und mit der gleichen Selbstsicherheit

und Strenge, die ihn von je auszeichneten, prangerte er jene an, die noch immer nicht einsehen wollten. [...]

Für Uwe war die Wendung von Jasak so ungeheuerlich, daß er eine Weile brauchte, um sie zur Kenntnis zu nehmen. Aber dann schlug er um sich mit Gesten und Worten und ihm war alles egal. *Sa stalina, sa rodinu*. Er verteidigte das Bild des Giganten ... Er hätte Jasak in das unbewegliche Gesicht schlagen mögen, das den Anschein erweckte, als ob ihm die Wendung keinerlei innere Kämpfe gekostet hätte. Er dachte: Verrot. Und er steigert sich später immer weiter in eine Opposition hinein, die Jasak sorgfältig in einem Buch notierte, das nummerierte Seiten hatte. Und eines Tages zählte er zusammen und stellte den Antrag, Uwe zur Bewährung in die Produktion zu delegieren. (S. 281f.)

Das Buch verschwand wie viele andere in diesem Jahr nach dem 11. Plenum. Manche davon konnten später erscheinen, „Rumba“ nicht. Erst 1992 wurde das zwischenzeitlich verschollene Manuskript wiederhergestellt und publiziert. Morgner aber hatte sich immerhin den Spaß gemacht, rund 150 Seiten aus dem „Rumba“-Roman als sieben Intermezzi in ihren Roman „Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz“ (1974) zu montieren und dort auch die „Rumba“-Verlagsverhandlungen zu persiflieren (vgl. Morgner 1974: 259–262).

Christoph Hein
Verwirrnis. Roman (2018)

Suhrkamp Verlag, Berlin 2018, 303 S. Hörbuch: Der Audio Verlag, Berlin 2018

„es war, als habe es *Goethe-höchstselbst* am Germanistischen Seminar nie gegeben“: Darauf lief am Ende hinaus, was Anfang der 60er Jahre als üble Kampagne an der Karl-Marx-Universität Leipzig inszeniert worden war. *Goethe-höchstselbst*, wie er damals unter Studierenden genannt worden sei, war Hans Mayer (1907–2001), so wie Ernst Bloch (1885–1977) als „Hegel-auf-Erden“ firmiert habe. Bei beiden sei der Andrang groß gewesen, wenn sie wöchentlich zur Vorlesung luden. Mayer eilte dann stets rasch, ohne Blick fürs Auditorium, zum Pult und begeisterte die Zuhörer mit „einem sprudelnden, sich überstürzenden Redeschwall ... mit geistvollen, mäandernden Sätzen, die er immer korrekt und fehlerlos beendete“.

Er und Hegel-auf-Erden seien Koryphäen gewesen, „auf die ganz Leipzig stolz war und die überall in der Stadt, in jedem Café mit bewundernden Blicken bedacht wurden und deren Namen selbst den Taxifahrern vertraut waren“. Sie werden als die „heimlichen, die eigentlichen Fürsten von Leipzig“ geschildert. Auf diejenigen, die ihnen lauschen konnten, fiel „etwas von dem Glanz ihrer majestätischen Würde“.

Friedeward Ringeling, fiktive Hauptfigur, ist Assistent bei Goethe-höchstselbst. Jahrgang 1933, hatte er zuvor eine Kindheit hinter sich gebracht, von der als pädagogischer Katastrophe berichtet wird: Die Familie lebte im katholischen Eichsfeld, der Vater war katholisch, Gymnasiallehrer, repressiv und züchtigte körperlich. Dann, wohl 1951, konnte Ringeling dem Elternhaus entfliehen und sich für Philosophie an der Universität Jena einschreiben. Mit etwas Glück gelang es ihm, ein Jahr später Ort und Fach zu wechseln. So kam er nach Leipzig ans Germanistische Seminar.

Dort sei Goethe-höchstselbst für seine Zornesausbrüche bekannt gewesen. „Nicht selten endeten seine Vorlesungen vorzeitig damit, dass er türensclagend den Saal verließ.“ Anlass dafür war regelmäßig eine Frage, die er gestellt hatte, aber von keinem der anwesenden Studenten beantwortet werden konnte. Ringeling machte auf sich aufmerksam, indem er mehrere solcher Situationen gerade noch rettete.

Hans Mayer war sich sein eigener Kosmos, und Christoph Hein setzt ihm hier ein so respektvolles wie kantiges Denkmal. Dabei zeichnet er in Friedeward Ringeling und Goethe-höchstselbst ein Doppelporlrät Mayers (Hein 2022: 86), wozu sich auch dessen widersprüchliche Charakterzüge nutzen lassen. Bei einer „Julius Cäsar“-Premiere des Studententheaters war Goethe-höchstselbst unter den Zuschauern und kam sogar zur anschließenden Premierenfeier:

Er lobte knapp und etwas herablassend die Aufführung und ließ sich dann lang und breit über ein Ballett von Werner Ekg aus, welches er am Vorabend in der Wiener Staatsoper gesehen hatte. Er gab mit selbstgefälligem Schmunzeln wieder, was er Ekg und dem Dirigenten Michael Gielen gegenüber nach der Aufführung anzumerken hatte, und

schwärmte dann in den höchsten Tönen von der Primaballerina Edeltraut Brexner, von der er nur als *Traude* sprach. Die Studenten hörten ihm höflich, aber doch verärgert zu und waren erleichtert, als er die Feier endlich verließ und sie unbeschwert ihren Abend und ihren Erfolg genießen konnten. (S. 156)

Mit seiner Selbstbezogenheit ging auch intellektueller Eigensinn einher, und dieser wurde der Staatsmacht zunehmend lästig. Im Oktober 1961 verwehrte man Mayer eine Reise nach Wien. Er „tobte vor seinen Mitarbeitern, beschimpfte die Männer im Ministerium als Idioten, nannte die Mauer eine Absurdität aus der chinesischen Steinzeit, Mörtel und Steine hätte man besser für den Wohnungsbau einsetzen sollen“. Doch immerhin: Ein Protest der österreichischen Regierung führte dazu, dass er vier Monate später wieder reisen konnte.

Im Januar 1962 aber erschien in der Universitätszeitung ein studentischer Leserbrief, der sich über unmäßige und nicht zu bewältigende Leistungsanforderungen am Institut für Germanistik beklagt. Zudem, hieß es weiter, behandelten die Vorlesungen völlig überholte Stoffe. Ein Artikel in der Parteizeitung nahm kurze Zeit später die Vorwürfe auf und forderte eine klassenkämpferische und praxisnahe Germanistik im ganzen Land. Die Leipziger Germanistik wird als Bastion bürgerlicher Lehrmeinungen und Schlupfwinkel der ewig Gestrigen angeprangert, Mayer direkt angegriffen: Er strebe eine ästhetische Restauration an. Mitte 1963 verabschiedete er sich vorsorglich von seinen Mitarbeitern, da er mit seiner Amtsenthörung rechne. Zwei Monate später kehrte er von einer Reise in die Bundesrepublik nicht mehr zurück.

Zur gleichen Zeit lag Ringelings Vater im Sterben, weshalb Friedeward in Heiligenstadt weilte. Die Institutssekretärin erzählte ihm am Telefon, „dass es im Institut drunter und drüber gehe und keiner von ihnen wisse, ob sie ihre Position behalten könnten. Einigen Mitarbeitern habe man geraten, von sich aus zu kündigen, um so einem Disziplinarverfahren und einer Parteistrafe zu entgehen“. Er solle am besten so lange fernbleiben, wie es ginge. Leipzig sei derzeit ein gefährliches Pflaster. Ein Kollege berichtet gleichfalls telefonisch, „dass derzeit die Heilige Inquisition Gericht halte, jedem werde die Gretchenfrage gestellt, jeder müsse nun entweder den Alten verteufeln oder komme umgehend ins Fegefeuer“.

Als Friedeward Ringeling schließlich nach Leipzig zurückkehrte, hatte sich der Sturm etwas gelegt. Sein Kollege berichtete ihm, dass es wirklich übel gewesen sei, „wie sie sich hier gegenseitig an den Kragen gegangen sind, die Beschuldigungen waren heftig und jetzt schämen sie sich dafür“. So redete fortan niemand mehr über den Vorgang. Ringeling hatte noch bei Hans Mayer promoviert und trieb nun seine Habilitation voran. Dabei hatte er immer schon ein Geheimnis zu bewahren:

Er musste schweigen, musste verschweigen, was keiner wissen durfte. Es wäre ihm unerträglich, vor seine Studenten zu treten und zu wissen, dass sie über ihn im Bilde waren. [...] Die Studenten würden nicht mehr voller Bewunderung zu ihm aufblicken und jedes seiner Worte eifrig notieren, sondern hinter seinem Rücken über ihn, die *Schwuchtel*, die

Tunte, tuscheln. Seine Kollegen würden über ihn witzeln, als seien seine Leistungen plötzlich wertlos und lächerlich, und man würde ihn augenzwinkernd darauf hinweisen, dass seine Fürsorge für die männlichen Studenten nicht zu weit gehen dürfe. Nein, er konnte darüber nicht sprechen, diese Vorstellung war ihm unerträglich. (S. 219f.)

Seit der Oberschulzeit war Ringeling mit einem Mann zusammen und war ihm, der dort Kirchenmusik studierte, nach Leipzig gefolgt. Zum Schein hatte er sich mit einer lesbischen Feundin verlobt, die damit wiederum ihre Lebenspartnerschaft mit einer Professorin legendieren konnte. Zwar war die Strafbarkeit von Homosexualität unter Erwachsenen 1957 abgeschafft worden (während die Bundesregierung darüber noch lange Jahre gegenteilig sinnieren sollte, in einem Vokabular zudem, das die Herkunft der juristischen Ministerialbeamten nicht verbarg: „Wo die gleichgeschlechtliche Unzucht um sich gegriffen und großen Umfang angenommen hat, war die Entartung des Volkes und der Verfall seiner sittlichen Kräfte die Folge“, Bundesregierung 1962: 377). Doch mit dem neuen DDR-Recht war das Tabu nicht aus der Welt. Dieser Umstand sollte für Friedeward Ringeling dann noch höchst brisant werden. Inwiefern, steht unten (siehe „90er Jahre“).

Claire Vernay

Wunder dauern etwas länger. Roman (2000)

edition q im Quintessenz-Verlag, Berlin 2000, 327 S. E-Book: Weimarer Schiller-Presse, Weimar 2013

Telse ist 19 Jahre alt und beginnt im Herbst 1961 ein Romanistik-Studium an der Leipziger Universität. Sie ist damit in einem begehrten Studiengang, für den jährlich nur sehr wenige Bewerberinnen und Bewerber angenommen werden. Etwas unterscheidet Telse von ihren Kommilitonen: Sie ist nicht nur allgemein frankophil, sondern hat auch einen Verlobten in Paris. Der ist ein paar Jahre älter als sie selbst, Filmregisseur und hat bereits einige erfolgreiche Filme gedreht, die teils auch in der DDR gezeigt worden waren. Beide hatten sich vor dem Mauerbau in Paris kennengelernt und ein Probejahr miteinander verabredet. Dann sollte geheiratet werden. Der Mauerbau kam dazwischen, doch geben beide ihr Ziel nicht auf.

Zunächst freilich beginnt das Studium in Leipzig. Telse wird erst einmal zur FDJ-Gruppensekretärin gewählt. Hans Mayer (1907–2001) hat seinen obligatorischen Auftritt wie in jedem Uni-Leipzig-Roman zu dieser Zeit („Es war wieder einmal proppenvoll. Sie mußten die Vorlesung über Lautsprecher in zwei andere Hörsäle übertragen“). Dann sollen alle eine Erklärung unterschreiben, jederzeit

bereit zu sein, die Errungenschaften der DDR gegen ihre Feinde zu verteidigen. Telse weigert sich, der Rausschmiss aus der Uni wird ihr angedroht, und sie wird krank. „Als sie nach vier Wochen wieder im Institut auftauchte, war es für ihre Unterschrift zu spät. Da sie es wußte, veranstaltete sie einen großen Wirbel und sagte, sie wolle unbedingt noch eine individuelle Erklärung abgeben, worauf man ihr antwortete, wie sie erhofft hatte, daß dies nicht vorgesehen sei. Telse war damals äußerst empört gewesen.“

Parallel betreibt sie die Eheschließung mit ihrem Pariser Verlobten, verbunden mit der Erwartung, anschließend legal ausreisen zu können. Dann habe eine Zeit „voller Schikanen und Demütigungen“ begonnen. Es gibt eine kleine Anschwärzerei an der Universität. Sie habe geäußert, so wird ihr im Prorektorat für Studienangelegenheiten vorgehalten, dass sie nicht mehr an den Marxismus- und Russischkursen teilnehmen wolle, weil sie derartige Kenntnisse in Frankreich nicht benötige. Diese frei erfundene Behauptung geht wohl auf die Parteisekretärin des Instituts zurück.

Telse ändert die Taktik. Ihr Verlobter könne sich auch vorstellen, in die DDR überzusiedeln und bei der DEFA zu arbeiten. Es gelingt ihr, die DEFA für einen Film zu interessieren, bei dem ihr Verlobter Regie führt. Der Film wird tatsächlich realisiert. Bei der DEFA und im Kulturministerium findet sie Unterstützer für ihre Heiratsabsichten, obgleich dort kaum jemand annimmt, dass die beiden sich danach in der DDR niederlassen würden.

Letztlich erweist sich die fortwährende Klage der Protagonistin über die vielen Schwierigkeiten als beträchtlich größer, als es die geschilderten Schwierigkeiten selbst sind. Anhand der deutschen Migrationsbürokratie, wie sie zum Zeitpunkt der Arbeit an dem Buch funktionierte, hätte sich hier ein relativierender Maßstab gewinnen lassen. 1964 reist Telse mit ihrem nun angetrauten Mann nach Paris aus, in der Tasche einen französischen und den DDR-Pass. Den dritten, den westdeutschen, wird sie sich bei nächster Gelegenheit in der Bundesrepublik abholen.

Volker Braun

Das ungezwungne Leben Kasts (1972)

Aufbau-Verlag, Berlin [DDR] 1972, erweiterte Ausgabe Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1979, 190 S. (bis 1988 vier Auflagen). Westdeutsche Ausgabe: Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1972 und 1979. Übersetzungen ins Polnische, Ungarische, Russische, Lettische und Kirgisische

Die hier herangezogene erweiterte Ausgabe enthält vier Geschichten, geschrieben 1959, 1964, 1968 und (diese in der ersten Auflage noch nicht enthalten) 1974. Sie sollen wohl unterschiedliche Lebensabschnitte Kasts beschreiben, wenn man annimmt, dass es sich um eine Figur statt mehrerer handelt: erst in den Aufbauzeiten beim Tiefbau („Der Schlamm“), dann beim Philosophiestudium („Der Hörsaal“), an-

schließlich beim Theater („Die Bühne“), wo am 21. August 1968 ein Stück über Normerhöhung und Streik aufgeführt werden soll, was wegen der zeitgleichen Prager Ereignisse zu Turbulenzen führt (vermutlich geht es um Brauns „Hinze und Kunze“, 1967, UA 1973 in Karl-Marx-Stadt), schließlich im Betrieb als Funktionär („Die Tribüne“). Das zentrale Motiv, wie immer bei Volker Braun, sind die Widersprüche der Revolution.

Im hiesigen Kontext interessiert die Erzählung „Der Hörsaal“. Darin geht es eigentlich um Liebe, aber die konkrete Affäre, am Ende scheiternd, entfaltet sich im und neben dem Studium. Daher geht es auch um die Uni. Der Ich-Erzähler trifft in einer Literaturgeschichtsvorlesung eine Medizinstudentin (mit der sich dann alles weitere entwickelt). Er ist verwundert, eine Medizinerin dort zu treffen, aber „in diese Vorlesungen strömte alle Welt“. Heute geht es um den jungen Goethe, Urfaust, und der „Professor R.“ fasziniert: „in jedem Satz riß er Wissen zusammen aus drei Büchern“ und goss es „schöpfkellenweise über die Köpfe“. Das gab es so nur an der Universität Leipzig, nämlich bei Hans Mayer (1907–2001), die damit beide als entschlüsselt gelten können. Volker Braun hatte 1960 in Leipzig ein Philosophiestudium begonnen.

Dem Rausch der Mayerschen Vorlesungen kontrastiert erheblich die Kleinlichkeit des politischen Lebens an der Universität:

Es begannen die Parteiwahlen. Zur Aussprache in unserer Gruppe kam ein Leitungsmitglied, der Assistent N. Er sagte, unsere „Produktion“ müsse im Mittelpunkt stehen: die Ausbildung; es gehe um das Studium, nicht um die Form des Studiums. Die Parteiarbeit müsse versachlicht werden. Der Gruppenorganisator und sein Stellvertreter schätzten ihre Arbeit ein: die Erziehung sei zu allgemein gewesen, es sei ihnen nicht gelungen, die politischen Grundanliegen zur Sache aller zu machen, sie hätten nicht geduldig und prinzipiell alles „bis zum Ende“ geklärt.

Die Diskussion wie gewöhnlich heftig, fast alle sprachen. Es war klar, daß die Gruppenleitung abgewählt werden würde. Frank sagte: bei unserem Fach sei die persönliche Haltung nichts Äußerliches, für die Arbeit Unwesentliches – bei uns sei sie geradezu das Berufsziel. Aber es klappte da oft eine Kluft zwischen Denken und Fühlen, die sei nicht zu schließen durch Behandlung von „Fällen“ und Bearbei-

tung von Köpfen. Es käme, überhaupt, nicht auf Bekenntnisabgaben an sondern auf die wirkliche Arbeit. „So – ihr Materialisten!“ Nun waren einige mehr oder weniger angesprochen, und sprachen mehr oder weniger um die Sache herum. Egon malte einige Gespenster des Untergangs der Arbeitermacht und des Sozialismus an die Wand, durch „Aufweichung“, und daß wir härter die Klassenfrage stellen müßten – ja; nach seinen Fünfen befragt, zog er sich mit ein paar stolzen Versprechungen aus der Klemme. Er war ... gleich nach der Schule zum Studium gekommen und noch durch und durch ein Kind, und doch schon so beamtenhaft und stocktrocken, daß es zum Kotzen war, ihn anzuhören. Durch seine Einsatzbereitschaft war er Protokollant der Institutsparteileitung geworden – sah nun aber auf die „Masse“ herab. – Dergleichen Figuren haben etwas Unvermeidliches, wie Büroklammern. (S. 62f.)

Bei einem mehrwöchigen Arbeitseinsatz in der Landwirtschaft zeichnet Kast seine Kommilitonen. Er versucht, die „ganze Härte“ des Einsatzes zu zeigen. Die Bilder werden anschließend in der Mensa ausgehängt. Kast handelt sich darob den Vorwurf

ein, einige der Zeichnungen seien „schädlich und, ‚philosophisch zuende gedacht‘, antirevolutionär“, „erstens unverständlich und zweitens falsch“. Die übliche Aussprache folgt. Er habe auf einem Bild „die Schwere der Arbeit und ihre Schönheit unzulässig vermischt, habe sie also gewissermaßen getrennt. Das sei undialektisch“. Die fortschrittlichen Menschen würden provoziert, „da sei also die Parteilichkeit verletzt“.

Kast: „Aber ich habe doch gemalt, was wir empfunden haben!“ Der Sekretär: „Ja, das sei es ja, es sei ein subjektivistisches Bild.“ Er habe sich vom Leben entfernt, stehe in einem schweren Konflikt mit der Gesellschaft. Er müsse sich von den Bildern distanzieren, „sonst müssten die Konsequenzen und so weiter“. Einige Tage später muss ihn seine Seminargruppe als Organisator ablösen: „Sie gaben nach, wie es sich gehörte, aber es nahm mich mit.“

Achim, Medizinstudent und Ex-Freund seiner Geliebten Linde, macht sich über das, was er in den Seminaren über dialektischen Materialismus zu hören bekommt, lustig. Zum Beispiel solle ihnen etwas über die Methode von Wissenschaft beigebracht werden:

Wir sind sowieso Materialisten, sagte er, wir machen die Tatsachen selbst zur Wissenschaft, indem wir die Gesetze in ihnen finden. Die Gesellschaftswissenschaftler sollen erst mal selber anerkennen, daß sie nur durch die Beobachtung der wirklichen Vorgänge und die Ordnung der Fakten schlau werden, nicht durch Gerede und Verallgemeinerung von Nichts zu Nichts, sonst bleibt alles vorgefaßte, schon stinkende Meinung. Ich gab das ohne weiteres zu, da läge es im argen. Ja, sagte Linde, ihr wißt es und stellt euch vor uns hin! [...] Und Achim: Etwas wirklich Neues findet man aber immer nur aus zunächst ganz unklaren Entdeckungen, die nicht ins Schema passen – das

kannst du bei Steenbeck lesen; wenn das, was wir finden, von vornherein hineinpassen soll – das ist Scholastik, Alchimie. Und so fort. Die Gleichberechtigung der Frau zum Beispiel könne man zwar postulieren, aber wie sie sich wirklich herstelle, das hänge von gesellschaftlichen Gesetzen ab, die nichts weniger als die ganze Ökonomie und Klassenstruktur faßten, man solle nicht über die Gesetze hinaus seine Phrasen machen. „Die Welt ist zwar erkennbar, aber nicht viel weiter in den Denkgleisen von heute.“ Man solle das Leben nicht in ein System pressen und das Philosophie nennen, die doch dazu da wär, die Systeme aufzubrechen! (S. 72f.)

Die Gesellschaftswissenschaftler geben auch kein viel besseres Bild ab, wenn sie ihre sterilisierten Makrotheorien auf die Mikroebene bringen. Ein verheirateter Dozent hatte eine Affäre mit einer Assistentin. Das ist nach den Geboten der sozialistischen Moral zu ahnden, und zwar quasi-öffentlich, auf der Parteiversammlung des Philosophieinstituts:

An der Versammlung, die über den Dozenten L. verhandelte (auf Drängen der ausrangierten Gattin), nahmen auch die Studenten teil. Die Wissenschaftler vergaßen nicht, daß sie welche waren, und rügten L. mit allen Mitteln der formalen Logik und bauten aus den zweideutigen Prämissen des Falls ihre

kalten Syllogismen, aber die Wahrheit, verdammt, lag nicht in den Matrizen sondern den Matratzen. Wir Studenten wußten nicht viel mehr über die Sache, als sich mit drei Fingern zeigen läßt – was die Gruppen nicht hinderte, über ihre Organisatoren mit auf die Pauke zu haun. L. benahm sich sehr linkisch

und stotterte zwischen Reue und Ausflüchten herum, und die Stimmung im Saal wurde auf einmal wild, Egon schrie: er habe „die Dokumente nicht richtig für sich ausgewertet!“, mehrere schrien von ihren Plätzen aus, die Redner schraubten ihren Abscheu automatisch in die Höhe, und die Kritik drehte sich im Mund herum zu Beschimpfungen des Ehebrechers, und ich glaube, es wußte keiner mehr genau was er sagte und über wen! Da-

für war schon keiner mehr verantwortlich, und ich (merkte ich nachher) hob mit allen die Hand zum Beschluß, der den Dozenten vom Institut verwies, aus dem Dunstkreis G.s, der Assistentin. – Als die Reihe an sie kam, über die Verfehlung zu beichten, stand sie auf – und, was sagte sie? „Genossen, ich kann nur sagen: es war sehr schön.“ Dem Saal verschlug die Sprache. „Es war sehr schön“ sagte sie. (S. 86f.)

Das galt vermutlich auch – es wird nicht näher ausgeführt – als undialektisch.

Eduard Klein

Alchimisten (1967)

Verlag Neues Leben, Berlin [DDR] 1967, 498 S. Buchclub-Ausgabe: Buchclub 65, Berlin [DDR] 1968

Filmadaption: Wolfgang Luderer (Regie): Alchimisten, DEFA-Studio für Spielfilme im Auftrag des Deutschen Fernsehfunks 1968, 2 Teile, 81 + 66 Minuten. DVD-Ausgabe: Studio Hamburg Enterprises, Hamburg 2017

Es ist unmittelbar nach dem Mauerbau, Handlungsort: ein Ost-Berliner Elektrodewerk. 50 Mitarbeiter sind als Kampfgruppenangehörige bei der Sicherung der soeben abgeriegelten Grenze eingesetzt. Die anderen 950 müssen die Produktion mit ukrainischem Anthrazit aufrechterhalten, denn seit der Grenzschießung wird kein Ruhranthrazit mehr angeliefert. Das ukrainische Material hat in der Belegschaft den Ruf, schlechter zu sein. Jedenfalls wird die erhöhte Ausschussquote darauf zurückgeführt. Das betrübt die meisten weniger deshalb, weil sie – wie es in späteren Jahren der DDR heißen sollte – „meine Hand für mein Produkt“ ins Feuer legen würden. Ärgerlich ist vielmehr, dass dadurch die Jahresendprämie deutlich niedriger auszufallen droht.

In dieser Situation wird ein neuer Parteisekretär in den Betrieb entsandt, der vierte binnen zwei Jahren. Kurt Herbell war bisher Dozent an einer Parteischule. Von den technischen Fragen der Elektrodenherstellung hat er keine Ahnung und von Produktionsorganisation nur ein wenig. Aber er spürt sofort, dass den notorischen Qualitätsmängeln eine Vielzahl von aufgelaufenen Problemen zugrundeliegt. Und irgendwie scheinen sich die meisten dieser Probleme mit der Forschungsabteilung des Betriebes zu verbinden.

Einerseits sind alle in der Produktion mit den Forschungschemikern unzufrieden. „Allmählich wünsche ich mir, jemandem zu begegnen, der nicht auf das Labor schimpft“, so Herbell nach seinen ersten Tagen im Betrieb. Andererseits sind sich Produktionspersonal und Forschungsabteilung in einem einig: Der Ausschuss rühre daher, dass der ukrainische Anthrazit schlechter sei als der aus dem Ruhrgebiet.

Die Chemiker aber müssten die Ursachen für die erhöhte Ausschussquote finden. Daran hindert sie ein gänzlich anderes Herangehen. Sie sind der Ansicht, die Elektrodenproduktion erfolge seit Jahrzehnten nach Erfahrung und Gefühl statt auf der Basis gesicherter Erkenntnis. Der Werkleiter Francke kann es nicht mehr hören: „Grundlagenforschung, das ist alles, was du von ihnen hörst. Erst müssen wir die Grundlagenforschung abschließen. Alle sehen sich als große Forscher und Entdecker. Mit der Produktion haben sie nichts im Sinn.“

Dr. Boman, der Leiter der Forschungsabteilung, unternimmt alles, um seinen Bereich gegen die Tagesanforderungen der Produktion abzuschirmen. Seine rechte Hand, Thomas Renz, zugleich Mitglied der Betriebsparteileitung, ist da ganz bei Boman: „Das Labor will bis Jahresende die Grundlagenforschung abschließen. Wenn man uns neue Kontrollen auflädt, können wir den Termin nicht halten. Und was sollen wir überhaupt kontrollieren, solange die Forschung nicht abgeschlossen ist. [...] Wir Wissenschaftler müssen jede Verantwortung ablehnen, wenn die Produktion von einem Tag auf den anderen umgestellt wird.“

In der Forschungsabteilung versucht Renz aber auch, um Verständnis für die andere Seite zu werben. Was bleibe der Werkleitung anderes übrig, als die Reklamationen an die Chemiker weiterzugeben? Boman reagiert mit einer Standpauke: Wie solle das Labor rationell arbeiten auf einem Gebiet, auf dem noch nicht einmal die Grundlagenforschung abgeschlossen sei? Und wie sollten sie die Grundlagenforschung abschließen, wenn immer neue Aufträge dazwischenkämen?

Boman und Renz eint auch eine „fast religiöse Überzeugung ..., wenn sie ihre Grundlagenforschung fertig hätten, würden mit einem Schlag sämtliche Schwierigkeiten beendet sein“. Herbell versucht, sich einen Überblick zu verschaffen. Die Forschungsabteilung sagt ihm, dass es mit der Umstellung auf den ukrainischen Anthrazit auch hätte schiefgehen können. „Dann stünden wir jetzt mit dreißig oder vierzig Prozent Ausschuss da, und niemand könnte genau sagen, warum.“ Herbell: „Wir haben aber immer noch bloß zehn Prozent, und das ist nach Meinung des Labors ein großartiger Erfolg?“ Renz, sich wiederholend: „Solange wir die Grundlagenforschung nicht abschließen, kommen wir auch diesen vertrackten zehn Prozent nicht bei.“

Die vielbeschworene Grundlagenforschung ist die Arbeit an einem Rohstoffkatalog. Boman erklärt es Herbell:

„Wissen Sie, daß es so etwas noch nirgends gibt? Überall werden Elektroden nur auf Grund von Erfahrungswerten hergestellt. Wie vor dreißig Jahren. Um sich das leisten zu können, braucht man aber gesicherte Rohstoffquellen. Immer die gleichen Anthrazite, die gleichen Kokse, die gleichen Teere.

Denn niemand kann sagen, ob ein neuer Bestandteil im Gemisch nicht auch neue Eigenschaften entwickelt. Wir aber stellen alle vier Wochen auf irgendeinen neuen Rohstoff um. Und gleichzeitig zwingt man uns, die Arbeit am Katalog immer weiter hinauszuschieben.“ (S. 185)

Herbell gerät zwischen die Fronten. Werkleiter Francke meint, man müsse die Chemiker nur auf Trab bringen – zumal man mit ihnen jetzt, nach der Grenzschließung, auch anders reden könne, „ohne daß sie gleich eine Fahrkarte nach Leverkusen lösen“. Herbell meint zu erkennen, dass sich die Ausschussprobleme mit den bisherigen Methoden weder erklären noch abstellen ließen. Er unterstützt Renz dabei, der Sache in einem Akademiellabor auf den Grund zu gehen. Boman sieht sofort wieder seine Grundlagenforschung in Gefahr, für die er Renz eigentlich brauche. Francke hingegen hält die Zeit im Akademiellabor für verschwendet und wirft Herbell vor, „Du lässt ja untersuchen, ob das sowjetische Material am Ende wirklich nicht taugt“.

Boman fährt kurz darauf zu einem Kongress nach Frankfurt am Main. Eigentlich hatte er dort den Rohstoffkatalog vorstellen wollen. Stattdessen muss er berichten, dass sie noch einmal ein Jahr Zeit brauchten. „Und weshalb? ... nur, weil man uns nicht in Ruhe arbeiten läßt“. Eine westdeutsche Firma erkennt ihre Chance. Boman unterschreibt einen Vertrag und kehrt nicht zurück.

Herbell hatte gegenüber Francke durchgesetzt, dass Boman zu dem Kongress fahren kann. Er werde schon wieder zurückkommen. Nun steht Herbell einigermaßen düpiert da. Bei Francke ist das Fass am überlaufen. Er verlangt die Ablösung des Parteisekretärs. Dem steht einstweilen nur entgegen, dass er schon der vierte Sekretär innerhalb von zwei Jahren ist. Genies können wir nicht liefern, sagt ein Bezirksleitungssekretär zu Francke.

Herbell kann durchsetzen, dass Renz für seine Arbeiten im Akademiellabor zwei Assistenten zugeordnet werden, um die Sache dort zu beschleunigen. Und so hat Renz schließlich tatsächlich Erfolg. Der Bezirksleitungssekretär: „Eines versteh ich nicht. Da plagt ihr euch, arbeitet jahrelang an einem Katalog, ohne den es angeblich nicht geht, und kommt trotzdem nicht dahinter, weshalb Ausschluß gemacht wird. [...] Und dann löst du das Problem in ein paar Wochen und wie nebenbei.“ Thomas Renz hat eine Antwort, die auf das Spezifische wissenschaftlicher Arbeit verweist: „Boman wäre bestimmt auch dahintergekommen ... Man hätte ihm bloß Zeit lassen müssen. [...] Dr. Boman ist der fähigste Mann in unserem Fach [...] Hier stimmte aber die Methode nicht. Das kann passieren. Wir hätten noch zehn Jahre suchen können, ohne die Lösung zu finden.“

Im Zuge der Handlung werden viele Themen, die seinerzeit virulent waren, angesprochen: Flucht aus der DDR, Versorgungsengpässe, fehlende Loyalität, veraltete Leitungsmethoden oder die Folgen blinder Linientreue. Gelöst wird alles, indem, wie es seinerzeit hieß, „Probleme im Vorwärtsschreiten“ bewältigt werden. Das Buch vermittelt gleichzeitig authentische Einblicke und das Bild, das die DDR gern von sich selbst gezeichnet hat.

Hans Christoph Buch

In Kafkas Schloß. Eine Münchhausiade (1998)

Verlag Volk und Welt, Berlin 1998, 135 S. Übersetzung ins Französische

Im Mai 1963 treffen sich auf Schloss Liblice (ČSSR) Schriftsteller, Literaturkritiker und -wissenschaftler aus Ost und West zu einer Konferenz über Leben und Werk Franz Kafkas – die sodann berühmt gewordene Kafka-Konferenz, auf der die im Sozialismus vermeintlich überwundene Entfremdung verhandelt wird, ein Schritt hin zum Prager Frühling. Die DDR wird durch „Dr. Fritz Koch, Professor für marxistisch-leninistische Ästhetik“ vertreten. In der Realität hieß der seinerzeit administrativ führende DDR-Kulturwissenschaftler Hans Koch (1927–1986). Vor allem im Gefolge seines Buchs „Marxismus und Ästhetik“ (Koch 1961) bestimmte dieser die wissenschaftlichen und kulturellen Debatten mit. Dabei erarbeitete er sich den Ruf eines veritablen Hardliners.

Koch (Fritz) führt – bei Hans Christoph Buch – in einer abendlichen Theateraufführung Regie, erhängt sich allerdings vor Beginn der Vorstellung (Hans Koch verstarb 1986 durch eigene Hand). Am nächsten Tag freilich ist er wieder auf seinem Posten, um gegen den Revisionismus Ernst Fischers, Roger Garaudys und Eduard Goldstückers zu kämpfen. Dafür war er ausgewiesen. Im Vorfeld der Konferenz hatte er in einem Artikel im „Neuen Deutschland“ vor dem zersetzenden Einfluss der spätbürgerlichen Kunst gewarnt. Schon 1956 hätten die Literaturdebatten im sogenannten Petöfi-Club als Tarnung für den Aufmarsch der Konterrevolution gedient.

Anna Seghers (1900–1983) ist auch Teil der DDR-Delegation und eröffnet die Konferenz: „Kafkas Weg ist nicht unser Weg, aber als Kommunisten können wir es uns nicht länger leisten, sein Werk geringzuschätzen oder zu ignorieren, wie dies unter irrtümlicher Berufung auf Marx und Lenin von gewissen Leuten propagiert worden ist.“ Fritz Koch ist zur Stelle, die Dinge wieder geradezurücken. Was Anna Seghers sagen wolle, sei folgendes:

„Kafkas Werk verwandelt die Realität in einen Alpdruck, das Werk der Seghers aber verwandelt den Alpdruck in eine Realität. [...] Auch wenn sie subjektiv mit Kafka sympathisiert, objektiv ist Anna Seghers' Werk durch Welten von der spätbürgerlichen Dekadenz getrennt. Auf der einen Seite die

revanchistische Bundesrepublik, ... auf der anderen Seite die sozialistische Menschengemeinschaft der DDR, die durch das System der Planung und Leitung geistig-kultureller Prozesse von Tag zu Tag schöner wird.“ (S. 14)

Ernst Fischer (KPÖ, 1899–1972) meint daraufhin, er könne seinem ostdeutschen Kollegen nur partiell zustimmen. Kafka habe die Revolte des einzelnen gegen undurchsichtige Machtapparate in gestochenen scharfe Bilder umgesetzt. Seine Albträume seien realistisch gestaltet. Als der sowjetische Vertreter Viktor Schklowski (1893–1984) Rätselhaftes von sich gibt – „Die Einsicht kommt immer zu früh oder

zu spät“ –, hat Koch nur eine Frage: „Ist das eine Plädoyer für den sozialistischen Realismus ... oder für spätbürgerliche Dekadenz?“ Kurz darauf bedauert er sein rüdes und ungehöriges Benehmen: „nichts habe ihm ferner gelegen, als unsere sowjetischen Freunde zu kritisieren oder die führende Rolle der KPdSU in Zweifel zu ziehen, im Gegenteil: Von der Sowjetunion lernen heißt siegen lernen – auf diese Feststellung legt er besonderen Wert!“

Die anderen Konferenzteilnehmer sind aber auch etwas ratlos. Signalisierte die Rede Schklowskis einen spektakulären Kurswechsel in der sowjetischen Kulturpolitik, oder war sie ein Versuchsballon, mit dem man aufs Glatteis geführt werden solle, um die ideologische Zuverlässigkeit zu testen? Koch indes hat keine Zeit, sich darum zu kümmern. Er muss noch gegen Roger Garaudys „Humanité“-Artikel „Für einen Realismus ohne Ufer“ zu Felde ziehen.

Dort würden, unter Berufung auf Kafka, existentialistische Stimmungen verbreitet, „um einen Keil zu treiben zwischen Arbeiterklasse, Genossenschaftsbauern und werktätige Intelligenz, auf deren Bündnis die Politik unserer Partei beruht.“ Und dahinter stünden historisch längst überholte und politisch überwundene Positionen, wie sie Georg Lukács vertrat, bevor er in der Konterrevolution von 1956 sein wahres Gesicht enthüllt und die marxistische Maske fallen lassen habe. Konferenzleiter Eduard Goldstücker (1913–2000) dankt für die „politische Fastenpredigt aus Ostberlin“. Aber „ein Übersoll an Ideologie“ trage nur wenig zur Erhellung der hier interessierenden Fragen bei.

Koch wird dann noch versehentlich verhaftet, während er masturbierend durch ein Schlüsselloch ein Paarungsgeschehen verfolgt. Doch das ist nicht der Grund seiner kurzzeitigen Festsetzung durch die Betriebskampfgruppe der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften. Man hat ihn nur verwechselt. Ein mutmaßlicher zionistischer Agent, getarnt als angeblicher Kafka-Forscher, treibe sich auf dem Schlossgelände herum. Der solle „im Auftrag westdeutscher Revanchisten die Ergebnisse des Zweiten Weltkriegs revidieren“, sei „bisher aber an der Wachsamkeit unserer Organe gescheitert“.

Es handelt sich, wie sich dann herausstellt, um Milan Kundera (*1929). Wo Goldstücker noch meint, „daß Kafka, hätte er länger gelebt, den Weg zum Sozialismus gefunden hätte“, und Koch noch einmal Kafka als trojanisches Pferd apostrophiert, da resümiert Kundera: „Die Texte, die Kafka uns hinterlassen hat, sind chiffrierte Botschaften, geheime Kassiber, deren Code von keinem Nachrichtendienst zu knacken ist.“

Wolfram Adolphi

Hartenstein. Roman. Drei Bände (2015–2020)

Nora Verlagsgemeinschaft, Berlin. Bd. 1: Der Balte vom Werk, 2015, 356 S.; Bd. 2: Im Zwielicht der Spuren, 2018, 377 S.; Bd. 3: Der Enkel vorne links, 2020, 494 S.

Eine auto- und familienbiografische Trilogie. Im ersten Teil geht es um die Tätigkeit des Verfahrenstechnikers Hermann Hartenstein für die I.G. Farben in Leupau (Leuna) und in Auschwitz. Am Ende des Bandes ist in aller Kürze zu erfahren, dass Hartenstein sich nach dem Kriegsende für die neue Ordnung in der SBZ entschieden hatte, 1946 in die SED eingetreten war, in der Forschung und Entwicklung der Leupaer Chemiewerke arbeitete, dann um 1960 herum als Professor für chemische Verfahrenstechnik an die (neu gegründete) Technische Hochschule (das ist die TH Leuna-Merseburg) wechselte und als Pensionär zunehmende Zweifel bekam, ob der Sozialismus wirklich funktionieren könne und sich international durchsetzen werde.

2014 wurde eine Straße auf dem Campus der heutigen Hochschule Merseburg in „Günther-Adolphi-Straße“ umbenannt. Günther Adolphi (1902–1982) ist die Figurenvorlage für Hartenstein. 2019 beschloss der Stadtrat von Merseburg, den Straßennamen erneut zu ändern. Zuvor hatte die Hochschule Merseburg mehrere Jahre lang, ausgehend von einem studentischen Projekt, die NS-Verstrickung Adolphis aufgearbeitet.

Der Erzähler tritt in der dritten Person als Jakob Hartenstein auf und ist der Enkel Hermann Hartensteins, so wie der Autor Wolfram Adolphi der Enkel Günther Adolphis ist. Jakob, 1951 geboren, war bereits seit einiger Zeit damit befasst, die Geschichte des Großvaters zu erforschen. Von der Straßenbenennung – die im Band 2 den Ausgangspunkt der Handlung bildet – hatten er und seine Familie nur durch Zufall erfahren. Jakob fragt sich, wie der Hochschule unbekannt sein könne, was er doch wisse. Seine Forschungen werden relevanter, als die Regionalzeitung 2015 den Straßennamen skandalisiert.

Anfangs hatte er nur wissen wollen, was es auf sich hatte mit der Tätigkeit des Großvaters in Auschwitz-Monowitz. Hartenstein baute dort 1943 bis 1945 in leitender Funktion ein Werk der I.G. Farben auf. Die Arbeiter waren KZ-Insassen, die an der Selektionsrampe der sofortigen Ermordung entgangen waren, weil ihre Arbeitskraft noch ausgepresst werden sollte. Ihre verbleibende Lebensdauer betrug im Durchschnitt sieben bis neun Monate. Die Errichtung des Werkes kostete zwanzigtausend von ihnen das Leben. Die I.G. Farben hatte ein eigenes Konzentrationslager in Auschwitz-Monowitz errichtet, um direkten Zugriff auf die Häftlinge zu haben.

Später wurden Jakobs Fragen komplizierter. Wie konnte sein Großvater nach dem Krieg den Schwenk zum Bejager der sozialistischen Ordnung vollziehen, und

wie war es vor sich gegangen, dass die DDR mit seiner Vergangenheit kein offensichtliches Problem hatte? Wie hatte man sich dazu zu stellen, dass Hartenstein nach dem Kriege offenbar so etwas wie tätige Wiedergutmachung versuchte (und deshalb auch nicht in den Westen ging), zugleich aber diejenigen, die unter seiner Aufsicht zu Tode geschuftet worden waren, nicht wiedergutzumachen waren?

Immerhin: Wie sich herausstellt, hatte Hartenstein nach dem Krieg in allen Fragebögen seine Tätigkeit in Auschwitz angegeben, und als in Frankfurt a.M. 1964 ein Prozess gegen I.G.-Farben-Verantwortliche stattfand, sorgte sich die Staatssicherheit darum, dass Hartensteins Name fallen könnte. Unter den Akteuren der Regional- und Hochschulgeschichte genießt er auch 2019 hohe Wertschätzung als derjenige, der 1958 dafür sorgte, dass die chemische Verfahrenstechnik reguläres Studienfach wurde – „nicht in München, Köln oder Frankfurt am Main ..., sondern hier“ (d.h. in Merseburg). Hartenstein gilt als Begründer des Faches. Der lokale Geschichtsverein hatte auch 2014 die Straßenbenennung vorgeschlagen.

Der Rektor der Merseburger Hochschule bekundete nach den Zeitungsberichten über Hartenstein, dass, auch wenn es kaum zu glauben sei, es doch stimme: Man sei von den Artikeln so überrascht gewesen, wie man nur überrascht sein könne. Nichts habe man von einer Auschwitz-Zeit des Hermann Hartenstein gewusst. „Und noch schlimmer ... sei, dass sie gar nicht gewusst hätten, dass es da überhaupt etwas geben könnte, das zu wissen unerlässlich sei.“

Ein Professor der Kulturwissenschaften, Friedhelm Württemberg (leicht erkennbar als Alfred Georg Frei, *1954), ermuntert seine Studierenden, Nachforschungen aufzunehmen. Er bezieht auch Jakob Hartenstein ein. Die Studierenden sind höchst engagiert, stoßen aber an Grenzen, da der Aktenbestand der I.G. Farben nach wie vor unzugänglich ist. Eine Studentin, mit der Jakob intensive Gespräche hat, fasst das Thema so breit, wie es auch Jakob angemessen erscheint: nicht allein fokussiert auf die Personalie Hermann Hartenstein, sondern geweitet auf die Frage, inwieweit das Chemiewerk Leupa/Leuna seinerzeit von dem Werk in Auschwitz profitiert hat. „Auf Blut gebaut?“ lautet der Titel ihrer Masterarbeit. Doch damit „war ihr Ablehnung entgegen geschlagen bei den Leuten von der Leupaverbund GmbH, die vollauf damit beschäftigt waren, einhundert Jahre Leupauer Chemie zu feiern“.

Ein alter Chemiewerker zu Jakob: „Es ging und geht in dieser Auseinandersetzung nicht um die Nazizeit, sondern um die DDR. Wäre dein Großvater in den Westen gegangen ...: Ehre und Anerkennung wären ihm sicher.“ Immerhin, so recherchiert Jakob, gibt es jede Menge Ferdinand-Porsche-Straßen in deutschen Städten, ebenso Straßen (u.a. in Merseburg) und ein Max-Planck-Institut, die nach Fritz Haber benannt sind, dem Erfinder des Gaskriegs 1915, und Carl-Bosch-Straßen (u.a. in Leuna und Merseburg), benannt nach dem I.G.-Farben-Chef bis 1935 und -Aufsichtsratsvorsitzenden bis zu seinem Tod 1940.

Am Ende stehen im 320seitigen Prachtband zu „Leuna – 100 Jahre Chemie“ (Karlsch 2016) einige wenige Zeilen zur Auschwitz-Außenstelle der I.G. Farben. Und Bundeskanzlerin Merkel erwähnt in ihrer Festrede zum Jubiläum weder Auschwitz-Monowitz noch die I.G. Farben. Sie spricht zwar immerhin davon, dass während des Krieges Zwangsarbeiter in Leuna arbeiten mussten. Aber mit welchen Worten: „Allzu viele“ von den Zwangsarbeitern seien entkräftet zu Tode gekommen oder ermordet worden. „Was sollte man darunter verstehen?“, fragt sich Jakob, als er das liest. „Wäre es, wenn es nicht *allzu viele* gewesen wären, sondern nur *viele*, tolerierbar gewesen?“

Eugen Ruge

In Zeiten des abnehmenden Lichts. Roman einer Familie (2011)

Rowohlt-Verlag, Reinbek b. Hamburg 2011, 425 S. (zahlreiche Auflagen), sowie Büchergilde Gutenberg, Frankfurt a.M./Wien/Zürich 2011. Hörbuch: Argon-Verlag, Berlin 2011. Zahlreiche Übersetzungen.

Hörspielfassung: Südwestrundfunk 2012 (Bearbeitung Leonhard Koppelman) und Deutsche Nationalbibliothek (Bearbeitung Uticha Marmon), Jumbo Neue Medien und Verlag, Frankfurt a.M./Leipzig 2018. Theaterdaption (Eugen Ruge): UA 28.3.2013 am Deutschen Theater Berlin, publiziert im Merlin-Verlag, Gifkendorf 2013. Filmadaption: Matti Geschonneck (Regie), Oliver Berben Produktion 2017, 101 Minuten; DVD-Ausgabe: Warner Home Video, Deutschland 2017

Erzählt wird die Geschichte dreier Generationen einer Familie in der DDR, wobei eine der zentralen Figuren Historiker an der Akademie der Wissenschaften ist. In die Gestaltung dieser Figur sind wesentliche Teile der Lebenslinie des DDR-Zeit-historikers Wolfgang Ruge (1917–2006) eingegangen; der Autor ist dessen Sohn. Für das Buch bekam er den Deutschen Buchpreis 2011.

Die Eltern des Historikers waren nach dem Krieg aus dem mexikanischen Exil in die DDR gekommen. Der Stiefvater arbeitet als Verwaltungsleiter einer Akademie (wohl der Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft Potsdam, ASR), bis man ihn wegen Inkompetenz in den Ruhestand abschob, aber regelmäßig mit Orden für seine Verdienste auszeichnete. Die Mutter, Charlotte Powileit, war an sich auch Funktionärin, allerdings direkt im Wissenschaftsbetrieb. Auf der Basis einer Qualifikation, die vier Jahre Haushaltsschule und spanische Sprachkenntnisse umfasste, wurde sie Direktorin eines Instituts für Sprachen und Literatur an einer Einrichtung, die die künftigen Diplomaten der DDR ausbildete (also wohl am Institut für Internationale Beziehungen Potsdam).

Selbst- und Fremdwahrnehmung fielen bei ihr stark auseinander. Als sie sich erbot, ein Seminar zum 50. Jahrestag der mexikanischen Revolution durchzuführen, beschied ihr ein Kollege barsch, sie als Autodidakt solle sich nicht auch noch in fremde Fachgebiete einmischen. Als sie einen Artikel über die wirtschaftliche Entwicklung Mexikos schrieb, notierte ihr Sohn, der Historiker, entnervt: „Keine

Ahnung von nichts. Ruft sieben Mal täglich an. Will wissen, wie viel Nullen eine Million hat.“ Aber sie hatte auch Erfolgserlebnisse. Im Auftrage Kurt Hagers verfasste sie gelegentlich Abrechnungen mit Autoren und Büchern, so etwa, als im Mitteldeutschen Verlag Wolfgang Koeppens Roman „Mexikanische Nacht“ erschienen war:

Das Buch war negativ. Defätistisch. Es zog den Leser in dunkle Sphären hinunter, machte ihn passiv und klein, stellte ihn hilflos in eine Welt, die grausam war und schlecht, zeigte keinerlei Auswege auf. [...] Nein, ... dieses Buch eignet sich nicht, um die Jugend zu einer weltzugewandten, humanistischen

Haltung zu erziehen. [...] Es eignet sich nicht, um den Glauben an den Fortschritt der Menschheit und an den Sieg des Sozialismus zu fördern, und deswegen gehört es nicht in die Regale der Buchläden unserer Republik. (S. 126f.)

Kurt Umnitzer, der Sohn und Historiker, soll etwas zu dem Artikel sagen: „Ich verstehe dich nicht ... Wieso du dich an so was beteiligst.“ – „Wieso denn beteiligst? An was denn?“ – „Mutti, hier geht es doch um eine politische Kampagne [...] Es geht hier um Richtungskämpfe. Es geht hier um Reform oder Stillstand. Demokratisierung oder Rückkehr zum Stalinismus.“ Charlotte griff sich entnervt an die Schläfen. „Stalinismus ... Auf einmal reden alle von Stalinismus!“ – „Ich verstehe dich nicht ... Dein Sohn ist in Workuta ermordet worden.“ – „Ich möchte nicht, dass du so etwas sagst, Kurt, ich möchte nicht, dass du so etwas sagst!“

Umnitzer selbst hat zehn Jahre im Gulag verbracht. Bereits im sowjetischen Exil, hatte er nach dem „Freundschaftsvertrag“ zwischen Stalin und Hitler seinem Bruder geschrieben: Die Zukunft werde erweisen, ob es vorteilhaft sei, mit einem Verbrecher Verträge zu schließen. Der Brief wurde abgefangen: „Sie haben Kritik an der Außenpolitik des Genossen Stalin geäußert.“ Zehn Jahre Lagerhaft wegen „antisowjetischer Propaganda und Bildung einer konspirativen Organisation. Die Organisation waren: er und sein Bruder.“

Anschließend folgte eine Verschickung in „ewige Verbannung“. Erst nach Stalins Tod konnte Umnitzer die Sowjetunion verlassen. Als eine Art Wiedergutmachung bekam er eine Stelle an der Akademie der Wissenschaften, war mit 35 wohl der älteste Doktorand dort, „wusste nicht, was erlaubt war und wann man lachen durfte. Aus einer Welt kommend, wo man sich morgens mit dem Mutterfluch begrüßte, hatte er kein Gefühl dafür, wie man den Honoratioren gegenübertrat, geschweige denn für das feine Geflecht der Allianzen und Animositäten im sozialistischen Wissenschaftsbetrieb.“

Doch er holte schnell auf, arbeitete schonungslos, galt bald als einer der produktivsten Historiker der DDR, wurde Arbeitsgruppenleiter und Akademieprofessor. Politische Auseinandersetzungen, die er sich nicht wünschte, gehörten dazu. Ein Mitarbeiter seiner Arbeitsgruppe, Paul Rohde, hatte eine Rezension zu einem westdeutschen Buch verfasst. Es ging darin um die sog. Einheitsfrontpolitik der KPD Ende der 20er Jahre, die tatsächlich eine Spalterpolitik war. Er schickte

die Besprechung auch an den rezensierten Autor, versehen mit der Bemerkung, er möge entschuldigen, dass sie so negativ sei. Aber in der DDR sei man noch nicht so weit, das Thema offen diskutieren zu können. Der Brief wurde abgefangen. Es folgte ein Parteiverfahren am Institut (wohl das Institut für deutsche Geschichte, später im AdW-Zentralinstitut für Geschichte aufgegangen). Dabei begegnete Umnitzer sein Ankläger aus Moskau wieder, hier nun als Mitarbeiter der ZK-Abteilung Wissenschaft:

Nun war Rohde dran: Selbstkritik. Kurt hörte Rohde seinen auswendig gelernten Text stoßweise herauspressen, jedes Wort vorher abgesprochen, ganz klar, Kurt hörte ihn schlucken, die Pausen dehnten sich unerträglich, bis sich Worte wie *feindlich ... verantwortungslos ... gehandelt ...* langsam zu satzartigen Gebilden fügten.

Dann war Kurt dran [...]. Sein Hals war trocken. Sein Kopf war leer. Er war selbst überrascht über den Satz, den er hervorbrachte:

– Ich bin nicht sicher, ob ich verstanden habe, worum es geht [...]

Einen Augenblick herrschte Schweigen, dann beugte Günther sich zu dem Schweinsgesicht hin. Es war jetzt so still im Raum, dass Kurt

hören konnte, was Günther flüsterte:

– Der Genosse Umnitzer war letzte Woche in Moskau.

Das Schweinsgesicht sah Kurt an, nickte.

– Genosse Umnitzer, niemand zwingt dich, hier Stellung zu nehmen.

Und an alle gewandt ergänzte er:

– Wir führen ja hier keinen Schauprozess durch, nicht wahr, Genossen?

Er lachte. Irgendwer lachte mit. Erst als der nächste Kollege sprach, merkte Kurt, dass seine Hände zitterten.

Seine Hand zitterte noch immer, als er sie hob, um für den Parteiausschluss Rhodes zu stimmen. (S. 179)

Nun braucht es rechtfertigende Gründe, um die Sache verarbeiten zu können. Ist es nicht auch ein Fortschritt, so räsoniert Umnitzer im Selbstgespräch, wenn man die Leute, anstatt sie zu erschießen, aus der Partei ausschließt? Auch die Französische Revolution habe unendliche Wirrnis nach sich gezogen. Köpfe waren gerollt. Jahrzehnte hatte diese Revolution gebraucht, um bei ihren Zielen anzukommen. Irgendwann werde ein Sozialismus kommen, der diesen Namen verdiente, wenn auch vielleicht nicht mehr in seiner Lebenszeit – „in jenem winzigen Abschnitt der Weltgeschichte, dessen Zeuge er zufällig war und den er, verdammt nochmal, zu nutzen gedachte – jedenfalls das, was davon übrig geblieben war nach zehn Jahren Lager und fünf Jahren Verbannung“.

Alexander, sein Sohn, erinnert den Vater als großen Erzähler. „Wie er dagesessen hatte in seinem berühmten Sessel – Kurts Sessel! Wie alle an seinen Lippen hingen, wenn er seine Geschichtchen erzählte, der Herr Professor. Seine Anekdoten. Komisch aber auch: In Kurts Mund verwandelte sich alles in eine Anekdote. Egal, was Kurt erzählte – selbst wenn er davon erzählte, wie er im Lager beinahe krepirt wäre –, immer hatte es eine Pointe, immer hatte es Witz.“

Die Handlung greift bis in die 2000er Jahre aus. In den 90er Jahren eskalieren die Konflikte zwischen Historiker-Vater und Bohème-Sohn, der 1988 in den Westen ausgewandert war: „Aha“, so der Vater in den 90ern, „darf man jetzt also nicht mehr über Alternativen zum Kapitalismus nachdenken! Wunderbar, das ist also

eure Demokratie ...“ – „Na, Gott sei Dank, dass du in deinem Scheißsozialismus über Alternativen nachdenken durftest.“ – „Du bist ja wirklich schon vollkommen korruptiert.“ – „Korruptiert? Ich bin korruptiert? Du hast vierzig Jahre lang geschwiegen ... Vierzig Jahre lang hast du es nicht gewagt, über deine großartigen sowjetischen Erfahrungen zu berichten.“ – „Das mache ich schon noch ...“ – „Ja, jetzt, wo es keinen mehr interessiert!“ (Ein Buch über Wolfgang Ruges Gulag-Erfahrungen ist dann tatsächlich noch entstanden, vgl. Ruge 2003 und 2012.) Am Ende, der Vater ist verstorben, inspiziert der Sohn das Regal mit dessen Publikationen:

eine Gesamtregalbreite, die fast mit der des Lenin'schen Werks konkurrieren konnte: ein Meter Wissenschaft. Für diesen Meter Wissenschaft hatte Kurt dreißig Jahre geschuftet, dreißig Jahre lang die Familie terrorisiert. [...] Für diesen Meter hatte Kurt Orden und Auszeichnungen, aber auch Rüffel und einmal sogar eine Rüge von der Partei erhalten, hatte mit den vom ewigen Papiermangel gebeutelten Verlagen um Auflagenhöhen

gefeilscht, hatte einen Kleinkrieg um Formulierungen und Titel geführt, hatte aufgeben müssen oder hatte mit List und Zähigkeit Teilerfolge erzielt – und nun war alles, alles MAKULATUR. [...] Diese angebliche Forschung, dieses ganze Halbwahre und halberzige Zeug, das Kurt da über die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung zusammen gehämmert hatte ... (S. 21)

Die Filmadaption ist eingangs aus Vollständigkeitsgründen genannt, trägt jedoch zum hier interessierenden Thema nichts bei. Der Film erzählt zwar – wie das Buch – die Geschichte der Zerstörung einer Familie als Sinnbild für den Niedergang des DDR-Sozialismus. Er rückt dafür aber die Figur von Wilhelm Powileit, des Stiefvaters von Kurt Umnitzer, in den Mittelpunkt.

Klaus E. Schneider

**Der späte Student, Neurotiker und Extremist Wolf Lanzelo.
Ein essayistischer Roman (2004)**

Nora Verlagsgemeinschaft Dyck & Westerheide, Berlin 2004, 483 S.

Gattungstypologisch ein Grenzfall: Dass es sich um eine autobiografische Darstellung handelt, wird durch die Genrebezeichnung „Roman“ und die Erzählung in der dritten Person nur notdürftig verborgen. Die biografischen Stationen des Autors Klaus E. Schneider sind dieselben wie die seiner Figur Wolf Lanzelo. Die Handlung verläuft linear, Dialoge sind selten, stilistisch ist das Ganze eher ein Bericht. Etwas literarischer Aufwand wird ab und an getrieben, um Atmosphärisches zu veranschaulichen. Ausführliche in den Text montierte Tagebuchaufzeichnungen, Briefe und Literaturzitate sind wohl das, was die Charakterisierung des Textes als „essayistisch“ motivierte. Das Buch führt auch noch einen zweiten Untertitel: „Erlebnisse eines Mannes im mittleren Alter, der es riskierte, Schriftsteller zu wer-

den, weil er Journalist nicht mehr hatte werden dürfen“, und wie der komplette Gesamttitel, so ist auch das Buch: in viele Richtungen ausgreifend, vor allem dann, wenn es immer wieder essayistisch wird.

Der Band ist der dritte Teil eines Zyklus um Wolfgang Lanzelo (also wohl um Klaus E. Schneider, vgl. Schneider 2002 und 2003). Dieser Teil nun interessiert im Zusammenhang unseres Themas, weil er an einer speziellen Hochschule der DDR spielt: dem Institut für Literatur „Johannes R. Becher“ in Leipzig. Dort hatte Schneider von 1964 bis 1967 studiert. Junge Autorinnen und Autoren sollten an dem Institut handwerklich professionalisiert und daneben politisch geschult werden. Folgt man der Darstellung im Buch, so erwies sich die Priorisierung der beiden Studienziele häufig als umgekehrt.

Lanzelo hat schon einiges hinter sich, als er dort hineingerät. Er war Berufssoldat mit Parteiverfahren gewesen, hat ein Examen als Russisch-Übersetzer, arbeitete als Redakteur bei der Leipziger Parteizeitung (also der „Leipziger Volkszeitung“), auch das endete mit einem Parteiverfahren, anschließend als Lektor im Fachbuchverlag Leipzig, war dann Übersetzer in einem staatlichen Sprachmittlungsbetrieb („Interpret“ im Buch, „Intertext“ in der Leipziger Realität). Parallel unternahm er erste literarische Versuche. Nun ist er 34 Jahre alt.

Der Beginn seines Studiums verläuft noch frotzelnd. „Ich will Ihnen was verraten“, so ein Dozent zu Lanzelo: „Ein Ziel des Studiums hier am Becher-Institut besteht darin, Ihnen als potentielle Autoren vor Augen zu führen, daß Sie eigentlich Stümper sind vor der ... Weltliteratur.“ – „Ich weiß, ... das Genie ist selten, der Wahnsinn häufig.“ – „Ja, richtig, verkneifen Sie es sich vorerst mal, einen Bestseller zu schreiben.“ – „Ich werd' mir Mühe geben ... und am Anfang auf ein epochales Werk verzichten.“

Dann soll Lanzelo Mitglied der Institutsparteileitung werden, trotz seiner beiden Parteistrafen. Eine Woche später hat die Bezirksparteileitung seine Kandidatur abgelehnt. „Unter den neuen Kandidaten, so habe man in der Bezirksleitung gesagt, falle eine Konzentration auf von Genossen mit Parteiverfahren und Parteistrafen.“ Das hat, so wird man als Leser.in vermuten dürfen, mit der spezifischen Zusammensetzung der Studentenschaft an dieser spezifischen Hochschule zu tun.

Zwei Dozenten finden sich ausführlicher behandelt, wohl exemplarisch für zwei Gruppen innerhalb des Lehrkörpers. Wie alle Figuren sind sie leicht zu entschlüsseln: Werner B. (Werner Bräunig, 1934–1976) und Trude R. (Trude Richter, 1899–1989).

B. ist Leiter des Seminars für Prosa und hat soeben einen Abschnitt aus seinem Roman „Rummelplatz“ in der Zeitschrift „neue deutsche literatur“ veröffentlicht (vollständig wurde das Buch erst 2007 postum publiziert, mit großer öffentlicher Beachtung, vgl. Bräunig 2007). Dann kommt das II. Plenum. In dessen Vorfeld waren einige Wismut-Kumpel instrumentalisiert worden, mit einem Leserbrief im „Neuen Deutschland“ gegen ihre Darstellung im „Rummelplatz“ zu protestieren.

Mit dem Plenum beginnt dann ein Kesseltreiben um B. Die Stimmung um ihn herum wird eisig. Allein die Studierenden halten zu ihm. Schließlich wird ein Vorwand gefunden, um ihn als Dozenten abzulösen. Im wesentlichen dürfte es sich bei Schneiders Darstellung dieses Vorgangs um einen Tatsachenbericht handeln (vgl. Lehn/Macht/Stopka 2018: 206–212).

Anschließend beginnen Säuberungen am Institut, eine Parteiversammlung jagt die andere. „Genosse Professor Koch“ (also Hans Koch [1927–1986] vom ZK-Institut für Gesellschaftswissenschaften) kommt aus Berlin: „Wenn ihr hier unten in Leipzig nicht spurt und macht, wie wir es oben in Berlin beschließen und wollen, daß es geschieht, machen wir euch das Institut zu!“ „Mäxwell“, der Institutsdirektor (das war damals Max Walter Schulz, 1921–1991), bekommt Herzanfälle und zieht sich zeitweilig von der Institutsleitung zurück. Der stellvertretende Direktor wird abgelöst, und der Parteisekretär nimmt seinen Platz ein.

Als Gegenspielerin von Werner B. wird Trude R. gezeichnet, Dozentin für Sowjetliteratur. Sie hatte als deutsche Kommunistin die Hölle der Stalinschen Lager überstanden (in der verdämmernden DDR vermochte ihr Lebensbericht darüber sogar noch die Hürden zur Verlagspublikation zu nehmen, vgl. Richter 1990). Sie gehöre zu den Menschen, so Lanzelo/Schneider, „die unter einer Diktatur Schlimmes erleben mußten“ und nun „im nachfolgenden System, das wiederum eine Diktatur war, einen Fanatismus an den Tag (legten) und einen Gehorsam und eine Treue, die lächerliche Züge annahmen“.

Am Morgen, nachdem der Wismut-Kumpel-Leserbrief im ND gestanden hat, sitzt Trude R. im Seminar von Werner B., „angeblich um zu hospitieren. Die Beifallsbezeugungen des Seminars für Werner B. veranlaßten sie, zeternd den Raum zu verlassen ... Da sähe man es ja wieder einmal, geiferte sie, wohin es führe, wenn man sich vom sozialistischen Realismus entferne, dem sicheren Kompaß, und in den westlichen Kulturverfall gerate“. Doch auch fachlich sind die Studenten von ihr alles andere als angetan: „Dr. Trude R. ist in ihrem Unterricht unwissenschaftlich, rechthaberisch bis zur Komik, systemlos und im Urteil nicht selten primitiv“, schreibt Lanzelo namens seiner Gruppe an die Parteileitung. Schließlich boykottiert die Seminargruppe R.s Veranstaltungen sogar.

Erreicht wird damit zwar nichts, aber Lanzelo rechnet „Mäxwell“ zumindest positiv an, dass er die Lage nicht weiter zuspitzt. Wenn der Verzicht auf Strafmaßnahmen, so wird man als Leser.in vermuten dürfen, zu Würdigungen Anlass gibt, dann sagt das wohl auch etwas über das damalige Institut. Zur Auswertung des 11. Plenums meldet das Institut nach Berlin, die Diskussion darüber sei eine Diskussion unter Freunden gewesen und auch freundschaftlich verlaufen. „Oje“, sagt sich Lanzelo, „wie mußte dann eine Diskussion gegen Feinde ausfallen!?“

In einem Nachsatz zum Buchtext ist vermerkt, dass das Manuskript 1984 abgeschlossen und 2004 final bearbeitet worden sei.

Walter Nowowski (Hg.)

Lehrzeit. Geschichten und Erinnerungen (1979)

Verlag Neues Leben, Berlin [DDR] 1979, 312 S.

Literarisch ein Grenzfall: Fünfzehn Autoren (tatsächlich keine Autorin) folgten einer Anregung des Herausgebers, etwas Bemerkenswertes über ihre Lehrzeit zu schreiben. Warum zur Lehrzeit? Sie sei eine „Zeit prägender Lebenslehren“. Manche der sich Beteiligten verstehen dann „Lehrzeit“ als die Phase einer Berufsausbildung in einem Betrieb, andere die Zeit zwischen Schule und Studium oder ihre Studienjahre an einer Hochschule, wieder andere als die Zeit, in der sie zum Schriftsteller reifen.

Der Herausgeber stellt in seinem Vorwort fest, dass dabei die „Mehrheit der Texte ... unbewußt in der Nähe des Autobiographischen“ bleibe. Diese Anmerkung ist aus drei Gründen etwas rätselhaft: Die Anfrage an die Autoren legte genau diese Nähe nahe. Die Mehrheit der Texte operiert nicht „unbewußt“, sondern überaus bewusst autobiografisch. Und „Nähe“ zum Autobiografischen erscheint als recht untertrieben, wenn die berichteten Stationen fast immer ziemlich genau an den jeweiligen Autorenbiografien nachvollzogen werden können.

Deshalb also literarisch ein Grenzfall: viel Tatsachenbeschreibung, wenig Fiktionalisierung, aber doch Anflüge von Handlung, immer mal wieder ins Essayistische abdriftend. Doch wir wollen hier dem Herausgeber folgen, der seinen Autoren (dennoch) attestiert, Literatur geschrieben zu haben: Sie „nutzen den die Sammlung bündelnden Grundeinfall als eine willkommene Möglichkeit, sich in einer bestimmten gedanklichen Hinsicht poetisch auszuschöpfen“. Zwei der beigetragenen Stücke schöpfen thematisch aus den Lehrzeit-Erfahrungen, die ihre Autoren im Wissenschaftsmilieu gemacht haben.

Bei Fritz Rudolf Fries bildet der 3. September 1976 den Ausgangspunkt. An diesem Tag wurde „der Meister“ oder „K.“ (das ist Werner Krauss [1900–1976]) auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof zu Grabe getragen. Fries war dessen akademischer Schüler gewesen, hatte bei Krauss in Leipzig studiert und war dann sein Assistent am der Ost-Berliner Akademie. Er hat seinen Text „Lebenslehre oder Die Passionen der aufklärerischen Seele“ genannt. Darin stellt er sich Fragen zu Krauss' Leben und kreist dabei immer wieder um den Schlüsselroman „PLN“, den Krauss 1944 schrieb, während er in Plötzensee auf die Vollstreckung seines Todesurteils wartete. So entwickelt Fries ein unaufdringliches Porträt des verehrten Lehrers und spickt dieses mit Sottisen zu dessen (anderen) Schülern.

Krauss habe eigenwillige Akzentverschiebungen gepflegt, „*Paríss* beispielsweise“: „Das mußte ein anderes Paris sein als das vom Kollegen Klemperer in Halle behandelte“, so der süffisante Kommentar zur gepflegten Konkurrenz, die die beiden romanistischen Gelehrten halb verband und halb trennte. Ein Stubenge-

lehrter sei Krauss gewesen, der zugleich praktisch sein konnte. Und „nur an den Rändern des praktischen Problems (Fragen nach Stipendien, Studienordnungen, Sonderrechten, Anträgen, das halbe studentische Leben, wie es in Abhängigkeit von mehr oder weniger einsehbaren Bestimmungen verläuft) konnte K., gleichsam zur Erbauung des Deprimierten, den Tisch der konkreten Verhältnisse barock verschnörkeln, die Wahrheit mit surrealistischer Häkelarbeit an ihre Hintergründe knüpfen, die Dialektik von Sein und Schein aufblitzen lassen“.

Nur wenige seien es am Ende gewesen, die in die Fußstapfen des Alten traten und derart die Fackel in der Wissenschaft weiterreichten. Das Gesamturteil über die Schüler fällt nicht sehr gnädig aus. K.s Jünger hätten, so Fries, nach der Emeritierung ihres Meisters „das konzentrierte Gebräu, das ihnen überlassen wurde, auf Flaschen gezogen, manchmal auch in Fingerhüte vergossen“. Manch anderer aber habe „die Selbständigkeit des Denkens und das Vorbild des inhaftierten K. für sich so ausgelegt, daß sie zum Verhängnis geworden waren. Darüber sprach man nicht“. Gemeint ist hier wohl (auch): der erzwungene Rausschmiss von Fries selbst aus dem Akademie-Institut 1966, nachdem er seinen Roman „Der Weg nach Oobliadooh“ bei Suhrkamp herausgebracht hatte.

Karl-Heinz Barck (1934–2012) ist auch auf der Krauss-Beerdigung. „Unser Blick streift den Doktor Barck: Romanist, doch ohne das Privileg, als Student bei K. an einem Tisch in der Gletschersteinstraße zu Leipzig gesessen zu haben.“ Aber die Distanz, die zwischen Krauss und seinen Schülern trotz allem bestand, habe Barck nicht mehr gespürt, „wenn er in der Berliner Zeit des Meisters diesen aufsuchte, dreist wie der Zöllner vor Laotse in dem Gedicht von Brecht, und dem Weisen Wissen abverlangte“. In Brechts Gedicht, das sollte der Leser an dieser Stelle besser nachschlagen, heißt es zum Schluss: „man muss dem Weisen seine Weisheit erst entreißen. / Darum sei der Zöllner auch bedankt: / Er hat sie ihm abverlangt.“ (Brecht 1981 [1938]: 258) Zudem ist der Zöllner bei Brecht nicht dreist, sondern von ausgesucht höflicher Freundlichkeit. Vielleicht hat es Fries so auch gemeint.

Einen völlig anderen Zugang zum Thema „Lehrzeit“ hat Jochen Hauser gewählt. „Wie die Glaubitze recht behielten“ erzählt die Geschichte einer Emanzipation durch Bildung auf Umwegen. Glaubitz hieß sein Klassenlehrer in der Abiturstufe, aus einem alten Bauerngeschlecht auf den Bornaer Zwiebfeldern stammend, „die Glaubitze“. Beide verbindet ein Einverständnis zwischen Arbeiterkind und Bauernkind: „denkst du, wir lassen uns von denen nachsagen, daß wir dümmer sind als sie?“, so Glaubitz. Gemeint waren Hausers Mitschüler, Töchter und Söhne von Apothekern, Ingenieuren, Möbelhändlern und Zahnärzten.

Zum Studium bewirbt sich Hauser für Journalistik an der Universität Leipzig. Absage. Überlaufen sei der Studiengang, heißt es, auch aus den Reihen der Arbeiterkinder. Sein Lehrer Glaubitz ist engagiert und hat sich erkundigt: Hauser solle Sinologie studieren, denen fehle ein Arbeiterkind. Er fährt zur Aufnahmeprüfung:

„Der Professor blättert in den Unterlagen, dann zischelt er süß, wozu man in diesem Falle erst prüfen müsse, selbstverständlich würde ich immatrikuliert.“ Die Sache geht nicht gut: „Zu groß waren die Klüfte zwischen meinen Kommilitonen, den Dozenten und mir. Alles war mir äußerst vornehm, fremd und falsch erschienen.“

Hauser geht erst einmal in die Brikettfabrik, will dann dort Facharbeiter für Bergbautechnik lernen. Sein weiser Schichtmeister antwortet, das sei nicht sein Beruf, er solle sich nichts vormachen. Also ein neuer Anlauf an der Uni. Er schreibt sich fürs Lehrerstudium Deutsch und Geschichte ein. Parallel verfasst er ein Filmszenario: „Über ein Arbeiterkind, das auf dem Weg, der nach Aussagen aller Glaubitz glatt und förderlich war, nicht vorankommt. Das Fernsehen bescheinigte dem Drama seine Unbrauchbarkeit, aber die Verfasserin des Briefes empfahl mir das Studium der Dramaturgie. Die Adresse der Hochschule fügte sie am Briefende bei.“

Hauser fährt zur Aufnahmeprüfung. Die anderen Bewerber dort sprechen über Anouilh, Beckett und Joyce. „Ich hörte diese Namen zum erstenmal. Meine Lieblingsschriftsteller waren Gottfried Keller und Michael Scholochow. ‚Ach‘, sagte der junge Mann neben mir, nachdem ich ihm das verraten hatte. ‚Ach‘, und er riß die Augen auf und schien die Welt nicht mehr zu verstehen.“ Hauser wird Student der Dramaturgie. Und dann Dramaturg.

Erich Loest

Der elfte Mann. Roman (1969)

Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1969, 249 S. (bis 1980 drei Auflagen). Neuauflagen: Linden-Verlag, Leipzig 1992, Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 2006, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2018

Dies war der erste Roman Loests, nachdem er bis 1964 siebeneinhalb Jahre in Bautzen wegen „konterrevolutionärer Gruppenbildung“ inhaftiert war. Im Mittelpunkt steht ein Oberliga-Fußballer, der Physik studiert und für sich den Konflikt zwischen einer Karriere als Nationalspieler oder vielversprechender wissenschaftlicher Laufbahn lösen muss.

An der Universität – einige Äußerlichkeiten lassen Leipzig als Handlungsort erkennbar werden – umwirbt man Jürgen Hollstein als einen der Leistungsstärksten seines Studienjahres. Er kommt in die Bestenförderung und erhält einen Sonderstudienplan. Gleichzeitig fordert ihn die Bestenförderung in seinem Fußballklub, wo er zum Nationalkader aufgebaut werden soll.

Beides fällt ihm nicht zu. Das Physikstudium macht ihm durchaus zu schaffen, doch ist er fachlich ehrgeizig. Im Sport hat er gerade eine Knieverletzung hinter sich und muss aufholen. Ein Trainingslager für Nationalmannschaftsaspiranten in

Bulgarien soll dabei helfen. Zeitgleich kommt ein Angebot, sich bereits während des Studiums auf den Einsatz in einem Forschungsinstitut für Baustoffe und Bautechnologie vorzubereiten. Dieses Institut wird gerade neu errichtet, und der Instrukteur für die Neugründung streift durch die Universitäten, um sich die besten Studierenden empfehlen zu lassen. Die sollen dann ihr Studium beschleunigt abschließen. Der Instrukteur ist offen zu Hollstein: „Ich habe von Ihren sportlichen Aktivitäten gehört. So viel scheint sicher: Wenn Sie sich für uns entscheiden, werden Sie nicht in dieses Trainingslager und nicht zu anderen Sportlehrgängen fahren können. Beides nebeneinander schafft keiner.“

Dann beginnt ein Gerangel zwischen den Wissenschaftlern und Sportfunktionären. Hollsteins Professor sagt, die Entscheidung sei dessen Sache. Die Sportvertreter aus Berlin plädieren dafür, Hollsteins Studium zu verlängern, denn Partei und Staat hätten dem Fußballverband eine klare Aufgabe gestellt: Durchbruch der Nationalmannschaft zur Spitze. Professor Bernskohn hält dagegen: Förderung der Besten auch im wissenschaftlichen Bereich sei gleichfalls eine Forderung von Partei und Staat. Die Sportfunktionäre: Man sei nur in gewissen Jahren ein guter Fußballer. „Gegenschlag von Bernskohn: Ein Hirn bildet sich in gewissen Jahren maximal aus, leider in denselben.“ Einer der Sportvertreter fragt sich, ob es nicht an Liberalismus grenze, eine so wichtige Entscheidung einem einzelnen und noch dazu einem so jungen Mann zu überlassen.

Einigen können sich die Kontrahenten nicht. Es bleibt also Hollsteins Entscheidung. Der ist innerlich zerrissen zwischen den Aussichten, die mit der Fußballkarriere verbunden sind, und der längerfristigen Perspektive. Am Ende unterliegt in ihm die Eitelkeit, gespeist von der attraktiven Aussicht, ein bejubelter Star zu werden, und es gewinnt die Rationalität.

Jenseits dieser Handlung findet sich in dem Roman eine Miniatur, die einen aufschlussreichen Aspekt der DDR-Wissenschaft erhellt: die Abgründe zwischen Herkunftsmilieus. Hollsteins Förderer Bernskohn hatte mit seiner Frau die Oper besucht und beim Hinausgehen ein ihnen bekanntes Paar getroffen:

der Mann war Professor der Chirurgie und zeigte sich nun, da sie beim Wein saßen, erfreut, über etwas anderes reden zu können als über Billroth II und Pneumonie. Joachim Bernskohn hörte sich Meinungen über Stimmqualitäten besonders zweier Damen an, die dem Chirurgen durchaus ungenügend erschienen, und registrierte, daß die Chirurgen gattin ein beflügelndes Stichwort gab: Anlässlich eines Kongresses hatte ihr Mann diese Oper vor kurzem *in Wien* gesehen. Dochdochdoch, versicherte der Chirurg, die hiesige Aufführung konnte durchaus mithal-

ten; viele wußten gar nicht, was sie in dieser Stadt hatten. [...] Gerda Bernskohn äußerte etwas über das Bühnenbild, Joachim Bernskohn argwöhnte, es klänge in den Ohren des Kenners naiv und stellte sich sofort auf ihre Seite: Er sei ein ungeschulter Musikverbraucher, mit fast dreißig hätte er seine erste Oper gehört und fände absolut keine Zeit, nachzuholen, welche Strömungen von Philosophie und Musiktheorie ... ausgangs des vergangenen Jahrhunderts geherrscht hätten. Was in der Jugend versäumt war, ließ sich nicht aufholen; dunkel entsann sich Bernskohn des

Musikdozenten an der ABF und seiner Faustregel, die Musik zerfiele wie alle Kunst in Realismus und Formalismus, und wer das wisse, könne sich nie irren. „Mein Mann war Thomaner“, ließ die Chirurgengattin fallen. Na dann! rief Bernskohn und igelte sich ungewollt ein; für derartige Bemerkungen schlummerten aus seiner ABF-Zeit Abwehrgefühle: Man stürmte jegliche Höhen mit *seiner Klasse*, und wenn man die Bürgerlichen, Kleinbürgerlichen mitgehen ließ auf dem Weg ins Licht, so geschah dies aus Großmut, nötig hatte man's nicht. Denk mal

an, sann Bernskohn, ... so was hält sich über zwanzig Jahre hinweg, da fällt das Wort Thomaner, und schon baust du Hochmut auf, weil du Hochmut fürchtest. Na dann, sagte er nochmals und streckte Gedankenfühler hinüber zum Chirurgen und wog ab, ob sich durch die Suggestion, daß er ja schließlich *auch* Professor geworden war und kein schlechter, alte Verkrampfung lösen ließ – es gelang wohl trotz der Jahre und des Gemunkels, nationalpreisverdächtig zu sein, seltsamerweise immer noch nicht ganz. (S. 69f.)

Günter Görlich

Die Chance des Mannes (1982)

Verlag Neues Leben, Berlin [DDR] 1982, 174 S. (bis 1988 sechs Auflagen). Buchclub-Ausgabe: Buchclub 65, Berlin [DDR] 1984. Russische Ausgabe: Dnipro Verlag, Kiew 1990

Im Mittelpunkt stehen zwei Personen, die es im Abstand von 15 Jahren miteinander zu tun bekommen: zum einen Monika Weiß, einst eine selbstbewusste Doktorandin, die in den 60er Jahren die Arbeit an ihrer Dissertation überraschend abbrach, um ihrem Mann in eine weit im Norden gelegene Kleinstadt zu folgen, was nicht zu ihrem Selbstbewusstsein passen wollte; zum anderen Klaus Karras, ihr Diplom-Mentor, damals Dozent an der Humboldt-Universität, inzwischen Professor für DDR-Geschichte und Abteilungsleiter an einem Akademieinstitut. Wichtigste Nebenfigur ist der Ehemann der früheren Doktorandin, Wolfgang Weiß, nunmehr Vorsitzender eines Rates des Kreises. Die Handlung nimmt ihren erzählerischen Ausgangspunkt in den 80er Jahren und spielt, über Rückblenden, wesentlich in den 60ern und der Zeit dazwischen.

Die vormalige Doktorandin hat sich nach 20 Jahren Ehe von ihrem Mann getrennt und ist nach Berlin zurückgekehrt. Dieser bittet den Professor, an frühere Vertrautheit anknüpfend, etwas über die Motive der Trennung in Erfahrung zu bringen. So startet eine viergleisige Erzählung.

Zum ersten ist der Professor zu beobachten, wie er den Alltag des Landes entdeckt, dessen Geschichte er erforscht (ein Herzensanliegen ist ihm gerade „eine Studie über die Bündnispolitik mit der künstlerischen Intelligenz Anfang und Mitte der fünfziger Jahre“, während er gleichfalls engagiert an einer „Studie über die Probleme der genossenschaftlichen Umwandlung auf dem Lande im Jahr neunzehnhundertsechzig“ sitzt). Zum zweiten wird der Abbruch der Doktorarbeit durch Monika Weiß, der dem heutigen Professor seinerzeit unerklärlich geblieben war, rekonstruiert.

Drittens wird berichtet, wie ein talentierter Wirtschaftswissenschaftler, der Ehemann, in die administrative Praxis entsandt wird und dort zurechtkommt (er bewältigt es, so die Darstellung, mit der Kraft bestechender Logik, durchgreifender Systematisierung der Abläufe und einer Mischung aus elitärem Selbstbewusstsein und Leutseligkeit). Schließlich, zum vierten, wird die sich schleichend steigernde Unzufriedenheit der Monika Weiß nachvollziehbar gemacht: Sie, die einst mit vielen Hoffnungen beladene Historikerin, hatte sich in ein Leben als Anhängsel ihres Mannes und seiner öffentlichen Rolle hineinmanövrieren lassen.

Die Entdeckungen, die Karras im Alltag seines ansonsten vom Schreibtisch aus erforschten Landes macht, sehen dann z.B. so aus, in einer Kneipe:

An meinem Tisch saß ein älterer Mann, der einen altmodischen Anzug trug. Als ich ihm guten Appetit wünschte, kamen wir ins Gespräch [...]. Er saß aufrecht am Tisch und blickte düster vor sich hin. Um ihn abzulenken, fragte ich ihn nach seiner Arbeit. Er ging mürrisch darauf ein und sprach über die Landwirtschaft, in der er beschäftigt war. Die hiesigen Behörden hätten keine Ahnung von den Besonderheiten dieser Gegend. Sie

hätten riesengroße Wirtschaftseinheiten geschaffen, die einfach nicht in der Lage seien, rentabel zu arbeiten. „Ich weiß, lieber Mann, was ich da sage. Bin ja Bauer. Aber diese Stubegelehrten, diese Büromenschen. Gehen nach irgendwelchen Tabellen und Büchern. Unsere Erfahrung zählt nicht, die ist für die Katz. Da kommt eines Tages das dicke Ende. Jawohl. Prost.“ (S. 93f.)

Die Erklärung des Abbruchs der Doktorarbeit von Monika Weiß erweist sich als verstörend:

Am zweiten Abend in der Hotelbar sagte Hellwandt mir unverblümt, daß er mit mir schlafen wolle, er erwarte mich in seinem Zimmer. Ich starrte ihn wohl an, als habe sonstwer mit mir gesprochen. Doch neben mir saß der Mann, der mein Mentor war. Und was hatte der gesagt? Hellwandt wiederholte nachdrücklich seinen Wunsch.

Genosse Hellwandt, fragte ich, sind Sie verrückt?

Ich bin nicht verrückt, sagte Hellwandt, aber du bist ein verteufelt schönes Weib. Wer soll das schon aushalten in deiner Nähe, ohne Wünsche zu haben. Nun mach mal keine Umstände. Wir sind erwachsene Leute.

Da stand ich auf und ging. (S. 138f.)

Dann der nächste Morgen: Hellwandt und Weiß hatten einen reservierten Platz im Restaurant, einen Zweipersonentisch. Das Frühstück verlief, als sei am vergangenen Abend nicht das Geringste geschehen. Der Kongresstag selbst erwies sich als unbestreitbarer Höhepunkt der Konferenz. Auch Hellwandt sprach in der Diskussion, glänzend, wie Monika Weiß fand. „Ich bewunderte ihn und applaudierte lange, und er sah das wohl genau, ich saß in einer der ersten Reihen.“ Schließlich der Abend des Tages:

Gegen Ende des Abendessens, der Speisesaal hatte sich schon geleert, sagte er unvermittelt: Du bist also gestern nicht abgefahren. Vernünftig, sehr vernünftig. Ich habe wieder

zwei Barplätze bestellt. Ich nehme an, daß es dir recht ist. Und so können wir das nachholen, was wir gestern versäumt haben. Vielleicht hätte ich dich gestern etwas vorbereiten

sollen. Du siehst in deinem Kleid übrigens entzückend aus.

[...] Wir holen nichts nach, sagte ich, und ich habe gestern auch nichts versäumt. Ich weiß nicht, warum Sie mich duzen. Bitte, unterlassen Sie das.

Hellwandt lächelte immer noch.

Warum so störrisch? Wird überhaupt nicht darüber nachgedacht, welche Folgen bestimmte Verweigerungen haben können?

Folgen? Wie meinen Sie das?

Wir sind doch miteinander verbunden. Das heißt genauer gesagt, du, die Aspirantin, bist mit mir verbunden. An deiner Stelle könnten auch andere hier sein.

Und an meiner Stelle könnten andere in der

führenden Fachzeitschrift publizieren, meinen Sie doch ..., Sie verlangen also nur Ihren Preis.

Du bist schrecklich, sagte er, du vereinfachst sehr. Du hast keine Lebensart. Preis? Wer spricht denn von so was. Vom Vergnügen würde ich reden, vom Genießen.

Ich stand auf, nahm meine Tasche, tat alles sehr langsam. Immer noch lächelnd, sah er zu mir auf, doch das Lächeln war nun erstarbt. Oder war er nur erstaunt?

Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Abend, Herr Professor, sagte ich und ging, spürte seinen Blick in meinem Rücken, verließ steif und mit unsicheren Schritten den Speisesaal. (S. 140f.)

Einblicke in den Wissenschaftsbetrieb finden sich auch darüber hinaus. Das reicht vom maroden Zustand des Institutsgebäudes über die Publikationsvorbereitungen der Memoiren eines Funktionärs bis hin zu Jubiläumsgestaltungen. In der DDR gefeierte historische Jubiläen werden häufig nur im Zusammenhang mit den Debatten um Erbe und Tradition verständlich – Erbe waren alle geschene Geschichte und deren überkommene Zeugnisse, denen man sich stellen müsse; Tradition hingegen war die Positivauswahl aus dem historischen Menü. Das Verhältnis zwischen beiden beschäftigte die DDR-Historiker in intensiv geführten Diskussionen (vgl. Meier/Schmidt 1988, Schmidt 1995), aber die Politik folgte auch Opportunitätskalkülen. Bei Karras klingt das so:

„Da ging es um die Vorbereitung des Geburtstages einer historischen Persönlichkeit, vor Monaten noch als eine Aufgabe unter anderen in unserem Arbeitsplan vermerkt, die plötzlich durch aktuelle Ereignisse eine neue Wertung

erfuhr. Nun sollten wir ran, das notwendige Material beschaffen, plausible Begründungen finden, und das Ergebnis war ein ‚Feuerwehreinsatz‘, der mit Wissenschaftlichkeit nur sehr entfernt etwas zu tun hatte.“ (S. 8)

Ebenfalls wenig mit Wissenschaftlichkeit hatte es zu tun, wenn sich der Professor mit der verrotteten Heizung des Institutsgebäudes befassen musste. „Ich sollte“, heißt es in einer Abteilungsbesprechung, „meine Autorität in die Waagschale werfen, damit endlich die Erneuerung der Anlage durchgesetzt würde. Welche Autorität?“ Fachnäher, aber nicht unbedingt erfreulicher waren dann die Memoiren eines Funktionärs, bei denen er behilflich sein sollte:

„Der Widerspruch bestand darin, daß die eigentliche Würze der Erinnerungen in der persönlichen Sicht des Verfassers lag und diese persönliche Sicht hier und dort mit der objektiven geschichtlichen Wertung eines Zeitabschnitts, eines bestimmten Ereignisses ins Gerangel kam. Das war schon eine Schin-

derei, denke ich nur an den problematischen Zeitabschnitt um dreiunddreißig. Wie war das mit der Einheitsfront gegen die heraufkommende faschistische Gefahr? Mein Memoirenschreiber ... war nur, so jedenfalls meinte er, mit verdammt rechten Sozialdemokraten zusammengekommen und erzählte

das anschaulich und überzeugend. So hatte er es erlebt, das waren seine Erfahrungen. Es gab andere, und die mußten auch Berücksichtigung finden.“ (S. 39)

Schließlich erklärt Monika Weiß in einem langen Brief an Klaus Karras ihre Situation in der Kleinstadt und ihrer Ehe. Wo immer sie arbeitete, habe sie eine Sonderstellung gehabt, und alle Problemlosigkeit verdankte sich nur der Position ihres Mannes. Zugleich waren die Arbeitsmöglichkeiten für ihre Ansprüche wenig auslastend und herausfordernd. Es habe sich das lähmende Gefühl herausgebildet, dass ihr Leben so gut wie abgeschlossen sei. „Es war nichts Besonderes mehr zu erwarten. Ich hatte keine Perspektive.“

Christa Wolf

Kleiner Ausflug nach H. (1981)

in Christa Wolf: Gesammelte Erzählungen, Luchterhand Verlag, Darmstadt/Neuwied 1981, S. 124–157 (bis 1987 acht Auflagen). DDR-Ausgabe: Aufbau-Verlag, Berlin [DDR] 1989 (bis 1990 zwei Auflagen). Taschenbuchausgabe: Deutscher Taschenbuchverlag, München 1996 (bis 2000 zwei Auflagen)

„H.“ heißt Heldenstadt. Die heißt so, weil dort lauter Helden leben. Nicht Heldenhafte, sondern Romanhelden, also eigentlich: Figuren. Daneben gibt es dort auch noch M-Leute, das sind Menschen, d.h. richtige Menschen, denn die Helden sind nicht immer in der Lage, ihr Leben allein zu organisieren. Einige sind auch nur etwas unnahbarer, als man es von ihren Pendants aus dem richtigen Leben kennt, z.B. die Ärzte. Anders, so erklärt eine Medizinerin dem Ich-Erzähler, „könnten die Ärzte nicht aufbegehren gegen die Zumutung, in der Literatur des Landes fast nur als negative Helden vorzukommen“. Die Klage mag verständlicher werden, wenn man weiß, dass die Ärzte in Heldenstadt alle Psychiater sind.

Der Erzähler wird durch einen M-Mann, Rüdiger Milbe, durch die Stadt geführt. Dieser studiert Germanistik im dritten Studienjahr und leistet hier sein Praktikum ab. Das in Heldenstadt zu tun, so klärt er den Besucher auf, sei „eine besonders begehrte Bewährungsprobe für Literaturwissenschaftler. Wegen ihrer Lebensnähe.“ Heldenstadt ist in Abteilungen gegliedert, in denen jeweils bestimmte Romanfigurtypen zusammengefasst sind. Milbe hat es vor allem die Abteilung „Neuer Mensch“ angetan: „Hier hole man sich als junger Praktikant die Maßstäbe. An diesen Helden ausgebildet, sei man gegen Aufweichungstendenzen gefeit.“

Die Psychiater übrigens, im „Territorium für spezielle Forschung“ konzentriert, haben sich ein klares Arbeitsprogramm gegeben. Zwar können sie nicht allen Romanhelden, die ihnen zur Behandlung überwiesen werden, wirklich helfen. Da gibt es etwa die „Abgebrochenen“, Patienten, die von ihren Autoren als Trilogiehelden angelegt waren, deren Romanserien dann jedoch nie über den ersten oder zweiten Band hinausgelangten. Mit Aussicht auf Erfolg lassen sich

aber die „Phasenneurotiker“ behandeln. Diese passten einst in eine bestimmte politische Phase, doch als diese vorbei war, war auch ihr Identitätskonzept hinüber. Sie seien, so erläutert der Stationsarzt, falsch programmiert: „die Zeit der Lobeshymnen sei für sie vorbei; ihre Empfindlichkeit gegen ungewohnten Tadel ist es, die sie krank macht. Man gewöhne sie an Kritik, und sie sind gesund. [...] Wir haben schöne Erfolge.“

Neben Romanhelden gibt es in Heldenstadt auch Zeitungshelden. Herr Ziebelkorn z.B. stammt aus einer künstlerischen Zeitungsreportage und war als einer der ersten Soziologen in die Stadt gekommen. Wie alle Zeitungshelden gehört er automatisch zur Kategorie „Neuer Mensch“. Er ist gerade mit der Durchführung der „Aktion Lebensfreude“ beauftragt. So klärt sich für den Besucher die Merkwürdigkeit, dass sich in der Abteilung „Neuer Mensch“ alle mit einem munteren „ELEF!“ begrüßen. Das steht für LF und heißt Lebensfreude. Die Aktion soll die ganze Stadt ergreifen. Doch es ist genauso wie meist auch außerhalb Heldenstadts:

Zwei Meinungsforscher, die mit den Vertretern anderer gefährlicher Wissenschaften im Zentrum für Geheimwissenschaften zusammengefaßt waren, hatten gerade den wissenschaftlich fundierten Beweis erbracht, daß sich der neue Gruß LEBENSFREUDE! oder dessen fortschrittlichere Abkürzung LF! außerhalb des Neuen-Menschen-Viertels nur zögernd

durchsetzte. Um nicht zu sagen: gar nicht. Zwar war gerade eine Kommission eingesetzt, um die Fehlerquellen der Befragungsmethode der Meinungsforscher zu untersuchen, die, zugegeben, aus einem Roman stammten, dessen zweite Auflage nicht erscheinen konnte [...] Aber Der Rat der Stadt verlange Rentabilität am falschen Platz“. (S. 136)

Auch unter den M-Leuten gibt es welche, denen nicht alles gelingt. Doktor Peter Stumm etwa, ein Literaturwissenschaftler, ist aus professionellen Gründen in Heldenstadt. Er schreibt an einer Habilitationsarbeit, aber die will nicht recht gelingen. Einst war er einer der hoffnungsvollsten Nachwuchskader gewesen, doch sein Ehrgeiz hatte ihn ins Verderben getrieben:

wo andere M-Leute sich seit Jahren an schwachsinnigen Flohknackereien festhielten (als Beispiel das Thema: Unterschiede im Menschenbild der Prosa der verschiedenen Etappen des Neuen Ökonomischen Systems), da musste er sich an ein theoretisches Problem machen, nämlich: Die Beziehungen zwischen den Einwohnern von Heldenstadt und ihren Urbildern DRAUSSEN. Sein Professor hatte ihn gewarnt. Nun saß er in der Tinte. Er hatte

die Entdeckung gemacht, daß es Heldenstadt nicht gab.

Wie das! rief ich aus.

Vierter Grundzug der Dialektik, sagte Peter Stumm düster. Alles Wirkliche muss sich verändern. Hier aber verändert sich nichts [...]. Was sich nicht verändert, ist nicht wirklich. Was nicht wirklich ist, existiert nicht. Ergo. (S. 141f.)

Doch Stumm hat dann doch noch ein Ass im Ärmel, um der Sache eine vernünftige Wendung zu geben. Er schreibt eine Eingabe an die Kommission zur Verwissenschaftlichung der Umgangssprache in Heldenstadt. Auf den Ergebnissen seiner Forschungen über die unermessliche Bedeutung von Heldenstadt fußend, fordert er darin nicht mehr und nicht weniger, als den Begriff „Draußen“ abzuschaffen. Denn der sei philosophisch nicht haltbar. „Wer die Sprache als Widerspiegelung der

wirklichen Verhältnisse sehe, werde im beipflichten, daß alles, was nicht Heldenstadt sei, in Zukunft SEKTOR WIRKLICHKEIT benannt werden müsse. Abgekürzt: Sektor W.“ Milbe, der Praktikant, erleicht. „Mann, rief er ... Das ist entweder genial, oder ... Oder revisionistisch, ergänzte Stumm gefaßt. Dies sei das Risiko für einen jeden echten Neuerer.“

Heinz Kruschel

Wind im Gesicht. Roman (1971)

Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1971, 300 S. (bis 1974 drei Auflagen). Neuauflage: Edition digital, Pinnow 2017

„Die Wissenschaften sind so zu lehren, wie sie sind, als ein Prozeß und nicht als statischer Zustand.“ Das könnte so aussehen:

„Eine Gruppe, die in der ersten Vorlesung allgemeine Botanik hört, könnte anschließend ein vierstündiges Praktikum haben, in dem anhand von Tatsachen das, was gelesen worden ist, gesehen und verarbeitet werden könnte. Nachmittags im botanischen Seminar wäre der Stoff vom Problem her zu behandeln, später im philosophischen Seminar von dieser Seite – allgemeine philosophische

Kategorien, die mit dem Gebotenen in Verbindung stehen. So ein Programm müßte sich über eine Wochenhälfte erstrecken ..., in der zweiten Halbwoche wäre die Zoologie dran, zum Abschluß käme ein philosophisches Oberseminar, ... ein Kolloquium über beide Gebiete. So lernt der Student nicht von heute auf morgen, wie er das jetzt tut, so lernt er nicht mehr oberflächlich ...“ (S.183)

Dieser Roman entfaltet eine Bildungstheorie am praktischen Beispiel. Der zugrundeliegende Bildungsbegriff verbindet Persönlichkeitsentwicklung, Funktionalismus und sozialistische Gesinnung – also drei Ansinnen, von denen heute noch eines als legitim gilt, eines (siehe Bologna-Reform) ambivalenten Bewertungen unterliegt und eines historisch diskreditiert ist.

Das praktische Beispiel ist die Weiterentwicklung eines Pädagogischen Instituts (an solchen wurden bis Ende der 60er Jahre POS-Oberstufen-Lehrkräfte ausgebildet) zur Pädagogischen Hochschule. Den Rahmen dafür bildet die III. Hochschulreform – bis heute eher übel beleumundet, die Lektüre dieses Buches kann manches in ein anderes Licht rücken. Der Handlungsort ist nicht benannt, wird aber als Magdeburg erkennbar (das dortige Pädagogische Institut existierte seit 1951 und wurde 1972 PH). Handlungszeit ist 1968.

Erzählt wird das Ganze anhand der Geschichte des Biologen Robert Karnel. Der verwirft seine fast fertiggestellte Dissertation, weil er einem höchst interessanten und volkswirtschaftlich wichtigen mikrobiologischen Problem auf die Spur gekommen ist. Das möchte er lösen, und damit erst will er promovieren. Das wäre dann nicht eine der üblichen Arbeiten, die nichts weiter tun, als vorhandene Taxonomien um ein paar Detailerkenntnisse anzureichern (hier zu Strudelwür-

mern oder Turbellarien – ihm geht es vielmehr darum, diese Kleinstlebewesen als Indikatoren für Wasserqualitäten zu nutzen).

Gleichzeitig hat Karnel Biologielehrer-Studenten auszubilden. Er versucht dies auf neue Weise. Insbesondere kämpft er gegen toten Wissensballast einer bloß beschreibenden Wissenschaft – Biologie als eine Art „Blümchenkunde“. Er sprengt den Rahmen der traditionellen Vorlesungen, indem er sie für Debatten mit den Studenten öffnet. In seine Forschungsgruppe „Logik der Biologie“ bezieht Karnel Studierende gleichberechtigt mit ein. All das möchte er ausbauen und sich zugleich Zeit für seine Doktorarbeit nehmen. Dem kommt die Hochschulreform in die Quere, die inhaltlich eigentlich nicht im Wege steht, aber: Karnel geht alles nicht schnell genug. „Wir wollen keine mittelmäßigen Pauker ausbilden. Das tun wir aber weiterhin, wenn sich jetzt nichts ändert.“

So macht er sich nicht nur Freunde. Wider Willen wird er zum Einzelgänger, hat nur wenige Verbündete. Der Institutsleiter ist im Prinzip auf seiner Seite. Die Bildung solcher Forschungsgruppen, wie Karnel eine betreibt, müsse natürlich forciert werden, „aber gelenkt forcieren, sie dürfen nicht wild wachsen und etwa eine Opposition werden, die ohnehin bei uns keinen sozialen Nährboden besitzt“. Gemeint ist eine Opposition gegen andere Lehrformen.

Andere stöhnen: Eine Auswertung habe ergeben, dass die Dozenten 59 Prozent ihrer Zeit auf Sitzungen, Konferenzen, Beratungen und Versammlungen zubrachten. In einem der Fachbereiche gebe es keine Schreibkraft oder Sekretärin mehr. Einer der Kollegen veranschaulicht den Doppeleffekt, der sich daraus ergibt: „wir haben sie eingespart, dreihundertfünfzig oder vierhundert Mark eingespart. Nun schreibe ich die Briefe selber, sogar mit der Akademie verkehre ich handschriftlich.“ Und hörbar entnervt: „Können wir nicht erst diese Dinge in Ordnung bringen, bevor wir von Forschungsgruppen mit zentralen Themen träumen?“

Karnel drängt aber weiter. Man brauche Biologielehrer, welche dann wiederum künftige kluge Biologen heranbilden, „die Aufgaben zu lösen haben wie nie zuvor, die den Krebs erfolgreich bekämpfen sollen, die den Züchtern den Zyklus verkürzen helfen sollen, die mit großer Verantwortung und klarer kommunistischer Haltung Organismen verändern werden“. Sein Lehrstuhlleiter gibt zu bedenken, dass man nicht in eine Ordnung einbrechen, alles organisch Aufgebaute zertrümmern könne. In der Wissenschaft müsse man abwarten können. Für die Lehrerausbildung sei das, was Karnel fordere, eine zu starke Belastung für das Institut. Karnel darauf:

„Wenn die Wissensmenge sich alle zehn Jahre verdoppelt, müsste man bei Beibehaltung des bisherigen Studiensystems 1985 zehn Jahre studieren und 1995 sogar zwanzig Jahre. Das ist unmöglich, prognostisch ist also diese Art einer linearen Extrapolation

unhaltbar. Alte Formen müssen gesprengt werden, es müssen organische Verbindungen zwischen einzelnen Bereichen geschaffen werden. Wir brauchen die Datenverarbeitung, andere Möglichkeiten der Wissensspeicherung ... [...] Es ist aussichtslos, den

ständig sich verdoppelnden Stoff auch nur annähernd vermitteln zu wollen, wir müssen auf neue Weise lehren, erstens braucht der Student mehr Zeit zum selbständigen Lernen, weniger Pflichtveranstaltungen also,

und zweitens geht es um eine stärkere logische Durchdringung der Hauptveranstaltungen, um den erkenntnis- und methodenbildenden Wert“. (S. 256f., 267)

Da Karnel zu wenig Verständnis für seine weiterführenden Ideen sieht, macht er auf eigene Faust weiter. Das verärgert den Institutsleiter und die Parteileitung. Man müsse, sagt ein Parteileitungsmitglied, alles tun, um sich nicht die Zügel aus der Hand nehmen zu lassen. Schon den Anfängen müsse gewehrt werden, das Kollektiv stehe über allem. Aktionen von einzelnen nützten nichts oder nur wenig. Einige sprechen von fraktionistischer Tätigkeit Karnels.

Galja Baumann, eine Genossin aus der SED-Bezirksleitung nimmt regelmäßig an den Sitzungen des Pädagogischen Instituts teil. Sie versucht immer wieder, die Dinge zu objektivieren: „Wir sind uns klar darüber ..., daß die Rationalisierung des Studiums, die Bewältigung des Widerspruchs von Stoff und Methode und die Programmierung des Unterrichts neue Methoden sind, um das Zeitvolumen für die Rezeption vorhandenen Wissens zu verkürzen. Aber das kann doch nicht ausreichen? [...] Es geht um eine Verbindung der wissenschaftlich produktiven Betätigung des Studenten mit der rezeptiven Geisteshaltung ...“

Eine Parteirüge für Karnel hält sie für unangemessen. „Es geht um Menschen, da ist nie alles geklärt, nie alles vollkommen“. Karnel verfolge ein richtiges Ziel, nur seine Methoden seien zu kritisieren. Am Ende kann sie sogar die Parteileitungsmitglieder des Instituts zu selbstkritischen Bewertungen bewegen:

„Ja, da haben wir auch in der Leitung versagt. Wir wollen ehrlich sein. [...] Die Parteileitung darf jetzt nicht so tun, als träfe sie das alles wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Haben wir nicht davon gewußt, davon gehört? Aber wir saßen von früh bis spät in den Prüfungen, über Protokollen, über Entscheidungen, über Auswertungen, was eben alles so ein Ende des Studienjahres mit sich bringt. Nein ..., das ist ... keine Entschuldigung, sondern eher ein Beweis, daß wir

nicht schnell reagiert haben. [...] wir haben gewartet, bis sich manches angesammelt hat, so dürfen wir nicht leiten.“ – „Es ist kein althergebrachter Weg, den wir gehen. Darum können wir ihn auch nicht mit althergebrachten Leitungsmethoden gehen, wenn wir nicht stolpern wollen ...“ – „Er hat schon vorgemacht und gezeigt, was nicht erst in drei oder vier Jahren lösbar sein wird, wie viele geglaubt hatten, sondern heute schon.“ (S. 274–276)

Karnel bekommt noch einmal gehörig den Kopf gewaschen für sein Einzelgänger-tum, aber eine Parteistrafe ist vom Tisch. Mit dem alten, langgedienten Genosse Engalke resümiert er alles am Schluss des Romans. Engalke: „Manchmal dachte ich, der Karnel gibt es denen aber tüchtig. Aber was heißt denen? Es sind doch unsere, nicht wahr?“ Karnel: „Stimmt. Ohne Disziplin macht man keine Revolution.“

Zieht man den sozialistischen Überschwang, in den das Ganze eingebettet ist, ab, so fühlt man sich frappant an einige ursprüngliche Zielsetzungen auch der westdeutschen Studienreformbewegung der 60er/70er Jahre erinnert: Kampf

„gegen das Mittelmaß in der Lehre und gegen Frontalunterricht“; Grundlagenausbildung, die zugleich den Umstand nicht leugnet, dass diese am Ende vor allem in einer beruflichen Praxis angewandt werden muss (in Westdeutschland: „reflexive Praxisorientierung“); Organisieren von Lernerfolgen durch exemplarisches Lernen, das um Probleme statt um einen Wissenskanon herum gruppiert ist und vor allem Lernen lernen beinhaltet (in Westdeutschland: „Forschendes Lernen“). In Ost wie West wurde dabei Persönlichkeitsentwicklung als ein zentrales Ziel und Inhalt von Hochschulbildung vertreten. Die normativen Voraussetzungen lenkten diese Orientierung in unterschiedliche Richtungen: sozialistische Persönlichkeiten einerseits und mündige Staatsbürgerinnen/-bürger andererseits. Beides gelang jeweils ein bisschen.

Karl-Heinz Jakobs

Die Interviewer. Roman (1973)

Verlag Neues Leben, Berlin [DDR] 1973, 278 S. (bis 1974 zwei Auflagen). Übersetzung ins Tschechische

Hermann Radek, 43, ist Psychologe und Operationsforscher, liebt die Ordnung der Wissenschaft und die Logik der Begriffe. Aber sein Privatleben ist etwas ungeordnet. Das ist der interessantere Teil seines Lebens und dieses Buches, spielt im Kontext unseres Themas aber keine Rolle.

Was hier interessiert, ist zunächst, dass dieser Roman mit einer spezifischen Wissenschaftlertätigkeit bekannt macht. Im Zuge der versuchten Wirtschaftsreformen in den 60er Jahren und dem damit verbundenen zeitweisen Aufstieg der Kybernetik entstand das Berufsbild des Operationsforschers. Es war abgeleitet von der Operations Research, die seinerzeit in der DDR intensiv rezipiert und adaptiert worden war (vgl. z.B. Fischer 1969; Göttner 1970). Sie befasst sich mit der Entwicklung und Anwendung avancierter, nicht zuletzt mathematischer Analysemethoden für optimale Lösungen komplexer Entscheidungsprobleme. Häufig geht es darum, die Extremwerte eines realen Ziels zu bestimmen: das Maximum (von Leistung oder Ertrag) und das Minimum (von Verlust, Risiko oder Kosten).

Hermann Radek nun hatte ursprünglich Zoologie studiert. „Von der Zoologie kam ich zur Verhaltensforschung, von der Verhaltensforschung zur Psychologie, von der Psychologie zur Operationsforschung.“ Dann hatte er ein Institut für Arbeitspsychologie mit aufgebaut, schrieb ein erfolgreiches Büchlein über vergleichende Verhaltensforschung, und noch „bekannter wurde sein Buch zu Fragen der Psychometrie, das sie nicht druckten. Es lief aber in Abschriften um. Wurde heftig diskutiert, wobei die Kritiker in der Überzahl waren. Verteidiger waren vor allem junge Betriebsstatistiker, Kritiker dagegen saßen mehr in Behörden und Institutionen“.

Radek neigt qua fachlicher Herkunft zum Psychologisieren, und zwar dem mathematikgestützten. Zur Operationsforschung, die er nun vertritt, hat er eine gelassene Einstellung. Sie habe sich in überaus kurzer Zeit „von der Lieblingsspielerlei einer Handvoll Wirrköpfe zur Wissenschaft gemausert“:

Männer und Frauen in Politik und Wirtschaft schmücken heutzutage Reden mit Kraftausdrücken, die aus der Operationsforschung kommen. [...] Lineare Optimierung, Nutzenfunktion, diese und ähnliche Ausdrücke aus dem Kauderwelsch der Operationsforschung sind heutzutage in aller Munde. Man versammelt sich nicht mehr in Horden, sondern in Teams. Man rechnet nicht mehr mit Fingern, sondern verwendet Algorithmen. [...] Der Operationsforscher ... ist einer, der Fragen stellt, die keiner beantwort-

ten kann. [...] Wir erfragen, beobachten und analysieren ... jedes beliebige System ... Auf der Grundlage unserer Beobachtungen formulieren wir das Problem [...] Der Operationsforscher konstruiert ein mathematisches Modell des untersuchten Systems [...] Wir betreiben Operationsforschung, indem wir mutmaßliche Ergebnisse und Kosten alternativ vorgeschlagener Maßnahmen für das von uns erforschte Mensch-Maschine-System auf ihren optimalen Effekt beurteilen. (S. 18–20)

Mit diesen Worten erklärt Radek sein Tun einem Dokumentarfilmer, der einen Film über das Glühlampenwerk im sächsischen Largent dreht. Dorthin hatte sich Radek vor ein paar Monaten locken lassen, weg von seinem Forschungsinstitut. Der Dok-Filmer ist der eine von den titelgebenden Interviewern in diesem Buch. Der andere ist Radek selbst. Er führt Einzelinterviews mit Arbeitern und Arbeiterinnen. Die Befragungen haben zwei Ziele: ein Bild von der Organisation des Arbeitsplatzes zu erhalten und menschliche Fehlerquellen herauszufinden.

Damit macht man sich nicht nur Freunde. „Die einen halten mich für einen Schnüffler, die anderen halten mich für einen Seelenmasseur. Und alle halten mich für einen, der beauftragt ist, Menschen umzumodeln.“ Der Dok-Filmer sagt: „Sie wollen Menschen erziehen.“ Radek: „Ach wo, ich will Zustände korrigieren, die Menschen folgen dann selbst.“

Als er und ein Kollege mit ihrer Arbeit angefangen hatten, sei es durch den Betrieb wie ein Lauffeuer gegangen: „Hilfe, die Weißkittel kommen wieder, rette sich, wer kann.“ Was sie dann herausfinden, ist praktisch ein Desaster: „Schlampigste Technologie, großväterliche Anleitung, gedankenlose Anordnung der Maschinen, unbequeme Arbeitsplätze, miserable Arbeitsorganisation.“ Radek will wieder aufhören in dem Betrieb. Für diese Praxis sind seine Theorien unzureichend. Die Konfrontation mit der Realität hat ihm die Grenzen der Kybernetik wie der Psychologie überdeutlich vor Augen geführt.

Manfred Jendryschik

Glas und Ahorn. 28 Geschichten (1967)

Hinstorff Verlag, Rostock 1967, 190 S. Westdeutsche Ausgabe: Verschnitt aus den Bänden „Glas und Ahorn“ und „Die Fackel und der Bart“ (dazu s.u.): Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1973. Übersetzung ins Polnische

Unter anderem enthält dieser Band sechs Hochschulumlieugeschichten, allesamt kurz und die verhandelten Sachverhalte meist in schwebenden Andeutungen haltend.

In „Der Assistent“ lernen wir Schratmann kennen, der das Glück hat, eine Frau zu haben, die seine Karriererücksichten nicht teilt. Mit ihr hatte er besprochen, dass er seinem Professor nun einmal die Meinung sagen müsse (wozu, bleibt offen). „Wie hat er es aufgenommen?“ – „schlecht.“ – „Was hast du ihm gesagt?“ – „Na, was wir besprochen hatten.“ – „Alles?“ – „Natürlich ... Richtig wütend wurde er erst ..., als ich ihm vorhielt, sein Artikel sei nicht bloß auf andere Art dogmatisch, sondern auch unehrlich, rundheraus verlogen.“ – „So weit hättest du nicht gehen dürfen. ... Du kannst nicht alles beweisen.“ – „Schließlich habe ich ihm erklärt, daß ich es vor die Parteigruppe bringen werde.“

Sie aber wusste da schon, hatte es zufällig erfahren, dass der Professor an dem Tag nicht im Institut war. Es hat also gar kein Gespräch stattfinden können. Verstimmung zwischen beiden. Sie dann: Aber du hattest doch gestern eine Besprechung mit ihm? Ja, aber man habe über andere Sachen geredet. „Ich hatte damit gerechnet, daß er natürlich den Essay auseinandernehmen würde, scheint ein revisionistischer Standpunkt zu sein, Genosse Schratmann, müssen wir erst mal nachprüfen, du weißt, ich bin zu anderen Ergebnissen gekommen, ich dürfte etwas länger Erfahrung haben als du, und so weiter. Aber nichts. Er war scheißfreundlich, erkundigte sich nach dir, lobte meine Arbeit mit den Studenten ... Da konnte ich einfach nicht reden.“

Der Text „Das Lächeln“ erzählt von einem jungen Chemiker, dem man eine erfolgreiche Karriere voraussagt. Dieser Voraussage ordnet er sein Verhalten unter, seine Frau wie selbstverständlich einbeziehend:

sonntags zumeist Besuche bei Schumacher und Gemnitzer, nie bei den Professoren Welnick oder Rothardt oder Dozent Selmann, die er Parteimenschen nannte, auch wenn es nur bei Rothardt stimmte, fleißig schon und geachtet, aber sonst, und selbst für Welnick, Biochemiker, eine Kapazität, das stand fest, hatte er nörgelnde Worte: wissenschaft-

licher Prolet, ohne Schliff, ohne gediegene Haltung, er sagte Solidität, also fast immer: Professor Dr. Ottmar Gemnitzer, Gespräche über Einsteins Musikalität und die schweren Erntebedingungen zur Zeit, Goethes Urworte / Orphisch, Voltaire und der Alte Fritz, das Forschungsprogramm der Russen. (S. 64)

Noch ein zwei Jahre, so sagt der junge Chemiker zu seiner Frau, dann habe er es geschafft, dann heiraten wir und du haust dein Studium in die Ecke. Dann

brauche sie sich nicht mehr zu placken. Sie: „Ja, einmal im Jahr an den Plattensee fliegen, im Expresß nach Warschau, mit der Bimmelbimmelbahn in den Harz, ... und wochentags Küchengehilfin beim Herrn Doktor, was?“ Das solle er sich in den Wind schreiben, für alle Zeit. Er sieht sie von der Seite an, so kenne er sie gar nicht, was sei denn in sie gefahren, er werde wohl noch mal einen Spaß machen dürfen. Sie hält es noch eine Nacht aus. Dann verlässt sie ihn.

In „Beim dritten Hahnenschrei“ geht es um den Studenten Martin, der in der schriftlichen Russisch-Prüfung raffiniert betrügt. Dann erinnert er sich daran, wie sein Russisch-Lektor Holberg einmal, als keiner mehr Lust an kyrillischen Buchstaben zeigte, plötzlich ins Reden kam: freiwillig zur Front gemeldet, mit seiner ganzen Abiturklasse, dann vier Jahre sowjetische Kriegsgefangenschaft, nach der Heimkehr die erschütternde Gewissheit, dass seine ganze Familie tot ist, völlige Ratlosigkeit, „da holten sie ihn ..., er sollte Lehrer werden“. Vier Jahre Neulehrer, dann Slawistikstudium, und „immer bißchen Verbitterung und der Gedanke, etwas zu erreichen, nach dem verluderten Jahrzehnt, dem halben Leben“. Martin denkt: Ich habe ihn betrogen, mit dem Betrug in der Prüfung.

„Briefe“ sind kurze Briefe einer namenlosen Lehrerstudentin an Jonas, erst ihr Geliebter, dann aus Gewohnheit ihr Vertrauter:

Also gestern hatten wir eine Versammlung, und zwar hatte ich heftige Diskussionen wegen Natosender usw. Weil ich das schon immer treibe (Schlager hören), hat das Pädagogische Institut beschlossen, ich soll mein Studium für ein Jahr unterbrechen. Um die richtige Reife zu bekommen. [...]

Jetzt noch mal zu dieser Sache: 1.) Ich höre gern Hits aus Natosendern und bin auf Versammlungen kritisiert worden usw. 2.) habe ich schon einmal die Heimfahrt um drei Tage überschritten. Du mußt wissen, an solch

einem Institut ist Disziplin oberstes Gesetz ... 3.) Nach einem Praktikum im Februar, wo ich in einem LWH gewohnt habe, bot mir ein Lehrling seine Arbeiterrückfahrkarte an. So war wenigstens die Reise bis Magdeburg billiger. Irgendwie ist es rausgekommen, und nun sagen alle, ich hätte als Pädagogin auftreten müssen. Ich hab einen Jugendlichen zum Betrug verleitet, gräßlich. [...] Es heißt, ich habe versagt, und das gilt, da kannst Du mir auch nicht helfen, unser Institut untersteht dem Ministerium für Volksbildung. (S. 78f.)

Dann bekommt sie ein Kind von einem verheirateten Mann, das sie nicht will, und gerät fast unter die Räder.

„Vater, laß die Augen dein“ ist eine Affärengeschichte. Er, Student, hat Sex mit ihr, Studentin. Nachdem die Sache vollbracht ist, geht es um die anderen Studenten, vor allem Freddi, das Mathe- und Handball-As. Toller Kerl, der bleibe nach dem Studium sicher gleich am Institut. Möchtest du auch, fragt sie. Das schon, sagt er, aber dazu reiche es bei ihm nicht. Es wurmt ihn, erst recht, als er, geschickt fragend, herausbekommt, dass sie auch schon mit Freddi zusammen war. „Also Freddi ... Immer der. Immer der zuerst.“ Ist dir schon oft passiert, fragt sie. Zweimal, die Antwort.

„Clemenz“: Das ist der Name eines Professors für Komposition. Hornweiler, ein Schüler, früherer Student von ihm, kommt auf Krankenbesuch. Es liegt eine

Spannung in der Luft. Clemenz wird dann explizit. „Du kannst dich noch an deine Rezension erinnern, vor einem halben Jahr?“, fragt er. Hornweiler bejaht. Der Dialog in Kurzform:

„Weißt du eigentlich, wie du mir damals geschadet hast? [...] Warum hast du das gemacht?“

„Wer sollte es sonst tun? [...] Hast du die Kritiker überhaupt noch ernst genommen? [...] Lobhudelei bis in jedes Kreisblatt: vom Atonalen zum volksverbundenen Realismus dank unser. [...] Und du hast fabriziert und fabriziert. [...] Ich hatte dir ein paarmal zu sagen versucht, was ich von deiner Musik hielt in dieser Zeit, aber du hast alles abgetan.“

„Du warst mein Schüler, hörst du, mein Schüler. [...] Du hast von mir einen ganzen

Haufen lernen können. [...] Du bist Meisterschüler geworden, durch meine Fürsprache.“

„Ja ... Es gibt dir trotzdem nicht das Recht, Schund zu liefern.“

„Ich hatte eben eine Krise.“

„wer es selber weiß, der sollte seine Stücke nicht ... als Meisterwerke verkaufen, und das hast du getan, das nehme ich dir übel.“

„Das ist schon jedem passiert.“

„Dir ist es nicht passiert. Du bist viel zu intelligent ..., du bist der beste Analytiker, den ich kenne.“

„Das hättest du nicht tun sollen.“

„Du wärst versackt“. (S. 104–106)

Manfred Jendryschik

Die Fackel und der Bart. Dreiunddreißig Geschichten (1971)

Hinstorff Verlag, Rostock 1971, 208 S. Westdeutsche Ausgabe: Verschnitt aus den Bänden „Glas und Ahorn“ (voranstehend) und „Die Fackel und der Bart“: Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1973. Übersetzung ins Polnische

Von den 33 Kurzerzählungen des Bandes sind drei belletristische Porträtminiaturen über eine Wissenschaftlerin und zwei Wissenschaftler; daneben erzählt eine von einer Habilitationsverteidigung.

„Dozentin Dr. K.“ handelt von einer Mathematikdozentin, die, fast siebzigjährig, faszinierende Vorlesungen hält. Niemand weiß genaueres über sie. Sie scheint von dem Gefühl getrieben, verlorene Zeit nachholen zu müssen. Das tut sie mit Hinwendung zu den jungen Menschen, die in ihrer Vorlesung sitzen. Wodurch aber hatte sie Zeit verloren?

Als ihr ein Kollege wegen ihrer „großen, schönen Augen“ umständlich Komplimente machte, soll sie lächelnd erwidert haben: „Ich war auch lange genug im Kühlschrank.“ Peterson, der in seiner Rolle nicht näher bestimmte Erzähler: „Es blieb die einzige Äußerung dazu“, die er gehört habe. Oder doch nicht? Im Rahmen der FDJ-Hochschulwoche spricht Dozentin K. über ihre ersten Reisen in die Sowjetunion. Die Studenten fragen allerlei dazu, „zwei Fragen über die Zeit nach siebenunddreißig übergang sie“. Peterson fällt ein, vernommen zu haben, „daß die Studenten, leicht unwillig, getuschelt hatten, daß sie nichts erzählte darüber und nach diesen zwanzig Jahren weiterhin Kommunistin geblieben sei“. Zwanzig Jahre Gulag offenbar, 1938 bis 1957.

In der Erzählung „Unruhe“ geht es um Professor Kardorf, einen Stomatologen, vor einem Jahr an einem Gehirntumor verstorben, 49 Jahre alt. Sein Assistent ordnet Kardorfs Nachlass. Er erinnert dabei einen Mann, von dem manche gesagt hätten,

er sei selbstherrlich, weil er zu oft keine Geduld zeigte, wurde ein Termin nicht eingehalten oder die Untersuchungen waren nicht exakt genug oder die Studenten zu unaufmerksam, und es verstörte am meisten, daß er die blöden Medizinerwitze ließ, dieses

akademische Gewäsch, ... daß er rasche, genau Analysen der Fehler hinwarf und sich abwandte, gerade die Präzision brachte die Peinlichkeit, und es wurden ihm Kälte und zu hohe Ansprüche vorgeworfen in der Parteigruppe. (S. 68)

Dann, im Krankenbett, von dem Kardorf wusste, dass es sein Sterbebett sein wird, sollte er sich schonen. Das ging nicht, ein Riesenkrach mit seinem behandelnden Chirurgen:

er hatte die Nachttischschublade aufgezogen, und da lagen mehrere Dissertationen und Staatsexamensarbeiten, vollgekritzelte Notizblätter dazu, englische Fachartikel, Baades *Der Wettlauf zum Jahre 2000*. Der Chirurg rief empört die Frau ..., doch die Frau sagte,

obwohl sehr bleich unter den Augen: Ich verstehe meinen Mann, und es wurde plötzlich sehr stumm im Zimmer, denn sie alle drei wußten, der Tumor war so nicht mehr aufzuhalten. (S. 70)

Kardorf, an seine Frau gewandt: „Gib die Arbeiten bitte Sommerfeld, die Gutachten liegen dabei.“

Der Text „Frost und Feuer, ein Protokoll“ schildert ein sich abzeichnendes Scheitern eines begabten Chemieingenieurs, Dr. Rauschenbach. Er sollte zunächst von seiner Hochschule aus die Rekonstruktion der „Gärungschemie in D.“ (es gab einen VEB Gärungschemie Dessau) organisieren. Dann starb plötzlich der Werkleiter, und er musste, erst 29 Jahre alt, dessen Job übernehmen. Da er ausgezeichnete fachliche Referenzen besitzt, verließ sich das Ministerium auf seine Einschätzungen zur Rekonstruktionsfähigkeit der Anlagen. Doch nun droht der Betrieb von 20 Millionen Mark Reingewinn pro Jahr in die Unrentabilität zu rutschen.

„Es war damals nicht zu erkennen, daß die Giftbude beinahe am Zusammenbrechen war“, erwiderte er aufgebracht auf Vorhaltungen. – „Traust du dir weiterhin die Rekonstruktion zu, die Leitung des Betriebes?“ – „Ich weiß es nicht.“ Nur der über fünfzigjährige Kaluga – offenbar sein Technischer Direktor, der fürs Ministerium die erste Wahl bei der Nachbesetzung der Werkleitung gewesen war, aber nicht wollte – wirft sich für Rauschenbach in die Bresche: „Wenn jemand hier den Vorlauf schaffen kann in den nächsten Jahren, dann ist er es. Dabei bleibe ich, nach wie vor. [...] Wenn ihr ihm die Rekonstruktion wegnehmt, dann gehe ich, dann ist das hier sinnlos.“

Eine anrührende Geschichte ist „Spectabilis und der Gärtner“, die von einer Habilitationsverteidigung erzählt. Der Gärtner ist der Vater des Habilitanden und

alt. Er sieht noch recht gut, hört aber nicht mehr besonders, gesprochene Sätze dringen nur teilweise durch seine Ohren. Die Veranstaltung ist hochrangig besucht. Nicht nur Gäste von den Universitäten Berlin, Leipzig und Jena, auch Vertreter des Ministeriums und öffentlicher Organisationen sind gekommen. Der namenlose Gärtner fühlt sich fremd in der akademischen Umgebung, sucht aber so viel wie möglich aufzunehmen. Sein Sohn habilitiert sich für Neuere deutsche Literatur und hat eine Arbeit zu Willibald Alexis (1798–1871) geschrieben, den Begründer des realistischen historischen Romans in der deutschen Literatur.

Das akademische Ritual funktioniert. „Durch die Flügeltür tritt eine Gestalt, weißen Hörapparat im rechten Ohr, der Mann sieht, daß dieser da etwas tapsend geht, und plötzlich, daß sich alle erhoben haben, nun auch er. Hinter diesem Mann kommen noch ein paar Leute, auch bißchen tapsend, schwerfällig. Spectabilis setzt sich, nun die Professoren, nun die anderen.“

Es folgen die Einleitung, der Lebenslauf (da kennt sich der Gärtner aus, „da könnte er mitreden rechtmäßig“), die Gutachterreden, die Erwiderung des Gärtnersohns, schließlich die Eröffnung der Diskussion: „es tritt Stille ein, vorerst. Dann ein Herr, der über Alexis und Fontane spricht, in einem Satz, mit knarrender Stimme, bricht ab, sagt: Ja, das meine ich. Eine betagte Riesenfrau erhebt sich, beginnt: Wir vom Historischen Institut sind der Ansicht. Dann ein Glatzkopf mit dünner Stimme: Als Pädagogen müssen wir immer wieder darauf hinweisen.“ Schließlich ist es vorbei. Der Gärtner bahnt sich den Weg nach vorn. Als eine Studentin seinem Sohn ein Bündel Gladiolen in die Arme legt, „sieht der Mann, daß das beste Ware ist. Sicher Treibhaus, denkt er.“

Rosemarie Zeplin

Der Maulwurf oder Fatales Beispiel weiblicher Gradlinigkeit (1990)

Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1990, 180 S.

Das Buch, wäre es vor dem Herbst 1989 erschienen, hätte vermutlich Aufsehen erregt. Es erschien aber erst 1990. Fertiggestellt worden sei es im Sommer 1989 (Hock 1992). Geschrieben wurde es „nach beinahe zwanzig Jahren“, die seit einer „Tragödie“ verstrichen waren. Deren Ausgangspunkt war das politische Verbot von Filmen – „Alle, die mit den Filmen zu tun haben, werden jetzt fristlos entlassen“ –, also wohl das 11. Plenum des SED-Zentralkomitees im Dezember 1965.

Drei Hauptfiguren bestimmen die Handlung: Judith, die an einem „Zentrum für Systemforschung“ in Berlin arbeitet; Albrecht Wolz, Arbeitsrechtler an der Humboldt-Universität zu Berlin, und Burghard, Ingenieur in einem Industriebetrieb. Judith und Albrecht verbindet eine komplizierte Partnerschaft.

Von Judiths Zentrum erfährt man nur zweierlei: Als Ökonomin sei sie dort „unter den Physikern, Mathematikern und Ingenieuren ohnehin die Rangniedrigste“. Und

an jedem Montag geht es dort wie folgt zu: „Den ersten Wochentag beging das Zentrum mit kolossalem Energieaufwand. In allen Formationen wurde Heerschau gehalten. Jeder trat montags mehrmals in jeweils neuer Körperschaft zur Sitzung an.“ Albrecht wird als Überflieger in verschiedensten Hinsichten geschildert:

Er war ein Einfühlungsgenie, dem auf Anhieb Vertrauen zuflog. Jeder, der eben seine Bekanntschaft gemacht hatte, konnte in die verwirrende Lage geraten, sich restlos verstanden zu fühlen: ihm offenbarte sich unvermutet das ausschlaggebende Motiv seines wirklichen Wesens. [...] Jeder Beliebige, der in sein Gesichtsfeld trat, konnte ihn reizen, ein Lebensfundament zu ergründen. Selbst eingefleischten Geheimnisträgernaturen entlockte er ein Mindestmaß von Aufschlüssen, nicht mehr jedoch, als dem Verführten guttat. Wenn nötig, achtete Albrecht selbst auf Grenzen, damit sein Werk nachher nicht durch heimliche Reue vergiftet würde. [...] Bei den Studenten seiner Sektion stand er im Ruf eines Sachwalters ihrer Belange. So korrekt wie nötig, so human wie möglich. Aus seiner Beliebtheit entstand eine stille Macht, die in der Hierarchie des Hauses nicht vorgeesehen war. Da rhetorische Ambition bei

seinen Kollegen fehlte oder sich wenig glücklich ausprägte, trat Albrechts Begabung um so strahlender hervor. Sein Lehrgebiet, das Arbeitsrecht, gemeinhin für peripher und trostlos kleinkariert gehalten, galt als besonders fesselnde Materie. Albrecht begnügte sich nicht mit dem dürftig abstrakten allgemein zugänglichen Illustrationsstoff, sondern schöpfte aus vielerlei Quellen. [...] An seiner unbestimmbar unterminierten Denkweise ließ sich nichts nachweisen, und die Studenten empfingen ihn in der Bereitschaft, subtile Nuancen mit begeistertem Gelächter zu quittieren. Niemand sonst verschwendete seine Energie darauf, aus Vorlesungen Kunstwerke zu machen. Mit diesem Ehrgeiz stand Albrecht ohne Konkurrenz da, weil der für eine Universitätslaufbahn auch völlig nutzlos war. Wer es zu etwas bringen wollte, mußte andere Sorgen haben. (S. 5f., 8)

Albrechts Arbeitsumfeld stellt Zeplin in einer reizvollen Miniatur vor, die viel über die eigentliche Arbeit sagt, indem sie dazu nichts mitteilt:

Er saß nicht in dem Hauptgebäude, sondern am Nordbahnhof in einer Nachkriegsbaracke der Deutschen Reichsbahn. Abbruchvorhaben hatten ihren Erbauer einstmals zur Räumung genötigt, doch nicht verhindert, daß nach ihm Mieter einzogen. Die erbten ... einen Pappelgürtel, so eng um die Außenfronten gepflanzt, daß man von der Baracke fast nichts mehr sah. Er überragte längst das Dach und verdunkelte die Zimmer ... Die mittlerweile alteingesessenen Bewohner liebten sie deshalb nicht minder. Weil das Abrißgerücht nie verstummte, interessierten sie sich für Naturschutz, unter den man zwar nicht ihre Baracke, wohl aber die Pappeln stellen könnte.

Wer in diese Exklave des Universitätsbetriebs gehörte, wußte sein Glück zu schätzen, der Neuling allerdings trat hier bedrückt, meist

sogar angewidert ein. Das Interieur war so überwältigend schäbig, so dürftig und ramponiert, daß man erschrecken konnte und nur der ausgemacht Empfängliche sofort den edlen Zug darin erkannte. Albrecht hatte gleich auf der Stelle die sozusagen unangetastete Identität der Objekte gespürt, den Geist des Hauses, den er auf den Begriff Lebensart brachte. Sobald jemand in diese besondere Kultur von Respekt und Verträglichkeit geriet, erfüllte sie sein ganzes Wesen. Spätestens wenn er begriff, daß hier niemand mehr verlangte, als nicht gestört zu werden, war er zu Hause. Selbst die Vorgesetzten fielen kaum auf in der von überallher zusammengewürfelten Personage. [...]

Albrecht bestand darauf, daß nirgendwo so viel, so reibungslos und ergiebig gearbeitet wurde wie in dieser Baracke. (S. 50f.)

Burghard schließlich ist ein verstörend eigenwilliger Mensch, genügsam hinsichtlich sozialer Kontakte, aufnahmebereit für jede Art von Literatur, die er exzerpiert, ohne eine Verwendung für die Exzerpte zu haben. Selten, dann aber erbarmungslos mit seinen Zuhörern, bricht aus ihm ein konfuser Schwall an gesellschaftstheoretischer Analyse heraus. Von Albrecht wird Burghard, da er im Schichtbetrieb arbeitet, als originelle Inkarnation der Arbeiterklasse wahrgenommen.

Albrecht führt ihn in eine Gruppe von Intellektuellen ein, die sich in einem Haus am See eine kleine Enklave geschaffen haben. Dort verbringen sie die Wochenenden. Darunter ist der Schriftsteller Klinck. Er gerät plötzlich „in Verschiß“, da er einen jener Filme verbrochen habe, „die derart die Wirklichkeit verfälschen, daß sie im Grunde genommen einen Angriff auf unsere Gesellschaftsordnung bedeuten“. Klincks Film „Das Scheusal“ spielt in einer Schule (einer der nach dem 11. Plenum verbotenen Filme auch: „Karla“, Regie Herrmann Zschoche).

Das Drehbuch hatte er an den Wochenenden am See mit seinem Freund Albrecht intensiv besprochen. So fand er es dann auch fair, auf der Manuskriptmappe „Unter Mitarbeit von Albrecht Wolz“ zu vermerken. Das soll Albrecht nun zum Verhängnis werden. Er muss zum Prorektor: „Das ist mir auf den Tisch geflattert“, sagt der über die Mappe. „Der Mann zeigte nicht die geringste Übung“, berichtet Albrecht von dem Gespräch. „Von Haus aus Völkerrechtler, kurz vor der Rente. Umwerfend ratlos, ganz frisch instruiert.“ Zum Schluss des Gesprächs schiebt er Albrecht die Mappe über den Tisch, „etwas von *Kenntnisnahme* murmelnd“, ein Versuch, seiner Beklemmung Herr zu werden.

Albrecht identifiziert die Mappe als ein Exemplar, das im Haus am See lag, von Burghard dort durchgeblättert. „Ich sage, nimm es doch mit. ... das braucht keiner mehr, du kannst es behalten.“ Doch er kann nicht völlig ausschließen, dass Burghard es wieder zurückgebracht hat. Dann erreichen Judith 50 Blatt Ormigabzüge von Burghard – ein politisches Flugblatt mit dem Titel „STUDENTEN HÖRT“:

Das Flugblatt ... warnte die junge Generation vor dem Weg der älteren. *Das Leben, das wir führen, dafür lohnt sich Euer Gehorsam nicht! Ihr setzt Eure Zukunft aufs Spiel, wenn Ihr uns folgt. Fragt Eure Vorgänger auf den Studienplätzen nach ihrer Arbeit! Fragt sie dort, wo sie nicht offizielle Rücksicht walten lassen müssen! Was heißt es, „Leiter“ zu werden? Das heißt Mißtrauen und Haß derjenigen, die Ihr „leiten“ sollt. Ihr passiver Widerstand und von oben die Schulmeisterung durch politische Bürokraten, die konservativen Opfer dieser und auch noch der vorigen Ordnung, die Schläge,*

mit denen man Euch zum Sündenbock für die Gebrechen des Systems machen wird, das Anlaufen gegen Gummiwände, die Resignation – das ist nicht Euer Weg! [...] Und vergeßt nicht: Ihr werdet keine Welt gewinnen, so nicht! Ihr habt nichts zu verlieren, was Eurem Leben jemals einen Sinn geben könnte – das alles habt Ihr nur zu gewinnen. Sammelt zunächst die inneren Kräfte des Widerstands, die der Seele. Legt voreinander die Masken ab, wagt das Gespräch! Wagt und verlangt das Unmögliche – protestiert! (S. 174f.)

Beigefügt sind Hinweise zur Verwendung: „die Exemplare so verteilen, daß die Empfänger sie unbemerkt an sich nehmen konnten, zum Beispiel im Katalogsaal der Bibliothek, und an vielen ähnlich günstigen Stellen gleichzeitig“.

Doch Burghard hatte schon früher pamphletartige Briefe an Albrecht geschrieben. Sie waren konfus. Das Flugblatt hingegen ist klar geschrieben. Eine Provokation über Bande? Judiths Bürokollegin, zugleich stellvertretende Leiterin des Zentrums für Systemforschung, fragt: Ob sie denn schon jemanden habe, „der notfalls dein Kind nimmt“? Sie entscheiden, dass Judith eine innerbetriebliche Aktennotiz zu dem Vorgang anfertigt. Dieser muss sie dann noch einen kleinen Zusatz begeben: „das Vorliegende kann gegebenenfalls als Anzeige gelten“. Burghard wandert für zweidreiviertel Jahre ins Gefängnis.

Gleichzeitig sucht die Universität fieberhaft nach Albrecht Wolz. Der hat sich für ein paar Tage zu seiner Schwester zurückgezogen. Als er zurückkommt, muss er sofort ins Prorektorat: Seine Entlassung war rückgängig gemacht worden. Es bleibt offen, was oder wie sich Albrecht gerettet hat, wird aber insinuiert, wenn auch so unklar bleibend, wie es für Insinuationen typisch ist. Irgendwer muss mit oder für den konfusen Burghard das Flugblatt geschrieben haben. Albrecht oder die Staatssicherheit? Wenn letztere: auf einen Hinweis von Albrecht hin? Jedenfalls sind Judith und Burkhard dann, als die Geschichte erzählt wird, also 20 Jahre später, vergessen. „Nur Albrecht bewegt sich nach wie vor auf der Szene.“

John Erpenbeck

Analyse einer Schuld. Roman (1977)

Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1977, 212 S. (bis 1979 zwei Auflagen). Übersetzung ins Bulgarische

Der Klappentext kündigt an, dass die Ursachen eines Todes aufgeklärt werden. „In den Tod getrieben“ worden war Professor Gotthard Thal, Theoretischer Physiker an einem Berliner Akademie-Institut. Doch zunächst muss sich die Leserin, der Leser durch 160 Seiten kämpfen, in denen es vor allem um den Ich-Erzähler geht. Er ist denn auch die eigentliche Hauptfigur: ein Mathematiker, den es in die Psychologie verschlagen hat, der dort vor allem mit der Modellierung menschlicher Denkleistungen befasst war und inzwischen Professor im Ruhestand ist. Er versucht, einen weiten Kreis zu ziehen, um den Tod seines Freundes Thal zu erklären. Dieser Kreis umschließt auch die eigene Familie, vor allem die innig geliebte Tochter Katrin und den Ex-Schwiegersohn Siegfried Vitram.

Die Erkundungen, die der Erzähler unternimmt, und seine Selbstkommentierungen geben Gelegenheit, sich ein Bild von einem bürgerlichen Wissenschaftler zu machen, der seinen Frieden mit der DDR gefunden hatte – als dem Land, „mit dessen politischen Prinzipien ich mich vollständig und mit dessen ethisch-morali-

schen Prinzipien ich mich weitestgehend einverstanden zu erklären vermag“. Vor allem aber kann ein strukturell konservativer Mensch dabei beobachtet werden, wie er sich mit dem professionellen Blick des Psychologen Abweichungen von herkömmlichen Normen zu erklären sucht, doch regelmäßig an der Kraft seiner Ressentiments scheitert.

Seine Frau hatte einst ihre Operngesangskarriere aufzugeben, um den Professorenhaushalt zu führen. Die Tochter wurde auf höchste Ansprüche hin erzogen, zieht dann aber zum Entsetzen des Vaters in eine Prenzlauer-Berg-Kommune. Auf einer Party seines Freundes Thal, der ein bohèmehaftes Leben führte, verdross es ihn, dass er ohne Professorentitel vorgestellt wurde: „nicht, daß ich darauf besonderen Wert lege, doch glaubte ich zu Recht, einen gewissen Abstand gegen manche der fragwürdigen Gestalten ... von vornherein bewahren zu müssen“.

Dann muss er sich dort „greulich lärmende Beatmusik“ anhören, wozu die Pärchen zuckten, und zwar „auf jene raumsparende, aber bewegungsintensive Weise, die allein unsere heutige Jugend für Tanz hält“. Schließlich gerät er in eine Unterhaltung mit jungen Mädchen vom Ballett: „Sie hatten über Abtreibung und Antibabypille geplauscht ... Ich machte einige Anmerkungen bezüglich des Biochemismus der Ovulation, sonderbarerweise dämpften diese ganz neutralen Sätze ihre Fröhlichkeit beträchtlich“.

Insbesondere blickt er mit akademisch-bürgerlicher Attitüde von Anbeginn auf die Beziehung seiner Tochter mit einem Glasbläser aus unglamourösen Verhältnissen, besagtem Vitram: „Wahrscheinlich war für ihn gar nicht faßbar, welche Schründe zwischen der sorgsam erzogenen Tochter aus gutem Hause und ihm, dem durch Heim und Handwerk geformten Außenseiter, klafften, welches Experiment diese Bindung bedeutete.“ Anfangs fand er es zwar etwas nützlich, dass seine Tochter „auch einmal aus jener Schicht einen Menschen näher kennenlernte“, und er beteuert, natürlich „nicht grundsätzlich gegen eine Verbindung von Wissenschaftler und Arbeiterin oder selbst Arbeiter und Wissenschaftlerin sein“ zu können. Aber seine Tochter, die Biologie studiert, habe dann doch etwas Besseres verdient.

Wenn man sich fragen sollte, ob es auch nachvollziehbare, nämlich kulturelle Gründe gegeben haben mag, um mit der III. Hochschulreform 1967ff. die endgültige Entmachtung der alten Ordinarien zu bewerkstelligen – hier lassen sich solche finden.

Bias, so der sprechende Name des Erzählers, war Jahrgang 1905. Er hatte das Abitur am Meißner Gymnasium Sankt Afra, der ehemaligen Fürstenschule mit anhaltend entsprechendem Selbstbild, abgelegt, dann in Göttingen Mathematik studiert und war 1930 promoviert worden. 1932 Logik-Dozentur an der Berliner Universität, 1935 außerordentliche und 1939 ordentliche Professur, 1942 Amtsenthebung wegen angeblich zersetzender Äußerungen. Vor dem Kommando an die Front rettete ihn ein Freund, indem er ihn für ein Institut für theoretische Psy-

chologie als kriegswichtig reklamierte. Nach 1945 wurde Bias die Leitung dieses Instituts angetragen, was den endgültigen Wechsel aus der Mathematik in die Psychologie plausibel macht. Seit 1965 ist er im Ruhestand.

Nun stellt er Ermittlungen an, um die Umstände aufzuklären, die zum Tod Gotthard Thals geführt hatten. Das dauert einen schleppend sich hinziehenden Bericht lang. Bias demaskiert sich dabei so andauernd, dass man geneigt ist, dies für die eigentliche Absicht des Autors zu halten: „Sie arbeitet im Glühlampenwerk am Band ... Sie ist wohl nicht besonders intelligent“, merkt er an, nachdem ihm die Betreffende mit bemerkenswerter sozialer Intelligenz die Fehler und Resultate der Erziehung seiner Tochter auseinandergesetzt hatte. Ein Gesprächspartner verdiene seine Antipathie, denn „er ist unfähig, einen Gedanken logisch zu entwickeln oder auch nur einen Satz folgerichtig abzuschließen“. Der Name, den der Autor dem Erzähler verpasst hat, scheint gleichermaßen darauf zu verweisen, was er von seiner Figur hält: Bias – Schieflage, Wahrnehmungsverzerrung.

Die Sache, auf die das Ganze hinführt, erweist sich dann als tragisches Geschehen, das schnell erzählt ist: Thal, der Physiker, sitzt an seinem letzten großen Werk. Bereits kränklich, vollendet er es, erregt damit Aufsehen, erhält dafür den Nationalpreis. Doch dann entdeckt sein Meisterschüler, der inzwischen von Katrin geschiedene und nach einem Physikstudium zu Thals Doktoranden gewordene Vitram, einen zwar genialen, aber grundsätzlichen Fehler in den Berechnungen. Thal: „Damit bin ich als Wissenschaftler am Ende ... ich sage das ohne jede Sentimentalität ... Die Wissenschaft kommt auch ohne mich weiter“. Seine Lebenskraft ist aufgebraucht.

Dass es sich bei diesem Buch um einen „Weltanschauungsroman über den Sieg der rechnerischen Ökonomie über die Vernunft“ handele, wie andernorts formuliert worden ist (Hanke 1987: 104), erscheint als eine ungedeckte Einschätzung. Sie findet allenfalls mühsam einen Ankerpunkt in Thals Abneigung gegen Computer (und einer entsprechenden, aber randständigen Anmerkung von Bias, vgl. S. 205): „Ein physikalisch-mathematisches Ergebnis muß sich durch innere Wahrhaftigkeit auszeichnen“, doch dazu trüge die „geisttötende Iterations- und Verifikationsrechnerei“ nichts bei, so Thal.

„Ich will“, spricht Tahl weiter, „keineswegs die praktische Bedeutung dieser Rechenmaschinen bestreiten, doch sie liefern bestenfalls Zwischenergebnisse auf dem Weg zur Theorie, sie können rechnen, nicht philosophieren, aber gute Theorie ist immer zugleich gute Philosophie“. Aus heutiger Perspektive durchaus hell-sichtig klingt Thals Einschätzung, „daß es vorerst zwar verständige, aber niemals vernünftige Computer geben wird. Daß diese Maschinen nicht nur den menschlichen Verstand, sondern auch die menschliche Dummheit ins Gigantische zu steigern vermögen“.

Auch die Figurenkonstellation deckt nicht, dass es hier um rechnerische Ökonomie versus Vernunft ginge. Was die beiden Hauptakteure vielmehr verkörpern,

ist ein anderer Gegensatz: der zwischen einer Verteidigung der Fantasie, die laut Thal unerlässlich für schöpferische Wissenschaft sei, und einer fantasiearmen, pedantisch formalen Denkart. Eine fantasievolle, aber falsche Theorie, so Thal, können manchmal mehr wert sein kann als eine stumpfsinnig korrekte. Bias hingegen sieht hier den Unterschied zwischen physikalisch-theoretischer und mathematischer Denkweise. Er vertritt die letztere: „Physik ist Dichtkunst, Mathematik ist Sprachwissenschaft“.

Ein subtiler Kommentar des Autors zu diesem Gegensatz mag schließlich in einem buchgestalterischen Umstand zu finden sein: Erpenbeck hatte Hermann Glöckner (1889–1987), den Dresdner Altmeister des deutschen Konstruktivismus, für die Grafiken gewonnen, die jeweils ein neues Kapitel einleiten. Fließende Formen besetzen Flächen und lassen Leerstellen. Jede der Grafiken findet sich spiegelbildlich dupliziert, doch kleine Abweichungen zeigen an, dass es sich dennoch jeweils um Unikate handelt. Auch alle anderen Erpenbeck-Romane, die wir hier vorstellen, wurden von Glöckner illustriert.

Christoph Hein

Der Tangospieler. Erzählung (1989)

*Aufbau-Verlag, Berlin [DDR] 1989, 205 S. (bis 1999 vier Auflagen). Westdeutsche Ausgabe: Luchterhand-Literaturverlag, Frankfurt a.M. 1989, sowie Büchergilde Gutenberg, Frankfurt a.M./Wien 1990. Buchclub-Ausgabe: Bertelsmann-Club, Gütersloh 1990. Taschenbuchausgaben: Aufbau-Taschenbuch-Verlag, Berlin 1994, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2002. Fortlaufend bis heute weitere Auflagen und Ausgaben. Zahlreiche Übersetzungen
Filmadaption: Roland Gräf (Regie): *Der Tangospieler*, DEFA 1991, 96 Minuten. DVD-Veröffentlichung: Icestorm Distribution, Berlin 2013*

Das Buch ‚lag‘ ein paar Jahre. Das hieß seinerzeit, dass es Auseinandersetzungen darum gab. 1989 erschien es dann, noch in der ersten Jahreshälfte. Doch hätte es auch bei etwas späterer Publikation das Schicksal anderer Bücher, die von den Herbstereignissen jenes Jahres überspült wurden, vermutlich nicht geteilt. Es hat sich zum Longseller entwickelt, 2018 kam die 8. Auflage der Suhrkamp-Taschenbuchausgabe.

Die Gründe dafür, dass die Erzählung erst 1989 erschien, sind leicht zu erschließen. Die Handlung spielt 1966 und 1968. Sie nimmt locker Bezug auf das Verbot des Leipziger Studentenkabarets „Rat der Spötter“ im Jahre 1961 (vgl. Röhl 2002). Was in der Erzählung im Jahre 1966 der Hauptfigur 21 Monate Gefängnis einbringt – die Klavierbegleitung eines Liedes, das führende Persönlichkeiten des Staates verächtlich gemacht habe –, wird zwei Jahre später problemlos auf der Kabarettbühne dargeboten. Das Gerichtsurteil war also ein Willkürurteil. Nach der Haftentlassung sieht sich der Protagonist Dallow, zuvor Historiker an der Universität Leipzig, den Nachstellungen zweier MfS-Mitarbeiter ausgesetzt. Auch

dies zu thematisieren war damals keine Empfehlung für eine Veröffentlichung. Handlungsentscheidend wird in der Erzählung am Ende das, was das Jahr 1968 wesentlich bestimmte: der Prager Frühling. Der stellte in der DDR Ende der 80er Jahre gleichfalls noch ein Tabuthema dar.

Hans-Peter Dallow war 1966 bei einer Aufführung des Studentenkabarets als Pianist eingesprungen, ohne das Programm näher zu kennen. Anschließend wurde er mit den anderen Beteiligten verhaftet und zu den erwähnten 21 Monaten verurteilt. Der Handlung dann spielt überwiegend nach der Haftentlassung. Dallow, Experte für die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts, kann weder noch will er an die Universität zurück. Er bemüht sich schließlich um eine Beschäftigung als Kraftfahrer, was misslingt, obgleich überall, wo er vorspricht, Kraftfahrer gesucht werden. Die beiden MfS-Mitarbeiter stellen ihm eine Rückkehr in die Wissenschaft in Aussicht, wenn er sich kooperativ zeige – „lediglich ein paar Fakten“.

Dallow treibt vor sich hin, lebt von Ersparnissen, hat viele Frauen, eine längere Affäre und im übrigen das Interesse an der Wissenschaft verloren. Zwei Besuche in seinem alten Institut verlaufen wenig erfreulich. Die Dozentur, für die er vor seiner Verhaftung vorgesehen war, ist mit einem Opportunisten besetzt: „nun ja, die Dozentur wurde vergeben, und du standest nicht zur Verfügung.“ Dallow nickte fröhlich. „Ich stand nicht zur Verfügung, ich saß.“ Schließlich flüchtet er nach Hiddensee, um einen Sommer als Saisonkellner zu arbeiten. Dann überschlagen sich die Ereignisse in Prag. Sie finden ihr Echo auch an der Leipziger Universität. Roessler, der die Dozentur besetzt, für die einst Dallow vorgesehen war, hat einmal, dieses eine Mal nicht den richtigen Riecher. Eine Kollegin erzählt Dallow den Vorgang:

„Er hat Pech gehabt“ ... Und dann erzählte sie, daß Roessler am Tag des Einmarsches der verbündeten Truppen in Prag um sieben Uhr morgens eine Vorlesung zu halten hatte. Der Vorlesungsbeginn verzögerte sich, da die Studenten ihn mit Fragen zu den nächtlichen Ereignissen bestürmten. Der ahnungslose Dozent fragte mißtrauisch nach der Quelle dieser Nachrichten, und die Studenten räumten ein, daß sie ausschließlich westliche Rundfunkstationen gehört hatten. Daraufhin erklärte Roessler, die Meldungen über einen Einmarsch in Prag seien nichts als eine erneute westliche Provokation, schloß militärische Maßnahmen gegen die befreundete Tschechoslowakei kategorisch aus und berief sich dabei auf ältere Zeitungsmeldungen und Kommentare von Staat und Partei. Die Un-

glaubwürdigkeit der westlichen Nachrichten zeige sich, wie Roessler länger ausführte, an der Meldung, daß auch Truppen der DDR in das Nachbarland einmarschiert seien. Diese Meldung empfinde er, wie Roessler den Studenten sagte, als besonders widerlich und empörend, da aus politischer und geschichtlicher Verantwortung niemals deutsche Soldaten an einem Einmarsch in Prag teilnehmen könnten. Nach der Vorlesung brachte ihm ein Student eine Tageszeitung, deren Titelseite von einer TASS-Mitteilung beherrscht wurde. Nach Aussage der Studenten habe Roessler das Communiqué leichenblaß gelesen und schweigend den Raum verlassen. Er ging anschließend sofort zur Universitätsleitung, um von seinem Mißgeschick und Fehler zu berichten. Dort erfuhr er, daß man

von dem Vorfall in seiner Vorlesung bereits informiert war. Sechs Stunden später war er von seinem Amt suspendiert.

Dallow schüttelte den Kopf. „Ich kann es

nicht glauben“, sagte er, „daß auch ein Roessler sich die Beine brechen kann. Er war doch immer so klug.“ (S. 178f.)

Erst nach 1989 wurde allgemein bekannt, dass NVA-Truppen 1968 tatsächlich nicht in die Tschechoslowakei einmarschiert waren, was hier aber nur der Vollständigkeit halber zu erwähnen ist. Für den Plot ist es unerheblich, denn dort ging es nur um die Quelle der Information. Wollte man beckmesserisch sein, könnte man in anderer Hinsicht sagen, dass es ganz so, wie bei Hein geschrieben, nicht gewesen sein kann. Denn in den Semesterferien – die sowjetischen Truppen marschierten am 21. August 1968 in Prag ein – fanden auch in Leipzig keine Vorlesungen statt. Aber Hein schafft mit dem Kniff eine höhere Wahrheit. Dallow wird vom Institut für Geschichte gebeten, Roesslers Stelle zu übernehmen. Er nimmt an. Schlusssatz: Dallow prüft den Wecker, er „wollte am nächsten Morgen pünktlich im Institut sein“. Die Genugtuung ist ihm anzumerken, denn es ist eine Art von Rehabilitierung. Dass und wie diese zustandekam, sagt einiges über die Unberechenbarkeiten der DDR und ihres Wissenschaftsbetriebs.

John Erpenbeck

Alleingang. Roman (1973)

Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1973, 365 S. (bis 1977 zwei Auflagen). Buchclub-Ausgabe: Buchclub 65, Berlin [DDR] 1974

Handlungszeit: 1967/1968, Ort: ein Akademie-Institut für Wasserforschung in einer Provinzstadt, Hauptthema: die III. Hochschulreform, hier mit ihren Auswirkungen auf die Akademie der Wissenschaften. Die zentralen Figuren sind Prof. Peter Berger, der Institutsdirektor, und Frank Holstenbrock, ein jüngerer habilitierter Chemiker, von Berger ans Institut geholt.

Dieses, so sein Direktor, unterscheide sich in einem von vielen anderen Instituten: „Geistige Unabhängigkeit, individuelle Aufgabenstellung, das sind die Grundlagen unserer Wissenschaftsarbeit. So, wie es in der Kunst nur in seltensten Fällen ‚Kollektivkunstwerke‘ gibt, gibt es keine wirklich schöpferische ‚kollektive wissenschaftliche Leistung‘. Gut, Zusammenarbeit von zwei, drei Leuten bestenfalls. Aber mehr, das ist keine Wissenschaft, das ist brauchbare Technik. Höchst wichtig natürlich, aber das betreiben wir an unserem Institut nicht.“

Doch kündigen sich Veränderungen an, die in eine andere Richtung weisen. Deshalb hat Berger, die absehbare planmäßige Emeritierung vor Augen, eine Idee für seine letzten Jahre am Institut: Er möchte ein Labor einrichten, das ausschließlich seine Pläne und Ideen verfolgt, unabhängig von Arbeitslinien des sonstigen Instituts, frei auch von den üblichen Rechenschaftslegungen. Holstenbrock soll

dieses „nun – nennen wir es Privatlabor für Berger“, wie der Parteisekretär des Instituts maliziös anmerkt, aufbauen.

Vertraulich unterrichtet, im Auftrag der Parteileitung, eine Kollegin Holstenbrock über die Hintergründe: Berger habe Erfolge und einen Sonderstatus, auch im Ministerium. Er könne tun, was er wolle. Aber es gehe heute um die Konzentration des Forschungspotenzials: „Berger sagt da nicht einfach nein. Er denkt sich: Versucht's doch. Wenn ihr mein Lebensbeispiel nicht begreifen wollt, bitte, lauft in euer Verderben. [...] Ich baue mir ein Privatlabor. Forsehe gegen euch allein.“ Problematisch sei auch der Leitungsstil Bergers. Seit er das Institut führe, zerflatterten die Forschungsthemen, statt Planung regierten Launen, „zugegeben oft geniale Launen“, aber von Voraussicht sei wenig zu spüren.

Dennoch lässt sich die Sache ganz gut an. Holstenbrock vermag es, in die etwas chaotischen Planungen Bergers für das neue Labor seine eigenen Interessen geschickt einzuflechten. Bald darauf gelingt ihm ein Durchbruch, der endgültige Beweis von Temperatursprüngen in der Wasserstruktur. „Berger schritt mit bedeutungsvollem ... Gesicht von Raum zu Raum, verkündete, ohne recht zwischen eigener und fremder Leistung zu differenzieren, das sensationelle Ergebnis.“ Mit feiner Ironie schloss er jedesmal: „Wir können von Glück sagen ..., daß gewisse Bestrebungen, so etwas wie Kollektivwissenschaft betreiben zu wollen, im Status nascendi verblieben sind.“

Holstendorf rückt zum stellvertretenden Institutsdirektor auf. Das verschafft ihm Einsichten, die unbehaglich sind. Er beobachtet ein stetiges Auseinanderstreben von Themen und Arbeitsgruppen, was Berger indes als typisches Entfaltungsmodell höchster schöpferischer Potenzen darstellt. Holstendorf dagegen sieht ungezählte Ansatzpunkte dafür, gemeinsam zu arbeiten, ohne dabei Spezialisierungen und Eigenarten aufzugeben zu müssen.

Politisch werden währenddessen die Entscheidungen zur Wissenschaftsreform vorbereitet. Ein alter Freund Bergers, jetzt stellvertretender Minister, fragt ihn: Die Akademie habe rund zwölftausend Mitarbeiter. „Wozu eigentlich?“ Berger: „Natürlich gibt es Institute, wo nichts herauskommt ... Im ganzen aber? Ich könnte dir hunderte Ergebnisse nennen, allein von uns.“ – „Hunderte, das ist es! Ich möchte eines wissen, ein weltveränderndes, erdumrundendes. [...] Was ist denn bei euch herausgekommen, was ist denn verwertbar? Wo ist die Entdeckung, die Geld bringt? [...] nicht Nützlichkeit von heute auf morgen, direkt vom Labor in die Produktion, aber doch meßbar, nicht durch Phrasen bemäntelte Unendlichkeit.“

Holstenbrock sieht das ähnlich und nimmt sich die Freiheit, ein neues Strukturmodell für das Institut auszuarbeiten. Dem Direktor sagt er davon nichts, doch kommt dieser dahinter. Berger ist außer sich. Er meint, dass die Belegschaft nach wie vor mehrheitlich hinter ihm stehe, und erzwingt deshalb eine institutsöffentliche Debatte. Das geht schief. Holstenbrocks Modell findet überwiegende Zustimmung. Berger meldet sich krank.

Der Reformplan stößt auch im Ministerium auf lebhaftes Interesse. Holstenbrock wird zum Gründungsbeauftragten eines Zentralinstituts für Wasserforschung ernannt – Zentralinstitut bedeutet Integration weiterer Einrichtungen. Die Auseinandersetzungen mit Berger sind dabei nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Er sichert dem nun ehemaligen Institutsdirektor ein eigenes Labor zu, das dieser dann mit neu gewonnener Schaffenskraft mit Leben füllt.

Zugleich zeigt sich, dass der Reformplan und die Reform selbst in der Belegschaft nicht gleichermaßen Zustimmung erfahren: „Kaum einer war bereit, kampflos die bisherigen, langbewährten Forschungsthemen aufzugeben oder auch nur abzuändern. So überlegten nahezu alle, wie sie eine Änderung umgehen könnten, ohne daß das sofort bemerkt würde; und die meisten entdeckten für sich zum Bösen des Ganzen Schleichwege“.

Die Neustrukturierungen enthalten aber auch, zumindest in Teilen, organisatorische Veränderungen, die Holstenbrock mitunter die Übersicht verlieren lassen. Er wird überempfindlich und entzieht sich Diskussionen. Mitstreiter beobachten es mit Sorge, andere sind enttäuscht vom neuen Direktor. Überdies kommt Holstenbrock kaum noch zu eigener Forschungsarbeit. Immerhin aber gibt es in den Abteilungen einige wissenschaftliche Fortschritte, die aus dem integrierten Forschungsprogramm resultieren. Doch nicht nur dort.

Auch Bergers kleines Labor hat Erfolge. Ein erster geht noch etwas daneben, weil Berger übersehen hatte, dass drei Monate zuvor im „Journal der deutschen Gummiindustrie“, einem etwas abseitigen Veröffentlichungsort, analoge Ergebnisse publiziert worden waren. Der nächste Erfolg aber ist durchschlagend: Berger entdeckt etwas, das er dann „Parawasser“ nennen wird. Sein Labor hatte sich mit der Frage befasst, warum es zu den Holstenbrockschen Temperatursprüngen – wie sie inzwischen auch in der Fachliteratur genannt wurden – komme. Es hatte eine Antwort darauf gefunden – und damit die Erklärung von Holstenbrocks Entdeckung. Genüsslich teilt er seinem alten Freund, dem stellvertretenden Minister, mit, dass sich daraus sogar Anwendungsperspektiven ergeben: Es ist eine Substanz, die als neuartiges Lösungsmittel, als Kühlmittel für Kernreaktoren oder als Schmiermittel verwendet werden könne.

Der neue und der alte Direktor sind gefangen in ihrer wechselseitigen Abneigung. Dass Berger ausgerechnet die Erklärung der Holstenbrockschen Temperatursprünge gefunden hat, wäre ja eigentlich Holstenbrocks Aufgabe gewesen – wenn er denn zum Forschen käme. Als Wissenschaftler fand er sich „disqualifiziert, zum braven Organisator war er geworden, wie es so viele gab“. Und würde man sich, so sinniert er fort, „nach Bergers jüngsten sensationellen Erfolgen überhaupt noch erinnern, daß einst er, Frank Holstenbrock, den Anstoß gegeben hatte?“ Doch die Sache geht weiter:

Berger mußte mit mißstimmigen Erstaunen registrieren, daß man seiner Entdeckung durchaus den verdienten Beifall gab, daß aber niemand daraus Schlußfolgerungen zog, wie er sie gern gesehen hätte. Und die Entwicklung gab bald jenen recht, die nicht wie im künstlich gewachsenen Gegensatz der Kontrahenten organisatorische Perfektion und schöpferisch-spielerische Ungebundenheit als unauflösbaren Widerspruch, sondern als fruchtbare Einheit sahen. [...]

Offensichtlich schien, daß bedeutende Anwendungsmöglichkeiten dem Parawasser offenstanden, doch es wurde deutlich, daß die Versuche sich zwar zum Laborbeweis glänzend eigneten, aber keinesfalls schon als Produktionsmethode verwertbarer Mengen taugen mochten.

In einer Diskussion äußerte Frank, eigentlich nur über einen momentanen Einfall nachdenkend, den Vorschlag, die neue Wassermodifikation auf einer schnell rotierenden Quarzoberfläche zu polymerisieren ...: ein so einfacher, einleuchtender Gedanke, daß

Berger, der jeden wirklichen Einfall stets mit Hochachtung honorierte, ihm spontan die Hand drückte: „Das ist die Lösung! Ja, das ist sie, das muß gehen. Ich gratuliere Ihnen!“ [...]

Jetzt erst, im endgültigen Zusammenlauf von Theorie und Experiment, Technologie und Handwerk, in der Lösung vielfältiger, aber stets auf das Projekt bezogener Aufgaben, ... bewährte sich die neue Struktur, die organisatorischen Veränderungen erwiesen ihre Brauchbarkeit [...]

In einigen Wochen war das erste Versuchsmodell gefertigt, in weniger als einem halben Jahr stand die Pilotanlage ...

Selbst diese Erfolge konnten Berger nicht von der Richtigkeit der neuen Gedanken überzeugen. [...] Dennoch nahm er mit kindlicher Freude, mit unmäßigem Staunen und wider Willen mit tiefer Befriedigung das erste Reagenzglas Parawasser beim Probelauf entgegen, daß Holstenbrock ihm lächelnd reichte: gemeinsame Sieger. (S. 355f., 360)

Erpenbeck hat es sich in diesem Roman mit der Wissenschaftsreform nicht leicht gemacht. Am Ende steht eine doppelte Einsicht: Weder bringt eine allein technokratische Nutzensorientierung das, was sich die Technokraten seinerzeit von der Wissenschaft erwarteten, noch führt die Ablehnung jeden Gedankens an Verwertbarkeit wissenschaftlichen Wissens zu Lösungen, die gesellschaftlich benötigt werden. Was aus heutiger Sicht trivial klingen mag, war damals offenbar eine nicht selbstverständliche Botschaft.

Martin Goyk Arztnovelle (1972)

List Verlag, Leipzig 1972, 279 S. (bis 1975 drei Auflagen) sowie Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1981 (bis 1988 sechs Auflagen)

Hier wird von einer Erstaunlichkeit berichtet. Der Chef der Psychiatrischen Universitätsklinik in D. (verfremdende Abkürzung für Leipzig-Dösen) ist ein Ordinarus alten Schlages, menschlich wie fachlich. „In den Vorlesungen sagte er immer: ‚In der Klinik, der ich vorstehe ...‘, und er hustelte, bevor er weitersprach.“ Dann sagt er Sätze wie: „Eine andere als naturwissenschaftliche Konzeption ist für die Psychiatrie nicht möglich.“ Eine kongressbedingte Abwesenheit dieses Patriarchen nutzt Oberarzt Theo Reimann für eine spektakuläre Aktion: Er entfernt, gemein-

sam mit Gleichgesinnten, die Gitter vor den Fenstern seiner Station. Erstaunlich ist, dass der Klinikdirektor dies, wenn auch nicht ganz ohne Widerstand und mit Ingrim, letztlich geschehen lässt.

Zunächst hatte Reimann Mitstreiter für die Aktion gewinnen müssen, so auch den Ich-Erzähler, einen angehenden Arzt:

„Du bist doch Genosse?“ Ich nickte verhalten. „Also hör zu! Vielleicht hast du schon gemerkt, daß die Psychiatrie heute ein bißchen weiter ist als vor hundert Jahren. Jedenfalls die Gitter und all dieser Klamauk sind großer Blödsinn. Wenn unsere Patienten hier 'reinkommen und sind nicht krank, hinter den Gittern werden sie es. Wir brau-

chen vielleicht *einen* Raum mit Gittern: für die ersten Tage bei akuten Fällen, besonders bei den Suizidgefährdeten. Unser Chef würde aber am liebsten überall die Gitter verdoppeln. [...] Was müssen wir also tun, Genosse Famulus?“ „Die Gitter abmontieren!“ ... „Dafür sollte man dir das Examen schenken“. (S. 84f.)

Der Klinikdirektor, zurückgekehrt, will Reimann auf der Stelle entlassen. Und natürlich werde er die Angelegenheit dem Staatsapparat und „Ihrer Partei“ übergeben. Der Parteisekretär der Fakultät rügt die Aufrührer für den gewählten Weg, rät aber im übrigen zu einer öffentlichen Parteiversammlung, um die Sache zu klären. Öffentlich heißt: jeder darf teilnehmen.

So saßen dann dort Pfleger, „die Aufseher waren, wie sollten sie das Ziel einer therapeutischen Gemeinschaft begreifen?“, und Ärzte, die fachlich auf Seiten des Direktors standen. Letzterer, parteilos, war auch da: „Unser Herr Reimann hat ein Experiment vor ... Man kann ihm dazu nur einen langen Atem wünschen. Aber gleich wie man dazu stehen mag ..., es bleibt ein Experiment. [...] Glauben Sie, daß Generationen von Psychiatern ihre Kranken peinigen wollten?“

Ein an der Gitteraktion unbeteiligter Arzt äußert aber seine Verwunderung über die Diskussion, „wo man doch heute in der ganzen Welt dazu übergehe, die Stationen zu öffnen. Auch was die Gitter betreffe!“ Am Ende trägt Reimann einen Sieg davon. Ein zentrales Forschungsprogramm soll erarbeitet, eine Umstrukturierung verschiedener Abteilungen vorgenommen, gezielte Qualifizierung des Personals in die Wege geleitet und ein Abbau aller Gitter bewerkstelligt werden.

Der Ich-Erzähler besichtigt andere Stationen der Klinik. Er sieht vier Betten, „aber es lagen keine Menschen darin, sondern es spannten sich Netze aus vom Fuß- zum Kopfende – und *darin* lagen Menschen“. Reimann kommentiert: „So weit hat uns unsere sture naturwissenschaftliche Arbeit gebracht! [...] Aber wir müssen den Menschen umfassender sehen. Auch mit seiner sozialpsychologischen Seite.“ An den Türen der anderen Stationen sind keine Klinken, sondern Knaufe. Die Pfleger haben die Schlüsselgewalt. Reimann hatte in seiner Station die Knaufe entfernen lassen. Er sagt von seinen Pflegern, dass sie vierzig Jahre die „Herren der Anstalt“ gewesen seien und nun lernen müssten, die Freunde der Patienten zu werden.

Reimann entwirft ein breites sozialpsychiatrisches Forschungsprogramm. Ein Kollege kommt vorbei und fragt: „Seid ihr nun eigentlich Wissenschaftler oder Sozialarbeiter?“ – „Vor allem Ärzte!“ Der Forscher geht verständnislos weg.

Hintergrund dieser Erzählung ist, dass 1963 engagierte DDR-Psychiater mit den Rodewischer Thesen ein sozialpsychiatrisches Reformprogramm formuliert hatten. Mit diesem sollten die Psychiatrie der Verwahrung überwunden, die großen Anstalten geöffnet und die Patienten soweit als möglich ambulant oder halbstationär betreut werden (vgl. Hennings 2015). In Leipzig war es vor allem Klaus Weise (1929–2019), der den Wandel der Psychiatrischen Klinik zu einem im Sinne des Open-doors-Systems arbeitenden Hauses durchsetzte.

Den Rodewischer Thesen setzte der Autor – ebenfalls Psychiater – mit dem Buch ein literarisches Denkmal. Am Ende, inzwischen Oberarzt und kurz vor der Habilitation stehend, verlässt der Erzähler die Universitätsklinik. Er wechselt an eine norddeutsche Provinzlinik, dreimal so groß wie seine bisherige Wirkungsstätte und bislang unberührt von den Reformbestrebungen. Er geht offenbar dort hin, um daran mitzuwirken, die Bestrebungen in die Fläche zu tragen. In dieser Wendung, die der Roman nimmt, steckt eine spezielle Pointe: Die Psychiatriereform war weitgehend auf Universitätskliniken beschränkt geblieben. Nur in wenigen nichtuniversitären Einrichtungen hatte sie zu dauerhaften und tiefgreifenden Verbesserungen der Lage der Psychiatriepatientinnen und -patienten geführt.

Dietmar Dath

Deutsche Demokratische Rechnung. Eine Liebeserzählung (2015)

Eulenspiegel Verlag, Berlin 2015, 240 S.

Radiofeature: Thomas Gebel/Dietmar Dath: „Deutsches Demokratisches Rechnen“. Die Geschichte einer abgebrochenen Computerrevolution (Regie Martin Heindel), rbb 2015, 54 Minuten. URL <http://xb187.xb1.serverdomain.org/radio/musik/DeutschesDemokratischesRechnen.mp3>

Die Hauptfigur ist Vera Ulitz, aber im hiesigen Kontext interessiert ihr Vater, Otto Ulitz. Der war Wirtschaftsmathematiker, seit den 50er Jahren an der Akademie der Wissenschaften tätig, und er gab dem Neuen Ökonomischen System Walter Ulbrichts (1893–1973) das wissenschaftliche Zahlenwerk. Die Figur ist fiktiv, aber zweimal wird im Buch – als einziger Wirtschaftswissenschaftler – Harry Nick (1932–2014) mit Klarnamen genannt. So wird man wohl annehmen können, dass von dieser Realfigur einige Anregungen für die Kunstfigur stammen (vgl. Nick 2003, insbes. 60–104). Nun ist Ulitz verstorben, wohl 2014 (wie Harry Nick). Vera muss einen Mann beerdigen, mit dem sie in den letzten Jahren nur noch wenig verbunden hatte.

Es war einsam um ihn geworden, er war verbittert gewesen, und zwar zweifach: Zunächst hatte man ihn nach Ulbrichts Entmachtung 1971 kaltgestellt, erst in die

Staatliche Plankommission abgeschoben, später, als hier nicht weiter erläuterte Strafversetzung, in Alexander Schalck-Golodkowski's Kommerzielle Koordinierung (KoKo). Dann hatte er mit ansehen müssen, wie Gerhard Schürer, der Plankommissionschef, 1989 die DDR-Wirtschaft zum Insolvenzfall erklärte – was er völlig anders sah.

Anfang der 60er Jahre war Walter Ulbricht bei einer Beratung auf ihn aufmerksam geworden, als Ulitz mit einem Schaumschläger aneinandergeriet, der in Dresden ein Textilkombinat leitete:

„Also, Genosse Ülitz“, Ulbricht schmunzelt ein wenig, als wüsste er, dass er den Namen etwas eigen ausspricht, „ich hab Sie ein wenig beobachtet heute, und Sie machen den Eindruck, als ob Ihnen Ihr Buch lieber wäre als die Beratung hier. So sind viele von unsern jungen Leuten, die von der Akademie kommen. [...] Sie denken, sie kennen die Zukunft. Also, wie sehen Sie die Zukunft?“

„Das Buch ... ist von einem sowjetischen Forscher. Es heißt ‚Grenzverteilungen von Summen unabhängiger Zufallsgrößen‘.“

Der Dresdner ...: „Herr Ulitz, wir haben hier keine Zufallswirtschaft, wir haben eine Planwirtschaft.“

Bevor Ulbricht, dem danach zu sein scheint, den Mann ... zurechtzuweisen, das tun kann, geht Ulitz selbst zum Gegenangriff über: „So ist es. Und eine Planwirtschaft muss den Zufall mitplanen. Sehen Sie, es gibt nun mal viele Variablen, viele Dimensionen für unsere Entscheidungen, und wir müssen die Menschen in gewissem Sinne als Zufallsgrößen sehen, und die sowjetische Mathematik hat in den letzten Jahren gelernt, dass die Wahrscheinlichkeitsrechnung ...“

Es ist Ulbricht, der ihn unterbricht: „Die Menschen im Sozialismus sind keine Zufälle. Die Menschen im Sozialismus sind vernunftbegabte Wesen.“ (S. 183f.)

Ulitz, mehr zufällig in diese Sitzung gelangt und der weitaus Jüngste in der Runde, ist im Angesicht des SED-Chefs alles andere als selbstsicher. Doch dann bricht es aus ihm heraus:

„Nein, nein, sehen Sie, Genossen [...] Es ist wie mit dem freien Willen überhaupt: Der dialektische Materialismus ... sagt, die Leute sollen einander nicht zwingen können, wir sollen eine Gesellschaft einrichten ohne Nötigung, das heißt, das Verhalten der Leute ist nicht von Befehlen determiniert, sondern es kann uns überraschen. Wir müssen diesen Überraschungen Raum geben, indem wir anfangs eine völlige Zufallsverteilung der Chancen annehmen und dann lernen, wo und wie und warum das nicht so ist, wo die Be-

gabungen stecken. Das ist die Methode von Thomas Bayes ... lange missverstanden ..., auch in der Sowjetunion. Kolmogorow – der geniale Mathematiker, von dem dieses Buch hier stammt – hat ... gesehen, wie man Bayes präzisieren muss.“ [...]

„Den Rechenmaschinen den Sozialismus beibringen“, sagt Ulbricht, „und den Sozialistinnen und den Sozialisten das Rechnen. Das gefällt mir. Das wollen wir loben, dafür dank ich Ihnen, Genosse Ulitz.“ (S. 184f.)

Vera stellt, als sie die Berliner Wohnung ihres Vaters inspiziert, mit einigem Erstaunen fest, dass Otto Ulitz bis zum Schluss an einer Auswertung dieser Erfahrungen gesessen hatte. „Leibniz und Ulbricht, ... das war die Welt meines Vaters“, fasst sie zusammen, was ihr in den schriftlichen Hinterlassenschaften begegnet. 1984 hatte ihn ein alter Genosse in seiner Dienststelle besucht. Ulitz war nach wie vor nicht fertig mit dem, was 1971 abgebrochen worden war: „Es gibt kein Konzept.“ – „Und

das Neue Ökonomische System, das war ein Konzept?“ – „Das war eins, das man hätte korrigieren können, Schritt um Schritt, ja.“

Bis zu seinem Ende, so wird Vera nun klar, saß er wohl an einem Buch darüber, „wie die Informationswirtschaft schon im Keim in dem sozialistischen System steckte, das man in den Sechzigern wollte ... Wie zukunftsweisend das gewesen sei, soll heißen, dass die DDR tendenziell einen Vorteil hätte haben können – all die Probleme wären da nie aufgekomen mit Copyright und Monopolen und Google“.

„Inf-Ver“ hatte Ulitz die Kladde mit seinen Notizen beschriftet: Informationsverteilung, „das Wichtigste, der Schlüssel“, wie er seiner Tochter immer wieder gesagt hatte. Sie liest in den stichwortartigen Notizen:

„Arbeit ist Quelle von Reichtum nur mittels Energie (Natur) und Information (Wissen über die Naturgesetze). Nur Information erlaubt Maximalnutzung von Energie.

Fehler der Betriebe: Jagd nach maximaler Ressourcenzuteilung statt effizienter Ressourcennutzung.

Vernachlässigung der Information ...

Naturgesetz erlaubt Vorhersage. Iterativ. Informationsfluss: Hierarchisch oder kooperativ.

Hohe Konzentration der Information (Hierarchie): Machtkonzentration, Vorhersagestau, ... Umrüstung zu langsam, Rückgriff auf Markt nötig ... Geheimhaltung: Hoher E-Koeffizient. Kooperation: Niedriger E-Koeffizient. Iterationsfolge der Vorhersagen (Bayes) beschleunigt schneller als die korrektiven

Handlungen. Folgen konvergieren zu zwei möglichen stabilen Zuständen: halbstarile Diktatur, stabile Kooperation. ... NÖSPL der Punkt der Kuppe in der Dynamik (Ab wann Katastrophe?).

Plan als Algorithmus, Programm. Planwirtschaft und Markt. Ulbricht, Mitte der Sechziger.

Mathematische Voraussetzungen. Kolmogorow 1965: Drei Ansätze zur Bestimmung der Informationsquantität. [...] Das sowjetische Schisma: Die Ressourcenleute (Agrarleute) gegen die Informationsleute (Industrielleute). Industrie verliert. ... Imperialismus siegt.

Informationen in Informationen einbetten und rausholen. Informationen verarbeiten Informationen.“ (S. 110f.)

Vera hat Mathematik studiert, wenn auch, obgleich offenkundig begabt, ohne Abschluss. Sie lebt in Frankfurt a.M. und jobt in einem Imbiss. Ehrgeiz ist ihr fremd geworden, und eigentlich will sie nur schnell die Wohnung des Vaters auflösen. Doch trifft sie in Berlin im linken Medienmilieu auf Interessenten an den Ideen von Otto Ulitz. Daraufhin vertieft sie sich näher in die hinterlassenen Papiere. Ulbricht, so fasst sie zusammen, habe kapiert gehabt, was Sozialismus ist:

nicht das Land der Utopie, nicht die Gesellschaft, in der alle alles haben können, was sie wollen, sondern die Gesellschaft, die einen großen Reichtum erarbeitet unter drei Bedingungen: erstens, und am wichtigsten, niemand hat unter Geburtszufällen zu leiden, niemand ist von Chancen ausgeschlossen, zweitens, belohnt wird, wer die Sache insgesamt voranbringt, drittens, es gibt eine Untergrenze, unter die niemand fällt bei der

Versorgung, auch die nicht, die nicht besonders viel leisten – also, es gilt schon noch ein Leistungsprinzip, anders als im Kommunismus, wo man einfach die grundsätzliche Fähigkeit der Menschen, mehr zu erzeugen, als sie verbrauchen, mit technischen Verbesserungen bis an den Punkt vorangetrieben haben wird, dass man sich über Leistung keine Gedanken mehr machen muss. [...]

Ulbricht konnte das, sagte mein Vater, die-

ses dreidimensionale Denken, der hat sozusagen immer Korrekturen angebracht, wenn es nicht gleichmäßig lief, wenn über der Versorgung die Leistung vernachlässigt wurde oder über der Leistung die technische Verbesserung [...] aber ... Honecker, der hat nur zwei Dimensionen gesehen, die tendenzielle Herstellung der Gleichheit der Chancen und die Grundversorgung, der hat das mit der Leistung verpennt [...] dann schau ich zu diesem Punkt in die Papiere meines Vaters, und

er spricht plötzlich von noch mehr Problemrichtungen als nur erstens Technik, zweitens Leistung, drittens soziale Sicherheit – auf einmal sind da Informationsrelationen drin und indirekt der Weltmarkt und direkt noch der russische Druck [...]

... jedenfalls hab ich es so verstanden, dass es darum geht, wie Informationen andere Informationen verarbeiten, in mehreren Dimensionen. (S. 127–130)

Schließlich schreibt Vera für die „junge Welt“ einen Artikel über ihren Vater, der auch eine Art Aussöhnung ist:

„Schlüssig entwirft Otto Ulitz multidimensionale Oberflächen von Produktivitätsveränderung in einem ökonomisch-historischen Phasenraum, betont die Störungen, die durch Konzentration von Informationsnutzungsbeugnissen – also etwa die Besitzrechte der Gegenwart – den Parametern aufgezungen

werden und zeigt, dass die von ihm untersuchten Oberflächen als Grenzen zwischen Stabilität und Chaos die Orte sind, an denen die Entscheidungen zwischen Wohlfahrt und Armut, Krieg und Frieden, Recht und Unrecht fallen. [...] Er bleibt Marxist. Und er bleibt aktuell.“ (S. 213)

Joachim Walther

Sechs Tage Sylvester. Ein illustrierter Roman in neunundzwanzig Kapiteln (1970)

Verlag Neues Leben, Berlin [DDR] 1970, 332 S. (bis 1972 zwei Auflagen)

Es ist der August 1967. Bernd Sylvester schließt gerade sein Studium ab, möchte Journalist werden und muss für die Bewerbung einen Lebenslauf schreiben. Dieser hat vorgeschriebene Rubriken, „Nachhaltige Eindrücke im bisherigen Leben“, „Gesellschaftliche Betätigung“, „Stellungnahme zur Herausbildung einer marxistischen Weltanschauung“ usw. Doch diese Rubriken machen es, wie sich herausstellt, nicht viel leichter: Was gehört da nun wirklich hinein, was nicht? So erinnert sich Sylvester dieses Buch lang an seine Schul- und Studienzeit. Am Ende ist der Lebenslauf fertig, und das meiste, was er eigentlich hätte schreiben können, steht nicht darin.

Studiert hat Sylvester Germanistik an der Humboldt-Universität zu Berlin, von 1962 bis 1967 (Joachim Walther studierte ebendort 1963–1967 Germanistik und Kunstgeschichte). Nun besitzt er ein Diplom und ist seit kurzem verheiratet. Der Weg dahin war geprägt von intensiven Beziehungsanstrengungen (bei denen es, ausführlich geschildert, immer darum ging, auf möglichst geistreiche Weise den

gemeinsamen Weg ins Bett zu finden), von verlorenen und gewonnenen Freundschaften, politischen Auseinandersetzungen und fachlichen Debatten.

Im Laufe der Erinnerungen an diese Zeit liefert Sylvester eine kleine Porträtgalerie des akademischen Personals. Sie zeichnet ein Panoptikum skurriler Figuren, das mit vereinzelt Hoffnungsträgern durchsetzt war. Professor Achilles von den Kunsthistorikern eröffnete eine Tagung zu „Fragen der Gegenwartskunst“, hat keine Ahnung vom Thema, fand aber einen Dreh, das zu kaschieren, wenn auch nicht ganz unbemerkt vom Publikum:

Obleich ich das diffizile Problem gleichsam nur anschneiden kann, will ich versuchen, mit aller gebotenen Vorsicht ... [den] Gegenstand abzugrenzen. Es geht uns hier um die Kunst, respektive um das Darstellenswerte in der Kunst. Um das Sujet. Wo nun, wertbes Auditorium, sind dessen Determinanten? Im Subjektiven, im Zufälligen, im rein Künstlerischen oder nicht gar im Gesellschaftlichen? Ein Problemerkatalog, der gleichsam dem Augiasstall gleicht und den wir leider nicht mit einer reinigenden Spülung à la Herakles – höhö – lösen können. Sehen Sie: Jede Kunstepoche hat spezifische Sujets und Formen. Betrachten wir

nur einmal die Architektur der Gotik [...] da haben wir das äußerst interessante Birnstabelement. Es dürfte Sie vielleicht in diesem Zusammenhang interessieren, daß es mir gelungen ist nachzuweisen, daß dieses gotische Bauelement im meißnischen Raum nur an den Arkaturpfeilern der Seitenschiffe eingesetzt wurde und – das dürfte Sie überraschen – von der Hand des Meisters S. F., der ja bekanntlich ausschließlich im Rheingebiet gewirkt haben soll. Damit ist es gelungen, die These meines hochverehrten Kollegen Professor Kaninger aus Zürich zu ...“ (S. 193)

Ähnlich absurd endete die Tagung. Professor Lohmeyer, „der Antikemensch des Instituts“, hatte sich erboten, ein paar zusammenfassende und ordnende Worte zu sagen. „Und dafür gab es wahrlich keinen Besseren“, wie sich zeigte:

„... Ähmja! Meine Damen, hehem!, meine Herren! Äh: Versuchen will ich ... äh ... das Besagte ... äh: das bereits Gesagte ... zusammenzufassen. Worum geht es ... hehem ... überhaupt? Doch wohl um ... äh ... vielmehr ... wohl ... darum: Vor uns ... vor uns steht die uner ... hehem ... bittliche ... äh ... sagen wir

mal ... Forderung, den Begriff des ... äh ... des Sozrealismus ... des Sozialistischen ... hehem! ... Realismus ... wissenschaftlich ... äh ... abzugrenzen und ... fruch ... äh ... fruchtbar zu machen für die ... äh ...: die Kunst der Gegenwart hehem ...“ (S. 198)

Völlig anders dagegen wird Wittke gezeichnet, Literaturdozent und zugleich Sylvesters Seminargruppenbetreuer: Er passe nicht in das Klischee, das man sich von einem Wissenschaftsmenschen mache. Er sei der „neue Typ, die Nullserie: kein Fachidiot, aber Fachwissen, natürlich, ungezwungen, selbstbewußt, praktisch, reinigt Zündkerzen und denkt dabei an Götz von Berlichingen.“

Die studentische Kritik an der Lehre bestätigt er. Das Schimpfen sei zum Teil berechtigt, der Lehrbetrieb sei reformbedürftig und „stehe im Widerspruch zu den Erfordernissen der Revolution in Wissenschaft und Technik, das traditionelle Gewand werde zu eng“. Er, Wittke, sei zum Beispiel dafür, „daß die Germanistik mit anderen Disziplinen kooperiere, daß der Institutsbetrieb abgeschafft und dafür eine neue Form gefunden werde, vielleicht in einer Verbindung aller europäischen

Philologien, Slawistik, Romanistik, Anglistik, Germanistik, daß die Weltliteratur enger mit der Nationalliteratur und die Sprachwissenschaft mit der Literaturwissenschaft verknüpft werde, ... daß es nötig sei, die gesamte Kulturentwicklung zu kennen“. Derartiges erwartet Wittke von der Hochschulreform, von der gemunkelt werde.

Einmal aber habe er auch eine „etwas versnobte Seminargruppe“, die sich über eine unangemessene Qualität der Germanistikvorlesungen beschwerte, elegant vorgeführt:

Genosse Wittke wurde vom Institut bestimmt, die Meckerer zur Ordnung zu rufen. Was tat er? Erkündigte eine Vorlesung zu modernen westlichen Literaturtheorien an. Die Meckerer kamen. Wittke stieg aufs Podium und hielt

nicht etwa eine Standpauke, sondern die Vorlesung: den ersten Teil französisch, den zweiten russisch und den dritten englisch. Dann ging er wieder. Die Meckerer auch. Schweigend sie, getroffen und betreten. (S. 212)

Dann, 1965, kam das 11. Plenum des SED-Zentralkomitees, das sog. Kahlschlag-Plenum, und schlug Wellen auch an der Universität. FDJ-Leitungssitzung der Germanisten, Anfang des Jahres 1966, ein Referent zitierte „mit gedämpften Getöse“ aus dem „Neuen Deutschland“ vom 16.12.1965: „Kein Platz für spießbürgerlichen Skeptizismus!“ Man sei, schrieb das ND weiter, selbstverständlich nicht gegen die Darstellung von Konflikten und Widersprüchen. Aber „das Charakteristische“ dürfe dabei nicht untergehen. Der Referent nach jedem ungekürzt vorgetragenen Zitat aus der Zeitung: „Dem schließen wir uns vollinhaltlich an. Oder gibt es etwa Gegenstimmen? ... offensichtlich nicht der Fall ...“

Sylvesters Seminargruppe mit ihren fünf Mitgliedern hatte auch einen Problemfall, den Skeptizisten Betzeler. Sein Kommilitone Klaus Karge erblickte die Chance, ein Tribunal zu inszenieren. Sylvester sah sich veranlasst, das zu verhindern. Ein Wortwechsel in der Seminargruppenberatung:

„Gibt es Skeptizisten auch an unserem Institut? ... Ja, die gibt es. Logischer Schluß: Es muß etwas geschehen. Im vierten Studienjahr ist ein solcher Student – Jugendfreund Betzeler. Der mit dem Bart. Ich stelle fest: saumäßige Studiendisziplin, prinzipielles Fehlen in Gewi-Veranstaltungen. Betzeler reitet Attacken gegen die Kulturpolitik der Partei, unqualifiziert und rein böswillig. ... Er behauptet, daß die bildende Kunst der DDR zur Zeit dabei ist, den Impressionismus zu überwinden und sich zögernd Cezanne zu nähern beginnt und daß die DDR-Literatur irgendwo im Mittelalter zwischen Nibelungenlied, Grimmelshausen und Balzac liege und ähnlichen Quatsch mehr. Aber laßt mich die Frage aufwerfen: Ist das noch als Quatsch zu dulden? Nein! Ich schlage

vor: Betzeler aus der FDJ auszuschließen, erstens. Antrag auf Exmatrikulation zu stellen, zweitens. Und drittens ...“

„Komm, laß gut sein! Das reicht fürs erste!“ warfst du ein. „Rein faktenmäßig gesehen, hat der Klaus Karge recht, aber die Schlußfolgerungen sind falsch. Statt sich mit van Gogh [Betzeler's Spitzname, PP] auseinanderzusetzen, will Karge ihn aus der FDJ und der Uni schmeißen. Feine Logik, einfache Logik, einfach zu einfach, bequem, der Weg des geringsten Widerstandes, Dünnbrettbohrerei! Wo sonst als in der FDJ sollten diese Fragen hart und prinzipiell diskutiert werden? ... er wird den Märtyrer spielen, nichts ist geändert, gar nichts, lieber Karge.“ (S. 62f.)

Die FDJ wird aber nicht nur als Ort gezeichnet, an dem Tribunale stattfinden und manchmal auch verhindert werden können. Im 4. Studienjahr ging es einer Seminargruppenversammlung um die aktuellen Studienergebnisse. Doch dann wurde die Frage umgedreht, von den Ergebnissen zur Produktion dieser Ergebnisse. Die Unzufriedenheit mit dem Studium mündete in eine studentische Initiative, ein neues Studienprogramm fürs vierte Studienjahr auszuarbeiten. Es ging um zwei Punkte: nicht nur Ergebnisse, sondern Methoden; nicht nur Fakten, sondern Probleme. Es „gab damals noch die kindischen Fakten-Klausuren nach der Art: Wann entdeckte Johann Wolfgang von Goethe den berühmten Zwischenkieferknochen (os intermaxillare) und wo?“

Bald war „die FDJ-Institutsleitung gewonnen, die Kreisleitung begann aufmerksam zu werden, und im Institut herrschte eine vorrevolutionäre Stimmung“. Der Institutschef sagte schnelle und freundliche Prüfung zu. Dann eine zeitweilige Eskalation der Auseinandersetzungen: „Sehr fleißige Arbeit, sehr lobenswert, aber leider nicht durchführbar, zu große Umstellungen nötig, außerdem läge da ja wohl auch eine Kritik des bisherigen Studienbetriebes vor, man müsse sich fragen, ob Studenten des vierten Studienjahres überhaupt kompetent seien, so was zu überblicken, ... aber wirklich sehr fleißige Arbeit, das müsse man der FDJ-Gruppe da nun doch zugestehen.“

Doch dann wenden sich die Dinge zum Guten: „Über die FDJ-Institutsleitung wurde die Kreisleitung gerufen. Der Plan wurde von allen am Institut beraten. An einigen Stellen verändert. Im wesentlichen aber beibehalten. Der Plan wurde bestätigt und – zunächst – als Versuch praktiziert.“ Am Ende des Sommersemesters wurden die Ergebnisse des vorherigen vierten Studienjahres mit dem aktuellen verglichen. Daraufhin wurde der Plan für das Institut verbindlich.

Joachim Walther

Zwischen zwei Nächten. Roman (1972)

Verlag Neues Leben, Berlin [DDR] 1972, 207 S. (bis 1979 drei Auflagen)

„Warum er und nicht sie? Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben: Überholte Ernährerrolle, sie aber braucht keinen Ernährer. [...] Er setzt zum Gipfelsturm an, sie verwaltet unterdessen das Basislager.“ Er, Designtheoretiker und -praktiker am Institut für Gestaltung, soll für ein Jahr nach Moskau gehen. Ein Forschungsaufenthalt, der zu schönsten Karrierehoffnungen berechtigt. Sie, Psychologin am Institut für Arbeitshygiene, soll promovieren und ist nun überraschend auch noch schwanger.

Er: „Das Kind verschärfe lediglich alles, das Problem sei das gleiche. [...] Philosophisch gesehen sei die Sache doch wohl so: Sie wären Individuen ... Das Korrelat des Individuums sei die Gesellschaft ... Die Einheit sei relativ, der Gegensatz absolut. [...] Der Widerspruch müsse für beide Seiten produktiv gemacht werden. Das sei das ganze Problem. Philosophisch gesehen.“

Sie: „Psychologisch gesehen ... läge eindeutig

eine Konfliktsituation vor. Und zwar handle es sich um einen sogenannten Appetenz-Aversions-Konflikt. Was heißt, daß ein Ziel zugleich verlockend und bedrohlich ist. Es bestünden also gleichzeitig zwei Verhaltens-tendenzen, die ambivalent wären. [...] Für jeden von ihnen gebe es zwei verschiedene Zielgrößen mit Aufforderungscharakter. [...] Das sei das ganze Problem. Psychologisch gesehen.“ (S. 149f.)

Während sie so das Problem abstrahieren, sind beide hin und her gerissen. Für ihn, Alexander Tober, ist der angebotene Moskau-Aufenthalt eine Chance, die sich ihm nach einem hürdenreichen Weg bietet. Er hatte Formgestaltung studiert. Als es dabei um die Arbeit an einem konkreten Produkt ging – die Aufgabe war ein Toaster –, gab es Bedingungen: mit bereits vorhandenen Teilen auskommen, nur ein Heizteil verwenden und kollektive Arbeitsweise mehrerer Studenten. Alexander hielt sich an keine der Bedingungen. Ergebnis: Das Produkt sei funktional ohne Makel, aber man müsse ihn tadeln. Man empfehle ihm die stärkere Beachtung des Vorgegebenen und die Orientierung an seinen Kommilitonen.

Dann kam er ans Institut für Gestaltung. Sein erster Entwicklungsauftrag: eine Liege zum vorhandenen Möbelprogramm „Phönix 2“ zu entwerfen. Er akzeptierte die Aufgabenstellung für sich nicht. Statt eine Liege zu entwerfen, untersuchte er das Möbelprogramm und fand dessen Mängel. Er entwickelte ein neues. Die Institutsleitung, trotz des Verstoßes gegen die Gepflogenheiten, genehmigte den Entwurf. Damit war er berechtigt, das Möbelprogramm mit dem Namen des Instituts zu verbinden.

Er interessierte einen Hersteller dafür und realisierte bei diesem einen Musterbau. Dabei blieb es erst einmal. Der Hersteller sah das neue Produkt als Reserve und baute „Phönix 2“ weiter. Dann konnte Tober über eine Bezirksmesse den Handel gewinnen. Die Institutsleitung hatte die Messebeteiligung unterstützt. Nun stand die Serienfertigung an. Dazu musste die Institutsleitung wiederum ihre Zustimmung geben. Die dauerte ihm zu lange. Er griff zu einer taktischen Provokation, einem Anschlag am Schwarzen Brett: „Das Schweigen im Walde / Drama / nach dem gleichnamigen Roman von Ludwig Ganghofer / In den Hauptrollen: die Institutsleitung“. Der Zettel hing eine Stunde. Dann Gespräch beim Institutsdirektor, außerordentliche Leitungssitzung, Disziplinarverfahren, Versetzung in die Abteilung Dokumentation/Information für ein halbes Jahr.

Währenddessen ging es dann aber doch mit Tobers Möbelprogramm voran. Es musste allerdings auf Spanplatten umgestellt werden. Die Institutsleitung gab den Auftrag einem anderen Gestalter, da Tober ja zur Zeit bei Dok/Info saß. Der andere zerstörte die Einheit des Programms. Dann lernte Alexander Christa kennen. Sie holte ihn aus seinem emotionalen Tal, indem sie in mit einer Frage

herausforderte: Wie würde er denn sein Möbelprogramm auf die neue Technologie umstellen, wenn er die Aufgabe übertragen bekäme?

Am Dienstweg vorbei ließ er sich vom Herstellerwerk die technologischen Unterlagen kommen und erstellte einen Entwurf. Dieser war besser als der des anderen Gestalters. Nachtragend verhielt sich sein Institut nicht: Der Direktor bat ihn zu sich. Er sei ab sofort wieder Mitarbeiter des Gestaltungsbereichs. Die Leitung sei übereingekommen, seine Verdienste um die Sache höher zu bewerten als seinen Formfehler. Alexander suchte Gründe und ahnte, dass sie in der Geschichte des Direktors liegen:

Ronneburger war vor 10 Jahren von der gleichen Hochschule wie er ans Institut gekommen. Hatte Kritikwürdiges beim Namen genannt, fast allein dabei auf weiter Flur. Ronneburger gegen die Zersplitterung der Produktion, Ronneburger gegen die Unzweckmäßigkeit der gebauten Möbel, Ronneburger, der junge ungeduldige Gestalter. [...] Es gab Widerstände. [...] Ronneburger setzte sich durch. Sein Name wurde bekannt. Ronneburger wurde Direktor des Instituts. Reorganisierte dessen Aufbau. Setzte, was er begon-

nen, auf höherer Ebene fort. Für Entwurfsarbeit blieb keine Zeit. [...]

Und da kam dieser Tober, jung, ungeduldig: legte etwas Neues auf den Tisch. Ronneburger ... hatte andere Sorgen, größere. Daß zehn Jahre vergangen waren, war ihm kaum aufgefallen. Er meinte, noch immer der zu sein, der er vor zehn Jahren gewesen war. Und dann ...: Ronneburger wurde daran erinnert, wie sehr er vor zehn Jahren diesem Tober glich. (S. 97f.)

Nun also das Moskau-Angebot an Tober. Schläge er es aus, wäre Forschung für ihn erledigt. Er hätte die in ihn gesetzten Erwartungen nicht erfüllt, und seine Funktion in der Forschungsgruppe Flexibles Wohnen würde anderweitig besetzt werden. Er wäre fortan auf das alleinige Entwerfen von Möbelprogrammen abonniert. Schläge er Moskau nicht aus, bliebe Christa zurück, hätte alle Last mit dem Kind allein zu tragen, und ihre Dissertation wäre wohl auf unbestimmte Zeit verschoben. Also: Der Mann erhielte die Chance zur beruflichen Entwicklung, die Frau fügte sich.

Und ob ihre Liebe standhielte? Beide brauchen sich. Er war elternlos aufgewachsen, immer in Kinderheimen, dann im Studentenwohnheim. Sie hat eine wenig erfreuliche Ehe mit einem so begabten wie egoistischen Psychologen hinter sich. Ihre Eltern lieben sie zwar, begreifen aber ihren Weg nicht (auch in der DDR nicht untypisch für Kinder, die als erste in ihrer Familie zur Hochschule gehen):

Als sie das Studium begann, sagten die Eltern: Das Mädels schlägt aus der Art. Ihr Vater: der Heizer, ihre Mutter: die Verkäuferin, sie beide verstanden die Tochter nicht mehr. Christa zog aus damals und nahm ein Zimmer im Internat. Lediglich an den Wochenenden fuhr sie hinaus zu ihnen, woll-

te berichten, sie teilhaben lassen und unterlag wortlos dem Fernsehgerät. Sonntagabend fuhr sie zurück mit frischer Wäsche Hartwurst Eingewecktem in der Tasche, und Vater schob ihr schweigend zwanzig Mark über den Tisch. (S. 112)

Christa aber war es, die Alexander erst aus seinem Tief herausgeholt hatte, als er sich von aller Welt unverstanden fühlte. Das Moskau-Angebot war nun gleichsam

die Folge davon. In ihrem Institut für Arbeitshygiene hat soeben ein neues Projekt begonnen. Es heißt „Tätigkeitsanalysen“ und erscheint vielversprechend.

Die zugrundeliegenden Annahmen: Die wissenschaftlich-technische Revolution wirke strukturverändernd auf die Arbeitstätigkeit. Durch Komplexautomatisierung werde der Mensch aus dem unmittelbaren Produktionsprozess herausgelöst. Statt körperlicher Arbeit gehe es hin zu Überwachungs- und Steuerungszentralen. Dominieren würden künftig Wahrnehmungsfunktionen, Entscheidungsverhalten und Denkprozesse. Die Untersuchungsaufgabe: die Informationsmenge zwischen Mensch und Schaltwarte bestimmen, die verarbeitbare Informationsmenge ermitteln, notwendige Reaktionen und Reaktionsarten in bestimmten Zeiteinheiten klären. Im Rahmen dieses Projekts soll Christa auch ihre Doktorarbeit schreiben.

Der Konflikt zwischen Moskau-Aufenthalt und allem, was dagegen spricht, wird schließlich gelöst, indem Christa und Alexander gemeinsam zwei Einsichten gewinnen: Der Forschungsaufenthalt ist ein gesellschaftlicher Auftrag, den man nicht ohne zwingenden Grund ablehnen könne. Und beide sind sich einig, wie sie leben wollen: „von innen nach außen, und nicht gelebt werden, außengesteuert und passiv“. Alexander wird also nach Moskau gehen. Euphorie sei fehl am Platze, es ist „kein Anlaß zu Jubel und keiner zu Trauer“.

Erik Neutsch

Akte Nora S. (1970)

Erstveröffentlichung in der Neutsch-Erzählungssammlung „Die anderen und ich“, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1970, S. 203–245 (im Erscheinungsjahr vier Auflagen). Übersetzung von „Akte Nora S.“ ins Japanische 1975. Buchclub-Ausgabe der gesamten Erzählungssammlung: Buchclub 65, Berlin [DDR] 1976. Mehrfacher Nachdruck in anderen Sammelbänden. Westdeutsche Ausgabe im Rahmen der Erzählungssammlung „Tage unseres Lebens“, Röderberg-Verlag, Frankfurt a.M. 1979. Neuauflage als „Akte Nora S.“, Edition Digital, Pinnow 2014, sowie im Rahmen der Neuauflagen von „Die anderen und ich“ und von „Tage unseres Lebens“, beide Edition Digital, Pinnow 2014

Filmadaption: Georg Schiemann (Regie): Akte Nora S. Auf der Suche nach Glück und Erfüllung, Fernsehen der DDR 1981, 81 Minuten. DVD-Ausgabe: DDR-TV-Archiv, Studio Hamburg Enterprises/rrb-media/Deutsches Rundfunkarchiv, Hamburg 2018

Der Autor simuliert das Studium einer Kaderakte und lässt seinen auktorialen Erzähler die zu den Aktenstücken gehörenden Geschichten erzählen. Es geht um eine junge Ingenieurin für Kraft- und Arbeitsmaschinen, Nora S., die in der FuE-Abteilung eines Pumpenherstellers arbeitet. Sie ist eigensinnig und habe schon „oft ihren Überschuß an Phantasie von der Wirklichkeit gemaßregelt“ gefunden.

Eine der Pumpen ihres Betriebes erweist sich im Einsatz als hartnäckig stör anfällig. Es handelt sich um die Spülpumpe eines Bohrgestells, mit dem der Geologische Dienst am Brocken bohrt. Im Betrieb ist man der Meinung, die

Geologen sollten die Bedienungsvorschriften besser lesen, schließlich habe man für die Pumpe Messergold erhalten. „Außerdem: die paar Beschwerden. Die Regel ist doch wohl, daß nicht reklamiert wird. Also sind unsere Pumpen in Ordnung.“

Nora S. fuchst die Sache, sie möchte ihr vor Ort auf den Grund gehen. Mit der dafür nötigen Penetranz erwirkt sie, dass sie einige Tage auf Außeneinsatz darf. Nachdem die Tage vorbei sind, ist der Fehler noch nicht gefunden. Sie telegraphiert an ihren Betrieb, dass sie noch bleiben müsse. Die sofortige Rückbeorderung ignoriert sie. Bei dem Bohrungsleiter und seiner Bohrbrigade macht sie währenddessen gehörigen Eindruck mit ihren sachverständigen Ideen, nachdem jene anfangs ebenso gehörig skeptisch waren: Eine Frau soll ein technisches Problem lösen? „Die Männer erwarteten ihre Antwort. ‚Wir müssen die Manschetten erneuern‘, sagte sie. Der Bohrmeister stöhnte. ‚So klug waren wir schon vor der letzten Eiszeit, Fräulein. Woran es liegt, möchten wir wissen.‘“

Trotz aller ihrer Ideen, die Sache zieht sich hin. Immer Neues muss ausprobiert werden, um die Abdichtungsmanschetten daran zu hindern, sich – wovon? – zerfressen zu lassen. In ihrem Betrieb hat man alsbald die Faxen dicke. Die FuE-Abteilung ächzt unter der Arbeitslast, doch Ingenieurin Nora S. verlängert ihren Außeneinsatz ein ums andere Mal. Die fernmündliche und telegrafische Kommunikation wird schärfer.

Den Bohrleiter bringt das auf eine Idee: Er will Nora S. für den Geologischen Dienst abwerben. Hinter ihrem Rücken setzt er alles in Bewegung, dass ihr der Dienst ein Arbeitsplatzangebot macht:

„Ich bin überzeugt, daß sie bald hinter die Ursachen der Defekte kommt. Sie hat auch schon eine andere, glänzende Idee. Mich jedenfalls, obwohl ich, was den Pumpenbau betrifft, ein blutiger Laie bin, besticht sie durch ihre logische Konsequenz. Statt des Wassers, sagte sie, müßte man Luft nehmen, Druckluft, um den Schmant nach oben zu

drücken. Wenn das möglich wäre, Freunde, würden wir nahezu unabhängig von der leidigen Wasserversorgung. Das wäre das Ei des Kolumbus. Also, was ist? Wir suchen ohnehin seit langem einen Ingenieur für unsere Pumpen. Gebt mir die Vollmacht. Und ich werde diese grünhaarige Hexe in unsere Netze wickeln.“ (S. 226)

Als sie schließlich mehrere Wochen überfällig ist, entlässt sich ihr eigener Betrieb. Aber: „Beruhigen Sie sich. Das Staatssekretariat für Geologie hat inzwischen an Ihnen Gefallen gefunden.“ Sie ist empört. Immerhin, ein halbes Jahr zuvor war ein routinemäßiges Kadergespräch mit ihr geführt worden. In dem Protokoll darüber hieß es:

„Nach nunmehr dreijähriger Tätigkeit der Kollegin S. in unserem Konstruktionsbüro können wir ihr bestätigen, daß sie sich durch gewissenhafte und fleißige Arbeit auszeichnet. Nach anfänglicher Zurückhaltung, die wohl daher rührte, daß sie nach dem Besuch der Hochschule ein ihr ungewohntes Milieu

vorfand, verstand sie es immer besser, sich zu einer wertvollen Kraft zu entwickeln. Ihr frisches Wesen ist beliebt, ihr Eifer vorbildlich, und es soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß sie zu Ende des Planjahres unter Aufopferung ihrer Freizeit entscheidend dazu beitrug, die Konstruktion neuartiger Bewässerungsanla-

gen termingerecht abzuschließen. Im Kollektiv spielt sie eine positive Rolle, ist sie ein vorwärts drängendes Element, weshalb sie auch in die FDJ-Leitung gewählt wurde. Allerdings schießt sie manchmal über das Ziel hinaus, so erst letztens, als sie dem Genossen Produktionsdirektor vorwarf, er leite noch mit

Methoden der Manufakturperiode und habe nicht nur die technische, sondern bereits die industrielle Revolution verschlafen. Die Kollegin S. zeigte sich jedoch einsichtig und versprach, sich für ihre unsachgemäße Kritik zu entschuldigen ...“ (S. 218f.)

Doch durch die angebotene Übernahme durch den Geologischen Dienst fühlt sie sich verkauft. „Ihr habt mich wie einen Gegenstand, wie ein lebloses Ding verschachert“, sagte sie bitter. Sie fährt in ihren Betrieb:

„Die Entscheidung der Direktion ist unwiderruflich. ‚Irrtum‘, entgegnete sie ... ‚Ihr werdet mir noch die Schuhe putzen für das, was ich euch mitgebracht habe. Hör mich doch wenigstens an.‘ Druckluft statt Wasser. Doch sie fand niemanden, der ihr in Ruhe

zuhörte. [...] ‚Eine deiner üblichen Flausen ... Bis jetzt jedenfalls haben wir nicht die geringste Sorge, unsere Pumpen herkömmlicher Bauart, wie du sie zu nennen pflegst, auf dem Markt zu versilbern.‘“ (S. 243f.)

Nora S. erhebt Einspruch bei der Konfliktkommission. Die Verhandlung wird angesetzt. Das Ergebnis bleibt offen.

Dieter Noll

Kippenberg. Roman (1979)

Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1979, 627 S. (bis 1980 drei Auflagen). Buchclub-Ausgabe: Buchclub 65, Berlin [DDR] 1981. Übersetzungen ins Russische, Ungarische, Tschechische sowie Spanische (Kuba). Neuauflage: Das Neue Berlin, Berlin 2010

Bühnenfassung: Gabriele Bigott: Kippenberg, UA 23.6.1980 TIP Theater im Palast Berlin (Regie Peter Schroth und Peter Kleinert)

Filmadaption: Christian Steinke (Regie): Kippenberg, Fernsehen der DDR 1980, 167 Minuten. DVD-Ausgabe: DDR-TV-Archiv, Telepool/rbb-media/Deutsches Rundfunkarchiv, Berlin 2019

Dr. Joachim Kippenberg ist 36 Jahre alt, hat Medizin und Chemie studiert, sich habilitiert und ist seit einigen Jahren am Institut für biologisch aktive Stoffe, d.h. einem pharmakologischen Institut. Dorthin war er als Hoffnungsträger gekommen, geholt von seinem Doktorvater Prof. Lankwitz, dem Institutsdirektor. Das Institut hatte man Lankwitz aufgrund seiner fachlichen Verdienste eingerichtet, und es steht jenseits der üblichen Strukturen. Es ist kein Hochschul-, Akademie-, Regierungs- oder Industrieinstitut.

Lankwitz ist 63 Jahre alt und ein Gelehrter alten Schlages. Seitdem er – wegen einer Sympathieerklärung für einen jüdischen Professor – die NS-Zeit in der Konzernforschung eines Industriebetriebes verbringen musste, hat er die Nase von Anwendungsforschung gestrichen voll. Er betreibt nun seit Jahren ungerichtetes Screening. Chemische Substanzen und ihre Kombinationen werden im Labor

nach möglichen Wirkungen abgesucht, eine „voraussetzungslose und ungezielte Suche nach dem einen Zufallstreffer“, wie es einer seiner Chemiker beschreibt.

Zwei weitere Figuren bestimmen die Handlung, soweit sie das Institut betrifft: der stellvertretende Institutsdirektor Dr. Kortner, der als fachlich mittelmäßiger Intrigant gezeichnet wird, und Dr. Roderich Bosskow, Parteisekretär des Instituts. Bosskow ist ein guter Biochemiker, dem zwölf Jahre im KZ Buchenwald die Chance geraubt hatten, ein herausragender Biochemiker zu werden. Ansonsten ist er ein Menschenkümmerer und mit der Stagnation des Instituts ziemlich unzufrieden. Seine Hoffnungen liegen – inzwischen allerdings schon seit Jahren, ohne dass etwas passiert – auf Kippenberg.

Bosskow und Kippenberg verbindet eine Vater-Sohn-Freundschaft. Zu einem Eintritt in die Partei hat sich Kippenberg bislang nicht entschließen können. Er pflegt auf entsprechende Nachfragen zu antworten, „ich wolle gewissen Leuten beweisen, daß ein Experte wie ich auch ohne Parteibuch Karriere machen könne“. Als Kippenberg im Institut begonnen hatte, war ihm klar, dass das Institut „genau eins zuviel“ sei, „denn pharmakologische Institute gab es an allen Universitäten“. Einen Platz hätte dieses Institut aber finden können zwischen der pharmakologischen Forschung und der schwer ringenden pharmazeutischen Industrie.

Letzterer mangelte es seit dem Kriegsende an wissenschaftlicher Vorarbeit, der Erforschung verfahrensschemischer Grundlagen und an Fachleuten. Sie müsste und könnte von einer Einrichtung wie dem Institut für biologisch aktive Stoffe vom permanenten Zwang zu neuen und kostspieligen Improvisationen befreit werden. Kippenberg fragte Lankwitz einmal:

„Wie ist das eigentlich mit dem Plan? Das Institut muß doch einen Plan haben?“

„Gewiß doch!“, sagte Lankwitz. „Wenn wir keinen Plan hätten, bekämen wir ja keine Mittel.“

In der Praxis sieht das so aus: Einmal im Jahr schreibt jeder auf einen Zettel, womit

er sich beschäftigt und was er im nächsten Jahr vorhat, und Fräulein Seliger tippt die Zettel als Liste in die Maschine: schon ist der Plan fertig, Instrument zur Beschaffung des Etats, Sammelsurium individueller Arbeitsvorhaben. Ein wirkliches Forschungsprogramm gibt es nicht ... (S. 230)

Die Handlungszeit ist 1967. Gerüchteweise ist von einer anstehenden Wissenschaftsreform die Rede. Die Hochschulkonferenz für Forschung und Lehre (aus der dann die III. Hochschulreform hervorgehen wird) hat jedenfalls schon stattgefunden. Es wäre die richtige Zeit für Kippenbergs ursprüngliches Vorhaben, die Theorie für die Praxis zu mobilisieren und sich dafür der Praxis zu öffnen.

Doch zwei Jahre zuvor hatten Lankwitz, Kippenberg und Kortner einen Burgfrieden geschlossen. Anlass war eine potenziell bahnbrechende Studie, die in Kippenbergs Abteilung entstanden war, zu deren Realisierung aber die Kapazitäten des gesamten Instituts gebraucht worden wären. Überdies hatte Lankwitz zuvor bereits ein Gutachten verfasst, das die Lösung des Problems für unmöglich erklärt hatte. „Oh Gott, was ging da für ein Gezerre und Gefeiße los um nichts als das liebe Prestige! Denn Wissenschaftler wie Lankwitz irren bekanntlich nie.“

Die Studie wurde im Panzerschrank weggeschlossen. Man einigte sich im Gegenzug darauf, die drei Abteilungen des Instituts nach je eigenen Programmen und ohne Einmischung der jeweils anderen arbeiten zu lassen. Seither ist Kippenberg, der ein Programm für das Gesamtinstitut im Sinn hatte, blockiert.

Nun aber, im Februar 1967, taucht Dr. Pabst, ein Betriebsdirektor aus Thüringen, auf und braucht die Hilfe des Instituts. Dabei stellt sich etwas heraus, das Kippenberg elektrisiert: Pabsts pharmazeutischem Betrieb waren – auf Basis des Langwitzschen Gutachtens – die Mittel für eine japanische Großanlage bewilligt worden. Sie wird Millionen Valutamark kosten, ist jedoch extrem energieintensiv. Mit der Studie im Panzerschrank könnte das technologische Problem, das mit der Anlage gelöst werden soll, ungleich effektiver erledigt werden. Das Verfahren aus Kippenbergs Abteilung würde nur einen Bruchteil der Energie benötigen. „Daneben nahm sich das japanische Weltniveau armselig aus.“ Um das Verfahren anwendungsreif zu machen, brauchte es allerdings, wie schon zwei Jahre zuvor, die Kapazitäten aller drei Institutsabteilungen. Diese aber wären nur gegen den Widerstand von Lankwitz und Kortner zu mobilisieren.

Das trifft in eine komplexe Situation von Selbstzweifeln Kippenbergs, der dabei ist zu erkennen, dass sein Wille zum Aufstieg sein Wesen deformiert habe. Er reflektiert die Gründe, die ihn dahin gebracht hatten:

Wer wollte denn wegen läppischer Kleinigkeiten in einen existentiellen Konflikt mit der Sache geraten, der man sich unlösbar verbunden fühlt? Zehn Jahre auf dem Abstellgleis warten, bis man vielleicht recht bekommt, das ist nicht jedermanns Sache. Und

nur ein Narr hätte sich von der Uni feuern lassen, bloß weil einem im Herzen der Mönch Mendel nicht weniger schlau vorkam als der Genosse Lyssenko. Wer der Sache voranhelfen will, der muß eben auch mal was runterschlucken können. (S. 148)

Kippenberg hatte nun auch am Institut schon manches geschluckt, und so wurde „aus dem Draufgänger, der das Unterste zuoberst gekehrt hat, ... der Doktor Kippenberg, und der lernt maßhalten“. Die Thüringer vor ihrer uneffektiven japanischen Großanlage zu bewahren, erscheint Kippenberg aber als große Chance, wieder zu sich selbst zu finden. Lankwitz stemmt sich zunächst dagegen, hält es dann aber für besser, die Sache laufen zu lassen: „mit Aktennotiz ... Dann war er, falls es schiefging, keinesfalls übler dran als jetzt, denn er hatte ja, um des Fortschritts willen, sein überlegenes Wissen nachweislich zwar warnend, doch nicht hindernd in die Waagschale gelegt“.

Sogar mit einem kollektiven Gremium zur Beratung des Institutsdirektors erklärt er sich einverstanden. Bosskow ist erstaunt, als Lankwitz es für notwendig hält, „gewisse hierarchische Elemente zu überwinden“. Bosskow zu Lankwitz: „Ich habe übrigens nicht gesagt, daß es hier solche hierarchischen Elemente gibt, bewahre! Ich habe schon für viel harmlosere Bemerkungen eins auf den Deckel gekriegt! Aber wenn Sie das sagen, Herr Professor, dann wird es ja wohl so sein.“

Kippenberg hat seine Abteilung modern organisiert. Biochemiker, Chemiker, Physiker, Mathematiker, Rechentechniker arbeiten zusammen. Individuelle Ma-

cken werden großzügig toleriert, da sie unterm Strich die Abteilung voranbringen. Hierarchie ist aufs Nötigste beschränkt. Seine Leute danken es ihm, sobald es drauf ankommt, mit einem Arbeitseinsatz, der keine Unterscheidung von Tag und Nacht kennt. So auch jetzt.

Kortner intrigiert währenddessen gegen die gemeinsame Arbeit aller Abteilungen. Lankwitz liest parallel die Dokumente der Hochschulkonferenz und gerät darüber in Panik. Ihm tut sich ein unauflösbarer Widerspruch zwischen seinem romantischen Ideal zweckfreier Forschung und den Forderungen an die Produktivkraft Wissenschaft auf, und Kippenbergs Abteilung ist ihm der Vorbote im eigenen Haus: „Hier werden die Grenzen seines Fachs zerschlagen. Dieses Fach ist ihm Heimat gewesen in chaotischen, unruhigen Jahren, eine intakte Welt mit Tradition und überschaubaren Nachbarwelten. [...] Vielleicht muß das sein, daß sich alle Grenzen verwischen. Er aber kann nicht mehr heimisch werden in diesem Geflecht aus Physik, Chemie, Mathematik und wer weiß was noch, das nun der Fortschritt sein will.“

Lankwitz bäumt sich ein letztes Mal auf. Er will „zu gedeihlicher Arbeit zurückkehren, zu stiller Beobachtung und intuitiver Erkenntnis, zu seiner Wissenschaft, wie er sie versteht“. Schließlich vergisst er sich für einen Augenblick, wenn er wohl auch zugleich erschrocken ist über das, was er sagt. Als Bosskow die Probleme der Überführung der Studie für zwar schwierig, aber lösbar erklärt, reagiert Lankwitz jenseits seiner sonstigen Beherrschtheit: „Bei aller Wertschätzung Ihrer Person, Herr Kollege Bosskow. ... Zu einer derartigen Voraussage wären neben einem umfassenden Überblick eine wissenschaftliche Qualifikation nötig, die ich Ihnen nach Lage der Dinge leider absprechen muß.“

Kippenberg ist Zeuge dieser Ausfälligkeit: „Der Hinweis auf die Grenzen, die Bosskows fachlichem Urteil gesetzt waren, bedeutete bei Licht besehen nichts anderes, als daß Lankwitz, akzentuiert durch die Floskel *nach Lage der Dinge*, Bosskow das Jahrzehnt in Buchenwald als Mangel vorrechnete.“ Nun gewinnt Kippenberg die Energie, sich endgültig durchzusetzen.

Werner Heiduczek

Mark Aurel oder ein Semester Zärtlichkeit. Erzählung (1971)

Verlag Neues Leben, Berlin [DDR] 1971, 122 S. (bis 1988 elf Auflagen). Buchclub-Ausgabe: Buchclub 65, Berlin [DDR] 1973. Westdeutsche Ausgabe: Fischer-Taschenbuch-Verlag, Frankfurt a.M. 1975. Übersetzungen in fünf Sprachen

„Als ich den Bunsenbrenner unter den Kolben schob, muß ich umgekippt sein.“ So endet das Buch. „Tolja hat nicht gewußt, daß ich nach jener Nacht am Laborisch umgekippt war.“ So hatte das Buch begonnen.

In jener Nacht hatte Tolja zu Yana gesagt, er gehe vielleicht auf den Bau oder hoch zum Hafen. Es finde sich schon was. Einige Tage zuvor hatte er ihr mitgeteilt, er schreibe an einer Erzählung für ein Preisausschreiben. Mehrere Wochen früher war er zu Chemie-Vorlesungen gegangen, ohne immatrikuliert zu sein. Er wollte sich dann extern zur Prüfung anmelden, aber dieser Vorsatz trug ihn nur drei Wochen. Kurz davor hatte er in der Universitätsbibliothek als Abendaufsicht angefangen. Das war, nachdem er Yana begeistert von Erfolgen in der DNS-Forschung berichtet hatte: „Ich muß Genetik studieren“. Die drei dem vorgelagerten Wochen war er in Leuna in der Produktion arbeiten gewesen, hatte aber wieder hingeschmissen. Davor wiederum hatte seine Exmatrikulation gelegen.

Tolja ist eigenwillig. Yana liebt ihn deswegen. Beide studieren 1967/68 Chemie an der Martin-Luther-Universität in Halle. Tolja hatte eigentlich Architekt werden wollen. Das Aufnahmegespräch an der TU Dresden war aber nicht wie gewünscht verlaufen. Er solle erst auf den Bau gehen und nach einem Jahr wiederkommen, lautete die Empfehlung. Tolja bewarb sich in Halle für Chemie und nahm es als persönlichen Triumph, das er sofort angenommen wurde.

In der Oberschule war er, dank bester Auffassungsgabe, immer an der Spitze. Klavier spielte er auch und rahmte jede Schulfeier musikalisch. Nun, an der Uni, ist er einer unter vielen, was ihm nicht so recht behagt. Zu besonders ernsthaftem Studieren kann er sich daher nicht aufraffen. Er verlässt sich darauf, die Prüfungen durch Kurzeitpauken bewältigen zu können. Meistens klappt das auch, spätestens in der Wiederholungsprüfung, dann aber immer häufiger nicht mehr.

Zugleich pflegt er einige Marotten. In seine Reden streut er gern philosophische Sentenzen ein, die ihn interessant erscheinen lassen. Yana beginnt gar, die Sprüche zu notieren. Walter, den Yana für Tolja verlassen hatte, schenkt ihr ohne Kommentar die „Selbstbetrachtungen“ des Mark Aurel (121–180), des römischen Philosophenkaisers. Als sie darin liest, bemerkt sie, woher Tolja seine Weisheiten bezieht. Sehr viel mehr aber, als er redet, schweigt Tolja. Auch das macht ihn interessant. Dabei grinst er meist:

Man denkt, er lacht einen aus. [...] Dabei ist nur unsicher. Aus der Gewi-Vorlesung ist er einmal rausgeflogen, weil er immer dasaß und den Dozenten angrinste. Der ist mit der Zeit verrückt geworden und hat

plötzlich losgeschrien, von einem Studenten könne man doch wohl mehr Gewissenhaftigkeit und Ernst verlangen. Wenn ihm so zum Grinsen zumute sei, möge er sich gefälligst woanders ausgrinsen. (S. 26)

Die Exmatrikulation hatte aber andere Ursachen. Nachdem sie verfügt war, versucht Yana, beim Sektionsdirektor noch etwas für Tolja zu erreichen. Der Direktor scheint auch nicht glücklich mit der Entscheidung. Er schildert ihr, wie sich die Leitung drei Jahre um Tolja bemüht hat: „Ich könnte Ihnen aufzählen, wie oft wir ... mit ihm gesprochen haben. Dann ging's immer wieder eine Zeitlang.

Wir haben ihn einer Forschungsgruppe zugeteilt, weil wir glaubten, er braucht mehr Futter.“ Aber Toljas Engagement sei immer nur von kurzer Dauer gewesen. Nun war er nicht einmal mehr zu Wiederholungsprüfungen angetreten. Würde er ein Jahr in der Produktion durchhalten, könnte er wohl das Studium erneut aufnehmen.

Man liest das Ganze mit einigem Staunen: Während durch die Universitäten die III. Hochschulreform tobt, mit der die Studiengänge auf Effizienz getrimmt werden sollen und mit ihnen die Studierenden, rückt Heiduczek einen unsteten, begabten und eigensinnigen Charakter in den Mittelpunkt. Und das nicht in einer Nischenzeitschrift, sondern in einem Jugendbuchverlag mit Massenauflagen, im Jahre 1971. Tolja ist jedenfalls alles andere als die Studentenpersönlichkeit, welche die Hochschulreform anstrebt.

Die Reform wird hier vor allem als Beschleunigungsprogramm geschildert. Was zuvor in fünf Jahren zu studieren war, soll nun in vier erledigt werden. Eine Uni-Lektorin erklärt Yana den Sinn: Es käme nicht darauf an, Fakten zu pauken, die morgen schon überholt sind, sondern in erster Linie Probleme zu begreifen, sozusagen als Modell. Aus Gesprächen von Walter und Yana:

„Die Universitäten kommen jetzt näher an die Produktion ran“, sagte er. „Studenten bekommen Forschungsaufträge. Gut, was.“ – „Die Hochschulreform hält alle in Trab“, sagte er. „Ich bin jetzt im Sektionsrat. Da merkst du erst einmal, was los ist.“ – „Im dritten Semester haben sie uns ganz schön geschafft“, sagte ich. „Sie haben die neue Studienordnung an uns ausprobiert.“ – „Wahrscheinlich sind bei euch die Pläne nicht richtig aufeinander abgestimmt. Manche Dozenten stop-

fen die Vorlesungen mächtig voll. [...] Die Kurve verschiebt sich zu unseren Ungunsten“ [...] „Wir studieren vier Jahre, und in dieser Zeit verdoppelt sich das Wissen in der Welt. Wenn wir das Diplom machen, stehen wir wieder am Anfang. Nicht mehr lange, und das Wissen verdoppelt sich jedes Jahr. Die Hochschulreform reicht im Grunde genommen schon wieder nicht aus. Wir werden uns noch etwas anderes einfallen lassen müssen.“ (S. 74, 43–45)

Für Yana selbst erzeugt die Hochschulreform das Problem, dass sie Syntheschemikerin werden möchte, die Uni aber vor allem Verfahrenskemiker liefern soll. Nach diesen fragt händeringend die chemische Industrie. Zufällig bekommt Yana ein Gespräch zweier Dozenten mit. Es brauche eine neue Konzeption, nicht bloß stofforientierte, sondern auch prozessorientierte Chemie. Bisher habe man immer nur „Labordiplomanden“ ausgebildet.

Auf einer Vollversammlung des Studienjahres fasst es der stellvertretende Sektionsdirektor in die Worte: „Ihr Studienjahr ist ein Molekül der Sektion, die Sektion ein Element der Universität, die Universität wieder ein Molekül der Volksbildung und die Volksbildung ein Element der Gesellschaft. [...] Die Kombinate brauchen prozessorientierte Chemiker, also müssen wir ihnen welche geben. Mancher von Ihnen kommt sich schrecklich modern und hat Vorstellungen von der Chemie wie ein Alchemist.“

Tolja hatte Yana anders zu beeinflussen versucht. Sie solle doch lieber mal was ganz Verrücktes machen. „Guck sie dir doch an, Mensch, die Herren Dozenten und Doktoren. Du wirst einmal eine Assistentin, wie sie im Buche steht. Ein richtiges Leitbild wirst du. Die Professoren werden sich um dich reißen. In Bunt werden sie dich zeigen und in Schwarzweiß.“

Ob Heiduczek hier mit der Tolja-Figur die Geschichte eines Blumenkinds im DDR-Universitätsbetrieb beschreiben wollte, ist nicht ganz klar. Zwar ist Tolja durchaus von Sympathie getragen gezeichnet. Aber man kann auch Hinweise darauf finden, dass mit seiner Figur eher ein sozialpädagogisches Problem entfaltet wird, vor allem in der Gegensätzlichkeit der Beziehungen Yanas und Toljas zu ihren jeweiligen Eltern: liebevoll versus entfremdet. Gegebenenfalls mag hier gelten, dass ein Text klüger ist als sein Autor.

Renate Feyl

Das dritte Auge war aus Glas. Eine Studentengeschichte (1971)

Greifenverlag, Rudolstadt 1971, 209 S.

Juni 1967: Als der Leichnam Benno Ohnesorgs von West-Berlin nach Hannover überführt wird, steht am Grenzübergang zur Transitstrecke eine FDJ-Delegation der Humboldt-Universität. In gedrückter Stimmung nehmen die West-Berliner Studierenden die Kondolenz entgegen.

Teil der Humboldt-Abordnung ist Bettina, Philosophiestudentin im dritten Studienjahr. Einige Zeit später hat sie eine erneute Begegnung mit West-Berliner Studierenden. Das ist bei einem quasi-offiziellen Treffen linker Vertreter (offenkundig alles Männer) der FU-Studierendenschaft mit FDJ-Studenten der Humboldt-Uni. Auf West-Berliner Seite gehört Lars dazu, der auch schon am Grenzübergang mit dabei war. Er studiert Soziologie an der FU, ist im SDS aktiv, hat Probleme mit seinem Vater, einem Theologieprofessor in Erlangen, der in seiner Schreibtischschublade ein Koppelschloss aus dem letzten Krieg aufbewahrt. Lars ist fasziniert davon, wie Bettina in der Diskussion agiert.

Ein antiautoritärer FU-Student zeigt sich irritiert über manches, was er im Osten erlebt und sieht. Etwa die Humboldt-Universität Unter den Linden: Allen Respekt für die Wiederaufbauleistung, und das ohne Marshallplandollars, aber sei das Gebäude nicht ein wenig preußisch? Gebe es da nicht eine Wechselbeziehung zwischen Form und Inhalt? Und „sagt mal: Fühlt ihr euch wohl bei so viel Ordnung, Disziplin, Planung und Gemeinschaftsgeist?“ Der FDJ-Sekretär poltert los: „Wir sind für Meinungsstreit, Freunde. Aber er muß sachlich geführt werden. Preußentum und Sozialismus sind unvereinbare Dinge, das solltet ihr wissen.“ Und was die Ordnung anbelange, nun, Ordnung und Disziplin müssten sein. „Sie dienen der Stärkung unseres Staates.“

Bettina argumentiert geschmeidiger: Befreiung von jeder Repression? Damit sei wohl so etwas wie absolute Freiheit gemeint. Die aber gebe es gar nicht, immerhin sei der Mensch ein gesellschaftliches Wesen. „Ich könnte euch jetzt eine Kette von konkreten Freiheiten aufzählen, die es bei uns gibt: Freiheit von Ausbeutung, von Bildungsprivilegien, von rassistischen Vorurteilen, von Nazi-Richtern“. Wichtiger aber noch sei: Wirklich frei ist nur derjenige, der mit Sachkenntnis entscheiden kann. Am Ende kommt die Runde allein beim Vietnam-Krieg zu einer gemeinsamen Auffassung.

Ein Sekundäreffekt aber ist, dass sich Lars nun in Bettina verliebt und ausdauernd um sie wirbt. Das ist recht aufwendig, weil er immer nur mit Tagesvisum nach Ost-Berlin kann, und teuer, da er immer den Mindestgeldumtausch leisten muss. Im weiteren entfaltet der Roman dann drei Handlungslinien, die gleichsam nach dem Muster These (Ost-Berlin) – Antithese (West-Berlin) – Synthese (Bettina und Lars) aufgebaut sind. Deren jeweilige Kapitel wechseln sich nun fortlaufend ab.

Im ersten Handlungsstrang kämpft sich Bettina durch ihr Philosophiestudium, eine Anstrengung vor allem deshalb, weil ein beträchtliches Pensum jenseits des eigentlichen Studienplans zu bewältigen ist: „Immer ist irgendwas los. Todestage, Jahrestage, Geburtstage. Diese Feiern sind anstrengend, denn sie sind mit Pflichten verbunden. Kein Wochenende, wo es nicht irgend etwas auszuarbeiten gäbe! Diskussionsbeiträge, Seminarreferate, Kulturthesen, Artikel für die Wandzeitung, Rechenschaftsberichte, Analysen. Und dann soll man ja noch außerhalb des Studienjahres tätig werden. Klub junger Philosophen, Studentenklub, Wohnbezirksausschüsse ... von der Teilnahme an Kolloquien und Sektionsberatungen ganz zu schweigen.“

Eine „Kulturpolitische Woche der Philosophiestudenten“ ist zu organisieren (gewonnen wird unter anderem ein Redakteur vom „Neuen Deutschland“, der über das Thema „Marx und seine Stellung zur Pressefreiheit“ sprechen möchte) und vormilitärische Ausbildung zu absolvieren (da bekam Bettina „Gummistiefel, ein Koppel, einen GST-Anzug, wurde mit sechs Kommilitoninnen in eine Hütte eingewiesen und zur Hüttenältesten ernannt. Dort mußte sie für Ordnung und Disziplin sorgen. Sechs Uhr aufstehen, Fahnenappell, Geländemärsche. Hin und wieder Alarmeinsätze, nach dem Marschplan des Zugführers Phantomverwundete auf einen Saniplatz transportieren“).

Überdies ist Bettina auch noch Seminarsekretärin, und das heißt: „bei Vorlesungen und Seminaren Anwesenheitslisten führen, Änderungen im Lehrplan bekanntgeben, Blutspendenaktionen für Vietnam organisieren, Stipendienanträge, Krankenscheine und Entschuldigungszettel entgegennehmen, Verbindung zum Sekretär des Instituts und zum Prorektorat für Studienangelegenheiten halten et cetera plus plus.“ Erst nach zwei Jahren Philosophiestudium war sie endlich einmal dazu gekommen, Platons „Politeia“ zu lesen.

Schließlich gibt es ein beherrschendes Thema an der Universität: die III. Hochschulreform. Kommissionen sind zu besetzen, denn eine Kommission sei „der kollektive Ellbogen, den man braucht, um sich im Getriebe der sozialistischen Demokratie durchzusetzen“ – so sagt es ein als höchst engagiert gezeichneter Mitarbeiter der FDJ-Uni-Kreisleitung. Die Studentenzahlen sollen massiv erhöht werden (was dann auch gelungen ist: von 12,6 Prozent der relevanten Altersjahrgänge stieg der Anteil binnen drei Jahren auf 19 Prozent – bis dies nach dem Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker wieder korrigiert wurde, vgl. Reisz/Stock 2007: 61). Das könne nur gelingen, wenn die Studienzeit verkürzt werde: „Es ist also die dringende Aufgabe der Hochschulreform, daß keine unproduktiven Zeiten entstehen, weder im Studieninhalt noch in der Studienorganisation, denn die Praxis braucht mehr Wissenschaftler.“

Auch Interdisziplinarität ist jetzt gefordert, also initiiert Bettina einen fächerübergreifenden Studentenzirkel. Thema: „Leistungsprobleme in einem Berliner Großbetrieb und der Bewußtseinsstand der jungen Arbeiter“. Die Organisation des Zirkels raubt ihr die Nerven, denn es braucht zahlreiche Genehmigungen. Etwas erstaunt liest man, dass ausgerechnet eines dabei keine Schwierigkeiten macht: der erste Teil des Zirkelthemas, die Leistungsprobleme. Die Leitung des auserkorenen Partnerbetriebs hält die Untersuchung von Leistungsproblemen für unproblematisch, denn dafür gebe es „konkrete Kennziffern und Anhaltspunkte“. Mehr Sorgen bereitet der Betriebsleitung, dass die jungen Arbeiter durch Interviews von der Arbeit abgehalten werden könnten.

Im Lehrkörper scheinen die Widerstände gegen die konkreten Auswirkungen der Hochschulreform etwas ausgeprägter:

Den Studenten die Prüfungen am Jahresende erlassen? „Mein Fachgebiet ist volkswirtschaftlich so nützlich, daß ich auf Prüfungen nicht verzichten kann, denn durch sie werden die Studenten gezwungen, sich eingehend mit der Thematik zu befassen.“ Das sagte der Dozent für Organisationswissenschaft; Frau Professor Struwat pflichtete ihm durch starkes Kopfnicken bei ... Hitzig wurde es ..., als es um die Rationalisierung des Studiums ging. [...] „Noch mehr kürzen kann ich den Lehrstoff meines Faches nicht. Entweder gründliche Wissensvermittlung oder keine.“ [...] Der Ethikassistent meinte, man

könne bestimmte Vorlesungen einfach streichen, Logik zum Beispiel. Da stieg der Logiker auf die Barrikaden. „Philosophieausbildung ohne Logik? Undenkbar, Genossen! Wenn ich meine Vorlesung kürzen soll, dann müssen zusätzliche Logikseminare eingeführt werden.“ [...] Jungnickel warf in die Debatte, es gehe schließlich nicht um die Kürzung von Vorlesungstexten, sondern um die rechtzeitige Abstimmung der Vorlesungskonzeptionen. „Keiner soll wiederholen, was sein Kollege schon behandelt hat. Es geht um Arbeitsteilung. Weg vom Wissensschütten – hin zu Denkipulsen!“ (S. 180f.)

Im zweiten Handlungsstrang geht es um die West-Berliner Studentenrevolte, in der Lars unmittelbar mit drin steckt. Das sind aufschlussreiche Schilderungen, in unserem Kontext aber von nachgeordnetem Interesse.

Der dritte Handlungsstrang entfaltet die private Beziehung von Bettina und Lars, wobei hier das Private ziemlich politisch ist. An der FU wird um die Drit-

telparität in den Hochschulgremien gerungen, wie Lars wortreich auseinanderzusetzen weiß. Bettina sieht für vergleichbare Bestrebungen an der Humboldt-Uni keinerlei Anlass: „Uns geht es doch nicht um die Zahl der Stimmen, wir haben schließlich keinen Parlamentarismus hier. Selbst wenn nur ein Student in einem wissenschaftlichen Beirat der Sektion sitzen und mit seiner einen Stimme gegen etwas sprechen würde, hätte diese Stimme Gewicht, denn dieser Student ist ja meistens zugleich Vertreter der FDJ. Folglich hat seine Stimme eine starke gesellschaftliche Kraft hinter sich.“

Renate Feyl hatte von 1966 bis 1971 an der Humboldt-Universität Philosophie studiert, konnte hier also aus unmittelbaren Erfahrungen schöpfen. Im November 1970, mithin noch während ihres Studiums, schloss sie den Text ab. In einer Nachbemerkung schreibt sie: „Die Erzählung ist geschrieben. Die Fragen sind gestellt. Die Zeit ist geeilt. [...] Vieles hat sich inzwischen verändert, und das ist gut so, denke ich an unsere erfolgreiche dritte Hochschulreform. Denke ich aber an die Zerstörung und Selbsterstörung des SDS, so kann das nicht heiter stimmen.“

Ob beabsichtigt oder nicht: Der Roman führt in bemerkenswerter Weise die Situation vor Augen, wie in der geteilten Stadt, also unmittelbar benachbart, völlig gegensätzliche Dinge geschahen und wechselseitig als Nachrichten aus einer weit entfernten Welt wahrgenommen wurden.

Gabriele Herzog

Keine Zeit für Beifall. Roman (1990)

Verlag Neues Leben, Berlin [DDR] 1990, 231 S. Neuauflage: Edition Digital, Pinnow 2012

Lissy Berger beginnt 1967 an der Theaterhochschule Leipzig ein Studium der Theaterwissenschaften. Zunächst steht das Studien- und Studentenleben im Mittelpunkt, inklusive der politisch aufgeladenen Kleinlichkeiten, wie sie die sozialistische Hochschule bereithielt. So wurde ihre Seminargruppe etwa in die Sondernauaufführung eines sowjetischen Films geschickt, eine Nachmittagsvorstellung. Im Saal ist nur eine Gruppe von etwa dreißig Leuten, offenbar ebenso in die Veranstaltung hineinorganisiert. Der Film handelt von einem Krieg, und dies sehr drastisch. „Arme, Beine, Gehirne, Leiber, alles blutig verquollen, spritzte durcheinander. [...] Das große Menschenschlachten war so oberflächlich-effektiv in Szene gesetzt, daß wir uns immer weniger beherrschen konnten.“

Die Theaterwissenschaftsstudenten können kaum an sich halten, immerhin sind sie vom Fach, wenn es darum geht, die Gekonntheit von Inszenierungen zu beurteilen. Und dieser Film trug wohl arg zu dick auf. Von den anderen Besuchern war kein Laut zu hören. „Das hätte uns stutzig machen sollen“. Kaum eine Woche

später wird eine Studienjahresversammlung angesetzt. Der Hochschule liege eine schriftliche Beschwerde vor: Einige der Studierenden hätten in gröbster Weise in der Öffentlichkeit die Sowjetunion diffamiert, erklärt der Studienjahresbeauftragte:

„Wieso diffamiert man die Sowjetunion durch unwürdiges Verhalten im Kino?“ [...] Hartkopf erwiderte, man befinde sich glücklicherweise nicht in einer bürgerlichen Disputantenbude, sondern in einer sozialistischen Hochschule. [...] „Disziplinloses Verhalten während eines gemeinschaftlichen Kunsterlebnisses [...] zeugt keineswegs von Reife, geschweige denn von Takt. Im konkreten Fall geht es jedoch um weit mehr. Geschlossen sabotiert ein Studienjahr unserer Hochschule die Vorführung eines Werkes der sowjetischen Filmkunst! [...] Den anderen Besuchern des Kinos war es nicht möglich, dem Geschehen auf der Leinwand zu folgen! Das ist Sabotage!“ [...].

„Gerne möchte ich noch wissen, wer denn durch unser Verhalten die Sowjetunion diffamiert sah?“, fragte ich [...]. Hartkopf antwortete ... bissig, mit uns im Kino hätten leitende Genossen des Rates des Stadtbezirkes gesessen.

... Uwe empört: „Wenn diese Genossen zu

der Schlußfolgerung gekommen sind, die sie in ihrer Beschwerde formuliert haben, warum haben sie uns nicht an Ort und Stelle Einhalt geboten, sondern der Diffamierung der Sowjetunion beigewohnt?“ [...]

Hartkopf lief nervös hin und her. [...] Und Dr. Szeziak bemerkte: „Uwe, ich gestehe, daß ich mich Ihrer Logik nicht ganz entziehen kann.“ [...]

Dann kam mir die Idee, wie wir aus dieser verfahrenen Angelegenheit, ohne allzuviel Federn zu lassen, wieder herauskommen konnten. Ich schlug vor, uns bei den Mitarbeitern des Rates des Stadtbezirkes zu entschuldigen und sie um ein Treffen zu bitten, um unsere anscheinend gegensätzlichen Eindrücke über den Film auszutauschen. [...] Ein entsprechendes Schreiben wurde erstellt und abgeschickt. Wir erhielten darauf keine Antwort und waren zufrieden. Auch unsere Dozenten vermieden es, je wieder auf diese Sache zurückzukommen. (S. 113–117)

Dann rückt die bevorstehende Sprengung der Leipziger Universitätskirche St. Pauli ins Zentrum der Handlung. In den Zeitungen wird nur über den Universitätsneubau geschrieben, nicht aber, dass diesem die Kirche weichen müsse. Das verbreitet sich allein gerüchteweise. In der Bevölkerung und an den Leipziger Hochschulen entsteht eine potenziell explosive Stimmung dagegen. Politisch orchestriert, wird auch an der Theaterhochschule versucht, dem Einhalt zu gebieten. Der Parteisekretär lädt zu einer Sondersitzung der Parteileitung: Wie sicherlich bekannt sei, gäbe es auch unter der studentischen Jugend bestimmte Gruppen, die hinsichtlich der Neugestaltung des Zentrums gegen die staatlichen Beschlüsse opponierten. Eine solche Stimmung dürfe an der Theaterhochschule gar nicht erst entstehen:

„Ich kann doch nicht etwas unterstützen, was ich für falsch halte“, entgegnete ich meinem Parteisekretär. [...]

Raiwald räusperte sich und sagte: „Genossin Berger, hier geht es nicht darum, was du für falsch oder richtig hältst! Die Stadtver-

ordnetenversammlung hat den Plänen für den Neuaufbau des Leipziger Zentrums zugestimmt. Willst du, als Genossin, als Parteileitungsmitglied, dich öffentlich gegen demokratische Entscheidungen stellen?“

Raiwalds Stimme hatte, während er sprach,

einen immer schärferen Ton bekommen. [...] Jürgen kam mir zuvor.

„Es ist schwierig, den Abriß der Kirche zu verteidigen, wenn man nicht einsieht, warum das Ding weg soll!“

Dr. Schröder schüttelte den Kopf und gab zu bedenken, daß unsere Einschätzung der Angelegenheit sicher aus Unkenntnis der architektonischen Zusammenhänge zustande gekommen sei. [...]

„Architektonische Zusammenhänge!“ sagte ich und hatte Mühe, nicht laut zu werden. „Sehen Sie sich den Karl-Marx-Platz an! Da passen drei neue Universitäten drauf!“

„Genossin Berger, bleiben wir sachlich“, unterbrach mich Schröder. [...] Mit schnellen Schritten durchmaß er den Raum. „Es fällt mir ungeheuer schwer, euch zu verstehen. Wir bauen hier, in Leipzig, eine neue Universität. Die erste in der DDR. Das ist kein Pappenstein. Seht euch das Modell an. Kühn, modern, zweckmäßig. Beton und Glas, so wie es sein muß heute...“

Schröders Begeisterung war echt, nachfühl-

bar. Er machte uns nichts vor. Selten hatte ich ihn so gelöst erlebt wie in diesen Augenblicken.

„Die Meisterung der wissenschaftlich-technischen Revolution ist lebensnotwendig für uns. Also brauchen wir dazu optimale Bedingungen. Ein Saatbett für wissenschaftliche Höchstleistungen sozusagen. Das hat unsere Parteiführung erkannt. Deshalb der Beschluß über den Bau der Universität im wissenschaftlich-kulturellen Zentrum der Stadt, auf dem Karl-Marx-Platz ...“ [...]

„Lissy, ich weiß, was euch bedrückt. Es wäre phantastisch, stünde die Paulinerkirche irgendwo anders. Kein Mensch käme auf die Idee, sie abzureißen. Aber sie wird wie ein Fremdkörper wirken, später dann, wenn alles fertig ist. Wie soll das aussehen? Das Universitätsgebäude, hoch in den Himmel ragend, das neue Opernhaus, das moderne Hauptpostamt, das schicke Hotel ‚Deutschland‘ und diese alte Kirche, ein Symbol – und das wollen wir ja dabei nicht ganz vergessen – vergangener geistlicher Macht.“ (S. 179–181)

Der Parteisekretär schließt die Diskussion ab. Die Kirche stehe uns schlicht im Wege. Es geht um den Aufbau eines neuen Forschungs- und Bildungszentrums. „Ich weiß nicht, was es da für einen Genossen noch lange zu diskutieren gibt?“

Fünf Studentinnen und Studenten beteiligen sich dennoch an Protestaktionen gegen die Kirchensprengung, unter anderem an einem Sitzstreik auf dem Karl-Marx-Platz, gemeinsam mit Hunderten von Studenten, Christen und Denkmalschützern. Zwei Tage später, am 31. Mai 1968, verkündet die „Leipziger Volkszeitung“ unter der Überschrift „Bauarbeiter leisteten Maßarbeit“ die geglückte Sprengung der Universitätskirche.

Es folgt die Nachbereitung an der Hochschule. Einzelne Dozenten versuchen zu vermitteln, etwa die Exmatrikulation gegen ein Schuldbekenntnis einer Delinquentin abzuwenden. Lissy Berger kämpft als Parteileitungsmitglied aussichtslos für ihre Kommilitonen. Am Ende werden die fünf für ein Jahr in die Praxis geschickt, um „das Arbeiten zu lernen“.

Das Manuskript war im Jahr 1986 entstanden. Es bedurfte längerer Zeit der Durchsetzung seiner Publikation, so dass es erst 1990 erschien und in der Umbruchzeit dann praktisch unterging. Wäre das Buch noch vor dem Herbst 1989 herausgekommen, hätte es vermutlich großes Aufsehen erregt, war doch die Sprengung der Leipziger Universitätskirche bis dahin ein allseits beschwiegenes Tabuthema.

Ulrich Bock

Achtundsechziger. Jenaer Studenten proben den Aufstand (2000)

Wartberg Verlag, Gudensberg-Gleichen 2000, 128 S.

Ein Jahrzehnt nach dem Ende der DDR hatte der Erzähler seine Stasi-Akten beantragt und bekommen. Bei deren Lektüre tritt ihm seine Studienzeit in Jena vor Augen, 32 Jahre her, längst vergessen geglaubte Details treten in sein Bewusstsein. Der Erzähler Gregor, von sich in der dritten Person berichtend, hatte bereits ein Germanistikstudium absolviert. Dann war in eine Widerstandsgruppe hineingeraten, die das DDR-Regime stürzen wollte. „Sie stellten eine fiktive Regierungsmannschaft auf und boten Gregor das Kulturministerium an. [...] Drei Viertel der vorgesehenen Minister stammten aus einer Thüringer Kleinstadt.“ Nach dem Mauerbau wurden alle Gruppenmitglieder verhaftet: drei Jahre Haft in Bautzen. Anschließend studierte Gregor an der Theologischen Fakultät der Universität Jena.

Der Autor greift auf seinen eigenen Jenenser Erfahrungen zurück (er hatte dort 1965 mit 18 Jahren ein Theologiestudium begonnen und es 1970 abgeschlossen), ohne identisch mit der Erzählerfigur Gregor zu sein. Aus diesen Erfahrungen entwickelt er einen Episodenroman, in dessen Mittelpunkt eine Gruppe von Theologie-Studierenden steht, deren Mitglieder kurz vor 1968 ihr Studium begonnen hatten und gemeinsam im Theologenkonvikt wohnten.

Eines Tages initiierten sie eine Wandzeitung in der Uni, mit Beiträgen, die mit Pseudonymen gezeichnet sind:

„Agendus hinterfragt den traditionellen Stil der akademischen Gottesdienste, fordert Neuerungen im Lehrbetrieb und gibt verkrustete Strukturen allgemeiner Heiterkeit preis. Anselmus meint, die Professoren hätten ihre Vorlesungen auch vor einem halben Jahrhundert vortragen können. [...] Demokratie herrsche ... nur dann an der Fakultät, wenn es in den Seminaren zu offenen Diskussionen komme, und die Professoren auch

andere Meinungen gelten lassen. Die Wandzeitung entwickelt sich zu einem Magnet in der Universität. [...] „In der über vierhundertjährigen Geschichte der Universität sind Studenten mit ihren Hochschullehrern noch nie in dieser Weise umgegangen“, schreibt ein älterer Professor an die Wandzeitung. „Dann wird es Zeit“, steht am nächsten Tag unter seiner Bemerkung. (S. 84)

Schließlich wurde die Wandzeitung vom Rektor verboten. Die Theologiestudierenden gingen zum Dekan, ohne Erfolg. Zum Rektor zu gehen, riet er ihnen ab. Dann hatte einer eine pffiffige Idee: Die Uni-Leitung möchte doch schon seit Jahren eine FDJ-Gruppe an der Theologischen Fakultät. Dann könne man jetzt eine gründen, und anschließend frage diese FDJ-Gruppe, warum die Wandzeitung verboten ist. Sie gingen zur FDJ-Leitung der Universität. Die Funktionäre dort erschrecken erst, erklärten dann aber beflissen: „Eine Unterabteilung an der Theo-

logischen Fakultät bedeutet Zustimmung breiter Teile der Jugend zu unserem sozialistischen Friedensstaat.“

Die erste Sitzung wurde einberufen. Gäste waren u.a. der Dekan und zwei Vertreter der Universitäts-FDJ-Leitung. Es ging auch gleich um die Wandzeitung. Der Dekan ergriff das Wort: „Ihre Wandzeitung ist ein Ausdruck destruktiver Kritik, die nicht zusammenführt, sondern auseinanderbringt.“ Dann die beiden Funktionäre:

„Die FDJ-Gruppe der Theologischen Fakultät hat die Aufgabe, die christliche Jugend für den Aufbau des Sozialismus zu gewinnen. Konterrevolutionäre Kräfte wollen den Sozialismus beseitigen und an seine Stelle ein imperialistisches Regime setzen. [...] Wir unterstellen euch nichts, aber wir wollen euch auch nicht im Unklaren lassen über Entwicklungen., die von der Wandzeitung an der Fakultät und der gesamten Universität ausge-

löst werden könnten. [...] So hat es in der Tschechoslowakei auch begonnen. [...] Wir müssen negative Entwicklungen in der DDR verhindern.“

„Können wir die nicht am besten verhindern, wenn wir über ein Forum wie unsere Wandzeitung verfügen. Nur auf diese Weise kann sich die DDR entwickeln“ ...

„Nur wohin?“, fragt der FDJ-Funktionär. (S. 92f.)

Weitere Auseinandersetzungen gingen über die Universität hinaus. 1968 war auch eine Volksabstimmung über eine neue DDR-Verfassung angesetzt. Eine kleine Gruppe von Konviktuallen arbeitete sich an dem Verfassungsentwurf ab. Sie wollten etwas tun:

In der Nacht vom dritten zum vierten April 1968 findet ein Jurastudent im Stadtgebiet von Jena sechs Flugblätter, die die Bevölkerung aufrufen, mit „Nein“ zustimmen. Er hätte sie für sich behalten, an andere weitergeben oder sie einfach liegen lassen können. Er begibt sich mit ihnen aber schnurstracks zur Polizei. Die verständigt den Sicherheitsdienst und der läßt mit großem Aufgebot

nach den Flugblättern suchen. Sie finden noch in der Nacht neunhundertachtzig Flugblätter. Nach einem vorliegenden Gutachten wurden die Flugblätter mit einem manuell angefertigten Druckstock, wahrscheinlich Linol- oder Kunststoffschnitt, angefertigt. Die Stasi kann vorerst keine Täter ausfindig ausmachen. (S. 71)

Dabei blieb es aber nicht. Schließlich wurden fünf von ihnen von der Staatssicherheit abgeholt. Die viermonatige U-Haft erwies sich als eine Prüfung, aus der sie in sehr unterschiedlicher Weise herauskamen. Sie mussten anschließend für mindestens ein Jahr zur „Bewährung in der Produktion“ (hier beim Aufbau von Jena-Lobeda). Zwei andere hatten eine Republikflucht über Bulgarien versucht und mussten mehrere Jahre ins Gefängnis.

So zerstreute sich die Gruppe, gefördert durch charakterliche Differenzen, Überlagerungen des politischen Geschehens durch private Beziehungsprobleme und zwei IM-Verpflichtungen – insgesamt also eine „erfolgreiche Zersetzung“, wie das MfS vermutlich resümiert hat.

Renate Feyl

Ausharren im Paradies. Roman (1992)

Kiepenheuer & Witsch, Köln 1992, 454 S. Taschenbuchausgaben: Knaur-Taschenbuch, München 1995, Kiwi-Taschenbuch, Köln 1997, Taschenbuch Diana Verlag, München/Zürich 2000. Neuauflage: e-book 2015. Übersetzung ins Bulgarische

Franz Kogler ist im Jahre 1968 Direktor des Instituts für Slawistik an der Humboldt-Universität zu Berlin. Der Prager Frühling wird für ihn zum Scheitelpunkt seiner Karriere:

Er verfolgte ja schon den ganzen Sommer über mit wachsender Spannung die Ereignisse in der Tschechoslowakei und hatte bis jetzt keine Rede Dubčeks versäumt. Endlich sprach einer aus, was auch ihn schon lange bewegte. [...] Dubčeks Programm gab ihm den Glauben an den Sozialismus zurück.

[...] Daß ein so wacher und kritischer Kopf wie Dubček aus den Reihen der Partei kam, stimmte Kogler überdies hoffnungsvoll. Die Partei war also doch, wie er es gelernt hatte, der lebendige Quell, aus dem das Neue sprudeln konnte. (S. 327f.)

Koglers Karriere hatte ihn vom sudetendeutschen Flüchtling mit NSDAP-Vergangenheit zum gläubigen SED-Genossen geführt (dessen Töchter aber gleichwohl von ihrer Großmutter, seiner Mutter, zum sonntäglichen katholischen Gottesdienst verdonnert wurden). Nun, mit den Prager Ereignissen, spürte er „wieder das slawische Blut, das in ihm war“. Er verweigerte die Unterschrift unter ein kollektives Bekenntnis seines Instituts zu den „brüderlichen Hilfsmaßnahmen“ der Warschauer-Vertrags-Staaten. Es folgten die Streichung aus der Partei und die Dauerbeurlaubung vom Universitätsbetrieb. Um dieses Ereignis herum gruppiert Renate Feyl die Geschichte der Koglerschen Familie von der Ankunft in der SBZ nach dem Kriegsende bis ins Jahr 1991. (Gleichgewichtig mit der Geschichte Franz Koglers erzählt der Roman die seiner Tochter Katharina Hellberg, dazu unten: „90er Jahre“.)

1951 erhielt Kogler, der noch in Prag zum Dr. phil. promoviert worden war, eine Assistentenstelle an der Universität Jena. Allabendlich versammelte er die Familie um den Esstisch zur gemeinsamen Mahlzeit. Zum Ritual gehörte, dass er jeweils eine kleine wegweisende Ansprache hielt: „Diesmal erläuterte Kogler die Stalinschen Richtlinien für die Ausarbeitung technisch begründeter Arbeitsnormen ..., mit der sich jeder Genosse gründlich zu beschäftigen hatte. Er sprach mit bedeutsamer Miene, als enthülle er seiner Familie ein langgehütetes Geheimnis.“

Die Partei wurde ihm zu einer unhinterfragbaren Autorität, nur seine Frau vermochte ihm dabei nicht immer zu folgen. Als sein Institutsdirektor mal wieder eine Affäre hatte, schrieb dessen Ehefrau schon zum zweiten Mal an die Parteileitung, diese möge Einfluss auf ihren Mann nehmen und ihn im Sinne der kommunistischen Moral zur Ordnung rufen. Daraufhin hatte sich dieser erneut vor der Parteiorganisation zu rechtfertigen. Kogler sah darin die Bestätigung, dass die

Partei eine unerbittliche Erzieherin sei und den Kampf um eine gesunde Moral führe. Beschwingt trug er diese Einsicht zu Hause vor. Doch seine Gattin fragte nur: „Möchtest du eine Frau haben, die ihren Mann bei der Partei anschwärzt?“

Kogler machte auch eigene negative Erfahrungen. Als nach dem 17. Juni 1953 ein zunächst verhafteter Universitätsbibliothekar aus der Haft entlassen worden war, wurde im Kollegenkreis für ein Begrüßungsgeschenk gesammelt. Kogler gab auch etwas, was umgehend gemeldet wurde: „der Genosse Dr. Kogler habe für einen Beteiligten des konterrevolutionären Putsches am 17. Juni gespendet und müsse sich deswegen vor der Grundorganisation verantworten“.

Doch sein dortiges Reuebekenntnis produzierte gleich den nächsten Anlass zur Wachsamkeit der Partei. Er gestand mit betroffener Miene sein Verhalten ein und fügte entschuldigend hinzu, er habe immer eine Spende gegeben, wenn jemand mit dem Klingelbeutel zu mir kam. Sofort stürzten sich die Versammelten auf das Wort „Klingelbeutel“: Nun werde deutlich, dass eine verkappte Gottgläubigkeit im Weltbild des Dr. Kogler niste. Bei nächster Gelegenheit müsse daher seine Stellung zum Atheismus prinzipiell geprüft werden.

Da gab es in der Tat einen Ansatzpunkt. Denn hatte für Kogler auch der dialektische Materialismus „in seiner Schlichtheit etwas Imponierendes“, insofern er die Entwicklung vom Niederen zum Höheren in Form einer Schraubenbewegung bestimmte, auf den berühmten drei Grundgesetzen beruhte und das Prinzip der materiellen Einheit der Welt verteidigte: Vollauf zufrieden wäre Kogler doch erst, wenn „auch noch Gott in diesem theoretischen Gefüge seinen Platz gefunden hätte“. Aber eines Tages, „daran zweifelte er nicht, würde sich dieser weiße Fleck in der Theorie ganz von alleine mit Inhalt erfüllen“.

Vorerst steigerte er seine politische Vorsicht und stürzte sich in die wissenschaftliche Arbeit. Er legte alsbald eine Biografie Josef Dobrovskýs (1753–1829), des Begründers der wissenschaftlichen Slawistik, vor und verteidigte seine Habilitationsschrift. 1958 stand das 400jährige Gründungsjubiläum der Jenenser Universität an, und Kogler wirkte im Vorbereitungskomitee mit. Die Stimmung war politisch aufgeladen. Der Klassenfeind, hieß es, plane Störaktionen und wolle die Universität in einen Unruheherd gegen den Arbeiter- und Bauernstaat verwandeln. Kogler fand es durchaus richtig, dass die Partei straff durchgriff. „Mit dem humanen Gesäusel kam man nicht voran. Klassenindifferentes Verhalten führte bloß zu neuen Unsicherheiten. Nur wer klar und eindeutig Position bezog, drängte die Feinde des Neuen in die Enge und trug zur politisch-moralischen Festigkeit der ganzen Volksgemeinschaft bei.“ Es habe ja auch ständig Anlässe dafür gegeben:

„Die Historiker übten Selbstkritik, weil sie sich von gewissen Tendenzen der idealistischen Geschichtsauffassung noch nicht eindeutig gelöst hatten. [...] Dozent Ahlmann von der Landwirtschaftlichen Fakultät mußte

... seinen Hut nehmen, weil er nicht aufhörte, das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag zu lehren und damit den Aufbau der sozialistischen Landwirtschaft in Frage zu stellen.“ (S. 143f.)

In der Nacht vor der 400-Jahresfeier setzte sich der Rektor in den Westen ab (was tatsächlich geschehen war: es handelte sich um den Dermatologen und gewendeten Alt-Nazi Josef Hämel, 1894–1969). Überhaupt, diese Naturwissenschaftler: Waren sie unter sich, „machten sie ihre Witze über die Gesellschaftswissenschaftler, die sie natürlich für fachliche Versager, Propagandisten und Schleppenträger der Macht hielten. Grobes Fußvolk eben.“ Das kränkte Kogler auch persönlich, hielt er wiederum doch die Naturwissenschaftler für reine Nützlichkeitsdenker, „die von der Welt nichts weiter verstanden, als sie gesetzmäßig zu profanieren“.

Sein Engagement für das Universitätsjubiläum blieb nicht unbelohnt. Er wurde stellvertretender Institutsdirektor, dann an die Humboldt-Universität nach Berlin berufen und dort Leiter des slawistischen Instituts. Aber die Funktion bereitete ihm bald wenig Freude:

Sie erweiterte nicht seinen Handlungsspielraum, sondern begrenzte ihn. Er war es leid, für alles um eine Genehmigung höheren Ortes nachsuchen zu müssen. [...] Für jede Delegierung eines Mitarbeiters zu einem internationalen Fachkongreß mußte er ausführliche Begründungen schreiben ..., und konnte dann nur jedesmal hoffen, daß sie kaderpolitisch bestätigt wurden. Für den Erwerb der wichtigsten ausländischen Fachzeitschriften waren Listen zu erstellen und die Freigabe von Valutamitteln ... zu beantragen. Die Prozedur war so umständlich und so wissenschaftsfeindlich, daß Kogler in letzter Zeit gänzlich darauf verzichtete, auch um nicht den Eindruck zu erwecken, sein Institut messe der westlichen Fachliteratur eine zu große Bedeutung bei. Er sah auch nicht ein, daß jede Verpflichtung im sozialistischen Wettbewerb doppelt und dreifach beraten

werden mußte, auf gewerkschaftlicher, staatlicher und dann noch einmal auf Parteiebene ... All das war von oben angeordnet, und die Partei wachte darüber, daß er sich dem Ritual fügte. [...] Er hatte gelernt, daß Parteidisziplin Einsicht in die objektive Notwendigkeit bedeutete und Voraussetzung für die Erhaltung ihrer Kampfkraft war. Er fand dies einen durchaus akzeptablen Standpunkt, wenn nicht die Partei immer selbstherrlicher bestimmt hätte, worin diese Notwendigkeit zu bestehen hatte. [...]

Es ärgerte Kogler, daß ohne sein Wissen ein Mitarbeiter eingestellt worden war ..., auf Geheiß der Bezirksleitung zum neuen Parteisekretär gewählt werden mußte und sich von Stund an in fachliche Fragen einmischte, obwohl er Altphilologe und kein Slawist war. (S. 276f.)

1968 war es, wie erwähnt, mit all dem vorbei. Die Geschichte hat einige Anhaltspunkte im Realgeschehen, und zwar im Leben des Vaters der Autorin, Othmar Feyl (1914–1999), geboren in Groß Lippen (Lipno, ab 1938 im Sudetengau). Feyl war nach zwanzigjähriger Tätigkeit an der Universitätsbibliothek Jena 1961 an das Berliner Institut für Bibliothekswissenschaft als Professor für Bibliotheksgeschichte berufen worden. Sein Neigungsfachgebiet war die Slawistik, so hatte er

sich auch mit einer Arbeit zur „Geschichte der slawischen Verbindungen und internationalen Kontakte der Universität Jena“ habilitiert (vgl. Feyl 1960).

Nach dem Einmarsch sowjetischer Truppen in die Tschechoslowakei 1968 verweigerte Othmar Feyl die Unterschrift unter ein Zustimmungspapier der Parteileitung, trat aus der SED aus und wurde fristlos beurlaubt. Zwei Jahre später erhielt er den Auftrag, die Bibliografie zur Geschichte der Humboldt-Universität 1900–1945 zu erarbeiten. „In einem Winkel der Universitätsbibliothek widmete er sich mit Eifer dieser Aufgabe bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1979“ – auch dieses Datum mit dem Koglers identisch. (Bulaty 1993)

1990, inzwischen 76 Jahre alt, erhält Kogler (wie O. Feyl) von der Humboldt-Universität ein Rehabilitierungsschreiben: Der Ausschluss von der Universität für die letzten elf Jahre seiner Berufstätigkeit sei unrechtmäßig gewesen. Die Bundesbehörden kürzen ihm im gleichen Jahr seine Rente um 400 DM, da er Empfänger einer DDR-Staatsrente sei.

Reiner Tetzner

Ich, Dr. Roland Eisenberg (1976)

Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1976, 141 S. (bis 1979 zwei Auflagen)

Roland Eisenberg zeigte seit frühester Kindheit erstaunliches physikalisches Talent. Dennoch gelangte er erst über eine Ochsentour mit Berufsausbildung, Elektrikertätigkeit und Ingenieurfachschule zum Physikstudium – warum, wird nicht so richtig klar, was wiederum womöglich beabsichtigt ist: Die DDR förderte manches Talent, überließ andere aber ihrer Fähigkeit zur Selbstdurchsetzung.

Nach dem Studienabschluss dann hatte Eisenberg ein Angebot, Universitätsassistent in der theoretischen Physik zu werden. Er schlägt es aus, um eine Aufgabe in der Industrieforschung anzunehmen: „Die Besten brauche die Praxis, hieß die Forderung. Kameradschaftlich waren die Herren“ der Absolventenlenkung „gewesen, hatten ihn kein bißchen unter Druck gesetzt, seine Begabung gelobt und das Angebot dieser Stelle in der VVB als Auszeichnung angepriesen.“ Damit begann ein jahreslanges inneres Ringen.

Die Begeisterung darüber, in der angewandten Forschung Konkretes bewirken zu können, wechselt fortwährend mit Zweifeln, ob er, Eisenberg, nicht viel dringender in die Grundlagenforschung gehöre. Schwankende Stimmungen, aus privaten Partnerschaftsturbulenzen resultierend, verstärken diesen Konflikt. Eine seiner Affären ist einigermaßen anstrengend, gerade deshalb aber auch besonders aufregend. Bemerkenswert ist hier, was über den Hintergrund mitgeteilt wird, genauer: dass und wie es mitgeteilt wird, im Jahre 1976 gedruckt:

„Die Schauspielschule ließ Angelika nicht zum Studium zu. In der Beurteilung der Erweiterten Oberschule stand etwas von Mängeln ihrer Persönlichkeitsbildung und anarchistischen Tendenzen. Diese Aussagen waren nachgeprüft worden. Und da Angelika

– wie die Eignungsprüfer feststellten – für den gewünschten Beruf nicht außergewöhnlich begabt war und mehr Bewerbungen vorlagen als Plätze, wurden die Anwärter mit ungetrübtem Klassenstandpunkt bevorzugt.“ (S. 61)

Gesellschaftliche Ansprüche, die fortwährend an Eisenberg gerichtet werden, spitzen den Konflikt in seinem Betrieb weiter zu. Ob er sich „der politischen Tragweite seines Entschlusses bewußt sei“, fragt sein Chef Heider, nachdem er diesem den Ausstieg aus der Industrieforschung eröffnet hatte. Heider war, bereits Universitätsprofessor, aus der Hochschule in die Wirtschaft gegangen, wo dann Eisenberg sein Meisterschüler wurde. Dieser fragt zurück: „Ach, du hältst die Grundlagenforschung für indifferent? Lesen wir in der Elementarteilchenphysik nicht noch zu viele englische Namen? Wir müssen auf diesem entscheidenden Gebiet mithalten!“

Heider: „Das bearbeiten andere Physiker. Wenn wir sagen, dein Platz ist hier, ist er hier.“ Der einzelne habe seine Interessen denen der Gemeinschaft unterzuordnen. „Nur wenn wir alle in einer Richtung wirken, keiner die Kette zerreißt, können wir unser großes Ziel erreichen. Das weißt du doch!“ Eisenberg halb empört, halb pffiffig: „Aber unser großes Ziel ist doch gerade die Entfaltung des Einzelnen“.

Es gibt zudem ein konkretes Ereignis, das Eisenberg mit seiner Tätigkeit hadernd lässt. Es folgt aus den Profilierungsexzessen im Gefolge der III. Hochschulreform, die auch die Industrieforschung betraf. Er hat drei Jahre an der Entwicklung des Großrechners E 18 gearbeitet, seine Arbeitsgruppe hätte noch zirka 24 Monate benötigt. Sie haben bereits Pläne für die Zeit danach, die Weiterentwicklung für die numerische Steuerung zum E 20. Doch dann ereilt sie das „Wegprofilieren“ des Themas: „Ihr Projekt griffe zu weit in die Zukunft. Man könne es noch nicht realisieren, habe sich überhaupt zu sehr auf Prognosen gestützt, anstatt gegenwärtigen Anforderungen zu genügen“. Seitdem hockt Eisenberg pflichtgemäß seine Stunden ab.

Schließlich beginnt er nochmals von vorn in einem Universitätsinstitut, lässt sich darauf ein, vom Gruppenleiter auf eine Stelle als befristeter Assistent incl. der Halbierung seines bisherigen Gehalts zu wechseln. Die Industrieforschung hat ein Talent verloren, die Grundlagenforschung eines gewonnen.

Erik Neutsch

Haut oder Hemd. Schauspiel (1972)

Buchveröffentlichung: Haut oder Hemd. Schauspiel und Dokumentation, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1972, 174 S. (enthält das Stück in der „Hallenser Fassung, überarbeitet nach der Cottbuser Aufführung“, S. 5–77, sowie einen Anhang „Dramatische Debatte um die Zukunft“ mit den Kapiteln „Pressekritiken und Zuschauermeinungen“ und „Werkstattberichte: Theaterpraxis – Autorenpraxis“, S. 79–171). Neuausgabe: Edition digital, Pinnow 2014

UA Landestheater Halle 1971. Weitere Inszenierung: Theater der Stadt Cottbus 1971

Zuvor: Hörspielfassung: DDR-Rundfunk 1970 (Regie Werner Grunow). Probenfassung in „Neue Deutsche Literatur“ 12/1970, S. 3–67

Hier lässt sich konkret nachvollziehen, dass „Produktivkraft Wissenschaft“ nicht nur eine abstrakte Formel war: Ein großes Tagebaufeld verschlang einen Ort nach dem nächsten, „überbaggerte“ die Ortschaften, wie es damals hieß, um mit der geförderten Braunkohle den Hunger des Landes und seiner Industrie nach Energie zu stillen. Und plötzlich wird diese Routine unterbrochen: Es ist eine sog. Prognosegruppe eingesetzt worden.

In dieser geben Wissenschaftler den Ton an, sollen sich aber mit Praktikern, die gleichfalls zur Mitarbeit verpflichtet wurden, darauf einigen, worin eine zukunftssträchtige Perspektive des Territoriums bestehen kann. Also: wissenschaftlich begründete Planung war das Ziel, weg vom atemlosen Aktivismus, der immer das Nächstliegende – hier die Braunkohle – in den Blick nahm. Prognostik war Teil des kybernetisch grundierten Aufbruchs, mit dem Walter Ulbricht (1893–1973) seit 1963 versucht hatte, durch Verwissenschaftlichung und damit Versachlichung der Wirtschaftspolitik das Wohlstandsversprechen der Planwirtschaft einzulösen.

Das Stück nimmt auf, was der VII. SED-Parteitag 1967 beschlossen hatte. Dort hatte Ulbricht noch einmal versucht, seinen Kurs, der bereits seit 1965 auf starke Widerstände im Politbüro stieß, zu sichern. Es war der letzte Parteitag mit Ulbricht als Erstem Sekretär des SED-Zentralkomitees. Nach dem Machtwechsel zu Honecker 1971 wurde dieser Parteitag dann totgeschwiegen. „Produktivkraft Wissenschaft“ blieb als Propagandaformel im Gebrauch, aber die kybernetische Forschung wurde massiv reduziert und in Randbereiche abgeschoben.

Doch noch war es nicht soweit. 1969/1970 schrieb Neutsch „Haut oder Hemd“, kurz bevor Prognosegruppen für nicht mehr für erforderlich gehalten wurden. Das Stück hatte eine reale Vorlage: Neutsch selbst war, in seiner Eigenschaft als Mitglied der SED-Bezirksleitung Halle, Ende der 60er Jahre in eine solche Prognosegruppe berufen worden. Sie sollte „Entscheidungsvarianten für die künftige Produktionsstruktur des traditionsreichen Geiseltals vor den Toren Merseburgs und Halles“ finden (Neutsch 1972: 119).

Die Prognosegruppe in „Haut oder Hemd“ hat für das Territorium Brücktal verschiedene Zukunftsvarianten erarbeitet. Vordergründig stehen dabei Hans Kol-

basser als Direktor des Braunkohlekombinates auf der einen Seite, die Wissenschaftler auf der anderen: der Informatiker Dr. Berg (der die ökonomischen Modellrechnungen verantwortet), der Chemiker und Plasteforscher Professor Uhlenhorst, Mitglied des DDR-Forschungsrates und zweifacher Nationalpreisträger, sowie der Ingenieur Baum, Fachmann für Kältetechnik. Doch einige der Wissenschaftler haben auch eigene Interessen.

Allein Berg, der Informatiker, wird als die unbestechliche Stimme der rechnenden Vernunft gezeichnet: „Unsre Diagramme stehen. Plan für eine neue Landschaft. Waffenarsenal der Partei für den wissenschaftlichen Aufstand. Variante A. Besser die Variante B. Wie auch immer. A bis F. Sechsfach durchgerechnet. Variante C — die Krönung der Vernunft. Die Kohlegruben werden liquidiert und die Chemie genährt mit Erdöl. Und in zehn Jahren spätestens strahlt bei Dornberg eine Sonne. Atomkraft. Das Atomkraftwerk im Brücktal.“

Uhlenhorst, der Prognosegruppenleiter, spielt auf Zeit, um den günstigen Zeitpunkt für die Durchsetzung seines eigenen Interesses abzuwarten:

Berg: „Seit einem Jahr besteht jetzt die Prognosegruppe. Von über zwanzig Varianten haben wir sechs in die engere Wahl gezogen. Doch seitdem sind wir keinen Schritt vorangekommen. Sie sind der Leiter. Aber Sie handeln nur wie ein fiktiver Spieler. Ich erkenne Ihre Strategien nicht.“

Uhlenhorst: „Sie schweben in den Wolken, Sie Denkartist, Sie – Spieler. Im Brücktal ist kein Platz für Ihre Spieltheorien. Hier geht’s

ums Ganze. Hier wird ein Modell gebraucht für die ganze Republik. Sozialismus plus technische Revolution. Das sind die Größen. Nicht die Ungeduld schafft da den Vorlauf, sondern die Geduld. Das Jahr zweitausend immerfort im Munde führen hört sich zwar gut an, ist aber nicht das Beste, das Solidesste. Ich bin für Gründlichkeit, nicht für va banque. Ja, auch die Gründlichkeit erfordert Kühnheit. Ich besitze sie.“ (S. 53f.)

Uhlenhorst möchte Plasteproduktion etablieren, um seinen eigenen Patenten eine industrielle Basis zu verschaffen: „Wir brauchen heute schon im Überfluß die Plaste. Denn mehr noch als zuvor die Metalle werden sie den Menschen aus dem Prokrustesbett der Natur befreien.“ Baum, der Kältetechniker, dagegen will im Brücktal Kälteaggregate produzieren.

Um die vom Ministerium verlangte Einmütigkeit in der Prognosegruppe zu erlangen, taktiert Uhlenhorst. Schließlich verbündet er sich mit Baum und Kolbasser: „Auf Maschinenbau und Chemie basiert die halbe Republik. Wir beide sind in der Lage, realistisch, rationell zu denken. Unsere Betriebe, das wissen Sie wie ich, sind auch in den nächsten Jahren noch auf Kohle angewiesen. Warum also sollten wir Hans Kolbasser, sobald er den Antrag einbringt, nicht unterstützen?“ Das geht gegen den Modellrechner Berg. Der, so Uhlenhorst, sei „zwar ein guter Programmierer, auch ein guter Träumer. Doch er hat auch stets die raue Wirklichkeit, der Hans Kolbasser ununterbrochen ausgesetzt war, aus seinen Träumen herausprogrammiert.“

Einigkeit ist so nicht herzustellen. Hier nun wird das Stück zur Parteiliteratur. Auftritt Genosse Stiller, Wirtschaftssekretär der SED-Kreisleitung, der sich als

Nichtfachmann mühsam in die Unterlagen eingelesen hat: „Jeder spricht hier, wie es ihm gerade paßt. Und jeder spricht vor allem für sich selber. Versteht ihr so, Genossen, euren Auftrag, eure Arbeit? Vorschlag. Erstens: Jeder denkt nur an das Optimum. Zweitens: Jeder spricht nur für das Ganze.“ Dann, unter vier Augen, nimmt Stiller Uhlenhorst ins Gebet:

„Du ... hast das Brücktal nur als Reservoir für die Chemie betrachtet, für deine Forschungen, für dich. Nicht anders als auf seine Art Genosse Baum. Jeder nur das Seine. Und darum konnte Doktor Berg auch programmieren, optimieren, soviel er wollte. Ihr seid ihm nicht gefolgt. Oder nur so weit, wie es euren eigenen Interessen diene. Und darum paßt auch zusammen, daß du, Genosse Uhlenhorst, einerseits die Großforschung voranpeitschst, andererseits die Umprofilierung des Brücktals bremst. In beiden Fällen drängen dich, beengen dich die – Plaste. Die Haut

aber ist uns näher als das Hemd. Das Ganze näher als das Teil.“ (S. 128)

„Doch die Republik, programmiert auf dem Parteitag, will die Konturen unsrer Zukunft schon ins Heute projizieren. Das gelingt uns aber nicht, wenn wir das Jahr zweitausend nur an den Gegebenheiten von heute messen. Wir müssen eine neue, eine völlig neue Gestalt annehmen. Sie beginnt beim Denken. Wir brauchen Menschen in Prognosegruppen, die bereit sind, sich von dem zu lösen, was uns immer noch belastet, uns nach unten zieht.“ (S. 102)

Und schließlich, so Stiller, geschehe alles, was wir tun, für die Menschen, „im Dienst am Menschen. Die Ökonomie ist nicht nur ein Mittel zum Zweck. Die Kohle ist für den Menschen da, keine Frage, der Mensch nicht für die Kohle“.

Die Uraufführung des Stückes besorgte das Landestheater Halle, das damals als aufgeschlossen für Neues galt. Die Reaktionen auf Stück und Inszenierung waren sehr durchwachsen. Schwächen des Stückes seien nicht zu übersehen, schrieb die Hallesche SED-Bezirkszeitung „Freiheit“. Diese erschwerten es selbst dem aufnahmebereiten Zuschauer, den Vorgängen auf der Bühne immer mit angespanntem Interesse zu folgen. (Schrader 1972: 83).

Der Theaterkritiker der „Liberal-Demokratischen Zeitung“ hatte mit der Inszenierung eine „äußerst problematische, ja unbefriedigende Angelegenheit“ bemerkt. Das Stück scheitere daran, die gesellschaftliche Wirklichkeit „wirkungsvoll, also theatergemäß, abbilden zu können“. Phantasie werde durch Parolen, Deklamationen und Thesen ersetzt. Die Sprache sei plakativ und parolenvoll, so „wie die monumentalen, ungeheuer pathetischen Bühnenmalereien von Willi Sitte, Dieter Rex und Rolf Klemm“. Insgesamt ein „didaktisches Lehrtheater ohne Raum für theatralische Phantasie“. (Frede 1972: 87f.) Für „Theater der Zeit“ war es ein „anstrengend-sprödes Stück“ (Seyfurther 1972: 104).

Das Stück erlebte in Halle zehn Aufführungen (Thein 1972: 124). Neutsch konzentrierte sich anschließend wieder auf nichtdramatische Arbeiten.

Helfried Schreiter

Frau am Fenster. Roman (1973)

Verlag Neues Leben, Berlin [DDR] 1973, 246 S. (bis 1985 sechs Auflagen). Westdeutsche Ausgabe: Damnitz, München 1975. Übersetzungen ins Tschechische und Slowakische

Gisa Tonus ist 37, promovierte Physikerin, verheiratet mit einem Psychologen, hat eine 17jährige Tochter und arbeitet in der Forschungsabteilung eines Elektronikombinates. Ihr akademischer Lehrer, Prof. Teubner, leitet die Abteilung. Er hatte sie vor einigen Jahren dorthin geholt. Von ihm stammte die Idee, einen Computerspeicher zu entwickeln, der sich in seinem Schaltplan an den des menschlichen Gedächtnisses anlehnt. „Er hatte ein Leben lang davon geträumt, war verlacht und als Phantast abgetan worden, ohne einen Augenblick die Hoffnung aufzugeben ... Und nun hatte er sich selbst aus dem Rennen genommen.“ Teubner ist inzwischen 70 und seit kurzem schwer erkrankt.

Er wünscht sich Tonus als seine Nachfolgerin. Der Generaldirektor ist sehr einverstanden: „Für das Zusammenspiel der Köpfe brauche ich einen Dirigenten, brauche ich dich, eine Frau mit Feingefühl und Einfühlungsvermögen.“ Gegen alle Erwartungen stimmt sie nicht umstandslos zu, sondern sagt, sie traue es sich nicht zu. „Das verstieß gegen die Spielregeln.“ Tonus zum Direktor: „Ich weiß ja, das Argument ist bei uns aus der Mode gekommen. Jeder traut sich alles und jedes zu, und wenn er merkt, daß er sich zuviel zugetraut hat, ist es meist zu spät.“ Sie bekommt eine Woche des Nachdenkens zugestanden.

Gisa Tonus versucht, sich zu vergegenwärtigen, was auf sie zukäme. Die Startphase des Speicherprojekts ist ungewöhnlich schwierig, und es mache schon einen gehörigen Unterschied aus, ob man ein Kopf unter vielen sei oder plötzlich einen Oberkopf darstelle, von dem alle Wege ausgehen und zu dem alle Wege hinführen:

„Und was sind das für Wege! Holperstrecken und Schnellstraßen; Feldwege, die sich irgendwo verlieren; Wege, die es heute noch gar nicht gibt, die geschlagen werden müssen durch den Dschungel des Nichtwissens mit vielleicht unzureichendem Gerät, ... und keiner dabei, der heute bereits ganz überblickt werden könnte. Unmöglich, sie alle zu beschreiten. Es wird an jeder Abzweigung, jeder Kreuzung aufs neue entschieden werden müssen, welcher zu gehen sein wird ... Und

es wird keine Zeit sein für Zögern, weil die Tage und Stunden teuer sein werden wie nie zuvor in deinem Leben, weil es dann ... Tag und Stunden sind ... einer Armee von Wissenschaftlern und Technikern, die du in einen Eroberungsfeldzug führst, aus dem ein Computerspeicher heimgeführt werden soll, der sich zwar mit dem menschlichen Gedächtnis nicht messen können, ihm aber immerhin verwandt ist.“ (S. 29f.)

Über Rückblenden in ihr bisheriges Leben malt sich Tonus pro und contra der unausweichlichen Entscheidung aus. Der Autor schaltet simulierte Befragungen dazwischen, in denen er bei Weggefährten Erkundigungen über sie einholt. Es wird deutlich, dass sie einen beträchtlichen Weg hinter sich hat. Einer ihrer

EOS-Lehrer, der dann nach Stuttgart gegangen ist, hat Tonius, damals noch Gisa Wohmann, als Eiferin in Erinnerung:

Sie war ein Produkt ihrer Umwelt – oder habe ich Marx falsch zitiert? Erschreckend für mich: ihr Fanatismus. Kein Raum für Toleranz, für liberales Denken.

Ich habe in den zwölf Jahren des Faschismus einige Monate im Gefängnis verbracht, weil mich einer meiner Schüler „undeutschen Verhaltens“ bezichtigt hatte. Das sprach nach fünfundvierzig für mich.

Sie können sich vielleicht vorstellen, was in mir vorging, als ich mich von heute auf morgen erneut gezwungen sah, meine Worte abzuwägen, Gedanken zurückzuhalten, die mich mein humanistischer Bildungsweg zu denken gelehrt hatte. Und es war eben jene Wohmann, die mich nicht aus den Augen ließ. Man nannte das wohl Wachsamkeit. Ich unterrichtete Geografie und Deutsch. Ich war außerstande, den „Faust“ als eine Art Erstausgabe des „Kommunistischen Manifests“

zu interpretieren. Damit beauftragte ich die Wohmann, die machte das. Streckenweise originell, jedenfalls für mich, der ich ein solches Heransgehen nie für möglich gehalten hatte.

Ihre Intelligenz war beachtlich, hätte man ihr nur auch andere Räume erschließen können. Ich frage Sie: Wo sollte ein Lehrer seine Berufung finden, wenn nicht im Öffnen der Welt für die Suchenden. Aber der Wille zum Suchen muß da sein. Ihr Kardinalirrtum: Sie begriff sich nicht als Suchende. [...]

Außerdem habe ich eine fast körperliche Abneigung gegen jede Art von Religion. Und was mich da aus den Augen dieses Mädchen anglühlte, das war Religion. Dieselbe Unduldsamkeit, derselbe unverrückbare Glaube und derselbe Eifer wie bei der Missionierung der Heiden. (S. 183–185)

Auch Gisa Tonius erinnert sich in ihren Rückblenden daran. Sie sieht sich nun als damals berauscht von einer Übersichtlichkeit der Welt. Diese wollte sie all den Armen und Beladenen bringen, „die sich mühselig durch die Finsternis tasteten und zweifelten. Sie sollten in möglichst kurzer Zeit erlöst und der Freuden der leicht zu durchschauenden Welt teilhaftig werden“. Heute scheint es ihr, „daß es in jenen Jahren mehr Erlöser gab, als die verhältnismäßig geringe Einwohnerzahl der Republik verkraften konnte, wie überhaupt die Zahl der Erlöser geringer gehalten werden sollte, weil die Aufdringlichkeit, mit der sie ihre Mission zu erfüllen trachten, nicht selten zur Abkehr von der heilbringenden Lehre führt, was du erst Jahre später zu begreifen begannst“.

Ist das Buch erzähltechnisch fast durchgehend ein Selbstgespräch von Gisa Tonius, so macht sich der Autor in einem Epilog selbst zur Figur. Er tritt mit seiner Figurerfindung Tonius ins Gespräch, um zu einem Ende zu finden.

„Haben Sie denn schon Frauen in das Manuskript schauen lassen?“, fragt sie. Er: „Die Meinungen gehen auseinander, wie immer. Die einen flehen mich an, unbedingt ein Ja ans Ende zu schreiben“ – also ein Ja zur Abteilungsleitung –, „damit sie Kraft schöpfen können, wie sie sagen, und die anderen drohen mir, das Buch gar nicht erst zu Ende zu lesen, wenn ich mich unterstehe, Sie Ja sagen zu lassen, weil sie einen solchen Schluß nicht mit dem eigenen Leben in Übereinstimmung bringen könnten.“ Sie: „Ich begreife nicht, weshalb Sie in der Literatur Konflikte lösen wollen, die das Leben noch nicht zu lösen vermag.“ Er: „Wir müssen einen Schluß finden, der die Leser zufriedenstellt.“

Am Ende des Gesprächs ist der Autor betrunken und schläft. Seine Figur schlussfolgert, nun also auf sich allein gestellt sein. Sie resümiert den Tag des Erinnerns, Nachdenkens und Abwägens: „Ich habe gefunden, was ich suchte. | Ich nehme mich an.“

Martin Stade

Exma 68 (1979)

in Hans-Jürgen Schmitt (Hg.): Geschichten aus der DDR, Hoffmann und Campe, Hamburg 1979, S. 87–105

„Und so trat ich in das Heiligtum des Instituts, mit großer Sicherheit eigentlich“, denn der Ich-Erzähler habe Dinge hinter sich gewusst, die mit den Jahrhunderten lebten und immer leben würden, „während jene sechs Leute, die mir entgegenblickten, im Grunde nur Staub im Wind waren, obwohl sie das Gegenteil behaupteten.“ Das Institut ist das Leipziger Literaturinstitut „Johannes R. Becher“, das Heiligtum das Direktorenzimmer von Max Walter Schulz, der Anlass ein Tribunal, und die gegenteilige Behauptung bezieht sich auf Schulz' Roman „Wir sind nicht Staub im Wind“ (Schulz 1963).

Gestaltet wird eine biografische Erfahrung des Autors, die uns noch einmal begegnen wird (in Siegmар Fausts „In welchem Lande lebt Mephisto?“, siehe nachfolgend): studentischer Ernteeinsatz, Stade (1931–2018) und Paul Gratzik (1935–2018) sind für Nachtschichten an der Kartoffeldämpfmaschine eingeteilt, in einer Nacht ist die Norm vorfristig erfüllt, und so wollen sie sich ein Bier in der Dorfkneipe gönnen. Die Mitstudenten „sahen uns erstaunt und neidisch an, da sie tagsüber vom Acker nie in die Kneipe gehen konnten. Wir griffen nach den gefüllten Gläsern, unbekümmert ob der Blicke unserer lieben Kollegen“.

Die zwei Stunden in der Dorfschenke bringen Stade und Gratzik einen Verweis ein. Die Disziplinarordnung des Instituts sei verletzt worden. Einige Mitstudenten wiesen zuvor darauf hin, „daß es ihnen nicht gefiele, wenn zwei ihrer Kommilitonen ihren sozialistischen Auftrag so abrupt vergäßen, um sich statt dessen dem Bier zuzuwenden“.

Einige Monate später, am letzten Unterrichtstag vor den Weihnachtsferien, findet eine Exkursion nach Dresden statt. Das Grüne Gewölbe ist schon absolviert, aber am Abend steht noch ein Theaterbesuch an:

Am späten Nachmittag kam uns der abendliche Theaterbesuch ganz närrisch vor. Ich sagte, daß ich das Stück gelesen hätte, es wäre miserabel. Wir saßen zu viert in einer Gaststätte und erholten uns vom grünen Gewölbe. „Was machen wir denn da? Ich hab das

Stück auch schon gelesen“, erkundigte sich Paul.

„Ja, was machen wir denn da. Vorige Woche war ich krank, und mein Magen ist noch immer nicht der beste“, sagte Ecki.

„Da ist Vorsicht am Platze. Ein solches Stück

schlägt manchmal auf den Magen', rief der Pfarrerssohn.

„Ja, was machen wir denn da?“ schrien wir alle vier durch das Lokal.

„Ich fahr nach Haus, wo Weib und Kinder meiner harren“, bemerkte ich mit entschlossener Stimme. [...]

Und so fuhren wir nach Hause. Mit überraschender Schnelligkeit ließen wir das Lokal hinter uns, stürzten zum Bahnhof und wurden nicht mehr gesehen. Unsere lieben Mitkommilitonen saßen am Abend im halblee-

ren Schauspielhaus, wobei bemerkt werden muß, daß die Hälfte des Publikums während der Pause ebenfalls entsetzt das Weite suchte. Am dritten Januar kamen wir zurück ans Institut [...]

Im Vorzimmer des Direktors, unseres Genossen, wurden uns vier Briefe übergeben. „Wegen mehrmaliger Disziplinarverstöße erhalten Sie ab sofort Hausverbot und sind vom Studium ausgeschlossen. Sie haben sich am fünfzehnten des Monats vor dem Disziplinarausschuß zu verantworten.“ (S. 98f.)

Bis dahin findet eine Vollversammlung statt, natürlich ohne die Betroffenen, denn die hatten ja Hausverbot: „Eine gewisse Schläue war der Institutsleitung nicht abzusprechen.“ Die anderen fünfzehn Studenten stimmen alle für die Exmatrikulation der Delinquenten. Am 15. Januar 1968 sind sie zu Einzelverhandlungen vor den Disziplinarausschuß geladen. Stade scheint es, dessen Mitgliedern sei „auf irgendeine Art und Weise das Rückgrat abhanden gekommen ... Sie saßen so merkwürdig zusammengerutscht in ihren Sesseln, daß es den Anschein hatte, als befänden sich die Köpfe auf den Hintern.“ Ein Grund wird auch angedeutet:

Hatte nicht der Vorsitzende des Staatsrats vor über einem Monat den Herrn Direktor, unseren Genossen, auf das heftigste und in der Öffentlichkeit, wenn auch mit allerlei Ungereimtheiten, geradezu zurechtgewiesen? Und hatte dieser nicht gekuscht, war er uns

nicht mit Feigheit und Kleinmut und Angst als leuchtendes Beispiel vorangegangen? Hatte er nicht versprochen, am Institut einen grundlegenden Wandel zu schaffen, damit „die Studenten der Literatur endlich die neue Technik meisterten“? (S. 103)

Stade und Paul Gratzik werden exmatrikuliert, denn bei ihnen war es bereits der zweite Verstoß gegen die Institutsordnung. Die beiden anderen Theaterverweigerer kommen mit einem Verweis davon. Hinter der Tür, die sich soeben geschlossen hat, „war es still, als säßen dort erstarrte, tote Gestalten, zu keiner Frage und zu keiner Antwort mehr fähig“.

Siegmar Faust

In welchem Lande lebt Mephisto? Schreiben in Deutschland (1980)

Günter Olzog Verlag, München/Wien 1980, 186 S.

Der Autor nennt es Essays, was er hier geschrieben hat, „weil ich mir am wenigsten vorstellen kann, wie Essays zu schreiben sind“. Publiziert wurden sie in einer Schriftenreihe „Geschichte und Staat. Sonderreihe Analysen und Perspektiven“. Faktisch aber handelt es sich um autobiografische Miniaturen, die, in der Tat, essayistisch literarisiert sind, vor allem über assoziative Sprunghaftigkeit.

Faust war 1976 aus der DDR ausgereist, und was dazu geführt hatte – unter anderem eine Haftstrafe –, sind die hauptsächlichen Gegenstände dieser Texte. Von ihnen interessieren in unserem Kontext drei: „Not & Nonsens. Erste Versuche, erste Konflikte“, „Der privilegierte Mephisto. Am Johannes R. Becher-Institut“ und „Skrupel & Zweifel. Eine disziplinierte Exmatrikulation“. Zunächst geht es um seine Erfahrungen am Institut für Kunsterziehung der Karl-Marx-Universität Leipzig, dann um sein Studium am Institut für Literatur „Johannes R. Becher“ in Leipzig.

Über Faust an der Uni erfahren wir, dass er dort alsbald als auffällig gegolten habe. So organisiert er einen Lyrikabend unter dem Titel „Wir bin die Zukunft. Unzensurierte Lyrik – von uns, mit uns, über uns“. Abschließend werden die vier Vortragenden Studenten vor „sämtliche Kommissionen, unter anderem auch vor den Staatssicherheitsdienst“ zitiert. Fausts Verse werden als zu pessimistisch, „nicht dem sozialistischen Lebensgefühl entsprechend“ kritisiert. Ein Disziplinarverfahren endet mit einem Jahr zur Bewährung in der Produktion – womit ersichtlich werde, dass „die Avantgardisten der Arbeiterklasse die vielgepriesene Basis, also die Produktionssphäre, als Strafplatz betrachteten“.

An das Institut für Kunsterziehung kehrt er dann nicht mehr zurück. „Die Lust am Malen war mir irgendwie vergangen“ (das Institut bildete Kunstpädagoginnen und -pädagogen aus). Er bewirbt sich beim Leipziger Literaturinstitut, der Schriftstellerausbildungsstätte. Dort wird er „nach einigem Hin und Her“ zur Aufnahmeprüfung eingeladen (durchaus erstaunlich, da die übliche Aufnahmebedingung war, bereits etwas veröffentlicht zu haben, was bei Faust nicht gegeben war). Es klappt auch – und beginnt, wie jedes Studium in der DDR, mit einem Ernteeinsatz.

Seine Kommilitonen Martin Stade (1931–2018) und Paul Gratzik (1935–2018) verbringen während ihrer zehnten zwölfstündigen Nachtschicht zwei Stunden in der Kneipe. Die aktuelle Situation macht aus dieser trivialen Normabweichung ein Politikum. In Polen und der ČSSR gärt es, die DDR-Führung ist in Alarmbereitschaft, und Ulbricht hat sich gerade „aus irgendwelchen nichtigen Gründen“ mit Max Walter Schulz (1921–1991), dem Direktor des Literaturinstituts, angelegt. Die Existenz der Einrichtung scheint gefährdet, und „dann mußten natürlich Beweise erbracht werden, daß von diesem Institut nicht ebensolche Gefahren ausgingen wie von den Schriftstellern in der ČSSR“. Es folgt daher ein Disziplinarverfahren gegen Stade und Gratzik – Ziel: Exmatrikulation.

das Niederträchtige war, daß uns übrigen Studenten in diesem makabren Schauspiel die übelste Rolle aufgezwungen wurde ... Genosse Schulz ... wollte nämlich die Entscheidung nicht allein fällen, sondern alles sollte schön „demokratisch“ geschehen, also mit

Abstimmung. Freilich wurden wir zuvor gehörig eingeseift, d.h. angesichts der brisanten Situation wurde eindringlichst an unser politisches Verantwortungsgefühl appelliert ...

Bei der Abstimmung über Stade und Gratzik ging eigentlich alles recht glatt über die Büh-

ne. Naja, redeten wir uns ein, der Anlaß sei zwar lächerlich, aber wenn die Existenz des gesamten Instituts auf dem Spielplan stehe, dann müsse halt ein Exempel statuiert werden. Schließlich erlaubten wir es uns während des Kartoffellesens auch nicht, einfach in der Kneipe zu verschwinden. Der einzi-

ge, der die Abstimmung noch etwas hinauszögerte, war *Frank Beyer*, eine Berliner Type, die vor allem *Gratzik* verteidigen wollte. Doch am Ende haben wir alle einstimmig unsere Pfötchen, wenn auch mit gesenktem Blick. (S. 42)

Die Erwähnung des 17. Juni in einem Gedicht bringt bald darauf auch Faust selbst in Bedrängnis. Das Gedicht an sich war politisch konform, aber die bloße Nennung des heiklen Datums ließ die Nerven blank liegen. Die Staatssicherheit verstand es völlig falsch: „Im Mai 1968 verfaßte *Faust* während eines Studenteneinsatzes des Literaturinstitutes im VEB Kombinat Böhlen ein Gedicht mit hetzerischem Inhalt, in dem er zu Aktionen ähnlich des 17. Juni 1953 aufrief, um die Arbeitsverhältnisse im Kombinat zu verändern.“ (Zit. in Nitsche 2011: 53)

Eine Vollversammlung des Instituts, die zu Fausts Gunsten ausging, kann ihn nur kurzzeitig retten. Am 1. April 1968 wird er auf Druck übergeordneter Instanzen exmatrikuliert. Nun „stand ich quasi vogelfrei auf der Straße, die zum Sozialismus führen sollte, und ich suchte Arbeit, um meinen fünfköpfige Familie unterhalten zu können. Wo ich mich auch meldete: ... Freudiger Empfang, weil man überall händeringend Arbeitskräfte suchte, dann eisige Ablehnung, wenn sie ein paar Tage später Einsicht in meine Kaderakte genommen hatten.“

Schließlich wagt es der Kaderleiter des VEB Städtische Bäder, ihn als Motorbootfahrer auf einem Stausee bei Leipzig einzustellen. Der „schrieb ebenfalls Gedichte und brachte daher vielleicht Mitleid mit einem gescheiterten Literaturstudenten auf“.

Gerti Tetzner

Karen W. Roman (1974)

Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1974, 334 S. (bis 1979 sechs Auflagen). Westdeutsche Ausgabe: Luchterhand, Darmstadt/Neuwied 1975. Buchclub-Ausgabe: Buchclub 65, Berlin [DDR] 1976. Übersetzungen ins Schwedische, Dänische und Rumänische

Karen W. ist mit Peters verheiratet, und Peters ist Oberassistent am Historischen Institut einer Hochschule, die als Karl-Marx-Universität Leipzig erkennbar wird. Die Ehe ist schwierig, aber die Beziehung nicht wirklich zerrüttet. Für Karen W. erzeugt sie vor allem Unzufriedenheiten mit ihrer eigenen beruflichen Entwicklung, wobei nicht vollends klar wird, warum. Sie ist Juristin, gibt den Beruf auf, kehrt mit ihrer Tochter zurück in ihr Thüringisches Heimatdorf und arbeitet dort in einer LPG. Nach einem Jahr bricht sie von dort wieder auf, beginnt eine Arbeit auf einer Geflügelfarm, lebt dann auch wieder mit Peters zusammen, den sie schließlich erneut verlässt. Innerhalb dieser Haupthandlung werden bemerkens-

werte Einblicke in das Innenleben des Historischen Instituts eröffnet, aber auch, über Rückblenden, in die Leipziger Universität der 50er Jahre.

Damals haben beide, Karen W. und Peters, in Leipzig studiert. „Jeden Mittwoch las im größten Hörsaal ... ein Germanistikprofessor. In diesen beiden Stunden entvölkerten sich die Hörsäle und Seminarräume anderer Fakultäten. Alle Gegenmaßnahmen durch Dozenten und FDJ-Leitungen blieben wirkungslos. In den Donnerstagspausen standen Freunde mit verzückten Mienen beisammen und schmeckten Redewendungen dieses berühmten Professors nach.“ Man wird den Germanistikprofessor als Hans Mayer (1907–2001) dechiffrieren dürfen. In der so erzeugten Atmosphäre gedieh auch Infragestellung. Von der Universitätsobrigkeit wurde diese als politische Aufsässigkeit missverstanden. Peters war eines der Opfer. Er hatte in einer Studentenzeitschrift einen Artikel veröffentlicht:

„Blicken wir uns unvoreingenommen um! Unser geistiger Horizont ähnelt dem der Papageien. Anstatt den selbständigen Umgang mit Ideen zu erlernen, plappern wir Meinungen darüber nach, interpretieren, statt Eigenes zu entwickeln, klammern kurzerhand weg, was uns nicht paßt, und maßen uns trotzdem über alles und jedes ein Urteil an. [...] Von morgens bis abends versichern wir einander, wie großartig wir sind, weil wir

nicht mehr hungern und frieren und nicht aus Hörsälen ausgeschlossen sind. Damit verändern wir unsere Welt nicht, sondern rechtfertigen sie nur noch ... Wo aber ist unser Ideal von einer totalen Neuschöpfung des Menschen geblieben? Wollen wir zulassen, daß auch diese Revolution nach ihrem Sieg in der täglichen Praxis hinter ihren Entwurf zurückgeht?“ (S. 155)

Ein eigentlich ziemlich revolutionskonformer Text, aber ein politisch übereifriger Kommilitone fragt, was „von solchen“ anders zu erwarten sei als die Konterrevolution. Peters aber war damit bereits bei seinem Thema, das ihn dann fortan auch wissenschaftlich beschäftigen wird: die Rolle der Persönlichkeit, des Individuums in gesellschaftlichen Entwicklungen: „Wollten wir den Beschwörungsformeln der Politiker und Gesellschaftswissenschaftler glauben, hätten wir mit der Überwindung von Kriegen und existentiellen Mängeln schon das Wichtigste hinter uns. [...] Das wichtigste beginnt erst danach: Befreiung des Menschen als Persönlichkeit!“

Das war damals – und auch später – eine heikle These. Nach herrschender Meinung sollten es soziale Großkollektive sein, „die Volksmassen“, welche allein die Geschichte bewegen. Also folgte ein Verfahren gegen Peters. Karen W. war bei einer der vorbereitenden Sitzungen dabei: „Als ich wieder aus der Tür trat, war ich ‚Studentenvertreterin‘ bei einem Exmatrikulationsverfahren“. Dieses wird eindrücklich geschildert. Ein

Absolvent der ABF Martin Marker, jetzt Student im ersten Semester an Peters' Fakultät, vormals Bauarbeiter: „Was gibt's da zu verhandeln? Ab in die Produktion! Erst mal arbeiten lernen und das verpulverte Stipendi-

um wieder 'ranschaffen!“

Doktor Bitterlich klopfte mit dem Knöchel auf die Tischplatte. Gäste hätten jetzt erst mal zuzuhören! Außerdem nur beratende Stimme, klar? Ohne alle Schnörkel wieder-

holte er jetzt die Gedanken aus Peters' Artikel, als handelte sich's um die Einführung zu einer alltäglichen Seminardiskussion. Mit Zwischenblicken forderte er Peters zur even-

tuellen Korrektur oder Ergänzung auf. Peters nickte, warf gelegentlich ein Wort oder einen Satz dazwischen ... (S. 157)

Dann ist er mit seiner Stellungnahme dran:

„nach den Vorlesungen von Professor Götz im Frühjahrssemester merkte ich, das ist nicht nur mein Problem, es muß öffentlich diskutiert werden!“ [...] Heftiges Für und Wider, das Doktor Bitterlich vergeblich mit seinem Knöchel bekämpfte und um „den Kern der Sache“ zu gruppieren versuchte.

Peters wandte sein konzentriertes Gesicht aufmerksam, aber ohne sichtliche Erregung nach rechts und links. [...]

„Wenn wir immer nur auf den möglichen Mißbrauch aufgeworfener Fragen Rücksicht nehmen wollen, haben wir uns eines Tages das Fragen samt Denken abgewöhnt und können uns vor der Geschichte einpacken lassen! ... Meine Aufgabe als zukünftiger

Wissenschaftler besteht nicht im Absichern und Agitieren – dazu gibt es schon Leute genug. ... Ich habe hier, bei uns anstehende Probleme zu erkennen und beantworten zu helfen.“

Jetzt wären wir am „Kern der Sache“ stellte Doktor Bitterlich befriedigt fest. Und er hielt eine lange kühle Rede über Ethos und Verantwortung des Wissenschaftlers, die mit Exkursen in die Geschichte der Physik durchsetzt war ... Seine Sachlichkeit überzeugte.

Dennoch wich Peters bis zum Schluß der Sitzung keinen Deut von seiner Haltung ab, obwohl er die Konsequenzen für sein weiteres Studium doch sehen mußte. (S. 158–160)

Ergebnis des Verfahrens: ein Jahr Bewährung in der Produktion. Währenddessen kamen Peters und Karen W. zusammen. Nach dem Jahr konnte Peters weiterstudieren und im Anschluss eine Assistentenstelle bei den Historikern übernehmen. Das Thema, dem er seine Auszeit verdankte, wurde nun sein Promotionsthema. Gegenwind auch hier wieder:

„der Promovent [*sic*] ignoriere schon in der Methode seiner Untersuchung die marxistische These, die die Rolle einer Persönlichkeit in der Geschichte in erster Linie aus ihrer Haltung zu den Klassen und Schichten herleite.“ Wieso Ignoranz? fragte er scharf zurück. Solche Thesen sollten wir doch endlich mal „unter uns marxistischen Geschichtsforschern“ als bekannt voraussetzen, uns also das leere Wiederholen und gegenseitige Benicken ersparen und – endlich mal! – zu noch ausgesparten Aspekten vordringen, beispielsweise zu dem zwar allgemein und thesenhaft akzeptierten, aber so gut wie gar nicht erforschten subjektiven Bereich des Menschen und seinem Einfluß auf geschichtliche Vor-

gänge! Ob etwa einer hier in der Saal ernsthaft behaupten wolle, die Umwälzungen des russischen Oktober seien allein von den Massen abhängig gewesen und in gar keiner Weise vom Format und den Besonderheiten der Leninschen Persönlichkeit? Na, also! Er, Peters, erlaube sich deshalb, die Geschichte von dieser Seite her für uns abzuhorchen, und dazu müsse er sich bis in alle Strömungen des Geists und der Wirklichkeit hinuntergraben, die eine Persönlichkeit bereits vor ihrem öffentlichen Auftritt mitprägten und auf diesem indirekten Wege schließlich geschichtliche Vorgänge einfärbten; zurück also zu den Franzosen ... (S. 182f.)

Am Institut wird das Thema „Geschichtliche Möglichkeiten des Individuums“ gedeckt. Peters gilt als Leistungsträger. Sein Thema aber ist dennoch nicht unangefochten. Eines Tages – nun sind wir weit in den 60er Jahren – hat die

Forschungsgruppe „wiedermal Pfeffer gekriegt“. Seitdem reißen die Delegationen, die Peters' Vorlesungen observieren, nicht ab. Professor Belfing, der Forschungsgruppenleiter, hat die Parole ausgegeben: „Luft anhalten, Zeit gewinnen, Thema insgesamt retten!“

Peters hält die Luft an. Dessen Meisterschüler, den er inzwischen hat, nicht: „Herr Doktor, gab's in der deutschen Geschichte unter den Herrschenden wirklich nur Versager und keinen einzigen Peter den Ersten?“ – „Was soll das! Wir sprechen über die achtundvierziger Revolution!“ [...] „Herr Doktor, Sie haben mir noch nicht geantwortet!“ – „Ich habe Ihnen geantwortet, Herr Pindus!“

Karen W., die das mit anhört, fragt sich: „Wozu die Schärfe? Was ist los? Was meinen sie wirklich?“ Vermutlich hat sich Peters in Pindus wiedererkannt: den Peters vor seinem Jahr in der Produktion. Schließlich kommt es zu einem der letzten, noch einmal tiefer gehenden Gespräche zwischen Peters und Karen W.:

„Wenn du jedes mühsam gefundene Wort auch noch nach allen Seiten gegen falsche Betonung panzern mußt, arbeitest du im Grunde mit einer Hirnhälfte oder mit einer Hand, obwohl du immerzu die Kraft von zwei und mehr Händen verbrauchst. Ich will endlich normal arbeiten und was hinter mich bringen, verstehst du?“

„Nein!“

„Ein überschaubares, weniger umstrittenes Thema. Bauernkriege meinetwegen. Lieber weniger als nichts.“

Der Mann, mit dem ich oft so lag und in Träume und Unternehmungen abtrieb, hat einmal gesagt: Unsere Zeit kommt nicht lange mit Göttern wie Wirtschaft und Technik aus. Wirklicher Fortschritt ist nicht mehr zu trennen vom Format menschlicher Persönlichkeiten, diesem ganzen subjektiven und moralischen Bereich des Menschen. Darauf

vertraue ich. Dazu brauche ich Geschichte; sie ist nicht Vergangenes. [...]

Peters aber war ständig in Kontroversen verwickelt, die über wissenschaftliche Dimensionen hinausgingen. Solange er sich einem Thema verschrieb, das in dieser oder jener Variante fast jeden Menschen betraf – nicht nur einige wissenschaftliche Experten –, solange mußte er mit solchen Kontroversen rechnen und umgehen lernen, das Leben ließ sie nicht einfach beiseite schieben. Das hat ihn wohl Jahr für Jahr mehr in einen Mechanismus tausend praktischer Rücksichten eingeschlossen. Und seine wissenschaftliche Denkkraft eingeebnet. Entstehen diese Rechtfertigungs- und Krämergesichter, die er manchmal abends mitbrachte, nicht gerade aus zuviel Einsichtigkeit, aus zuviel Unterwerfung unter gegenwärtige Nützlichkeiten? (S. 216f.)

Reinhart Heinrich

Jenseits von Babel (1987)

Verlag Neues Leben, Berlin [DDR] 1987, 437 S. (bis 1989 zwei Auflagen). Übersetzung ins Italienische (Aracne-Verlag, Rom 2015)

„Mit einer Inhaltsangabe ist über diesen Roman freilich wenig gesagt“, vermerkte der Leipziger Germanist Klaus Werner (1987) in seiner zeitgenössischen Rezension. Das gilt umso mehr, wenn man, wie wir, einer Selbstbeschränkung auf das

Thema Wissenschaft unterliegt. Da jedoch alles andere hier nicht viel nützte, muss unter Inkaufnahme einer gewissen Nonchalance dennoch so etwas wie eine Inhaltsangabe versucht werden. Unser Wissenschaftsthema erzwingt es dabei, den Blick auf Ausschnitte der verwickelt verbundenen Erzählstationen – „Handlungslinien“ würde der vernetzten Struktur des Romans nicht gerecht – zu lenken.

Es geht, erstens, um ein altes gräfliches Schloss. Das war in der DDR nicht nur zum Erholungsheim für Wissenschaftler geworden. Es entwickelte sich auch zum Residualraum einer Bildungsbürgerlichkeit, die mit dem Nationalsozialismus und seinen monströsen Vernichtungsexzessen kulturell ebenso explodiert wie implodiert war. Beschrieben wird, zweitens, eine Reise nach Sibirien, die an einen Ort der Wiedergutmachungsarbeit deutscher Naturwissenschaftler nach dem Zweiten Weltkrieg führt. Ausführlichen Platz findet, drittens, eine Traumvision, in der ein gegenwärtiger Hans Sachs Erfinder ist und angesichts aktueller Erfindungen in ein allmähliches Verstummen gerät. Eher andeutend geht es, viertens, um die Jahre im Gulag, die eine Frau dort verbracht hat, welche soeben von Moskau nach Leipzig umsiedelt und gerade zu Gast im Schloss ist.

Mehr unter- als überwölbend läuft all dies als Geschichte einer Identitätssuche des Erzählers und einer Selbstbefragung des Autors zur Verantwortung der Wissenschaft. Linear ist der erzählerische Gang nicht, vielmehr sprunghaft, polyphon und rekursiv.

Vor dem Hintergrund der verhandelten Themen überrascht es nicht sonderlich, dass der Roman etwa zehn Jahre brauchte, um gedruckt zu werden (Gansel 1991: 141). Er kombiniert die Behandlung eines seinerzeitigen Tabu-Themas der DDR-(Vor)Geschichte – Stalinismus – mit wissenschaftsskeptischen Fragen nach dem, was forschend möglich sei und entwickelnd daraus folgen sollte. Für ersteres war der Autor Reinhart Heinrich biografisch, für letzteres fachlich einschlägig. Sein Vater Helmut Heinrich (1904–1997), Dozent bzw. später Professor für angewandte Mathematik in Breslau und Dresden, hatte im Rahmen von Reparationsleistungen in der Sowjetunion im Flugzeugbau gearbeitet. Der Autor selbst studierte Physik an der TU Dresden und wurde dort 1971 mit einer Arbeit zur Festkörperphysik promoviert. Seit 1979 war er Dozent für theoretische Biophysik an der Humboldt-Universität zu Berlin (ab 1993 dann Professor) und gilt als Mitbegründer der Systembiologie. Heinrich scheint – im Text gut verborgene, aber freilegbare – Zusammenhänge zwischen seinen Gegenständen zu sehen: den Anfängen des Sozialismus im stalinistischen Terror, den Anfängen der DDR-Wissenschaft mit nationalsozialistisch verstricktem Personal, der wissenschaftlichen Zurüstung des Realsozialismus mit seinem überbordenden Wissenschaftsoptimismus und den wissenschaftsgestützten Machbarkeitsfantasien weltweit.

Erzählen lässt Heinrich einen jungen Mann, der ihm ähnlich ist: 1946 geboren, nun wohl etwa zwanzigjährig. Kurz vor Beginn seines Studiums wird er eine Reise in die Sowjetunion unternehmen. Diese soll ihm helfen, die Erinnerungen

an seine Kindheit und die Vergangenheit seiner Eltern in den unmittelbaren Nachkriegsjahren aufzuarbeiten. Die Kindheit hatte er in Kuibyschew verbracht, wo sein Vater 1946 bis 1954 Wiedergutmachungsarbeit leistete. Was konkret aufzuarbeiten ist, bleibt im Ungefähren. Doch eines immerhin wird deutlich: Das ehemalige Grafenschloss ist für einige der Wissenschaftler „zu einer Insel des Vergessens“ geworden, auf der sie in einer „Provinz des Geistes nach eigenen Gesetzen leben“, nachdem sie schon in der sowjetischen Isolation eine Sprache gefunden hatten, „die die Schuld der Vergangenheit nicht berührte“ (Gansel 1991: 147).

Das Schloss bildet den Ausgangs- und Fluchtpunkt des Erzählens (es handelt sich wohl um Schloß Gaußig bei Bautzen, ein damaliges Ferienhaus der TU Dresden, vgl. UATUD o.J. [2019]: 95; dieses wird Reinhart Heinrich kennengelernt haben, er verbrachte seine Jugend-, Studenten- und Promotionszeit in Dresden). In den Gesprächen dort paart sich Wissenschaftsoptimismus mit der Schrulligkeit seiner Vertreter. Der Wissenschaftsoptimismus überschreitet dabei die Blockgrenzen. Zu Gast ist auch, auf einem Zwischenstopp nach Jerusalem, der Biochemiker Wolfgang Simon. Die Figur ist Manfred Eigen (1927–2019) nachempfunden, der als Mitglied der Leopoldina und der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften eine prägende Figur im akademischen Ost-West-Dialog war (vgl. Gottwald o.J. [2012]). Den Erzähler verwirrt dies alles sehr. Das führt ihn in eine Traumsequenz.

Deren Hauptfigur Hans Sachs erinnert an den Nürnberger Schuhmacher-Dichter-Sänger (1494–1576). Hier, in Heinrichs Roman, ist er Schuster, gelehrter Erfinder und verehrter Inspirator eines gläubigen Anhängerkreises. Er repariert immer noch Schuhe und macht Erfindungen, aber die Anführerschaft seiner Anhängergemeinde hatte er schon vor langem aufgegeben. Als er noch einmal für einen Nachmittag zurückkehrt, stellt sich heraus, dass seine Epigonen anhaltend damit beschäftigt sind, seine Ideen zu verstehen. Bedrängt, etwas Wegweisendes zu sagen, entgegnet Heinrichs Hans Sachs: „Hört auf!“

Heinrich, so heißt es bei Marie-Elisabeth Lüdde in ihrer 1989 in Greifswald verteidigten theologischen Dissertation, führe „die unter beeindruckender Eloquenz versteckte zunehmende Sprachunfähigkeit und Verwirrung von Wissenschaftlern vor Augen“ (Lüdde 1993: 139). Wie eingangs erwähnt: Mit einer Inhaltsangabe ist über diesen Roman wenig gesagt. Hier hilft nur selber lesen.

Renate Feyl

Bau mir eine Brücke. Roman (1972)

Verlag Neues Leben, Berlin [DDR] 1972, 319 S. (bis 1987 fünf Auflagen). Buchclub-Ausgabe: Buchclub 65, Berlin [DDR] 1975

Erzählt wird die Geschichte von Klara, Robert und ihrer Ehe. Robert ist Orchester- musiker an der Leipziger Oper. Die Ehe mit Klara ist etwas heikel, weil sich beide zwar füreinander, aber nicht für die Arbeit des jeweils anderen interessieren. Klara hat ein Ökonomiestudium an der Karl-Marx-Universität Leipzig abgeschlossen und absolviert gerade ihr erstes Arbeitsjahr. Die Handlungszeit ist etwa 1967/1968 (erkennbar daran, dass sich Klara noch im alten Augusteum der Universität bewegt, das 1968 niedergelegt wurde).

Die Absolventenlenkung hatte Klara ins Marxistisch-leninistische Grundlagen- studium (MLG) gebracht, wo sie nun Wissenschaftlichen Sozialismus lehrt („Sie haben zwar Ökonomie studiert, aber Sie hatten stets im Fach *Wissenschaftlicher Sozi- alismus* die Note Eins“). Sie selbst hätte lieber eine Assistentenstelle bei den Ökono- men übernommen, da sie richtig forschen möchte. Letzteres scheint ihr an der ML- Sektion nicht so naheliegend zu sein. Immerhin: Sie soll und wird eine Dissertation schreiben, Thema: Qualifizierungsmotive junger Arbeiter. Wenn sie das hinter sich gebracht hat, will sie versuchen, ans Akademie-Institut für Wirtschaftswissenschaft- en zu kommen.

Neben ihrem Studium und nun der Berufstätigkeit ist Klara für die FDJ Abge- ordnete der Stadtbezirksversammlung und dort Mitglied der Ständigen Kommission Kultur. Dies, ebenso wie Roberts Arbeit und Aktivitäten, nimmt breiten Raum ein, muss im hiesigen Kontext aber nicht vertieft werden. Was an dieser Stelle interessiert, sind Klaras Erfahrungen im MLG. Da geht es zum Beispiel um Seminarpläne, d.h. Konzeptionen für die Lehrveranstaltungen. „Stundenlang, ja ganze Vormittage wird über jeden einzelnen Plan beraten, gute und bessere Formulierungen werden ausgebrütet, manches Prinzip wird gerügt und manche Spitzfindigkeit gelobt.“ Klara ist etwas genervt: „Wozu überhaupt Seminarpläne ausarbeiten, wenn sich ohnehin niemand von uns daran hält und seine eigene Methode anwendet?“

Die Frage, in der Seminarplankonferenz gestellt, löst unerwartet heftige Zustim- mung ihrer Kollegen und Kolleginnen aus. Bereichsleiter Growe – kein Mann der Wissenschaft, sondern vom Bezirksvorstand der paramilitärischen Gesellschaft für Sport und Technik (GST) gekommen – kennt kein Pardon: „Rahmenpläne sind vom Ministerium vorgegeben, und wir haben jedes Seminar danach auszurichten.“ Dann geht es um drastische Maßnahmen, die gegen die Bummelei der Studenten eingelei- tet werden sollen: „es geht nicht länger an, daß die Hörsäle immer leerer werden. Türdienst das eine und Zensieren der Vorlesungsmitschriften das andere.“ Klara hatte gemeint, man sei an ihrer Universität längst über solche Zeiten hinweg. Sie

spart sich aber den Protest, „denn sie würde ohnehin nie die Vorlesungsmitschriften ihrer Studenten zensieren“.

Durch das gesamte Buch zieht sich die Auseinandersetzung um einen Studenten, Harald Rüstow, Mathematik. In einem ihrer Seminare muss sie das Kriterium der Wahrheit behandeln (laut Lenin die Praxis). Rüstow antwortet „Wahrheit ist das Gegenteil von Falschheit“. Typisch Mathematiker, denkt Klara und sagt: „Als Mathematiker haben Sie da völlig recht, aber wie denken wir als dialektische Materialisten darüber?“ Als studentische Referenten für ein Kolloquium gesucht werden, setzt Klara Rüstow auf die Liste. Growe, der Bereichsleiter, ist empört: Es sei doch an der Sektion bekannt, „dass Rüstow zu denen gehört, die uns Seminarleiter durch knifflige Fragen bewußt provozieren wollen“. Damit ist, so lässt sich hier kommentierend einschieben, ein Dauerproblem des ML-Unterrichts an den DDR-Universitäten benannt.

An Klara gewandt: „Wissen Sie denn nicht, daß beim Kolloquium die Presse anwesend sein wird? Deshalb müssen eindeutige und parteiliche Referate gehalten werden.“ – „Was haben Sie gegen Rüstow, ... Rüstow macht aus seiner Meinung kein Hehl, und das bewerte ich höher als dieses ewige, gutklingende Nachbeten. Lassen wir doch abstimmen.“ Growe gerät erst außer sich, muss es dann aber doch geschehen lassen. Nach der Sitzung nimmt er Klara beiseite: „Wissen Sie, was Sie sind, ein Unruhestifter sind Sie! Eine rechthaberische, hartnäckige Person. Das mußte mir einmal von der Seele. Übertreiben Sie es nicht!“

Einige Wochen später ist Sektionsausflug ins Grüne, und Klara nutzt die entspannte Stimmung, um noch einmal zu insistieren, dass Rüstow eine gute Wahl sei. Growe: „Er mag ja begabt sein, aber gerade deshalb muß man ihm seine provokatorischen Fragen in den Seminaren übelnehmen. Die Hospitanten haben mir genau berichtet, wie er sich in den Seminaren verhält: Kramt Sätze von Lenin heraus, die kein Mensch kennt, und reißt sie aus dem Zusammenhang. Damit will er uns aufs Kreuz legen.“

Dann ist das Kolloquium. Rüstow hat sein Referat in Thesen gegliedert. Er beginnt, entgegen den üblichen Gepflogenheiten, ohne Einleitung: „Er wagt es, gleich zum Eigentlichen vorzudringen.“ Growe schnauft: „Was sind denn das für individualistische Methoden, Referate zu halten, ... darüber werden wir noch sprechen müssen.“ Inhaltlich war es dann aber wohl in Ordnung. Jedenfalls heißt es, Rüstow, der an seiner Mathematiksektion als kommendes Genie gilt, werde zum Studium in die Sowjetunion delegiert.

Zwischenzeitlich getrennt lebend, finden Klara und Robert am Ende des Buches wieder zusammen. Sie haben erkannt, dass sie sich für das, was der jeweils andere tut, interessieren sollten: Klara für Musik, Robert für die Wissenschaft.

Karl-Heinz Jakobs

Eine Pyramide für mich. Roman (1971)

Verlag Neues Leben, Berlin [DDR] 1971, 242 S. (bis 1978 fünf Auflagen) sowie Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1973. Buchclub-Ausgabe: Buchclub 65, Berlin [DDR] 1973. Übersetzung ins Tschechische und Russische

Filmadaption: Eine Pyramide für mich, Regie Ralf Kirsten, DEFA-Studio für Spielfilme 1975, 102 Minuten. Online unter <https://www.youtube.com/watch?v=Oq6aopKXObU>

Paul Satie, 41 Jahre alt, ist Professor der Geophysik in Berlin, Spezialgebiet Hydrologie. Er befindet sich auf dem Weg zu einer wichtigen Konferenz, auf der er seinen Widerspruch zum Neubau eines Staudamms begründen will. Seine Argumente sind geologisch-hydrologisch und betreffen die Kostenfragen: „Die obere wasserstauende Mergelsohle ist von einer streichenden Verwerfung geschnitten, wodurch das Wasser des Stausees ins Grundwasser abfließen würde. Die Verwerfung müsste plombiert werden. Das Projekt würde dadurch um fünf Millionen teurer.“

Pikant ist, dass er 20 Jahre zuvor, 1949, als junger Brigadier an der Errichtung eines anderen Staudamms in derselben Gegend beteiligt war. Damals ging es vor allem um das große Ziel, weniger um die Kosten, zumal Satie aktiv daran beteiligt war, vor allem die politischen Kosten in die Höhe zu treiben. Durch anarchistisches Handeln, wie das damals hieß.

Die sächsische Kleinstadt, in der sie seinerzeit den Staudamm gebaut hatten, liegt unmittelbar vor dem Tagungsort. Aus einer plötzlichen Sentimentalität heraus macht Satie dort Station. Er ist überrascht, einige der alten Mitstreiter anzutreffen. Diese sind alle für den neuen Staudambau und haben dafür volkswirtschaftliche und gesellschaftliche Argumente: Der Staudamm und die Talsperre würden der Region Entwicklungsmöglichkeiten bringen, denn an der Wasserversorgung hänge alles – die Intensivierung der Landwirtschaft, Industrieerweiterungen und Wohnungsbau.

Rückblenden in der Handlung zeigen, wie sich Satie an die Aufbruchstimmung von 1949 erinnert. Mit seinen damaligen Mitstreitern kann er aber nur schwer an die frühere Vertrautheit anschließen, nicht zuletzt, weil er meint, dass diese zu wenig aus ihren Talenten gemacht hätten – anders als er selbst. Peter Trümpi war damals sein Vizebrigadier, und beide zusammen waren so unzertrennlich wie unschlagbar. Bevor Trümpi auf die Baustelle kam, war er Friseur, und nun, wie sich herausstellt, ist er wieder Friseur. Satie kann sein innerliches Kopfschütteln darüber nicht lange verbergen. Trümpi aber ist vor allem eines – gelassen:

„Weißt du, was mir angeboten wurde? ..., Technischer Leiter im VEB Tiefbau sollte ich werden, Planungsleiter im Rat der Stadt, Direktor des Kreislichtspielbetriebes, LPG-Vorsitzender, Meliorationsbau-Chef, ich habe zu

allen nein gesagt, ich bin nicht auf die Welt gekommen, um irgendwo Fachleuten blauen Dunst vorzumachen, ich bin Praktiker ..., ich habe angefangen, im Kreis Paulsbach die Genossenschaft des Friseurhandwerks aufzu-

bauen, du lächelst? [...] ich bin freiwillig abgetreten, ich habe mich nicht auf einen Repräsentationsposten abdrängen lassen, ich könnte heute Generaldirektor der städtischen Gärten und Anlagen sein, dazu brauchte ich nichts, als mir einen schönen Anzug anmes- sen zu lassen, mir ein paar kunsthistorische und gartenarchitektonische Phrasen einzu- trichtern, damit wäre ich imstande, einen Schwung Professoren, Doktoren und Diplo- manden zu kommandieren; wenn ich da alles in Verruf gebracht habe, lerne ich Bauvoka-

beln und werde Bezirksbaudirektor, auf diese Weise könnte ich dies und das managen, bis ich grau und ringsum alles grau in grau ge- worden ist; solange wir nirgendwo genügend Fachleute hatten, war die Funktion des un- wissenden, entschlossenen und gutwilligen Organisators lebensnotwendig für die Repu- blik, jetzt sind die Fachleute da, jetzt müs- sen die besten Fachleute in die operativen Leitungen, deshalb bin ich freiwillig dorthin zurückgekehrt, wo ich hergekommen bin ...“ (S. 147f.)

Wie Satie im Laufe der anderthalb Tage, die er in der Stadt bleibt, mitbekommt, hat Trümpi damit aber etwas tiefgestapelt. Denn er ist in der Kleinstadt weit mehr als nur Friseur und PGH-Chef. Er ist auch eine Art Stadtgedächtnis und Informationszen- trale, wo alles zusammenläuft. Er gleicht Konflikte aus und sitzt im Bauausschuss des Kreistages – was ihn wiederum mit dem neuen Stausee verbindet, der an Saties Gutachten zu scheitern droht.

Vor allem aber ist der unpräzise Trümpi ein Gegenentwurf zu Satie. Der hat Karriere gemacht und leidet an Herzanfällen: „Von neunzehnhundertfünfzig bis siebenundfünfzig studierte ich zuerst an der ABF, dann an der TH in Dresden, unterrichtete dort bis 1962, wurde darauf nach Berlin berufen, wo mir verschiedene Aufgaben anvertraut wurden, die ich mit wechselndem Glück und in immer verant- wortlicheren Positionen lösen half.“

Die Gespräche Saties mit den alten Mitstreitern setzen bei ihm ein Umdenken in- gang. Im Wechselspiel der beiden Handlungsstränge – 1949 und 1969 – entwickelt Karl-Heinz Jakobs die zentrale Botschaft des Buches: Eine rein naturwissenschaftli- che Position („Mein Gutachten zählt auf ..., es mischt sich nicht ein, es ist ohne Zorn und ohne Mitleid“) könne ungenügend sein, wenn sie nicht gesellschaftlich kontex- tualisiert werde. Eine kritische Deutung der Vorgänge, die im Buch nicht entfaltet wird, könnte allerdings auch sein: Wenn es politisch nützlich ist, muss der wissen- schaftliche Sachverstand zurückstehen.

Wie konsequent Satie selbst den neuen Einsichten zum Durchbruch verhilft, bleibt im Roman offen (während dies in der Filmadaption aus dramaturgischen Gründen zugespitzt wird). Satie stellt sich dann einer Neubewertung des Stausee- Projekts jedenfalls nicht entgegen, womöglich hat er sie auch durch einen Trick gefördert. Der verantwortliche Referent für das Vorhaben bestellt Satie und seine Kollegen zu einer Besprechung:

„Dr. Tansman aus Paulsbach“, sagte Eugen, „hat dem Büro eine Analyse der Meliorati- onskonferenz ... zustellen lassen, in der er sich vor allem mit dem geologischen und hy-

drologischen Gutachten befaßt, das du, Satie, über das Gebiet von Rinke und Wolfsbach erarbeitet hast. Dr. Tansman argumentiert so: Strukturen und Zahlen, die du unterbrei-

test, habe er nachgeprüft und für richtig befunden. Strukturen und Zahlen würden eindeutig belegen, daß der neue Staudamm auch für die Verbesserung des geologischen und hydrologischen Gleichgewichts im Raume Wolfsbach und Rinke notwendig sei. Befremdlicherweise seien während der Konferenz die Fakten falsch interpretiert worden. [...]

Sati wird die Vorlage für den Ministerrat vorbereiten, vielleicht sollte er diesmal außer Sachlichkeit und Präzision auch Spuren von Temperament und Überzeugungskraft in seine Arbeit einfließen lassen, ich werde sofort mit Dr. Tansman und den Paulsbacher Leuten Kontakt aufnehmen, um die Möglichkeiten eines baldigen Baubeginns zu eruieren.“ (S. 224, 226)

Christoph Hein

Exekution eines Kalbes und andere Erzählungen (1994)

Aufbau-Verlag, Berlin 1994, 190 S. (bis 2002 zwei Auflagen). Blindendruck: Deutsche Zentralbibliothek für Blinde, Leipzig 1994. Taschenbuch-Ausgabe: Aufbau-Taschenbuch-Verlag, Berlin 1996. Übersetzungen ins Französische und Italienische

„Mein Gott, wenn ich Stefan nicht gekannt hätte, ich hätte geglaubt, irgendeine unwiederbringliche Leuchte der Wissenschaft sei da über den Jordan gegangen. Alles viel zu aufgeplustert, finden Sie nicht? Ein Tamtam und ein Gewese, dabei hat nur das kleine Arschloch Stefan Kölpin das seine endgültig geschlossen. Was für ein Verlust, du meine Scheiße.“

Dr. Walter Rieder hat über den jüngst verblichenen Professor Kölpin eine Meinung, die nach saftiger Sprache verlangt. Dabei waren die beiden einst, in den 60er Jahren, unzuer trennliche Freunde. Die letzte Assistentin Kölpins möchte eine biografische Skizze schreiben, denn ihr Institut hat beschlossen, dem Verstorbenen einen Gedenkband zu widmen. „Na, fabelhaft“, entfährt es Rieder, als er das hört. „Einen Gedenkband für Kölpin, wenn interessiert denn das? [...] Werden Sie schon mit Bestellungen überschüttet? Ein Gedenkband, das heißt, ein verlogener Artikel folgt dem nächsten.“

In Kölpins nachgelassenen Unterlagen war Rita Sebenburg, die Assistentin, auf Rieders Namen gestoßen. Sie möchte diesen nun zu seinem früheren Freund interviewen. Das gerät zu einem Kampf. Rieder gibt vor, sich an nichts zu erinnern. Sebenburg bleibt hartnäckig. Rieder erinnert sich dann doch. Er und Kölpin seien die Auserwählten des alten Professors Kretzschmar gewesen. „Wir waren in jedem Fach die Nummer eins. Und ich immer noch etwas besser als Stefan.“ Dieser hingegen sei fleißig gewesen, ehrgeizig und nicht unbegabt. „Und im Unterschied zu mir hatte er da noch diesen Papa im Hintergrund. Der alte Kölpin, Retter in allen Lebenslagen. [...] Stefan konnte anstellen, was er wollte, der Alte rief nur irgendwo einmal an, und alles war wieder ausgebügelt.“ Sebenburg solle schreiben, „charakteristisch für ihn war sein Vater, alles andere können Sie vergessen“.

Rieder und Kölpin hatten gemeinsam Wirtschaftswissenschaft studiert und promoviert. Dann, 1969, ging es um die Nachfolge ihres Professors Kretzschmar. Kölpin bekam das Institut. Rieder schmiß alles hin:

„Nein, ich war nicht gekränkt. Ich war wütend. Ich war stinksauer. Kretzschmar hatte es mir versprochen. Ich hätte es bekommen sollen. Ich war einfach besser als Stefan. Mein Diplom war besser, meine Dissertation

war besser. Ich war immer eine Nummer besser als Kölpin. Das wußten alle. [...] Aber natürlich, Stefan hatte seinen Papa, und es lief dann eben wie immer.“ (S. 166f.)

Kölpin wurde später Mitglied von drei Akademien, war auf allen internationalen Konferenzen gefragt, und seine Arbeiten wurden in acht Sprachen übersetzt. Rieder wurde Kunsthandwerker und verdient damit bis in die Gegenwart höchst lukrativ. Aber vor der Ernennung Kölpins zum Institutsdirektor war da noch eine Sache gewesen, die Sebenburg in dessen Unterlagen gefunden hat:

[Sebenburg:] Es gab da einen anonymen Brief. [...]

[Rieder:] Ich hatte vorgeschlagen, den Brief zu vernichten und alles zu vergessen. Anonyme Briefe gehören in den Papierkorb. [...]

[Sebenburg:] Der Brief belastete Stefan.

[Rieder:] So genau erinnere ich mich nicht mehr. Aber ja, ich glaube, Sie haben recht. Es ging da um irgendwelche dunklen Geschäfte, in die Stefan verwickelt war.

[Sebenburg:] Fluchthilfe. [...] Pro Person 3000 Mark, so stehts in dem Brief. [...]

[Rieder:] Ich konnte mich nicht durchsetzen, es gab ein riesiges Theater. Dann schien die

Kuh vom Eis zu sein; und zwei Monate später war Kölpin Institutsdirektor. Und da wollen Sie mir einreden, sein Vater Papa hätte nicht die Finger drin gehabt? Ich bitte Sie, Rita, dieser schmierige Brief hätte ihn den Hals kosten müssen, stattdessen bekam er das Institut. Mein Institut, wohlgemerkt. [...] [Sebenburg:] Und den Brief haben Sie geschrieben? [...]

[Rieder:] Sind sie verrückt? Ich?

[Sebenburg:] Stefan Kölpin war davon überzeugt.

[Rieder:] Ich weiß. Aber ich wars nicht. (S. 168–170)

Sebenburg hat noch einen anderen Brief gefunden, von Kretzschmar. Darin schlug dieser Kölpin als Institutsdirektor vor. Rieder lobte er über den grünen Klee, aber für eine hohe leitende Funktion fehlten ihm noch ein paar wichtige Eigenschaften. Rieder ist ob dieser Eröffnung ziemlich fassungslos. Vielleicht hatte auch Kretzschmar ihn für den Verfasser des denunziatorischen Briefes gehalten? Und vielleicht, das bleibt in der Erzählung offen, war er es tatsächlich?

Neben diesem Text – „Auf den Brücken friert es zuerst“ – enthält der Band noch einen weiteren, die in unserem Kontext relevant ist: „Unverhofftes Wiedersehen“. Darin studieren Michael Kapell und Thomas Nomann Ende 50er Jahre an der Humboldt-Universität Pädagogik, Anglistik und Germanistik. Sie wollen Lehrer werden. Dr. Edwin Schulze, Dozent für politische Ökonomie, ist ihr Seminargruppenbetreuer und ruft die Gruppe zu einer außerordentlichen Versammlung zusammen. Er spricht über den sich verschärfenden Klassenkampf und über die Notwendigkeit, die junge Republik notfalls auch mit der Waffe in der Hand zu verteidigen. Dann die Frage: Welcher der männlichen Studenten erklärt sich bereit, nach dem Abschluss des Studiums für zwei Jahre zur NVA zu gehen?

Fast alle unterschreiben. Nur Kapell und Nomann geben zu bedenken, „daß sie nach ihrem Studium als Soldaten – so wichtig der bewaffnete Schutz zweifellos sei – überqualifiziert wären und der Republik besser in ihrem diplomierten Beruf dienen könnten“. Dr. Schulze hebt seine rechte Hand. Sekundenlang weist er schweigend auf die beiden: „Seht sie euch an“, sagte er schließlich. „Er sprach sehr leise, wurde aber mit jedem Land Satz lauter und lauter. [...] Sie wollen nicht das Ehrentuch unserer Nationalen Volksarmee tragen. [...] Seht sie euch sehr genau an. Sie tragen bereits eine Uniform. Sie tragen die Uniform des Klassengegners.“ In der folgenden Nacht fliehen Kapell und Nomann nach West-Berlin.

Kapell schlägt es nach Troisdorf bei Köln. Er studiert zu Ende, wird Lehrer für Deutsch und Englisch und schreibt in seiner Freizeit Manuskripte zur englischen Geschichte für den Schulfunk des Senders Köln. Als der Schulfunk-Redakteur 1979 in den Ruhestand geht, ermutigt dieser Kapell, sich um die Nachfolge zu bewerben. In der Findungskommission sitzt Dr. Edwin Schulze, sein früherer Dozent in Ost-Berlin. Er war vor zwei Jahren in die Bundesrepublik gekommen. „Wir müssen uns unbedingt sehen“, begrüßt er Kapell. „Sehr bald. Ich muß wissen, wie Sie das da drüben so früh durchschauen konnten.“

Vier Wochen später bekommt Kapell die Mitteilung, dass man zum größten Bedauern des Senders seine Bewerbung nicht habe berücksichtigen können. Man lege aber unverändert Wert auf eine weitere und gute Zusammenarbeit. Eine Woche darauf erhält er ein Manuskript als nicht sendefähig zurück. Das wiederholt sich bei einem zweiten und dritten Manuskript. Kapell schickt die Texte an einen norddeutschen Sender, der sie ihm dankend abnimmt und umgehend sendet. So schreibt er fortan für diesen. „Seinen früheren Dozenten und Seminargruppenbetreuer Dr. Edwin Schulze sah und sprach Michael Kapell nie wieder.“

Marc Schweska

Zur Letzten Instanz. Roman (2011)

Eichborn Verlag (Die Andere Bibliothek), Frankfurt a.M. 2011, 353 S.

Dieses erstaunliche Buch entfaltet zwei Ereignisstränge mit zugehörigen Milieuschilderungen, dargeboten in einer Komposition, die überwiegend anstrengend faszinierend und manchmal faszinierend anstrengend ist. Dazwischen finden sich Passagen von konventionell erzählerischer Art.

Es fängt im Ost-Berlin der 80er Jahre an. Dabei geht es nur am Rande um das, was immer und inzwischen etwas ermüdend vom Ost-Berlin der 80er Jahre erzählt wird (kommt aber auch alles vor: illegale Musik-Clubs, Abrisswohnen, Off-Theater und Avantgarde-Zirkel, wird hier nur nicht ganz so wichtig genommen). Geschildert findet sich vielmehr die Löter-Szene, eine eigene Nerd-Kultur,

die der bleiernen Zeit durch Computerbasteleien so etwas wie Sinn abzugewinnen versucht. Gewidmet ist das Buch „Allen Lötern“.

Da Computertechnik damals kaum frei verfügbar ist, müssen Bauteile organisiert werden (aus Elektro- und Elektronikschrott sowie durch Zweckentfremdung von allerlei Einzelkomponenten, wann immer sie sich funktional zweckentfremden lassen). Ebenso braucht es eigene Softwarelösungen. Wie aus mangelbedingter Improvisation Innovation entstand, wird hier anhand einer Generation vorgeführt, die in diesen improvisationsfördernden Mangel hineingeboren war.

Doch es gibt auch eine schwache – intergenerationelle – Erinnerung, dass das Ganze einst anders, größer gedacht war. Dessen Rekonstruktion bildet den zweiten Handlungsstrang. Da geht es um die Kybernetikwelle der 60er Jahre. Die Brücke zwischen den 80er und den 60er Jahren wird erzählerisch geschlagen, indem der Protagonist Lem Pircks versucht, etwas über seinen absenten Vater herauszubekommen. Der, Dr. Felix Pircks, war einer der Kybernetikpioniere in der DDR. Als dort die Kybernetikwelle endete, beendete er 1975 für sich die DDR, ging also in den Westen. Lem sucht nun, ein reichliches Jahrzehnt später, das Gespräch mit früheren Kollegen seines Vaters.

Diese berichten von utopieverlustreichen Kämpfen. Felix Pircks, von der Psychologie kommend, arbeitete erst bei Nikolaus Joachim Lehmann (1921–1998), dem Computerpionier der DDR, in Dresden:

„Ja, Pircks war in einer AG, die sich fragte, was Psychologen mit ihren hübschen neuen Rechnerspielzeugen alles anfangen könnten. Und Pircks dachte, hm, man muss erst mal irgendwas messen, bevor man rechnet. Als Psychologe hat man da die schwammige Seele, was tut man also? Schraub, schraub, klick,

klick: Seele messen gar nicht gut! Machen wir es lieber wie die Zauberer mit dem Kaninchen, wir basteln einen schwarzen Kasten um die Seele rum und gucken mal, was passiert, wenn wir sie ein bisschen ärgern.“ (S. 191)

Lehmann übrigens sei für die Kybernetik gewesen, als man noch dagegen war. Als man dann so sehr dafür gewesen sei, habe er Bedenken bekommen. „Lehmann blieb der strenge Mathematiker“, berichtet einer der von Lem Befragten. „Mathematik war eine Sache der Exaktheit, und die sprach er der Kybernetik ab. Die träume allgemein von großen Systemen, deren Allgemeinheit sich schnell als viel zu allgemein herausstellen würde. Er war da sehr scharf.“

Die Annahmen und Versprechungen – beide gingen ineinander über – waren ziemlich gewaltig: „Der kybernetische Datenraum würde nicht ein schlichtes Abbild des Lebens sein, keine Halluzination, nicht dessen einfache Widerspiegelung, vielmehr seine Steigerung, ein Metauniversum, welches das sattsam bekannte, unzulängliche Universum in eine gereinigte, verbesserte Ausgabe überführte.“ Widerstände dagegen waren zunächst im politischen Apparat zu überwinden:

„Kybernetik sei keine Weltanschauung, bestenfalls eine wenn auch wertvolle Technik. Den Diamat könne sie nicht ersetzen. Systeme seien für den Menschen da, nicht umgekehrt.“

„Die führende Rolle stände nicht zur Debatte und so weiter“ [...] „Aggressiv reagierte man darauf, wie Heinz das ideologische System auffasste.“

„Und?“, fragte Lem.

„Der Grundgedanke war einfach: Materielle Systeme dienen dem Transport von Materie, wichtig ist die Nutzung der Materie am Zielort. Energetische Systeme dienen zur Übertragung von Energie, der materielle Träger ist dabei irrelevant. Informationssysteme dienen der Übertragung von Informationen, der

materielle oder energetische Träger ist ebenfalls irrelevant. Wichtig sind nur die Handlungen, die ausgelöst werden. Ideologische Systeme dienen der Vermittlung von Ideologien durch Informationen. Welche Information wie übertragen wird, ist nebensächlich. Worauf es ankommt, ist die Veränderung des Weltbildes der Empfänger.“

„Kein Kampf? Keine Kadererfahrung? Ist doch klar, dass die Genossen das nicht hinnahmen. Wäre ja alles umsonst gewesen, das KZ, das Exil und worauf die sich noch alles berufen. Außerdem, Ideologie so eins zu eins nach dem Fernsehen zu modellieren, meine Güte. Das hat mich an dem System-Dingsbums immer genervt, dass man damit alles beweisen kann.“ (S. 266f.)

Pircks, Lems Vater, ging dann an die Akademie in Berlin. Dort war gegen die – nun wieder fachlichen – Widerstände der Physiker 1969 ein Kybernetik-Institut eingerichtet worden. „Ohne inhaltliche Begründung wiesen die ... meine Konzeption zurück“, so der seinerzeit mit der Gründung Beauftragte. Als „sich dies zum dritten Mal zu wiederholen drohte, erklärte ich, dass offensichtlich in diesem Falle die Aussage Max Plancks zuträfe, nach der eine neue Wissenschaft erst dann durchsetzt, wenn ihre Gegner aussterben. Worauf ... eine peinliche und anhaltende Stille folgte.“

Nicht lange nach der dann doch erfolgten Institutsgründung war es mit der Kybernetikeuphorie bereits wieder vorbei. Der Wechsel von Ulbricht zu Honecker bewirkte auch den Wechsel zurück zur Machtvertikale, die sich mit dezentraler Steuerung nicht vertrug. Das Zentralinstitut für Kybernetik und Informationsprozesse wurde zu einem Informatik- und Mikroelektronikinstitut. Aus der Sicht der 80er Jahre stand dahinter eine Dummheit, mit der sich die DDR gerade in ihrer Eigenschaft, eine Diktatur zu sein, raffinierter Chancen beraubt habe: „Die Wächter hatten nie verstanden, dass Kybernetik nichts anderes als Kontrolle war.“

Auftritte haben in dem Buch neben N. J. Lehmann weitere prominente DDR-Informatiker: Werner Albring (1914–2007), Wilhelm Kämmerer (1905–1994), Herbert Kortum (1907–1979), Werner Hartmann (1912–1988). Es tauchen die Philosophen Ernst Bloch (1885–1977) und Wolfgang Harich (1923–1995), der Bloch-Schüler Gerd Irrlitz (*1935, hier als „Lore“) und Wolfgang Heise (1925–1987) auf, vor allem aber und sehr ausführlich Georg Klaus (1912–1974), in Erinnerung als Kybernetikpapst der DDR. Auch der Physiker Manfred von Ardenne (1907–1997), der Psychologe Friedhart Klix (1927–2004, als „Klick“), der Mathematiker Karl Schröter (1905–1997) und der Architekt Hermann Henselmann (1905–1985, als „Reger“) finden sich in den Text eingearbeitet.

Der Roman ist komplex, aber von allzuviel Handlung entlastet. Das wird mit harten Schnitten kompensiert. Er ist durchsetzt mit echten und erfundenen Zeitdokumenten. Mit denen wiederum z.T. wird jongliert, etwa wenn der Autor das Vorwort zur Dokumentation der Jenaer Logik-Konferenz 1951 zerlegt und fiktiv auf seine beiden Autoren Ernst Bloch und Wolfgang Harich verteilt: Beide hätten „ein merkwürdiges Ping-Pong zwischen Verbeugung und Aufstand“ gespielt. „Harich salbaderte vom unerschöpflichen Ideengehalt Stalins, Bloch preschte vor mit der Einsicht, dass Logik nicht ideologisch wäre, wie man ja bei Stalin jetzt nachlesen könne.“

Der Roman hat zwar Kapitelüberschriften, aber kein Inhaltsverzeichnis, das eine Grundorientierung in der komplexen Handlungsarmut verschaffen könnte. Dies und die Mischung aus konventioneller Erzählung und intertextuellem Feuerwerk, das mit den ausgebreiteten Materialien erzeugt wird, sind nur zwei Indizien dafür, dass er konsequent ebenso traditionell wie postmodern ist.

Auf diese Weise werden zwei Sounds rekonstruiert: der kybernetische der 60er und der informatische der 80er Jahre. Die Informatik ist vor allem das Thema der nächsten Generation. Sie verbindet mit der Computerei und den Schaltungen irgendwie etwas mit Freiheit. Die bekanntesten Vokabeln der offiziellen digitalen Verheißungen in der späten DDR tauchen konsequent nicht auf, Ein-Megabit-Chip oder CAD/CAM etwa. Das interessierte die Lötter nicht.

Helga Königsdorf

Landschaft in wechselndem Licht. Erinnerungen (2002)

Aufbau-Verlag, Berlin 2002, 233 S. Neuausgabe: Aufbau-Taschenbuch-Verlag, Berlin 2015

Die meisten ihrer Geschichten aus dem Wissenschaftsbetrieb, die es lohnten, erzählt zu werden, hatte Helga Königsdorf schon in ihren Erzählungsbänden mitgeteilt. Die erfolgreiche Karriere als Mathematikerin, die sie auf eine Professur an der Akademie der Wissenschaften führte, spielt nun aber selbstredend auch in ihren Erinnerungen eine Rolle. Unpräzise, wie gewohnt, fallen die Schilderungen aus.

Studiert hatte Königsdorf Physik und wechselte erst später in die Mathematik. In der Rückschau sah sie das Problem, dass für ihre Generation in der Alterspyramide eine Lücke klaffte:

Die unsere Lehrer sein sollten, waren in den Krieg geschickt worden, und die meisten waren seitdem vermisst oder umgekommen. Wir mußten ins kalte Wasser springen und schwimmen. Wir waren Autodidakten. [...]

Wir gelangten frühzeitig in Amt und Würden. Das war eine Herausforderung, aber auch eine Gefahr, da uns niemand Maßstäbe setzte. In den angeforderten Selbstbeurteilungen webten wir alle am Weltniveau. (S. 136)

In ihrem zweiten Jahr am Akademieinstitut bereits wurde sie von ihrem Chef in die Institutsplanung einbezogen. Der Direktor war einer der wenigen Überlebenden seines Kriegsjahrgangs und eine Kapazität auf dem Gebiet der Stabilitätstheorie. Aber dann hatte er einen Vortrag einer sowjetischen Koryphäe gehört:

Er sagte: „Alles in der Welt muß zuverlässig sein. Zuverlässigkeit ist das Wichtigste. Also werden wir uns in der nächsten Zeit mit Zuverlässigkeitstheorie befassen ...“ [...] Wahrscheinlich war er sich nicht im klaren, daß Zuverlässigkeitstheorie ein festes, wohldefiniertes Gebiet war, dass keinerlei Berührungstellen mit der Stabilitätstheorie hatte. Ich beschloß, dies zu ignorieren, und machte die Planung so, daß eine Weiterarbeit auf unserem Gebiet möglich war, indem ich überall das Wort Stabilität durch Zuverlässigkeit ersetzte und den erklärenden Text aus der alten Planung übernahm.

Der Chef las die Entwürfe und war höchst befriedigt. Weil wir ... die meisten Wissenschaftler-Arbeitseinheiten in das Thema ein-

brachten, wurden wir *federführend*. [...]

Professor R. war mit allem sehr zufrieden und beauftragte mich, dem Ministerium mitzuteilen, daß wir zur Federführung eine Sekretärin brauchten. Ich schrieb: „... müssen wir Ihnen mitteilen, daß wir die Federführung leider nicht mehr wahrnehmen können, weil wir keine Sekretärin haben.“ Der verantwortliche Mitarbeiter im Ministerium, der ... schon längst unsicher geworden war, was unseren Beitrag zur Zuverlässigkeitstheorie anging, nahm das stillschweigend als Absage an. [...] Als ich die Planung für das nächste Jahr machte, merzte ich das Wort Zuverlässigkeit überall in unseren Plänen aus und ersetzte es durch Stabilität. (S. 136–138)

Als nächste Heimsuchung wird die Operationsforschung geschildert. Königsdorf wurde in eine Kommission „Große Systeme“ berufen. „Ich erinnere mich nur, daß wir während unserer Tagungen in erstklassigen Hotels wohnten und daß es sehr gutes Essen gab. Ich kann mich an kein einziges vernünftiges Resultat erinnern.“ Es sei schon erstaunlich, wie viele Wissenschaftler man in eine Spur setzen könne und „wie behende sie es vermeiden, an ein unerwünschtes Ziel zu gelangen“. Bald sei die Operationsforschung allerorten in der Sackgasse gewesen. „Die Drohung, daß überall zur Steuerung ein Einheitssystem eingeführt werden sollte, ging vorüber wie ein böser Traum.“

Die 70er Jahre bringen Königsdorf den wissenschaftlichen Erfolg, die 80er den literarischen. 1990 gibt sie die Mathematik, an der sie unterdessen das Interesse verloren hatte, auf und widmet sich fortan allein dem Schreiben. Beides, Mathematik und Schreiben, hatte sie der Parkinson-Krankheit abgetrotzt, mit der sie 30 Jahre lang lebte.

Manfred Jendryschik

Johanna oder Die Wege des Dr. Kanuga. Roman (1972)

Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1972, 232 S. (bis 1976 fünf Auflagen). Buchclub-Ausgabe: Buchclub 65, Berlin [DDR] 1972 (bis 1973 drei Auflagen). Westdeutsche Ausgabe: Damnitz Verlag, München 1976

Kanuga ist ein 31jähriger Journalist einer Ost-Berliner Illustrierten. Seit sechs Jahren „überwacht“ er dort „die Historie“, wie sein Chefredakteur launig formuliert, d.h. er ist für alle historischen Artikel zuständig. Zur Abwechslung soll er nun, im Jahre 1969, eine Reportage über das Institut für Pflanzenzüchtung Lüsekow schreiben (reales Vorbild ist das Institut für Pflanzenzüchtung Groß-Lüsewitz in der Nähe von Rostock).

Problemlos sind die Dinge nicht, die er in Lüsekow vorfindet. Es gibt eine Konkurrenz zwischen Forschern und Züchtern. Die Forscher wollten nicht mehr, „daß das Geld der Akademie zur Hälfte an die Züchter geht“, seufzt Professor S., der Institutsdirektor. Aber die Experimente seien nur im großen Rahmen durchzuführen, „darin sind wir allen westeuropäischen Institutionen überlegen. Ich muß die Forscher und Züchter und Bauern unter einen Hut bringen, sonst ist die Arbeit hier unsinnig“.

Ein Mann vom Ministerium hatte Kanuga gesteckt, dass es mit der politischen Auseinandersetzung am Institut entschieden besser aussehen könnte. Dieser Professor, hohe Verdienste, ja ja, aber er sei eben kein Genosse. Kanuga lernt Professor S. als etwas sprunghaft in seinen vielen Zielen kennen, „fast hektisch, er konnte auch rasch von der Forschung zur Züchtung überwechseln, den Haushalt durcheinanderbringen, konnte über plötzlichen Eingebungen, plötzlichen Verbindungen für eine Zeit seine Erfahrungen, seine ordnende Systematik vergessen.“

Man erzählt ihm, „daß der Professor sich übernommen haben könnte, daß er sich nicht genügend auf die Zuchtziele konzentrierte, daß er einen allseitigen, doch eigentlich unwichtigen Musterbetrieb einschließlich Rinderzucht und riesigem Melkkarussell, die Millionen verschlangen, aufgebaut hatte, daß er überall vorbildlich sein wollte, ohne es auf seinem Spezialgebiet noch zu sein“. Zugleich ist Kanuga von dem Professor beeindruckt und spürt an ihm eine ungebrochene Vitalität.

Professor S. ist Pflanzengenetiker und hat ein reales Vorbild (dem Jendryschik das Buch zum Gedächtnis widmet): Rudolf Schick (1905–1969) hatte seit 1948 das Institut für Pflanzenzüchtung Groß-Lüsewitz aufgebaut, lehrte bis 1969 an der Universität Rostock und war dort auch Dekan und 1959 bis 1965 Rektor (vgl. Riedel/Maier 2005). Der Roman ist auch ein Beitrag zur seinerzeit anhebenden Gentechnik-Diskussion:

Uns wird keine Verantwortung abgenommen, sagte Professor S. Im Gegenteil, sie wächst ununterbrochen. Sie wissen, die Gen-Beeinflussung könnte zum Abbau von Erbkrankheiten führen, auf der anderen Seite zu den schlimmsten Manipulationen. [...] Und wie würden Sie eine positive Beeinflussung

der Gene betrachten? fragte Kanuga. Etwa mit der Auswirkung einer höheren, schnelleren Hirntätigkeit? [...] Kanuga merkte, daß keine seiner Fragen überraschend gekommen war, aber daß der Genetiker einiges nicht gern zu hören schien. (S. 107f.)

Vorangestellt hat Jendryschik dem Buch Christa Wolfs Frage „Folgen den schlaflosen Nächten der Atomphysiker nun die schlaflosen Nächte der Biologen?“. Kanuga interessiert diese Frage aber nicht nur als Journalist. Ihn fasziniert vor allem die permanente Veränderungsorientierung der Naturwissenschaftler, eine völlig neue Erfahrung für ihn. In seinen bisherigen Berufsjahren war er, wie ihm angesichts dessen zunehmend deutlicher wird, in opportunistische Anpassung hineingerutscht. Ein Freund sagt ihm: „Man kann doch nicht sein ganzes Leben als Talent durch die Welt laufen. Eines Tages entschließt man sich, ein Genie zu werden.“ Kanuga sind die neuen Erfahrungen zumindest Anlass, sein etwas verkorkstes Privatleben in eine Halbordnung zu bringen.

Am Ende, er ist bereits wieder in Berlin, kommt eine Nachricht: Professor S. ist abgesetzt. Grund: verfahrenre Leitungstätigkeit. Kanuga denkt im ersten Moment an das für ihn Nächstliegende: Das Porträt über den Professor ist hin.

Ingo Zimmermann (Text) / Udo Zimmermann (Musik)

Die zweite Entscheidung. Oper in 7 Bildern und 3 Interludien (1970)

*Ringuraufführung: Bühnen der Stadt Magdeburg und Landestheater Dessau, 10./11. Mai 1970
Als Mietmaterial des Deutschen Verlags für Musik, Leipzig 1969, 221 S., bei Breitkopf & Härtel, Wiesbaden*

1969 eröffnete die Medizinische Akademie Magdeburg eine Abteilung für Human-genetik und Medizinische Gentechnik. Aus diesem Anlass schrieben die Gebrüder Zimmermann diese Oper für die Bühnen der Stadt Magdeburg (Neef 1992: 539). Der Rhythmus des Librettos folgt selbstredend der Musik.

Kurz vor einer internationalen Konferenz macht der Biochemiker Prof. Hausmann eine genetische Entdeckung, die ungeahnte Möglichkeiten erschließen könnte. 20 Jahre lang hat er ein biochemisches Institut aufgebaut und geführt, nun könnte der große Durchbruch gelungen sein. Zugleich fürchtet er, dass die experimentelle Entdeckung auch gegen Menschen eingesetzt werden könnte. Im Gespräch mit seinem Assistenten Clausnitzer und dem soeben angereisten polnischen Kollegen Prof. Janusz ringt er mit seinem Gewissen:

Clausnitzer: „Alle Erwartungen überbieten wir weit. – Uns ist ein Meilenschritt in die Zukunft geglückt. – Am isolierten Gen ist der Nachweis der Aktivität erbracht. Wir sind an der Transformation.“

Janusz, noch zweifelnd: „An der Transformation isolierter, genetisch aktiver Fragmente von DNS?“ Er betrachtet das Material, dann fassungslos: „Ein Blick zu den Sternen der Forschung. Der experimentelle Aspekt allein revolutionär. Von der Grundlagenforschung wird es nicht weit mehr zur Anwendung sein.“ An Hausmann gewandt: „Wem muss ich sagen, was dieser Schritt heute bedeutet, was ihm folgen kann. [...] Wir haben den Mißbrauch erlebt. Aber wie lange, wie lange ist das vorbei.“

Clausnitzer: „In unseren Händen liegt die Zukunft der Forschung gesichert. Nichts anderes meint doch Herr Janusz.“

Hausmann: „Und wenn in fremden Händen der Sinn unserer Arbeit sich gegen uns kehrt? Wer spricht uns dann frei?“

Clausnitzer: „Es hat keinen Sinn, so zu fragen. Bedenken Sie doch, wo Sie stehn ... und für wen Sie das tun.“

Hausmann, in großer Erregung: „Heute gibt es die Macht, die uns schützt! Mit Ideologie ersetzen Sie nicht mein Gewissen. Heute können wir noch einen bedenklichen Fortschritt verschweigen.“

Clausnitzer: „Verschweigen, dann kommen uns andre zuvor!“ (S. 17–29)

Doch Hausmann kann seine Skrupel nicht überwinden. Er entscheidet – die erste der beiden titelgebenden Entscheidungen –, die Forschungsergebnisse auf der anderntags beginnenden Konferenz nicht vorzustellen. Ein Minister indes ist über diese vorab in groben Zügen informiert und hat sich zur Konferenz angesagt, da der Beitrag von internationaler Bedeutung sei, „zumal das Symposium gerade bei uns stattfindet“. Clausnitzer kämpft mit zwei Loyalitäten: gegenüber dem Professor und gegenüber dem Fortschritt der Wissenschaft. Er entscheidet, den Minister am Flughafen abzufassen und ihn von der Entwicklung zu unterrichten.

Er sieht sich im Recht, das zu tun: „Die Zukunft ist programmiert: Eine zweite Schöpfung der Welt. Der Mensch auf kosmischer Bahn ... der Mensch[,] er wird eine Wandlung erfahren.“ Und der „Fortschritt in unserer Hand, der schützt uns vor Mißbrauch“. Allerdings ist Clausnitzer auch mit Hausmanns Tochter verheiratet. Aus Liebe zu ihr und auf Rat eines gemeinsamen Freundes, der ihm auf den Flughafen gefolgt ist, sieht er davon ab, den Minister in den Konflikt zu involvieren.

Janusz, der polnische Kollege, weiß, was Hausmann umtreibt, denn er kennt ihn noch aus Kriegstagen. Er erklärt es dessen Tochter, die Chemie studiert:

Ja, erbliche Leiden wollte er helfen zu lindern. Er wurde zu uns geschickt. Blutphysiologische Tests, von uns in Krakow entwickelt, für den Gebrauch der Mörder sollte er sie studieren. [...] Heute erlangen wir über die Gene Gewalt. Phantasie, Experiment, mit

Zeichen und Zahl schafft der Mensch sich die Formel für des Menschen Veränderbarkeit. Wohltätig könnten wir sein, Menschen von Krankheiten befrei'n! Doch wer das Verbrechen sah, kann der nicht erschrecken? (S. 96–98)

Hausmann kämpft parallel mit seinem Gewissen – szenisch über drei Interludien gestaltet. In diesen begegnet er einem „anderen Hausmann“, „einer fiktiven Ich-Verdopplung“, so die Regieanweisung, die gleichsam ein anderes Ich des Professors darstelle, „eine – nur gedankliche – andere Möglichkeit seiner Biographie“:

Hausmann: „Ärger als vorher quälen mich Zweifel.“ Der andere Hausmann: „Du willst schweigen. Deine Erkenntnisse willst du verleugnen. Steht dir Galilei vor Augen?“ Hausmann: „Galilei? Ich habe an ihn nicht gedacht. Mir droht keine Inquisition.“ Der andere Hausmann: „Das Gewissen genügt. Qualvoll, nicht wahr?“ Hausmann: „Wir folgen dem Drang nach Erkenntnis. Aber hinter uns wächst der leere Raum. Die Moral bleibt zurück. Das Gewissen der Menschheit hat einen Nachholbedarf.“ Der andere Hausmann: „Du hast doch an Galilei gedacht.“ Hausmann: „Er hat mich schon früher beschäftigt. Eigentlich seit ich begriff, daß mein Weg in die Wissenschaft führt. [...] Ich wollte Physiker werden! Während des Studiums erst fand ich zur Biochemie. [...] Später noch oft hab ich mich als den gesehen, der ich nicht wurde. Ein Gedankenspiel.“ Der andere Hausmann: „Du warst ... unserer Meinung, fühltest wie wir, als uns Physikern das Gewissen schlug unter dem Aufschrei der Mensch-

heit. Du hast das Verbrechen der Bombe wie wir empfunden. [...] Galilei ... widerrief, was doch unwiderruflich war: Das neue Weltbild! [...] Und des Forschers Moral? Gab die Galilei nicht preis, als er vor der Inquisition widerrief?“ Hausmann: „Das Problem liegt bei der Gesellschaft. Was kann der Forscher noch tun, als zu warten, schweigen? Galileis Konflikt hat sich tödlich verschärft.“

Der andere Hausmann: „Aus unseren genialen Ideen sind Bomben geworden ... wie wahr! Die Menschen begriffen zu spät, was in den Laboratorien der Physiker wirklich geschah. Aber wer, wenn nicht wir, hätte es ihnen gesagt. Und... wir ... schwiegen. Wir hatten uns selbst isoliert und lieferten uns damit aus.“ Hausmann: „Die Forschung hat ihren Feind im eigenen Erfolg. Der Forscher hat keine Macht über die Folgen.“ Der andere Hausmann: „Keiner ist machtlos, der die Gefahren erkennt und nicht schweigt.“ (S. 41–70, 149–156)

Schließlich geht Hausmann zu seiner vertrautesten Mitarbeiterin, Frau Gärtner. Sie erinnert an die gemeinsamen Arbeitsjahre: „Vor zwei Jahrzehnten, als meine Arbeit mit Ihnen begann, Sie wissen, Professor, oft war es schwer. Auch Sie verstanden nicht die Kommunistin, Jahre im Kampf, Jahre voll Leiden, sie hatten mich nicht zum bequemen Menschen gemacht. Doch was uns vereinte, war groß.“ Hausmann: „Zuversicht war es auf eine menschliche Welt.“ Frau Gärtner: „Eine veränderte Welt, Professor, eine veränderte Welt! [...] Heute kommt es drauf an, daß jeder von uns seine Verantwortung kennt.“

Es folgt das dritte Interludium. Hausmann: „Den Mißbrauch der Forschung verhindert ein einzelner nicht.“ Der andere Hausmann: „Du wirst kein einzelner sein im Kampf für das Leben.“ Ein Kammerchor, „der in den Interludien I und II Hausmanns Menschheitsvorstellung reflektiert“, so die Regieanweisung, „erhält jetzt“ eine konkrete Aussagefunktion: „Hausmanns Bewußtsein von der sozialistischen Gesellschaft, in der er lebt, zu artikulieren“. Der Chor singt: „Blicke dich um, blicke dich um, blicke dich um [...] ein Land, ein Land, wo der Mensch zur Gemeinsamkeit fand.“

Letzte Szene, alle Protagonisten sind in Frau Gärtners Arbeitszimmer versammelt, Hausmann steht in der Tür: „Wir können die Folgen nicht überseh'n, furchtbar, furchtbar könnten sie sein. Aber es liegt an uns, diesen Erfolg zum Grund der Hoffnung zu machen. Es liegt an uns. Ich werde sprechen von unserem Erfolg. Er muß zur moralischen Frage der Wissenschaft werden. Wir müssen

auf diesem Wege Zeichen, Zeichen der Zuversicht setzen!“ Hausmann hat seine zweite Entscheidung getroffen.

Udo Zimmermann distanzierte sich später von der Aussage der Oper: Sie zeige „im ersten Teil, wie der Wissenschaftler um eine Lösung dieser Frage (der Verantwortung des Wissenschaftlers) ringt. Im zweiten Teil spricht er quasi die Menschheit an und entlastet sich, indem er die Entscheidung der sozialistischen Gesellschaft übergibt. Dort wird das Stück aber platt, dort stimmt es einfach nicht mehr, denn auch im Sozialismus steht das Problem der persönlichen Entscheidung und Verantwortung. Diese sind durch keine Gesellschaft aufhebbar.“ (Zimmermann 1988: 319)

Hans-Joachim Wiesner

Rosa und Grau. Roman (2001)

Verlag Neue Literatur, Jena/Plauen/Quedlinburg 2001, 528 S.

„Da fahre ich heute früh mit dem parteilosen Frontsek im Fahrstuhl, und der fragt mich, ob ich wirklich glaube, daß der Genosse Sander ein österreichischer Spion wäre.“ Professor Donath ist ziemlich geladen, dass er nicht weiß, worum es geht. Immerhin ist er der Direktor der Sektion Journalistik an der Leipziger Universität. Nun wird es ihm hastig berichtet. Oberassistent Wolfgang Sander hat eine Affäre mit einer Österreicherin und traf sich mit ihr regelmäßig in Prag. Er wird sofort beurlaubt. Damit ist – 1975 – seine wissenschaftliche Karriere beendet. Anderthalb Jahrzehnte politischer Querelen waren dem vorangegangen.

1961 war Sander an die ABF der Uni Jena gekommen, um das Abitur nachzuholen. Er sei in eine „Welt der Dogmatiker und Betonköpfe“ geraten. Dort schrieb er ein Stück für den Theaterwettstreit aller Fakultäten, das ihm die Anschuldigung einbrachte, ein Konterrevolutionär zu sein. Nachdem der ABF-Direktor dies auf einem einberufenen Tribunal wortreich ausgeführt hatte, kann Sander aber auch erstmals erleben, wie sich so etwas kontern lässt. Seine Deutschdozentin meldet sich zu Wort:

Zunächst machte sie etwas für alle sehr Verblüffendes: Sie lobte des Direktors politische Wachsamkeit ... Aber ... wenn man die Dinge zu einseitig sehe, ließe man manchmal auch Gespenster entstehen, die in Wirklichkeit und mit marxistisch-pädagogischer Lenkung vielleicht sogar einen ungeschliffenen Edelstein entdecken lassen, der eventuell einmal Großes für unsere gemeinsame Sache leisten könne. [...] Und unsere Sache als Pädagogen sei es doch, Talente, Begabungen, Befähigungen zu

entdecken, zu wecken und zu fördern. „Doch zur Sache“, sagte sie ... „Wir haben über ein Theaterstück zu befinden, das einer unserer Kommilitonen geschrieben hat und mit dem er – das sollten wir dabei nicht vergessen – in bester Absicht unsere Fakultät beim Theaterwettstreit des Studentensommers der Universität vertreten wollte. ... ohne diese Initiative wären wir wieder einmal nicht vertreten. Wir hätten damit keinen Beitrag zum Bitterfelder Weg zu leisten, was uns sicherlich nicht gut zu

Gesicht steht. [...] Wenn wir einerseits die mahnenden Worte unseres Direktors beherzigen, andererseits aber auch erkennen, daß nicht alles Feind ist, was auf den ersten Blick so

aussieht ..., dann kann die einzige Schlussfolgerung nur lauten: Wir als Partei übernehmen die Patenschaft für die, die uns beim Studentensommer vertreten!“ (S. 175f.)

Der Chronist vermerkt tosenden Beifall.

Wolfgang Sander wollte dann eigentlich Filmdramaturgie studieren, doch im Jahr seines Abiturs legt die Filmhochschule Babelsberg eine Immatrikulationspause ein. Als Zweitstudienwunsch hatte er Journalistik angegeben. Das Zulassungsgespräch endete erst einmal nicht so gut. „Wie vermitteln sich für Sie Parteilichkeit und Standpunkt der Partei der Arbeiterklasse?“, wurde er gefragt. „Ich denke mir, dass das ... eine Form der Parteilichkeit ist“, und schiebt noch nach: „Man muß in diesem Zusammenhang sicherlich darauf achten, daß hier parteilich nicht parteiisch wechselt wird.“

Der Prüfer hatte keine Fragen mehr. Man bot ihm an, erst einmal ein Jahr Praktikum zu absolvieren und sich dann noch einmal vorzustellen. Er ging in eine Redaktion. Anschließend klappte es mit der Studienzulassung, und Sander malte sich eine Zukunft als Kulturjournalist aus.

Die Fakultät für Journalistik ist für unabhängig denkende Köpfe keine reine Freude. Doch macht Sander auch nicht nur problematische Erfahrungen. Von einigen der Dozenten ist er durchaus angetan. Den „großen alten Mann Budenzky“ (das ist Hermann Budzislowski, 1901–1978) hebt er hervor. Ein Professor Rothenbaum lehrt literarische Publizistik und hält eine Vorlesung über „Diffamierte Literatur“, die den Studierenden die literarische Welt des Westens öffnet. Sander tritt in allerlei Fettnäpfchen, hat aber immer wieder das Glück, herausgehauen zu werden. Fachlich ist er bald unangefochten.

So kommt es, dass er nach dem Studienabschluss 1968 wissenschaftlicher Assistent an der Fakultät wird, auch wenn Parteisekretär Professor Thillmann darin keine so gute Idee sieht: „Man hätte schließlich schon genügend Probleme mit sogenannten populären Wissenschaftlern an der Fakultät, die unter Studenten nur deshalb beliebt wären, weil sie für sich in Anspruch nahmen, die Parteilinie auf eigene Art interpretieren zu müssen.“ Ein Dozent fragt listig zurück, ob er seine Grundorganisation wirklich für so schwach halte und für parteierzieherisch so unwirksam, dass das Parteikollektiv nicht stark genug wäre, um mit allem fertig zu werden.

Leider fällt das Institut für literarische Publizistik, an dem Sander arbeiten wollte, der gerade laufenden III. Hochschulreform zum Opfer. Man hält das, was da betrieben wurde, für Hobbyforschung. „Rothenbaums Vorlesungsreihe ‚Diffamierte Literatur‘ über progressive westdeutsche Literatur erfuhr das, was als Attribut im Titel stand, an sich selbst.“ Budenzky war schon vor zwei Jahren ins Abseits gestellt worden, und das Sagen hat nun ein ehemaliger Leitartikler des „Neuen Deutschland“. Die Umstrukturierungen trennen Sander von Rothenbaum, bei dem er eigentlich hatte promovieren wollen. Als Doktorvater wird ihm ausgerechnet der

Parteisekretär Thillmann zugewiesen. So muss er auch zu dessen Vorlesung die Seminare halten.

Einmal kriegt der ihn „übel am Arsch ...“, weil er herausbekam, daß ich meine Seminare zum sozialistischen Menschenbild sogar nach dem VIII. Parteitag noch mit der Konzeption vom Sozialismus als relativ selbständiger Gesellschaftsformation untermauert habe“. Sander muss sich vor der Parteigruppe verantworten. „Man beließ es bei einer Ermahnung, riet mir aber dringend, das sozialistische Menschenbild fortan nur noch mit der Zwei-Phasen-Theorie vom Kommunismus zu interpretieren.“ Letztere ist, wie einordnend angemerkt werden muss, das sowjetische Schema gewesen: der Sozialismus als erste Phase des Kommunismus. Das galt seit Honecker auch in der DDR wieder. Der Sozialismus als „relativ selbstständige Gesellschaftsformation“ dagegen war von Ulbricht auf dem VII. Parteitag als theoretische Weiterentwicklung vorgestellt worden.

Sanders wird 1973 erfolgreich promoviert, nachdem er seine Arbeit „gegen Thillmann“ geschrieben hat:

Bei jeder aufgestellten These hatte er sich gefragt, könnte sie von Thillmann widerlegt werden, oder was könnte Thillmann dagegen erwidern, hält das Argument der vorauszu sehenden Attacke stand? Auf diese Weise gelangen ihm ... insofern geschlossene Argumenta-

tionen, als sich vermeintlich bürgerliche Analysemethoden über Autoritätsnachweise marxistisch läuterten, so daß den Ausführungen – auch durch die Brille Thillmanns – schwer beizukommen war. (S. 299)

Die Arbeit hatte Anleihen beim Strukturalismus genommen, dem durch Publikationen von Georg Klaus (1963) und Manfred Bierwisch (1966) seinerzeit auch in der DDR – gegen allerlei Widerstände – eine gewisse Akzeptanz verschafft worden war.

Dann passiert der Sektion Journalistik ein Malheur: Ein Kandidat für ein Zusatzstudium in Moskau wird des Plagiats in seiner Doktorarbeit überführt. Schnellstens muss Ersatz gefunden werden, und so gelangt Sanders, der ansonsten in den Kaderentwicklungsplänen nur am Rande vorkommt, an die Lomonossow-Universität. Dort lernt er die Österreicherin kennen, mit der er sich dann fortwährend in Prag treffen wird – bis zu seiner Beurlaubung 1975. Es folgt das übliche Parteiverfahren. Sektionsdirektor Donath bekundet auf der entscheidenden Parteiorganisationssitzung, etwas zur Persönlichkeitsstruktur des Genossen Sander sagen zu müssen:

Charakteristisch für alle intellektuellen Opportunisten sei das Theoretisieren, was nicht einmal für die marxistische Wissenschaft tauglich, aber geradezu gefährlich sei, wenn parteiliches Handeln gefordert ist. „Beim Genossen Sander muß alles erst durch seinen Kopf, seine eigene Erkenntnis und sein Gefühl

sind für ihn die Instanz, nach der er sein Handeln ausrichtet. Ich frage euch, Genossen: Ist das Parteilichkeit? Ist das die freiwillige Parteidisziplin, ohne die die kommunistischen Parteien im Klassenkampf nie widerstanden hätten“ (S. 460).

Der Roman ist autobiografisch. Die Lebensstationen Wolfgang Sanders stimmen mit denen des Autors überein. Nach seinem Berufsverbot, mit dem der Roman

endet, arbeitete Wiesner dann bei der DEWAG in Leipzig, der einzigen Werbeagentur in der DDR.

Rainer Otto (Hg.)

Pfeffermüllereien. Kabarett-Texte (1975)

Henschelverlag Kunst und Gesellschaft, Berlin [DDR] 1975, 247 S. (bis 1978 drei Auflagen)

1954 war das erste Programm einer Kabarett-Truppe mit dem Namen „Leipziger Pfeffermühle“ aufgeführt worden. Bald darauf wurde das Ensemble als „Politisch-satirisches Kabarett der Stadt Leipzig“ in kommunale Trägerschaft übernommen. Es folgten die üblichen Schwierigkeiten, die DDR-Kabaretts hatten: Auseinandersetzungen um Themen und Pointen, (Nicht-)Abnahmen von Programmen und Absetzung von Leitern. Zwischenzeitlich ging es auch mal ruhiger zu.

Die „Pfeffermüllereien“ versammeln Texte aus den Jahren 1965 bis 1974, darunter drei wissenschaftsbezogene Stücke. Ihnen lässt sich, wie immer bei den DDR-Kabarett-Texten, der spezifische Humor ablesen, von dem diese Kleinkunstform in der DDR getragen wurde. Herausgeber Rainer Otto ahnte schon damals, dass das nicht unbedingt gut sein müsse. Kabarett-Texte, vermerkte er im Vorwort, bedürfen des Interpreten, „der sie schnell dahingenuschelt vorträgt, sie so dem genauen und kritischen Hinhören entziehend“. Was nun schien der „Pfeffermühle“ 1965–1974 aus dem Wissenschaftsleben geeignet, durch den satirischen Kakao gezogen zu werden?

In „Nach der Reise“ (von Horst Günther, Siegfried Mahler, Gerhard Rutsch) werden sowjetische und DDR-Studenten miteinander verglichen:

Während man sich als Student in Kiew oder Leningrad der studentischen Hauptbeschäftigung, nämlich dem Studieren, widmen muß, gelingt es bei uns nur wenigen Studenten, nach ihrem Abschluß Bildungslücken betreffs der jeweiligen örtlichen Gaststätten nachzuweisen. Ich gebe zu, diese akademischen Stützpunkte tragen ja bedeutend zur geistigen und kulturellen Entwicklung unserer wissenschaftlichen Kader bei. Wenn Sie wissen wollen, wie viele so jährlich an den Leipziger Hoch- und Fachschulen ausgebildet werden, dann besuchen Sie einmal in der Zeit von 9 bis 24 Uhr die einschlägigen Wirtschaften, als da sind „Thüringer Hof“, „Café Corso“, „Schwalbennest“ und in vorgerückter Stunde dann das „Riebeck-Bräu“! Staunend werden Sie feststellen, wie flüssig

da das Stipendium und der Lehrstoff verarbeitet werden. Im Gegensatz zu manchen Seminaren werden auch die Karten offen auf den Tisch gelegt, wenn dabei Namen und harte Worte fallen, handelt es sich weniger um wissenschaftliche Streitgespräche, für gewöhnlich wird da der Lehrkörper demokratisch auseinandergenommen. Hin und wieder passiert es auch, daß Sie besagte Gaststätten leer vorfinden, aber dann sind entweder Semesterferien, oder unsere Studenten leisten gerade Hervorragendes beim Autobahnbau. Na ja, wer wie wir den Anspruch erhebt, eine gebildete Nation zu sein, der kann sich auch eine akademische Autobahn leisten. Für die Löcher sind wohl die Kunststudenten verantwortlich. (S. 23)

Ähnlich derb wird in „Zur Forschungstätigkeit“ (von Hanskarl Hoerning und Siegfried Mahler) eine vermeintliche Weltabgewandtheit der Wissenschaftler persifliert. Am kreativsten werden diese, folgt man der Darstellung, wenn es darum gehe, gesellschaftliche Nutzeffekte der Forschungsarbeit zu umgehen:

Zweiter ... Wir Wissenschaftler forschen abstrakt, Forderungen nach irgendeinem volkswirtschaftlichen Nutzen sind als vulgär abzulehnen. Volkswirtschaftlicher Nutzen, das bedeutet doch Ausbeutung, und die lehnen wir Marxisten als unchristlich ab.

Erster Sehr richtig, aber, meine Herren, könnte uns vielleicht nicht doch der Vorwurf treffen, daß wir in allzu hohen Regionen schweben?

Dritter Nein ... Wir sind doch bereit, staatliche Mittel entgegenzunehmen. Das allein zeigt doch schon unsere Volksverbundenheit.

Zweiter ... darf ich auf das Hauptthema zurückführen, die Erforschung des idealen Tieres in komplex-prognostischem Weltmaßstab. [...]

Erster [...] Wir werden für die DDR

ein noch nie dagewesenes technisch-wissenschaftliches Höchstschwein entwickeln. [...]

Zweiter Wir kreuzen das Schwein zuerst mit einer Schwalbe.

Erster Zum sogenannten Flugschwein.

Zweiter Wobei wir darauf achten müssen, daß das Innere dieses Schweines nicht zur Beförderung von Passagieren geeignet ist.

Dritter Denn wir lehnen jeden praktischen Nutzeffekt ab. [...]

Erster ... dann habe ich eine Kreuzung ... mit dem Spulwurm. Auf die sollten wir in keiner Weise verzichten. Wir gewinnen nämlich dadurch 64 Millionen Eier.

Dritter Da kommen mir Bedenken. 64 Millionen Eier – wären die nicht von Nutzen?

Erster Nein, ... sind garantiert ungenießbar. [...] (S. 53–56)

Und so geht es weiter. Ergebnis:

Zweiter [...] Dieses besagte Flugtausendfüßlerquallensiebenschläferspulwurmriesenschildkrötenblauwalflohomeisenschwein hätte eine Fluggeschwindigkeit von dreiundsechzig Metern pro Sekunde, besäße dreihundertachtundvierzig Beine und sechsundneunzig Prozent Wassergehalt, eine Körperlänge von einunddreißig Metern, eine Sprungweite von zweihundert Metern, legte 64 Millionen Eier, hielte sieben Monate Winterschlaf, würde durchsich-

tig sein, Staaten bilden und ein Alter von zweihundert Jahren erreichen – genial, meine Herren. [...]

Die Darsteller ziehen die weißen Kittel aus.

Zweiter Auf dem Höhepunkt dieser Schweinerei sollten wir die Szene abbrechen. [...] Wir können uns vorstellen, daß alle Wissenschaftler durchaus nützliche Arbeiten leisten.

Erster Wie meinst du denn das plötzlich?

Zweiter Satirisch. (S. 57)

Schließlich von den Natur- zu den Gesellschaftswissenschaftlern: Der Sketch „Im Forschungsinstitut“ (von Rainer Otto) handelt von einem Forschungsprojekt mit der heiklen Forschungsfrage, „warum sich im Alltag unserer Republik Versammlungen allgemeiner Unbeliebtheit erfreuen“:

Meier II Wir haben also festgestellt, daß Versammlungen in der Regel unbeliebt sind.

Abteilungsleiterin Moment, was heißt „in der Regel“. Gibt es Versammlungen, die beliebt sind?

Meier I Ja, Kurzversammlungen.

Meier II Und die sind um so beliebter, je kürzer sie sind.

Meier I Am beliebtesten sind sie, wenn sie ausfallen.

Leiter Ja, aber wenn Versammlungen im allgemeinen so unbeliebt sind, warum finden sie dann überhaupt statt?

Meier I Weil sie sonst in der Statistik fehlen. [...]

Meier II Zur Langeweile der Versammlungen

tragen die Referate bei. [...]

Leiter ... haben Sie auch die sich daran anschließenden Diskussionen untersucht?

Meier II Ja. Die verlaufen meist in Form eines rituellen Palavers. Jeder verliest seinen daheim eingeübten Diskussionsbeitrag, und wer zu faul zum Üben war, der sagt einfach

... „Wie schon mein Vorredner zum Ausdruck brachte ...“ ... Und das wiederholt sich solange, bis der Versammlungsleiter die Nerven verliert und die Versammlung für erfolgreich beendet erklärt. [...]

Leiter Ja, ich glaube, wir können die Forschungen abschließen ... (S. 229–235)

Ernst Wenig

Das Verhältnis. Roman (1975)

Mitteldeutscher Verlag, Halle-Leipzig 1975, 227 S. (bis 1985 sechs Auflagen). Buchclub-Ausgabe: Buchclub 65, Berlin [DDR] 1978

Sanna Morell hat noch eine mündliche Prüfung zu absolvieren, in Sozialistischen Leitungswissenschaften. Sie ist zunächst leicht erschrocken ob der unvermuteten Fragen. Doch dann redet sie „umfangreich über den sozialistischen Leiter, verdammt in einem Aufwasch Taylorismus, *time-sharing* und die Mayo-Experimente, hielt den Wettbewerb für das allerwichtigste und materielle Stimuli für leider zur Zeit noch notwendig, gab also der ideologischen Seite eindeutig das Übergewicht sowie der Kenntnis der zehn moralischen Gebote, die sie sogar aufsagen konnte“. Das reicht für eine Zwei.

Sanna gehört zu einer Seminargruppe, die sich im Finale des Studiums der Sozialistischen Volkswirtschaftslehre befindet. Handlungsort ist die Martin-Luther-Universität in Halle (Saale), Handlungszeit sind die endsechziger Jahre. Die Finalisten müssen sich auch darum kümmern, wo sie nach dem Studium unterkommen. „Sie werden es ja wohl wissen, sagt der eine Assistent, kein Betrieb stellt so ohne weiteres Ökonomen ein, die zählen nämlich nicht zum produktiven Personal.“ Natürlich werden Arbeitsplatzangebote unterbreitet, die Uni hat ja einen Vermittlungsauftrag. Doch die Attraktivität der Angebote ist unterschiedlich, und allerlei private Randbedingungen müssen mit bedacht werden.

Die zentrale private Randbedingung, die Sanna zu bedenken hat, heißt Stephan. Dass dies nicht immer selbstverständlich war, weiß die Leserin, der Leser nach der Lektüre dieses Romans sehr genau. Denn dem Auf und Ab dieser Beziehung, das sich durchs gesamte Studium hinzog, ist der größte Teil der Darstellung gewidmet. Nebenhin finden sich Merkwürdigkeiten des sozialistischen Hochschulalltags mitgeteilt.

Ein Seminargruppenbetreuer ist bereits das vierte Jahre Assistent, denn „seine erste Dissertation bei den Politökonomen war geplatzt, die hatte zum Thema gehabt die sozialistische Marktwirtschaft. Da war er zu den Wirtschaftsgeschichtlern übergewechselt“. Also wohl ein Opfer der Abwendung vom Neuen Ökonomischen

System. Stephan bezieht ähnliches in seine Zukunftserwägungen ein: „er wird promovieren, in drei Jahren vielleicht oder in vier, so Gott will und ihm kein Plenum dazwischenkommen wird mit erheblicher Präzisierung der Linie“. Dass die Parteilinie gelegentlich „erheblich präzisiert“ werde, ist eine aparte ironische Untertreibung, die dem Autor hier gelingt.

Ökonomiedozent Kube dagegen ist kaum zu halten, wenn er über Lohngefüge, Gehaltsstruktur und die Weisheit spricht, „die dahintersteht, daß bei uns nahezu keine zehn Leute das gleiche Geld kriegen für die gleiche Arbeit“ – letzteres die mokante Zusammenfassung Sannas. Ob das nicht, volkswirtschaftlich gesehen, eher Blödsinn sei, fragt sie den Dozenten. „Kube, mit leichtem Unterton bereits: Sie haben wohl noch nie etwas von der materiellen Interessiertheit gehört und vom Leistungsprinzip? ... und Fräulein Morell müßte ja wohl als erste für die Beibehaltung der alten Verhältnisse sein, schon ihrer Herkunft wegen.“ Sannas Vater ist Leiter eines Betriebs, der ihm einst selbst gehört hatte. Sie gilt also als Kapitalistenkind.

In der Studentenkneipe „Rose“ („Zur Tulpe“ hieß eine solche in Halle) fanden sich immer Leute zum Reden. Am „interessantesten waren die Theologen, die hatten dort ihren Stammtisch und vertrugen am meisten, neben Marx kannten sie auch noch die Bibel, und sie wichen dann jeweils auf das ihnen genehmere Gebiet aus“. Stephan und Sanna haben ebenfalls Lektürebedarfe, und die decken sie zum Teil bei der jährlichen Leipziger Buchmesse. Stephan klagt an einem Stand Peter Druckers „Ideale Führungskraft“ (Drucker 1967), während Sanna am Stand von McGraw-Hill lange mit dem jungen Standbetreuer spricht. Sie brauche ein bestimmtes Buch für ihre Abschlussarbeit, sie blättert lange darin: „der junge Mann nickte verständnisvoll, es wäre günstig, wenn ich es jetzt noch bekäme, der junge Mann stimmte zu ... Sie sah den jungen Mann an, der überlegte und ging dann in die Kabine hinter dem Stand, passen Sie doch einen Moment auf, sagte er von dort, nach ein paar Minuten kam er wieder nach vorn, Sanna hatte die Bücher im Regal etwas offener gestellt, es fiel überhaupt nicht auf.“

Stefan wird nun, am Ende des Studiums, vom Dozenten Rese umworben, an der Universität zu bleiben. Das immerhin war nicht vorgezeichnet, hatte er doch auf der Baustelle in Halle-Neustadt, wo er ehemals arbeitete, regelrecht gedrängt werden müssen, zum Studium zu gehen. Haut hier auf die Kacke wie sonstwas, hatte sein Meister gesagt, ist aber zu feige für die Uni. Bis sich Stephan endlich breitschlagen ließ. Sanna saß dann gleich neben ihm bei der Feierlichen Immatrikulation und sprach mit ihrer Nachbarin zur Rechten ausführlichst über ihre Lateinprüfungen. „Es mußte mit das wichtigste sein, was es so gab auf der Welt: Latein, ... Stephan hatte lediglich noch eine schwache Ahnung, daß das überhaupt existierte.“ Nun, am Ende des Studiums, malt er sich etwas gequält aus, was folgen würde, sollte er Rese zusagen:

er wird promovieren ..., er wird seine befristete Assistenz umgewandelt bekommen in eine feste, wird dann Oberassistent werden nach den vorgeschriebenen Jahren, er wird Rese zur Seite stehen und der ist Professor inzwischen, sie werden Artikel schreiben, ein Buch vielleicht.

Sanna wird ein Kind bekommen und natürlich halbe Tage nur noch arbeiten danach, verständlich das, endlich und schließlich ist er gesellschaftlich wichtiger ...

er darf Vorlesungen halten ganz selbständig mit *facultas docendi* und ohne Vorzensur des Manuskripts, da ist die Dozentur bereits greifbar bei Zugabe einiger Kompromisse und vorsichtigem Antichambrieren, zweitausend Mark rundes Gehalt beide zusammen, und nun könnten wir langsam auf ein Auto sparen, außerordentlicher Dozent und Lehr-

gruppenleiter, wieder ein Broschürchen, und lesen es auch bloß die eigenen Studenten, es zählt die Veröffentlichung, Auftreten bei diversen Tagungen und Ämter ..., die Dozentur so nach elf zwölf Jahren und nun mit Ruhe warten auf das weitere:

vielleicht auch ein zweites Kind noch, aber das reicht dann wohl, bestenfalls als Ergebnis etwaiger ehelicher Versöhnung nach selbstverständlich nicht ernstgemeintem Seitensprung mit Studentin ...

und seine Verdienste werden erkannt, und er ist Professor endlich, und Rese ist in der Akademie, sind alles so Beziehungen ...:

Result, wie wir Naturwissenschaftler sagen: Eine Wissenschaft wird erst dann zur Wissenschaft, wenn sich ihre Angehörigen der Fachtermini auch bedienen können, *result also*: Scheiße. (S. 209f.)

Ob Stephan das Angebot annimmt, bleibt offen.

Christa Wolf

Unter den Linden. Drei unwahrscheinliche Geschichten (1974)

Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1974, 132 S. (bis 1983 fünf Auflagen). Übersetzungen ins Bulgarische, Tschechische, Rumänische, Spanische, Französische und Portugiesische. Westdeutsche Ausgabe: Luchterhand Verlag, Darmstadt 1974 (bis 1987 13 Auflagen). Einzelerzählung „Unter den Linden“: Taschenbuch-Ausgabe der: DTV, München 1995; Neuauflagen: Luchterhand Verlag, München 2002 und Insel-Verlag, Berlin 2012

Die dritte der hier versammelten Erzählungen, „Selbstversuch“, wird unten vorgestellt (siehe „70er Jahre“). Die anderen beiden entstanden 1969 bzw. 1970.

Der titelgebende Text „Unter den Linden“ ist eine Traumgeschichte, in der die Erzählerin über die gleichnamige Berliner Straße wandelt und allerlei Erinnerungen mit neuen Entdeckungen verbindet. Sie geht unter anderem in den Vorhof der Humboldt-Universität und in die Staatsbibliothek. Immer beschäftigt sie dabei ihr Freund Peter, Geschichtsdozent an der Universität, den als Freund zu verlieren sie im Begriffe ist. Peter hat ein neues Dissertationsthema aufgedrückt bekommen. Das bisherige war ein „ein bißchen heikles“ Thema, es ging wohl um eine strittige Etappe der jüngsten Geschichte. Dann war eine Sitzung einberufen worden, „extra einberufen ..., um seine Eigenliebe zu streicheln“:

Das neue Thema, das der Lehrkörper seines Instituts ihm vorschlug, verhielt sich zu seinem alten wie der Schoßhund zum Igel, das wußte jeder, und keiner durfte zeigen, daß er es wußte. Peter machte mir vor, wie jeder seiner Kollegen ... immer neue, bessere Beweise für die Dringlichkeit dieser Arbeit erbrachte, die jedenfalls niemandem schaden konnte. Mein Freund Peter hatte vorher gewußt,

daß sie – übrigens ohne Absprache untereinander – entschlossen waren, Demokratie zu spielen, und welche Rolle jedem einzelnen in diesem Stück zufiel. Er selbst hatte natürlich enttäuscht zu sein, bekümmert, dann halb und halb entwaffnet, er hatte gut dosierten Widerstand zu leisten und ihn genau im richtigen Moment zögernd, aber den besseren Argumenten weichend, aufzugeben. (S. 22)

Nicht allein den Wissenschaftsbetrieb, sondern viel mehr noch die Forschungsinhalte persifliert die Erzählung „Neue Lebensansichten eines Katers“. Als Erzähler tritt ein intelligenter und des Lesens kundiger Kater auf. Dessen Vorteil ist, dass er wie alle Tiere von den ihn umgebenden Menschen für bildungsunfähig gehalten wird. Durch des Katers Stimme wird hier mit feiner Ironie eine Kritik der rechnenden Vernunft geliefert. Sie findet ihren Anlass in der etwas zu schematischen Anwendung kybernetischer Denkmodelle auf soziale Prozesse, wie sie sich in den sechziger Jahren in der DDR verbreitet hatte.

Der Kater lebt bei Rudolf Walter Barzel, 45, Professor für Angewandte Psychologie. Dieser versucht, alle Lebensumstände der Menschen zu katalogisieren. Zu seiner Arbeitsgruppe gehören ein kybernetischer Soziologe, Dr. habil. Guido Hinz (35), und ein Ernährungswissenschaftler mit physiotherapeutischer Qualifikation, Dr. Lutz Fettback (43). Hinz ist schon länger unzufrieden damit, dass die Idee der Seele so wirksam ist – „eine reaktionäre Einbildung“, die unter anderem „solchen unproduktiven Wirtschaftszweigen wie der Belletristik ein lukratives Dasein ermöglicht habe“:

Anstatt jene Verschwendung ideeller und materieller Produktivkräfte zu dulden, die aus diesem unkontrollierten Seelenunwesen natürlich entsprungen sei, hätte man frühzeitig ein möglichst lückenloses Nachschlagewerk für optimale Varianten aller Situationen des menschlichen Lebens anlegen und auf dem

Verwaltungswege jedem Haushalt zustellen sollen. [...] Bei der leichten Schematisierbarkeit menschlicher Probleme hätten fast alle leistungshemmenden Faktoren in diesem Nachschlagewerk erfasst und einer positiven Lösung zugeführt werden können ... (S. 66–68)

Prof. Barzel ist ganz seiner Meinung. Nur die Kybernetik sei imstande, ihm jenes absolut vollständige Verzeichnis sämtlicher menschlicher Unglücksfälle in sämtlichen denkbaren Konstellationen zu liefern. Man brauche ein vollkommenes System. „Ein fehlerhaftes System wäre eine unsinnige Erfindung, denn Fehler kann man auch ohne System haben, soviel man will.“ Die Arbeitsgruppe befasst sich mit einem Projekt namens TOMEGL, Abkürzung für Totales Menschenglück. Als Voraussetzung, um dieses Glück zu erreichen, gilt das Gelingen des Teilprojekts SYMAGE, System der maximalen körperlichen und seelischen Gesundheit.

Dazu hat die Gruppe alle Faktoren, der zur körperlich-seelischen Gesundheit nötig oder aber ihr abträglich sind, in einer gewaltigen Kartei zusammengetragen. Die bildet einen Block aus sechsunddreißig Kästen. In der Sache geht es

darum, die Zeitabfolge, „welche die Menschen mit dem antiquierten Wort LEBEN belegt haben“, erschöpfend zu programmieren. Mit SYMAGE soll ein „logisches, unausweichliches, einzig richtiges System der rationellen Lebensführung unter Anwendung der modernsten Rechentechnik“ erarbeitet werden. Der Kater ist an all dem auch höchst interessiert und vertieft sich gelegentlich in die Karteikarten:

Eines Tages nun wurde ich ... von meinem Professor überrascht, und steckte ... die Karte, die ich gerade in den Pfoten hielt, blitzschnell in den nächsten besten offenen Kasten und stellte mich schlafend. So geriet denn die Anpassungsfähigkeit, die ich dem Kasten Soziale Normen entnommen hatte, unter die Lebensgenüsse, und mein Professor, der die-

sen Einfall natürlich sich selbst zuschrieb, nannte ihn genial und machte ihn zu einem Stützpfeiler von SYMAGE. Durch diesen Erfolg ermutigt, begann ich eine systematische Tätigkeit zur Herbeiführung schöpferischer Zufälle, so daß ich mich heute ohne falsche Scham einen der Gründer von SYMAGE nennen kann. (S. 79f.)

Dr. Hinz entwickelt die Methode der Parallelschaltung der unverrückbaren Daten von SYMAGE mit den Daten des Katalogs aller menschlichen Eigenschaften. Beides wird in den Computer, Heinrich genannt, eingegeben. Der antwortet meist nicht zur Zufriedenheit der Forscher, etwa mit: „Aufgabe falsch gestellt. Einander ausschließende Regelkreise nicht zu einem funktionsfähigen System zu vereinen.“

Aber der Rechner hilft zumindest, die einzige Variable im Systemkomplex zu identifizieren. Es ist die Größe *Mensch*. Die Idee des Normalmenschen reift heran. „Nennen wir ihn NM. – Dr. Fettback ... stimmte überstürzt zu: Dies erleichtere manches.“ Die Gruppe geht daran, den Katalog des Menschlichen von allem Überflüssigen zu säubern. Doch trotz mehrerer Eliminierungsstufen bringt der Rechner nichts Brauchbares zustande. „Da schlug Dr. Hinz vor, den Computer zu necken und den ganzen Komplex Schöpferisches Denken versuchsweise zu amputieren. BRAVO, schrieb Heinrich, NICHT ZURÜCKWEICHEN!“

Professor Barzel hat den Einfall, den Begriff Persönlichkeitsformung einzuführen. Es wird nun also zwischen geformten und ungeformten Menschen unterschieden. „Die von den drei Wissenschaftlern geformten näherten sich langsam aber sicher dem Idealbild Heinrichs. Die ungeformten, aus denen die Masse der Menschen heute leider noch besteht, konnten als anachronistisch unberücksichtigt bleiben.“ Doch Computer Heinrichs Auskünfte stagnieren ab einem bestimmten Punkt.

Um ihm entgegenzukommen, entfernt die Arbeitsgruppe den Faktor Überzeugungstreue. Denn „welcher Art von Überzeugung soll ein Mensch in einem vollkommen eingerichteten System treu sein müssen?“ Phantasie wird auch gestrichen, Schönheitsempfinden ebenso. Doch Heinrichs Antworten bleiben unbefriedigend. Die Gruppe entschließt sich, bis zum Äußersten zu gehen. Was aber ist das?

„Vernunft? fragte Dr. Fettback zaghaft. – Kann lange weg, sagte Dr. Hinz, ist so wieso nur eine Hypothese und keine Eigenschaft. Aber das Lamento, wenn man es öffentlich zugibt!“ Sexus, schlägt Dr. Fettback errötend vor. Er erntet Schweigen.

Doch Professor Barzel wagt es. Er entfernt Vernunft und Sexus aus der geformten Persönlichkeit und jagt sie erneut durch den Computer. „Als geschlagener Mann ist er nach Hause gekommen. Heinrich hat den zornigen Satz ausgestoßen: VERSCHONT MICH MIT HALBHEITEN!“

Stefan Heym

Der König David Bericht. Roman (1972)

Kindler Verlag, München 1972, 262 S. DDR-Ausgabe: Buchverlag Der Morgen, Berlin [DDR] 1973 (bis 1986 sieben Auflagen). Westdeutsche Ausgaben: Fischer-Taschenbuch-Verlag, Frankfurt a.M. 1974, und Goldmann, München 1984. Taschenbuch-Ausgabe: Reclam, Leipzig 1989. Publikationsgeschichte nach 1989: btb, München 2005; C. Bertelsmann Verlag, München 2021, und Penguin Verlag, München 2022. Übersetzungen ins Englische (Quartet Book, London 1977, und Abacus, London 1984)

Rockoper: Gábor Kemeny/Tibor Kocsák (Musik), Tibor Miklós nach Stefan Heym (Text): *A Krónikás. Rockopera* [Der Chronist. Rockoper], UA Vörösmarty-Theater Székesfehérvár, Ungarn 1984; auch als Doppel-LP bei Bravo, Hungary 1985, diese als Einzeltitel bei Youtube, Suchwort „A krónikás (Rockopera)“; erneute Aufführung von 2015 online unter <https://www.youtube.com/watch?v=RtoOAgnidc8>; Kurt Demmler (deutsche Bühnenfassung von „A Krónikás / Der Chronist“): *Der König David Bericht. Rock-Oper* (EA Volkstheater Halberstadt 1989, Theater Wolfsburg 1990) Hörspielbearbeitung: Götz Fritsch/Robert Baldowski (Bearb.), Götz Fritsch (Regie): *Der König David Bericht*, Mitteldeutscher Rundfunk 1995, 83 Minuten; CD-Edition: Der Audio Verlag, Berlin 2000

Schauspielfassungen: Roe Chen, *Based on Stefan Heym: Sefer ha-Melekh David* [Der König David Report], UA Gesher Theatre Tel Aviv 2016. Szenenspiel: Ralph Abelein/Helmar Breig (Bearb.): *Der König David Bericht. 12 Szenen mit Musik*, UA St. Jakobskirche Bockenheim, Frankfurt a.M. 2017

Heym nutzt ein historisches Sujet, von dem nichts bekannt ist außer der biblische Bericht, um sich der Geschichtsschreibung unter realsozialistischen Auspizien zu widmen. Mit dieser Verfremdung kann er den Roman immerhin auch zur Publikation in der DDR befördern, zumal ohne wesentlichen Zeitverzug – für ein Heym-Buch ein seltenes Ereignis: Das Manuskript war 1972 abgeschlossen (Heym 1990: 764) und erschien 1973 in der DDR (auch wenn es Heym selbst für kurze Zeit als „verbotenen *David*“ bezeichnet, ebd.: 776, 778), genehmigt von Erich Honecker persönlich (ebd.: 785).

Zur Handlung: Der Geschichtsschreiber Ethan ben Hoshaja aus der Stadt Esrah wird von König Salomo, dem Sohn Davids, zur Mitwirkung an dem „Einen und Einzigen Wahren und Autoritativen, Historisch Genauen und Amtlich Anerkannten Bericht über den Erstaunlichen Aufstieg, das Gottesfürchtige Leben, sowie die Heroischen Taten und Wunderbaren Leistungen des David ben Jesse, Königs von Juda während Sieben und beider Juda und Israel während Dreiund-dreißig Jahren, des Erwählten Gottes und Vaters von König Salomo“ als „Redaktor“ gezwungen.

Ethan findet sich in eine Kommission aus hochrangigen Staatsvertretern berufen, allerdings ohne Stimmrecht. Neben ihm gehören je ein Politiker, Heerführer, Prophet und Priester sowie zwei Schreiber der Kommission an. Durch eine ultimative Darstellung sollen alle anderen Erzählungen über David, die im Umlauf sind, verdrängt und Salomos Erbfolge damit als von Gott gewollt legitimiert werden.

Ethans Quellenstudien ergeben allerdings, dass David nicht der glanzvolle König war, den Salomo in dem Bericht dargestellt haben möchte. Vielmehr zeigt sich ein Machtmensch und skrupelloser Tyrann, der bedenkenlos Menschenleben opferte, um seine politischen Ziele zu erreichen. Unter dem Vorwand, in göttlichem Auftrag zu handeln, verübte David seine Verbrechen, und allein so konnte er vom Viehhirten zum König aufsteigen.

Doch Ethan soll die Kommission „vor den Fallstricken warnen, die in unserm Material verborgen liegen ... Widersprüche ... sind dazu da, um geglättet, nicht um hervorgehoben zu werden. Widersprüche verwirren und verbittern die Seele; aber der Weiseste der Könige, Salomo, wünscht, daß wir alle ... die erbaulicheren Aspekte des Lebens betonen.“ König Salomo selbst formuliert dazu einen orientierenden Hinweis: Er ziehe es vor, „wenn man die Wahrheit, wo sie gebeugt werden muss, nur geringfügig beugte, und überhaupt auf subtilere Art vorgehe, damit das Volk auch glaubt, was geschrieben steht“. Ethan bemüht sich also, seine Erkenntnisse über David nur verdeckt anzudeuten. Das indes genügt, um das Misstrauen der Kommissionsmitglieder auf sich zu ziehen.

Der Heerführer Benaja: „Mein Vater war ein Leibeigener ... Ich aber, sein Sohn, habe zu lesen gelernt, und deine Täfelchen bergen keine Geheimnisse vor mir ... wenn du aufsässige Gedanken hegst oder sie gar hineinschreibst ... werde ich deinen Kopf auf einem hohen Pfahl zur Schau stellen.“ Der von Benaja geführte staatliche Sicherheitsdienst überwacht Ethan, der durch seine Recherchen in akute Gefahr gerät. Am Hofe hält ihm aufgebracht der Priester Zadok entgegen:

„Es gibt, wie es scheint, zwei Arten von Wahrheit, die eine, die unser Freund Ethan zu finden wünscht, und die andere, welche sich auf das Wort HErn Jahwehs gründet, wie es von seinen Propheten und seinen Priestern vermittelt wird. [...] Und wo die zwei Arten von Wahrheit nicht übereinstimmen, muß ich verlangen, daß wir der Lehre

folgen. Wohin würden wir geraten, wenn jeder alles bezweifelte und sich selbst auf die Suche nach der Wahrheit machte? Der große und glanzvolle Tempel, den wir errichten, würde zusammenbrechen, bevor noch sein Bau beendet ist; der Thron, den König David schuf und auf dem sein Sohn Salomo sitzt, würde stürzen!“ (S. 45)

Die abschließende Kommissionssitzung gerät zu einer Art Hochverratsprozess. König Salomo verurteilt Ethan zum Tode. Dieser sei ein Verräter, der Zweifel säe, wo er doch Zuversicht liefern sollte. Benaja: „Wissen ist ein Segen des Herrn, wer aber zu viel weiß, ist wie eine schwärende Krankheit ... Darum gestattet mir, daß ich diesen Ethan erschlage, damit sein Wissen mit ihm ins Grab sinkt.“

Allerdings droht die Gefahr, dass die Vollstreckung des Todesurteils Gerüchten Vorschub leisten könne: Er, der doch so weise Salomo, unterdrücke Gedanken oder verfolge Schriftgelehrte. So ändert er, bekannt für seine salomonischen Urteile, das Urteil ab: Ethan solle „zu Tode geschwiegen werden“. Der Bericht Ethans also sei totzuschweigen, sein Urheber in sein Heimatdorf zu verbannen und sein Name zu vergessen. Einzig ein Loblied, das Ethan auf König David im Sinne des ursprünglichen Auftrags geschrieben hatte, soll künftig seinen Namen tragen.

Siegfried Lokatis berichtet von einer Begegnung zwischen Stefan Heym und dem damaligen Leiter der Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel, Bruno Haid (1912–1993), unmittelbar vor dem 11. Plenum im Dezember 1965. Heym fragte nach den Publikationsperspektiven seines Romans „Der Tag X“. Haid belehrte ihn daraufhin, „daß u.U. nach Veröffentlichung der 8bändigen Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung auch die Einschätzung seines ‚Tages X‘ im Lichte dieses Werkes erfolgen könne“. Es ginge, so habe dieses Gespräch geschlossen, darum, „ob Auffassungen, die von diesem achtbändigen Geschichtswerk abweichen, in den Arbeiten der Schriftsteller zu akzeptieren wären oder nicht“ (der „Tag X“, in dem der 17. Juni 1953 verarbeitet wird, erschien dann als „5 Tage im Juni“ 1974 in München und erst 1989 in der DDR, dazu ausführlich Krämer 1999).

So sei, Lokatis zufolge, Heym auf jenes Thema gestoßen worden, das dann seinem „König David Bericht“ zugrunde liegen sollte: „Der Eine und Einzige Wahre und Autoritative, Historisch Genaue und Amtlich Anerkannte Bericht ...‘ König Salomons war nichts anderes als die ‚Heilige Schrift‘ Walter Ulbrichts“ (Lokatis 2021: 704f.). Diese „Heilige Schrift“, die 1966 erschienene „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“ in acht Bänden, war unter Beteiligung von 300 Historikern und der Gesamtleitung von Ulbricht entstanden (vgl. IML 1966; zu ihrer Entstehungsgeschichte vgl. Lokatis 2003). Dabei war Ulbrichts Rolle keineswegs nur zeremoniell – oder wie Salomo zu Ethan sagt: „Natürlich werde ich dir helfen, ... solltest du straucheln oder im Ungewissen sein, wo Irrtum liegt und wo die Wahrheit.“

Eine etwas andere Deutung vertraten zeitgenössische westliche Rezensenten. Sie interpretierten das Werk hauptsächlich als Abrechnung mit dem Stalinismus und dessen Geschichtsschreibung (z.B. Bohnert 1986). Diese Deutung findet sich auch bei Heym selbst bestätigt, in seiner Autobiografie „Nachruf“, als er von einer Lesung bei Theologiestudenten in Jena berichtet: Sie „erkennen sofort, wie die Fäden laufen zwischen dem König Salomo und dem Genossen Stalin, welcher gleichfalls *Eine Wahrheit* aufstellen und dadurch *Allem Widerspruch und Streit* ein Ende setzen und *Allen Zweifel* ausmerzen wollte in seinen *Glorreichen Verheißungen*“ (Heym 1990: 778).

Doch bestätigt Heym im „Nachruf“ ebenso, dass es nicht nur zeitgeschichtliche, sondern ebenso Gegenwartsbezüge gebe: Spaß habe es ihm gemacht, „die Parallelen nachzuzeichnen, die er entdeckt zwischen dem Verhalten der Menschen

zu Davids Zeiten und in unseren: wie die Fehden der Mächtigen untereinander vor gut dreitausend Jahren doch denen der Gegenwart gleichen, und die Beziehungen derer, die das Schwert halten, zu jenen, die den Griffel führen, und wie immer noch die Frage steht, auf welche Weise die Wahrheit zu finden und inwieweit es ratsam sei, sie auszusprechen“ (ebd.: 764).

Dass Honecker selbst die Druckgenehmigung erteilte, ist gleichfalls ein Hinweis: Jeder verstand, wer gemeint war, wenn König Salomo nach dem ersten Gespräch mit Ethan vom Thron herabsteigt, ihm die Hand auf die Schulter legt und das für Ulbricht typische „Nu?“ sächzelt (vgl. Lokatis 2003: 353). Erich Honecker ließ nur wenige Gelegenheiten aus, seinen Vorgänger vorzuführen.

Und so rutschte dann sogar die im „König David Bericht“ enthaltene Spitze gegen Honecker durch die Maschen der Zensur: „Sobald ein neuer König den Thron besteigt, befiehlt er, alles anders zuschreiben, wobei die Unperson des vorhergegangenen Königs wieder ausgegraben, seine Günstlinge aber entsprechend abgewertet werden, so daß die Geschichte eines Volkes davon abhängt, welche Ausgabe man wann gerade liest.“ Der Achtbänder zur deutschen Arbeiterbewegungsgeschichte war mit Honeckers Machtantritt für irrelevant erklärt worden.

Als 1989 in Halberstadt der „König David Report“ als Rockoper aufgeführt wird, wissen die Rezensenten der Magdeburger „Volksstimme“, dass die Inszenierung „weite Assoziationsfelder“ eröffne, „vielfältig auf Parallelen aus der Geschichte wie aus der heutigen kapitalistischen Welt“ verweise und auch an lateinamerikanische Diktaturen erinnere (Berner/Walter 1989).

70er Jahre

Erik Neutsch

Der Friede im Osten. Band 5: Plebejers Unzeit oder Spiel zu dritt (2014)

Verlag Das Neue Berlin, Berlin 2014, 477 S.

Den vorangegangenen, den vierten Band (Neutsch 1987) haben wir hier ausgelassen, da er jenseits der Wissenschaft spielt. Um den Anschluss zwischen Band 3 (s.o. „Die 50er Jahre“) und Band 5 herzustellen, genügen folgende Hinweise: Am Ende des dritten Bandes war Achim Steinhauer in Eisenstadt als Chefredakteur der Betriebszeitung abgelöst worden. Im Hintergrund stand ein politisch aufgela-dener Streit mit seinem langjährigen Freund Frank Lutter. In Band 4 war dann zu erfahren, dass sich ein Parteiverfahren angeschlossen hatte und ein achtkantiger Rauswurf. In den nächsten sechs Jahren arbeitete Steinhauer im Gleisbau, als Fernfahrer und schließlich als wissenschaftlicher Mitarbeiter einer Vogelstation.

Hin und wieder publizierte er in Fachzeitschriften zu feldornithologischen Beobachtungen. So kam ihm Beesendahl, einst sein erster Mentor am Biologieinstitut der Universität Leipzig, auf die Spur. Er bot ihm an, an sein Akademieinstitut in Halle zu kommen. Steinhauer sagte zu. Zuvor aber musste er noch eine Lese-reise absolvieren, denn er hatte inzwischen – lange unterdrückten literarischen Neigungen nachgebend – eine Bucherzählung publiziert. Dieser war einiges Auf-sehen beschert, und er hatte einen Literaturpreis dafür bekommen. Hier setzt nun die Handlung des fünften Bandes ein.

Dieser letzte Teil der 1974 begonnenen Romanserie entstand als einziger nach dem Ende der DDR. Er blieb infolge des Ablebens des Autors 2013 Fragment, allerdings ein weit vorangeschrittenes, das dann im Auftrag der Angehörigen von Eberhard Panitz (1932–2021) zum Druck vorbereitet wurde. Hauptfigur des Ro-mans, der um 1971 spielt, ist wiederum Achim Steinhauer, nun zurückgekehrt in die Biologie und zugleich, nachdem ein zweites Buchmanuskript vorliegt, Schrift-steller.

Professor Wolfgang Beesendahl hatte ein (fiktives) Zweiginstitut des (realen) Zentralinstituts für Genetik und Kulturpflanzenforschung Gatersleben aufgebaut, das nördlich von Halle (Saale) angesiedelt ist. Das Gaterslebener Institut war eine Besonderheit vor allem durch seinen Direktor Hans Stubbe (1902–1989). Er hatte Anfang der 50er Jahre, direkt durch Ulbricht abgesichert, an der experimentellen Widerlegung Lyszenkos gearbeitet (vgl. z.B. Stubbe 1951). Stubbe hatte auch dafür gesorgt, dass sein Institut nicht der 1951 gegründeten DDR-Landwirtschaftsakade-

mie angegliedert wurde (während er zugleich deren Präsidentschaft übernahm), sondern bei der Akademie der Wissenschaften blieb. Dort sah er bessere Möglichkeiten für die Grundlagenforschung (vgl. Käding 2011 und Stubbe 2002).

Das fiktive hallesche Zweiginstitut befasst sich, anders als die pflanzenbiologische Stammeinrichtung, vor allem mit der Entwicklungsbiologie der Tiere. So nun auch Steinhauer: Er arbeitet an der *Drosophila melanogaster*, der Fruchtfliege, die schon Thomas Hunt Morgan (1866–1945) bevorzugt genutzt hatte. Beesendahl, einst von den Genossen als einer der letzten Morganisten in der DDR geschmäht, hat die Gebäude des neuen Instituts nach herausragenden Figuren der Fachgeschichte benennen lassen. So sitzt Steinhauer im Morgan-Haus, um dort die biochemische Struktur der *Drosophila*-Chromosomensätze zu entschlüsseln, und zwar während der Stadien ihrer Metamorphose: Ei, Larve, Fliege.

Anfang 1971 geschieht, was in der Wissenschaft immer wieder vorkommt: Man steht kurz vor dem erfolgreichen Abschluss einer Aufgabe, beginnt schon, am Manuskript der Veröffentlichung zu schreiben, und dann kommt eine andere Forschergruppe zuvor. Hier war es eine Max-Planck-Gruppe in Heidelberg, die mit einem unspektakulären Artikel in einem Göttinger Fachblatt genau das publizierte, womit sich Steinhauer und Kollegen eigentlich hatten unsterblich machen wollen. Nur noch wenige Wochen hätten sie gebraucht. Seinem Kollegen Dr. Fiebrich ist die Sache Anlass für ein grundsätzliches Lamento:

Sowat war doch vorauszusehen. Wir sind hier immer die Jelackmeierten, wir im Osten. Wir entdecken und entdecken, und die da drüben sind uns längst davonjelaufen. [...] Und wissen Sie, wer uns das alles einjebrockt hat? Der große Bruder ... hätten sie damals nich bis zuletzt in Moskau bei ihrer Landwirtschaftsakademie ihre besten Genetiker zur Strecke gebracht, ... wären jetzt vielleicht sie vorne und nicht die Amis und Engländer. Das aber ist auch unser Unglück, Herr Kolle-

ge. [...] Es war nichts zu holen unter Herrn Lyssenko. Und wenn dann doch einer bei uns eine Brotkrume fand, eine Chromosomenanomalie, eine Mutation bei den Phagen, am *Escherichia coli*, währte es nicht lange, und er hatte Zugang zu den renommiertesten Wissenschaftsanstalten der anderen Welt. Seinen Passierschein hatte er ja mit seiner Entdeckung soeben bereits abgeliefert. Hier im Osten käme er damit nicht weit. Hier fuhren die Züge nach Nirgendwo ... (S. 179f.)

Was in der Genetik zunächst auf sich warten lässt, scheint Steinhauer aber als Schriftsteller zu gelingen: Er hat Erfolg. Sein literarisches Debüt wird verfilmt, und er ist beteiligt am Drehbuch. Dann indes gerät das ganze Projekt in kulturpolitische Auseinandersetzungen, die im Verbot des Films kulminieren. Vorausgegangen waren inszenierte „Proteste der Werktätigen“. Das ist offenkundig den Ereignissen um das Verbot des DEFA-Films „Spur der Steine“ 1966 (nach dem Roman von Neutsch 1964) nachgestaltet.

Steinhauer war aber immer auch politischer Mensch – und so, wie er das verstand, war es die Voraussetzung dafür, mit den Niederlagen und Nackenschlägen in der wissenschaftlichen und literarischen Arbeit umzugehen. Nun nimmt er am VIII. Parteitag teil und wird Zeuge von Ulbrichts Absetzung, der „aus gesund-

heitlichen Gründen“ fernbleibt. Den Parteitag selbst erlebt er, Neutsch-typisch, als eine politische Veranstaltung eigenen Rechts statt als nur propagandistische Inszenierung zur Akklamation bereits feststehender Beschlüsse. Das irritiert den zeithistorisch informierten Leser doch etwas, zumal dies 23 Jahre nach dem Ende der DDR so dargestellt wird. Steinhauer nimmt am Parteitag als Delegierter nicht mit beschließender, sondern nur mit beratender Stimme teil. Auch das wird von Neutsch mit einer Feierlichkeit kundgetan, als ob es auf einem SED-Parteitag je einen Unterschied gemacht hätte, nichtbeschließend oder im Rahmen der 100prozentigen Zustimmungen beschließend dabei zu sein.

Nach Filmverbot und Parteitag muss sich Steinhauer wieder verstärkt der Wissenschaft widmen, da er bei seinen Kolleginnen und Kollegen schon in den Ruf gerät, die Kärnerarbeit im Labor zu scheuen. Als er wieder in den Normalbetrieb einsteigt, sind Veränderungen im Gange. Die III. Hochschulreform (die zugleich eine Akademiereform war) erreicht nun, mit einiger Verspätung, auch das hallesche Akademie-Institut. Sein Kollege Dr. Santalacius setzt ihn ins Bild:

Über Nacht, und das ganze Problem, die Umstrukturierung mit der Zielrichtung auf Praxisnähe, jedenfalls auf das, was so genannt wird, war noch gar nicht ausdiskutiert, und schon sind die Übereifrigsten, die Opportunisten und Scharlatane wieder am Werk, um sich Lorbeerkränze zu flechten. Kaum ist Ulbricht entmachtet, unsere Professoren, Stubbe und demnächst wohl auch Beesendahl, im Ruhestand, da bricht es hier ein,

alle bisherige Mühe umsonst, uns der Grundlagenforschung zu widmen, die Formationen der Gene aufzudecken, wo befindet sich das Leben, wo der Mensch – das ist mit einem Federstrich ad acta gelegt, auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Ja, lieber Steinhauer, gucken Sie nur. Und Ihre Partei macht da mit. Kapitulierte. Hißt vielleicht sogar als erste die weiße Fahne. (S. 408f.)

Wie es das gesamte Werk von Erik Neutsch kennzeichnet, so ist auch der Romanzyklus „Friede im Osten“ von einer Ambivalenz durchzogen: einerseits eine Hommage an den DDR-Sozialismus als vermeintlich befreite Gesellschaft und andererseits ein intensives Abarbeiten an der im Zeitverlauf sich verfestigenden Engstirnigkeit seiner politischen Träger.

Geplant war noch ein sechster Band von „Friede im Osten“. Nach Auskunft von Neutsch hätten es die „Fragen nach dem Leben, seinem Entstehen und vor allem nach seinem Sinn“ sein sollen, die, bei einer Reihe von Nebenhandlungen, dessen Zentrum bilden. „Ursprünglich wollte ich das gesamte Projekt etwa um 1985 enden lassen, zu einem Zeitpunkt, an dem ich meine Ideale (und damit auch die meiner Helden) zunehmend beschädigt fand. Mir wäre doch nie in den Sinn gekommen, daß wenig später weit schlimmer mit ihnen verfahren wurde, daß sie verteufelt, in den Schmutz getreten, verleumdet, verhöhnt und verfolgt wurden und werden“ (Neutsch 2010 [2014]: 465f.) Daher war es dann seine Absicht, den sechsten Band bis 1990, als die DDR sich auflöste, zu führen. Das kam infolge des Ablebens des Autors nicht mehr zustande.

Hans Joachim Schädlich
Papier und Bleistift (1977 [1971])

in Hans-Joachim Schädlich: Versuchte Nähe. Prosa, Rowohlt Verlag, Reinbek b. Hamburg 1977, S. 183–192 (bis 2015 sieben Auflagen). Buchclub-Ausgaben: Deutscher Bücherbund, Stuttgart/Hamburg/München 1978, sowie Buchclub Ex Libris, Zürich 1979. Übersetzungen ins Schwedische, Französische und Englische

Schädlich (*1935), 1960 promovierter Sprachwissenschaftler, war 1959 bis 1976 wissenschaftlicher Mitarbeiter der Akademie der Wissenschaften in Ost-Berlin. Er schrieb seit den 60er Jahren Prosa, doch scheiterte jegliche Veröffentlichung in der DDR an der Zensur. Nachdem Schädlich 1976 den Schriftstellerprotest gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns unterzeichnet hatte, wurde er von der Akademie entlassen. Fortan schlug er sich als Übersetzer durch, publizierte 1977 auf Vermittlung von Günter Grass den Erzählungsband „Versuchte Nähe“ bei Rowohlt und reiste im Dezember des gleichen Jahres aus.

„Papier und Bleistift“ nimmt als einziges Stück dieser Sammlung auf seine Akademietätigkeit Bezug. Als dessen Entstehungsjahr ist 1971 vermerkt. Wie in den anderen Erzählungen des Bandes, so sind auch hier die versteinerten Verhältnisse das Thema. Imaginiert wird ein in der Ich-Form auftretender Schreibender, der sein Schreiben als (vermeintliche) Erfindung beschreibt: „In der obersten Etage des Hauses bestimme ich fünf Zimmer für Chefs. In jedes Zimmer setze ich einen. Die Chefs sind auch meine Chefs. Der erste Chef ist nur übergeordnet, der fünfte Chef ist nur untergeordnet. Die mittleren Chefs sind übergeordnet und untergeordnet. Das erschwert ihnen die Arbeit.“

Eine Versammlung steht an. Der erste Chef spricht: „Ein epochaler Auftrag. Die Direktion hat ihn übernommen, jetzt kommt es darauf an. Rechtfertigen Sie das Vertrauen, das man in uns gesetzt hat. Das Vorhaben ist kühn, die Zeit ist kurz. Wir entwickeln ein Verfahren zur Gewinnung von Zeit.“ Die Idee sei nicht neu, gewiss, und es gebe Vorarbeiten, auf denen sich aufbauen ließe. Vor allem aber seien die objektiven Bedingungen erst jetzt so, dass die Zeit reif für das Vorhaben sei.

Dicht werden die Rituale eines ritualisierten Wissenschaftsbetriebs gezeichnet. Der Erzähler richtet in seinem Text sechzehn Konferenzzimmer ein, eins für jede Abteilung. Dort finden die Abteilungssitzungen statt:

Manchmal sind die Sitzungen kurz oder meistens sind sie lang. Manchmal sind keine Sitzungen. Die Leute sitzen an ihren Tischen und bedenken die vergangenen und kommenden Besprechungen in allen Einzelheiten. Chefs sprechen mit Chefs, Chefvertreter sprechen mit Chefvertretern, Abteilungsleiter sprechen mit Abteilungsleitern, Abteilungsleiter spre-

chen mit Leuten, Leute sprechen mit Leuten. [...] Einmal, nach einem Jahr, sind die Sitzungen sehr lang. Jetzt ist es soweit. Die Arbeit kann beginnen. [...] Ich kann schreiben, daß die Arbeit an den Vorarbeiten über die Gewinnung von Zeit Zeit kostet. Die Vorarbeiten sagen verschiedenes. Sie verwirren sogar. (S. 188f.)

Über den Fortgang der Arbeit notiert der Erzähler, dass sich wiederum Abteilungsleiter mit Abteilungsleitern treffen, Chefs Flug- und Eisenbahnreisen buchen lassen, Leute Leute treffen. „Im voraus berichten sie dem Chef, was sie erdacht haben. [...] Jeder hat seinen Überblick. Den Überblick über jeden haben die Chefs. Die Chefs ordnen an: daß die Fortschritte bei der Entwicklung des Verfahrens zur Gewinnung von Zeit geheimzuhalten sind.“ Dann ist es soweit:

Chefs, Chefvertreter, Abteilungsleiter, Konstrukteure, Ingenieure, wichtige Leute aus allen Abteilungen treffen sich zum ersten Probelauf. Der Chef setzt die Anlage in Gang, probeweise wird nach geheimem Verfahren Zeit gewonnen. In Minuten ist es eine Stun-

de. Das genügt. Die Gesichter werden sorglos. Eine neue Epoche. Noch weiß es niemand. Nur die Chefs, Chefvertreter, Abteilungsleiter, Konstrukteure, Ingenieure, wichtigen Leute.

Ja, das werde ich schreiben. (S. 191f.)

Jürgen Fuchs

Das Ende einer Feigheit (1988)

Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1988, 223 S. (bis 1992 zwei Auflagen). Hörbuch: HörbuchVerlag, hrsg. vom Deutschlandfunk, Hamburg 2010

Zu einem Studium in der DDR gehörte eine vier- bis sechswöchige militärische Ausbildung für alle Gedienten, zu absolvieren im zweiten Studienjahr (Studentinnen und die wenigen unter den Theologiestudenten, die als Bausoldaten gedient hatten, fuhrten währenddessen in ein Zivilverteidigungslager). Die NVA unterhielt dafür den Ausbildungsstandort Seelingstädt in Ostthüringen, geführt von einem „einem Berufsoffizier, der stets mißmutig auf das Studenten- und Akademikerpack herabsah“.

Jürgen Fuchs (1950–1999) war seit 1971 Psychologiestudent an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und musste 1972 zu dieser sog. Reservistenausbildung. Er konnte sich ihr nicht entziehen: „Muß man eine Erfahrung zweimal machen? Ja, ... Weil ich muß. Weil ich nicht gegen sie ankomme. Weil ich studieren will.“ Und: „Ist es richtig, daß wir mitspielen? Haben wir eine Wahl?“ Seine Wahl war, Aufzeichnungen von dem zu Erlebenden anzufertigen. „Ich gehe mit ihnen ... Aber doch nicht ganz. Was du aufschreibst, geht nicht mit ihnen. Geht gegen sie.“ Die Aufzeichnungen musste er geheim halten. Notizen über die NVA waren verboten.

Seit 1977 lebte Fuchs in der Bundesrepublik. Einige Jahre später formte er die Seelingstädt-Aufzeichnungen zum Roman, indem er drei Zeit- und Erlebensebenen ineinanderschaltet: das Geschehen in dem Seelingstädter Ausbildungsobjekt, Erlebnisse an der Universität in seinem ersten Studienjahr und Erinnerungen an seinen Grundwehrdienst in den 18 Monaten vor Studienbeginn (von letzterem,

fokussiert auf die Tage der Grundausbildung, handelte bereits sein Buch „Fassonschnitt“, vgl. Fuchs 1984).

Der Ich-Erzähler erlebt denkwürdige Rollenverwandlungen. Er war als Gefreiter von der NVA entlassen worden und hatte die Unterschrift, Reserveoffizier zu werden, verweigert. Dafür war aggressiv geworben worden, „die Hochschullehrer bestellten ihre Studenten, diese dachten an Prüfungen und spätere Stellen ... das Forschungsstudium, die Dissertation“. Bei den Werbegesprächen war auf den „zivilen Charakter“ des Ganzen hingewiesen worden, „im Ernstfall an der richtigen Stelle, als Vorgesetzter, der beruflichen Qualifikation entsprechend ...‘ Also nicht beim Fußvolk. Das kitzelt viele, ein Dipl.-Ing. ist dann eben Offizier“.

Zur Abfahrt ins Militärlager treffen sich die Studenten vor dem Hauptgebäude der Universität. Die Soldaten und Unteroffiziere in Zivilkleidung, aber die Reserveoffiziere haben ihre Uniformen zu Hause und tragen sie nun: „einige Gesichter kannte ich aus der Mensa! Gestern noch unterwegs mit Schreibzeug, diversen Büchern, irgendwelchen bunten Jacken und Pullovern, keiner hatte es ihnen angesehen. Jetzt standen sie als Vorgesetzte bereit.“ Angekommen im Militärlager ergeben sich weitere Überraschungen, nachdem auch die Mannschafts- und Unteroffiziersgrade uniformiert sind. Es zeigt sich, dass mancher aus dem engeren Studienumfeld nicht Soldat oder Gefreiter, sondern Feldwebel ist. Als der Erzähler so seinen Freund Reinhold Lammke die Lagerstraße entlangkommen sieht, „wußte ich, daß es zwischen uns nicht mehr viel zu reden gab“:

Feldwebel! Es hätte uns einer hören müssen in der Mensa: endlose Diskussionen, Zigarettenrauch, ‚Juwel 72‘ oder ‚F 6‘ wurden gepafft, dazu Kaffee und Kuchen, Biermann, Trotzki, er sprach lange nur von Mark Aurel und seiner Weisheit, ich zitierte aus dem Meti-Buch von Brecht, das bis dahin nur im Westen erschienen war, eine Schreibmaschinenkopie kursierte ... dazu neueste psychologische Erkenntnisse über Staat und Partei, Ulbricht ein Stalinist im Altersstarrsinn, die Partei ein zentralistisches Gebilde in

der Hand von rivalisierenden Cliquen, man muß reingehen und Öffentlichkeit herstellen, Honeckers neuen Kurs stützen, solange er anhält ... „Die Demokratisierungsprozesse unumkehrbar machen ... Prag achtundsechzig, Dubcek, die Stasi als Mafia und geheimer privilegierter Orden, der sich seine Kandidaten schon in der Grundschule aussucht ...“ Lauter solche Sachen redeten wir laut und leise, kauend oder Kaffee schlürfend ... Feldwebel! Er mußte etwas unterschrieben haben. (S. 77f.)

Mit seinem Kommilitonen Specht („Sein Vater ist Leiter des Brecht-Archivs in Berlin“, das war Werner Hecht, 1926–2017) will der Erzähler im Ausbildungslager einen Kulturabend organisieren. Diesen muss ein Philosophiestudent, der hier für sechs Wochen den Offizier gibt, genehmigen. Den Vorgang gestaltet Fuchs zur grimmigen Satire. Der Offiziersphilosoph beginnt:

„Natürlich kann man einen Plattenabend durchführen, das ist möglich ... Er kann eine ideologisch-politische Bereicherung sein unter gewissen Bedingungen. Und diese gilt

es zu analysieren. Sie hängen mit dem Inhalt zusammen. Also werden wir konkret, die Wahrheit ist konkret, wie Lenin sagte ...: Welche Platten, welche Gedichte? [...]

Ich trage nun mal die Verantwortung, daß nichts passiert, bin als Politstellvertreter ... eingesetzt und lege Wert darauf, helfend, beratend tätig zu werden. Man ist ansonsten kein Unmensch und selber Student in universitären Zusammenhängen, ... Auftrag ist Auftrag ..., wir sind nicht im ‚Rosenkeller‘ beim Jazzabend [...] Gibt es denn eine tragende Idee, ein Leitmotiv ... irgendeine politische Zielsetzung ...“

„Ja“, sagte Specht, „wir wollten Platten auflegen, Musik hören ... [...] Lieder von Brecht, dazwischen paar Gedichte lesen ...“

„Aha, Brecht, ausgezeichnet, natürlich ... welche Gedichte?“

„... das Lied vom ertrunkenen Mädchen ...“

„Was?“ fragte der Offizier recht scharf. [...]

„Ist das von Brecht?“

„Ja.“

„Aha, gut, ja ... was noch?“

„Die Gruppe ‚Konvergenz‘“, sagte Specht ernst und keineswegs fragend ... Der Philosoph beugte sich vor, er hatte nicht oder sehr gut verstanden:

„Welche Gruppe?“

„Konvergenz“, antwortete der Gefreite ... Der Oberleutnant spitzte den Mund, lächelte etwas, ich bin nicht so, konnte das heißen ... Der Name soll wohl eine Anspielung sein? Specht ...: „Kommt aus Prag ...“

„So, aus Prag“, lenkte der eifrige Frager ein, „also ČSSR [...] Und wann produziert? [...] Vielleicht 1968 ...“

„Keine Ahnung“, sagte Specht, „ist das wichtig?“

Der Oberleutnant richtete sich auf, strahlte, triumphtierte ... „Nun“, sagte er, „das meine ich doch ...“ Und das hieß, alle drei wußten es, in Prag produziert mit Namen ‚Konvergenz‘ ... ich bin nicht so ... aber wenn es um die Konterrevolution geht ... habe ich es doch geahnt, Wachsamkeit war angebracht ... [...]

„Die Konvergenztheorie, wenn das eine Anspielung sein soll, ist längst widerlegt. Es wird keine Annäherung von Kapitalismus und Sozialismus geben ...“ [...]

„Es ist eine Instrumentalplatte, Klassiker werden nachgespielt, ziemlich modern, Jazz ...

neue Interpretationen ... Altes und Neues, daher der Name ...“

„Soso ...“ Der uniformierte Philosoph blickte verändert ... „Dann habe ich natürlich keine Bedenken, instrumental, neue musikalische Ausdrucksformen aus der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik, wir sind für Fortschritt und künstlerische Entfaltung, besonders wenn Anregungen aus Bruderländern kommen ... ausgezeichnet ... was noch?“

„Floh de Cologne“, „Pleitegeier“. [...]

„Sehr gut!“ konterte der, „habe ich zu Hause! Ein ausgezeichnete Vorschlag. Harte Kritik am westdeutschen Alltag, hervorragend ...!“

„Wir steh'n am Rande und kucken zu ...“

„Wie?“

„Ist ein Lied.“ [...]

Wußte er, was Specht dachte? Wahrscheinlich. Die wählen das Lied aus, wird er gedacht haben, um es auf hier zu beziehen. In der Ansage weisen sie ausdrücklich daraufhin, daß es sich um westdeutschen Alltag handelt. So ausdrücklich, daß alle grinsen müssen. [...] Aber was ließ sich gegen die DKP-Band ‚Floh de Cologne‘, bei Amiga erschienen ..., sagen? Gar nichts. Das mußte er schlucken. [...] raffinierte Kerle, diese Psychos. Man muß aufpassen, das hat die Partei ganz richtig erkannt. [...] „Gedichte auch?“

„Ja, von Brecht, Kunert, Sarah Kirsch ...“

„Sarah Kirsch ... da war doch was ...“ Der Oberleutnant überlegte. Specht stellte sich dumm [...] Unser Philosoph grübelte, kramte etwas hervor:

„In der *Jungen Welt* stand was, es ging um Naturgedichte, negative Tendenzen ...“

„Naturgedichte nehmen wir nicht“, Specht wußte wieder weiter, „nur Liebesgedichte.“

„Ach so“, der Oberleutnant lächelte, „ziemlich literarisch, euer Programm, warum nicht, Lenins Einstellung zur Literatur war ja durchaus positiv. [...]“

„Klaversonaten haben wir auch dabei ...“

„... ja, gut ... Lenin klagte allerdings darüber, daß Kunst den Menschen weich stimmt. Es komme jedoch darauf an, zu handeln, den trägen Zauderern auf die Köpfe zu schlagen [...]“ (S. 101–107)

Der Plattenabend findet dann statt, viele kommen, auch Theologen und zwei Philosophen. Letztere haben Soldatendienstgrade im Gegensatz zum Politstellvertreter, sind allerdings in einer Seminargruppe mit ihm:

Nach jedem Beitrag gab es starken Beifall. [...] Der ranghöchste Marxist saß in der ersten Reihe und hörte aufmerksam zu. Manchmal lächelte er sein Lächeln, manchmal spitzte er den Mund und nickte heftig. Er hatte das Programm genehmigt, nun lief es ab ... Seinem Gesicht konnte man entnehmen ...: Ich weiß schon, warum die klatschen. Ich bin nicht so, rede mit jedem, mei-

ne Seminargruppe kann das bestätigen ..., von Dummsdorf bin ich nicht, auch nicht dogmatisch, ihr nehmt das hier als eine Abwechslung, na schön, bißchen sticheln auf der verdeckten Ebene ... Aber hart an der Grenze ist es. Ein falsches Wort ... Wenn ich auch nur ein falsches Wort höre ... Er hörte kein falsches Wort. (S. 108)

Gottfried Meinhold

Weltbesteigung. Eine Fünftagefahrt. Roman (1984)

Verlag Das Neue Berlin, Berlin [DDR] 1984, 422 S.

Dieser Roman erschien erst 14 Jahre nach seiner Erstfassung, nach mehrfachen Zurückweisungen und siebenjährigen Verhandlungen (Kratschmer 1996: 120). Dass er dann „sang- und klanglos“ publiziert und „kaum von einer breiteren Öffentlichkeit wahrgenommen“ worden sei, wie Edwin Kratschmer (ebd.: 120f.) weiter mitteilt, erscheint allerdings nicht ganz nachvollziehbar: Nach Auskunft von Karsten Kruschel (1995: 84) habe der Roman „erhebliches Aufsehen sowohl unter den SF-Kritikern als auch bei den Lesern“ erregt. Das wiederum belegt auch Kratschmer selbst, indem er sämtliche Kritiken zusammentrug, die in der DDR zur „Weltbesteigung“ erschienen waren, und sie zum erneuten Abdruck brachte: Zwei Bezirkszeitungen, eine überregionale Tageszeitung und zwei der überhaupt nur drei DDR-Literaturzeitschriften („neue deutsche literatur“ sowie „Weimarer Beiträge“) hatten das Werk rezensiert, durchweg wohlwollend (vgl. Kratschmer 1996a: 109–115). Eine solche Resonanz war beileibe nicht jedem DDR-Roman beschieden.

Vordergründig geht es in diesem Buch nicht um die DDR-Wissenschaft. Zum einen spielt die Handlung in einer unbestimmten Zukunft, und zum anderen wird eine Gesellschaftsdystopie geschildert. Allerdings: Diese Zukunft hat Verankerungen in der DDR-Gegenwart, die entworfene Gesellschaft ist eine radikal verwissenschaftlichte, wobei genau dies ihren dystopischen Charakter begründet, und ihre Protagonisten sind vier Wissenschaftler.

Der Essener Germanist Horst Albert Glaser (1996: 231) hat denn auch die Darstellung und den realen Erfahrungsraum des Autors relativ umstandslos kurzgeschlossen: „Meinhold wußte, worüber schrieb: Er war und ist Professor der Universität von Jena – einer Stadt, die einst Zentrum der mikroelektronischen

Forschung werden sollte“ (und wurde, wie hinzufügen wäre). Auch einer der DDR-Rezensenten hatte genau dies schon 1986 benannt: „Ein wenig hat Meinhold auch aus dem Fludium seiner Stadt heraus, einfach so, etwas von dem wiedergeatmet, was in deren vor unerwünschten Einblicken wohlverwahrten Bienenhäusern an schon begonnener Zukunft sich ereignet.“ (Kießling 1986)

Die vier Wissenschaftler sind eingeladen, eine im antarktischen Eis errichtete Retortenwelt namens Cargéla zu besichtigen: ein rhombisch gestalteter Betonklotz, fensterlos und vollständig abgeschirmt gegen die unwirtliche Umwelt, eine Superstadt mit mindestens 200 Ober- und mutmaßlich ebenso vielen Untergeschossen. Dort wird die modernste Produktions- und Lebensweise gepflegt. Irdische Genüsse – Licht, räumliche Weite, Sonnenaufgänge, Natur, subtropische Sandstrände – finden sich durch grandiose Illusionen simuliert. Es ist eine einerseits perfekte, andererseits furchteinflößende Maschinerie.

Menschen dort sind nur noch als wissenschaftlich Tätige denkbar und arbeiten täglich drei bis vier Stunden bei höchster Kreativität. Körperliche Arbeit gilt als Erholung. Die Unterscheidung von ideeller und materieller Produktion ist gegenstandslos. Entwickelt und produziert werden synthetische Werkstoffe und mikroelektronische Hardware. Die Menschen verändern sich, indem sie sich zu perfekten Produzenten von Ideen optimieren: „Wir machen einen neuen Menschen aus Ihnen!“, heißt das Versprechen, das auch als Drohung wahrgenommen werden kann. Im übrigen sind die Menschen in Cargéla allein, denn der Mensch ist „das einzige übriggebliebene Lebewesen ..., von lebendem Pflanzendekor einmal abgesehen“.

Man braucht dort die Besten, und von wem man sich eine Bereicherung der kollektiven Intelligenz verspricht, hat eine Chance. Cargéla benötige „Leute mit Spezialkenntnissen, mit Einfällen und unbezähmbarer Problemlust“. Die vier Besucher sind Kandidaten. Sie sollen sich ein Bild machen, möglichst beeindruckt sein und sich dann entscheiden, ob sie in Cargéla leben und arbeiten möchten. Das Figurenensemble ist kontrastreich zusammengesetzt. Graf, der Jüngste in der Gruppe, ist der kritische Geist, Mathematiker und als Entdecker des Graf-Theorems bekannt geworden. Vollrath, mit Anfang fünfzig der Älteste, hat sich als Biochemiker große Verdienste in der Eiweißforschung erworben. Kerner ist Strahlentechnologe in den Dreißigern. Blaise, in den Vierzigern und Ingenieur, erweist sich als witzig und unzuverlässig.

Zugleich prüfen die vier nicht nur, sondern werden auch geprüft. Das ganze erinnert an einen Kader-Check. Dafür haben sie einen Exkursionsbetreuer, den es auch selbst nach Cargéla zieht, weshalb er die Sache nicht vergeigt sehen möchte. „Betreueramt“, kommentiert der auktoriale Erzähler, „wie taktvoll war das ausgedrückt!“. Als einer der Besucher einen falschen Weg nimmt, wird ihm die Injektion eines Informationsimplantats ins Hirn angeboten. Dieses werde von selbst dafür sorgen, dass er in der Stadt immer auf den rechten Wegen wandle.

Er lehnt es als „schlechten Scherz“ ab, zumal ihm „solche Methoden nicht ungeläufig“ seien.

Das Exkursionsprogramm bietet zahlreiche Gelegenheiten für die Reflexion dessen, was die Gruppe zu sehen bekommt (so dass der vermeintliche Science-Fiction- über weite Strecken zum philosophischen Disputroman wird). Von den technischen Möglichkeiten zeigen sich die Exkursanten beeindruckt. Die Lebensumstände und die Konditionierung der Menschen geben Anlass zu Nachfragen. „Wo sind die Freiräume für das variable Spiel des Lebens? Für das Spontane, das eigentlich Lebendige?“, fragt einer der vier.

Die Deutung dieses Textes fiel in den DDR-Rezensionen so aus, dass zwischen den Zeilen stand, worum es hier ging: „Als Denkmodell ist die Gesellschaft in der ‚Weltbesteigung‘ eine außerordentlich fruchtbare Weiterentwicklung einiger ... Gegenwartstrends. Die differenzierte Problemsicht des Autors verwehrt eine eindimensionale Bewertung seines Gesellschaftsmodells.“ (Spittel 1985: 164)

Nach 1990 ließ sich das dann deutlicher formulieren: „Meinhardt schrieb an gegen jene anbefohlene, bornierte Zukunftsgewißheit, die in der DDR ja immer auch eine militante Siegesgewißheit gewesen ist.“ Auf dem ideologischen Prüfstand, der vom Manuskript genommen werden musste, um erscheinen zu können, „befand sich vor allem Meinholds ‚menschenfeindliche und machtgesteuerte‘ Zukunftswelt, sein Affront gegen Kasernenkommunismus und verordnete kommunistische Perspektivgläubigkeit“. Die Zensoren, deren Gutachten nun auch ausgewertet werden konnten, „verwiesen auf die ‚ideologische Brisanz‘ seines Stoffes und auf die ‚Kritik an der aktuellen politischen Situation der DDR‘, die bis zur ‚allgegenwärtigen Stasiüberwachung‘ reiche. Der Autor zeichne ‚ein pessimistisches Bild von der sozialistischen Weltentwicklung‘ und vermenge ‚vereinfachte Thesen der marxistisch-leninistischen Philosophie‘ mit ‚Idealismen verschiedenster Provenienz“.“ (Kratschmer 1996: 120)

Irmtraud Morgner

Das Seil (1973)

in Joachim Walther (Hg.): *Die Anti-Geisterbahn. Geschichten, heiter, komisch, skurril, phantastisch*, Buchverlag Der Morgen, Berlin [DDR] 1973, S.147–157. Dann in Stefan Heym (Hg.), *Auskunft. Neue Prosa aus der DDR, AutorenEdition im C. Bertelsmann Verlag, München/Gütersloh* 1974, S. 65–73, und in Irmtraud Morgner: *Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrei Laura. Roman in dreizehn Büchern und sieben Intermezzos*, als 26. Kapitel „Dritte Bitterfelder Frucht: Das Seil“, Aufbau Verlag, Berlin [DDR] 1974. Buchclub-Ausgabe des Bandes „Auskunft“: Bertelsmann, Gütersloh 1977

Es gibt Beschwerden aus der Bevölkerung über Dr. Vera Hill, Habilitandin an einem Institut, das die atomare Struktur der Materie erforscht. Eine Abordnung überbringt die Beschwerden dem Institutsdirektor Prof. Barus. Einst, als das

Institut in dem kleinen Ort jenseits der Großstadtgrenze angesiedelt worden war, hatte es unter dem Verdacht gestanden, Atombomben zu bauen. „Seitdem Einwohnerinnen als Laborantinnen angestellt war und berichteten, die Physiker arbeiteten mit Scheren und sähen Filme“, war das erledigt. Die Albernheit des neuen Vorwurfs aber scheint die des alten Verdachts um ein Vielfaches zu übertreffen: Eine Mitarbeiterin des Instituts laufe werktags zweimal über den Ort, auf dem Luftwege, gegen sieben Uhr fünfzehn und gegen achtzehn Uhr.

Moniert wird von der Abordnung eine Vielzahl an Problemen, die sich aus dem merkwürdigen Verhalten der Mitarbeiterin ergäben: Erregung öffentlichen Ärgernisses, Schädigung von Gesundheit und Weltanschauung, Stromausfall durch Kurzschlüsse, Jugendgefährdung und Verkehrsunsicherheit, insgesamt: sittlichkeitsgefährdende Rolle der Erscheinung. Barus hält die Sache selbstredend für absurd, obgleich ihn der Bericht in einen angeregten Zustand versetzt: „Weil er in sich schlüssig war und also einer gewissen Eleganz nicht entbehrte, am besten gefiel der überirdische Aspekt des behaupteten Phänomens.“

Barus will Hill in ihrem Büro aufsuchen. Sie sei bereits gegangen, geben die Kollegen Auskunft. Spaßeshalber fragt er, auf welchem Wege. „Auf dem Luftwege“, lautet die sachliche Antwort, und er bezweifelt eine kurze Weile seinen Verstand. „Offensichtlich waren mystische Lehren in die materialistische Weltanschauung seines Forschungsteams eingedrungen“. Tags darauf trifft er Vera Hill an. Es stellt sich heraus, dass über den Ort ein Seil gespannt ist. Hill erklärt Barus, ohne den zeitsparenden Weg über das Seil könne sie die Habilitation nicht bis zum vereinbarten Termin fertigstellen:

„Wenn sie nach Arbeitsschluß eingekauft, den Sohne aus dem Kindergarten geholt, Abendbrot gerichtet, gegessen, Autos und andere Wunschbilder des Sohnes gemalt, ihn gebadet und mit einem Märchen versehen ans Bett gebracht, auch Geschirr oder Wäsche gewaschen oder ein Loch gestopft oder Holz gehackt und Briketts aus dem Keller geholt hätte, könnte sie mit Seiltrick gegen einundzwanzig Uhr am Schreibtisch über Inva-

rianzen denken, ohne Trick eine Stunde später. Müßte auch eine Stunde früher aus dem Bett, nach weniger als sechs Stunden Schlaf fiele ihr nichts Brauchbares ein. Barus sprach lange inständig zu ihr über die Unrealität der Verkehrsverbindung. Anderntags verlor Vera Hill auf dem Heimweg die Balance. Der Laternenanzünder entdeckte ihren Körper zerschmettert im Vorgarten der Volksbücherei.“ (S. 157)

Christa Wolf

Selbstversuch. Traktat zu einem Protokoll (1973)

Erstveröffentlichung: „Sinn und Form“ 2/1973, S. 301–323. Buchveröffentlichung in Christa Wolf: Unter den Linden. Drei unwahrscheinliche Geschichten, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1974, S. 97–132. Westdeutsche Erstveröffentlichung: „Merkur“ Heft 307/Dezember 1973, S. 1136–1155. Zahlreiche Nachdrucke, zuletzt in Günther Drommer (Hg.), Hier und Dort. Neulich vor langer Zeit. Erzählungen aus der DDR Bd. 2: 1970–1990, Faber & Faber, Leipzig 2000
Filmadaption: Peter Vogel (Regie): Selbstversuch, DEFA 1989 im Auftrag des Fernsehens der DDR, 101 Minuten. DVD-Veröffentlichung: DDR-TV-Archiv 2020 und als Bonustrack auf: Der geteilte Himmel (DEFA 1964), Filmedition Suhrkamp, Berlin 2009

Anders. So hieß die Probandin, die im Zuge des Experiments zum Probanden wurde, plötzlich: Herr Anders. Das Experiment war eine Geschlechtsumwandlung, von einer Frau zu einem Mann. Unrentabel wäre es gewesen, „zuerst ein Präparat zur Verwandlung von Männern in Frauen zu entwickeln, weil sich für ein so abwegiges Experiment keine Versuchsperson angefundenes hätte“.

Das Präparat heißt Petersein masculinum 199, sei risikolos und ohne unerwünschte Nebenwirkungen. Für alle Fälle hatte die Probandin aber ein Papier zu unterzeichnen gehabt: Etwaiges teilweises oder gänzlich Misslingen des Experiments verpflichtete die Akademie zu sämtlichen anfallenden Ersatz- und Entschädigungsleistungen. „Was hatten Sie ... sich unter ‚teilweisem Mißlingen‘ bloß vorgestellt?“, fragt sie ihren Professor in dem Traktat, das sie dem offiziellen Versuchsprotokoll beifügt.

Die als Ich-Erzählerin auftretende Probandin – im Text namenlos, in der Verfilmung Johanna – hatte ein naturwissenschaftliches Studium absolviert. Bereits in der ersten Vorlesung äußerte der Professor scherzhaft die Vermutung, „unter uns jungen Dingen, ‚unschuldig und nichts weiter‘, sitze womöglich die Person, die sich in zehn, fünfzehn Jahren durch ein noch zu erfindendes phantastisches Mittel in einen Mann verwandeln lassen werde“. Diese Aussicht faszinierte Johanna bereits damals. Sie heuerte bei dem Professor am Akademie-Institut für Humanhormonetik an, wurde für Physiopsychologie promoviert und Leiterin der Arbeitsgruppe Geschlechtsumwandlung.

14 Jahre später war es so weit. Johanna drängte es, der erste Anwendungsfall des Petersein masculinum 199 zu werden. Der Professor vermutete Neugier als Grund. Johanna rasoniert: „Neugier ist eine Untugend von Frauen und Katzen, während der Mann erkenntnisthungrig und wissensdurstig ist.“ Ein früherer Liebhaber hatte es ihr so gesagt: „Frauen als Wissenschaftler, ja, hohe weibliche Intelligenzquotienten, selbstverständlich; aber was einer Frau einfach nicht steht, ist der Hang zum Absoluten.“

Gegenüber dem Professor fühlte sich Johanna fortwährend schuldig, „schuldig eines irreparablen Charakterfehlers, der uns Frauen, so leid es den Männern tut, unfähig macht, die Welt zu sehen, wie sie wirklich ist. Während Sie“, also der

Professor, „sie in ihrem Fangnetz aus Zahlen, Kurven und Berechnungen dingfest gemacht haben, nicht wahr?“ In gewisser Weise habe er recht mit seiner scherzhaften Behauptung, „scientia, die Wissenschaft, sei zwar eine Dame, sie besitze aber ein männliches Gehirn. Jahre meines Lebens hat es mich gekostet, mich jenem Denken, dessen höchste Tugenden Nichteinmischung und Ungerührtheit sind, unterwerfen zu lernen“.

Genügend Gründe also, die Geschlechtsumwandlung anzustreben. Doch diese erzeugte nun eine Reihe von Einsichten, nicht zuletzt aufgrund eines in der Vorbereitung des Experiments nicht bedachten Umstandes: „daß der nagelneue Mann auf die Erinnerung der ehemaligen Frau angewiesen sein würde“. So geriet Johanna in einen Zwischenzustand: „Die Frau in mir ... war verschwunden. Der Mann noch nicht da.“ Diese Zeit nennt sie in ihrem Traktat jene, als sie „Mann zu werden drohte“. Was war die erfahrene Drohung?

Ohne es zu wissen oder zu wollen, bin ich doch Spion gewesen im Hinterland des Gegners und habe erfahren, was euer Geheimnis bleiben muß, damit eure bequemen Vorrechte nicht angetastet werden: daß die Unternehmungen, in die ihr euch verliert, euer Glück nicht sein können, und daß wir ein Recht auf Widerstand haben, wenn ihr uns hineinziehen wollt. [...]

Die Teilerblindung, die fast alle Männer sich zuziehen, begann auch mich zu befallen, denn anders ist heute der ungeschmälerte Genuß von Privilegien nicht mehr möglich. Wo ich früher aufbegehrt hatte, erfaßte mich

jetzt Gleichmut. Eine nie gekannte Zufriedenheit begann sich in mir auszubreiten. [...] Schon kam es mir nicht mehr gefährlich vor, an jener Arbeitsteilung mitzuwirken, die den Frauen das Recht auf Trauer, Hysterie, die Überzahl der Neurosen läßt und ihnen den Spaß gönnt, sich mit den Entäußerungen der Seele zu befassen ... Während wir Männer die Weltkugel auf unsere Schultern laden, unter deren Last wir fast zusammenbrechen, und uns unbeirrt den Realitäten widmen, den drei großen W: Wirtschaft, Wissenschaft, Weltpolitik. (S.172f. in der Ausgabe Leipzig 2000)

Nach dreißig Tagen hat Johanna das Experiment abgebrochen. Der Professor leitet die Rückumwandlung ein. Die Handlungszeit hatte Christa Wolf in eine Zukunft des Jahres 1992 verlegt, doch die verhandelten Probleme entstammen erkennbar der Entstehungszeit – ohne danach ihre Virulenz verloren zu haben.

Günter de Bruyn

Preisverleihung. Roman (1972)

Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1972, 168 S. (bis 1987 sieben Auflagen). Westdeutsche Ausgabe: Kindler, München 1974. Taschenbuch-Ausgabe: Fischer-Taschenbuch-Verlag, Frankfurt a.M. 1982 (bis 1993 drei Auflagen). Zahlreiche Übersetzungen in osteuropäische Sprachen und ins Schwedische

Ein Tag im Leben von Dr. Teo Overbeck, Assistent an der Sektion Germanistik der Humboldt-Universität, Spezialgebiet deutsche Romantik: Am Nachmittag hat er die Laudatio bei der Verleihung eines Literaturpreises zu halten, Preisträger ist

der Schriftsteller Paul Schuster. Professor Liebscher, sein Sektionsdirektor, hatte ihn mit der Rede beauftragt, weil Overbeck und Schuster einst eng befreundet waren.

Doch das Entwerfen der Rede macht ihm große Mühe und verdriest ihn den ganzen Vormittag: „Noch fehlt ihr der Anfang, noch fehlt ihr das Ende, noch fehlt dem Hauptteil der tragende Gedanke.“ Er hätte den Auftrag nicht übernehmen sollen, denkt und sagt er mehrfach über den Tag verteilt. Denn das Buch, das den Anlass für die Auszeichnung gibt, ist nicht gut. Er missgönne Schuster nicht den Preis, meint er zu Liebscher. Doch hätte er diesen vor Jahren, wäre das Buch damals erschienen, mit mehr Recht verdient. „Damals wäre es trotz aller Unvollkommenheiten ein Beispiel gewesen.“ Jetzt aber sei es ein preisgekrönter Staubfänger.

Dabei, so enthüllt sich im Laufe der Handlung, steckt Overbeck viel tiefer in der Sache drin, als es zunächst scheint. Er hatte nämlich seinerzeit die dritte von vier Fassungen des Buchs von Schuster bearbeitet:

„Er war ein Naturtalent, das ich mit dem besten Gewissen der Welt kaputt gemacht habe. [...] Anstatt die chaotische Welt, die er entworfen hatte, zu ordnen, baute ich ihm eine andere auf, eine vorgeformte, in der alles aufging. Aus erschreckenden Dissonanzen wurden gefällige Harmonien, schreiende Farben wurden abgedeckt, gefährliche Tiefen mit nichtssagenden Worten gefüllt. Alles wurde glatt und richtig, langweilig und farblos.“

„Und er wehrte sich nicht dagegen?“

„Natürlich. Aber ich war stärker, und ich hatte Verbündete; seine Unsicherheit und seinen Willen, gedruckt zu werden. Ich wollte ein Werk fördern, das unserer Sache hilft. [...] Was ich dem Buch geben wollte“, sagte Teo, „war Weite, Öffentlichkeit, Größe, Gültigkeit, Totalität. Alles richtig. Und doch wurde alles falsch. Etwas fehlte: Individualität. Es war, als hätte das Buch keinen Autor mehr.“ (S. 84f.)

Als dann die Rede zu halten ist, hat er kein wirkliches Manuskript. Zwanzig Minuten soll Overbeck sprechen. Fortwährend nimmt er Anlauf, um zum Eigentlichen zu kommen, das zu sagen wäre, nämlich Unübliches bei einem solchen Anlass, Kritisches über den Preisträger und sein Buch. Aber es bleibt bei stockenden Anläufen:

„Aufschluß über ... den Zusammenhang dieser Einzel ... phänomene finden wir im ... auto ... biografischen [...] Jeder Autor beutet sein Ich literarisch aus – sein Rang aber bestimmt sich unter anderem dadurch, wieviel auszubeuten da ist. [...] Wie der geschickte Lügner, wird der autobiographisch orientierte Autor so viele Selbsterinnerungssäulen stehen lassen, wie zum Halt des Phantasiegebäudes erforderlich sind. [...] Die speziel-

le, erlebte, konkrete Wirklichkeit darf also nur die Freundin des Autors sein; zu seiner Ehefrau aber, die dazwischenreden, Erlaubnis erteilen, Verbote schaffen darf, muss er die Wahrheit machen. [...] Wirken kann ein Buch nur durch vollständige Aufrichtigkeit; denn nur wenn der Autor sich mit seinem Werk identifiziert, kann der Leser dessen Gedanke und Gefühle zu eigen machen.“ (S. 119–122)

Am Ende hat Overbeck sich und seine Zuhörer fast eine Stunde lang mit einer Einleitung gequält, von der niemand wusste, wohin sie hatte führen sollen. Zu einem abrupten Ende fand er erst, als Füßescharren und Zischen vernehmbar wurde. Die

ganze Sache ist höchst blamabel. Der Chef des Hauses (wohl die Akademie der Künste in Berlin) kündigt ihm bei der Verabschiedung ein Gespräch an: „Es wird wohl, wenn es Ihnen recht ist, ziemlich grundsätzlicher Natur sein müssen.“ Sein Sektionsdirektor Liebscher sieht ideologische Unsicherheit bei Overbeck als Grund des Desasters. Es sei ein Problem des festen oder schwankenden Standortes. „Nicht mangelnde Vorbereitung sei zu beklagen, sondern mangelnde Prinzipienfestigkeit, Zersetzung durch ästhetische Zweifel, was besonders bedauerlich und unverständlich sei bei einem Mann mit proletarischer Herkunft und Erziehung.“

Über die „Preisverleihung“ ist geschrieben worden, dass sie bei Overbeck die Bereitschaft zur Anpassung offenbar werden lasse und dies die ganzen Schwierigkeiten begründe, die er mit der Rede hat (Hanke 1987: 90). Die Lektüre vermittelt ein anderes Bild. Overbeck denkt an sich als Zwanzigjährigen, als er mit Paul Schuster in einer Wohngemeinschaft lebte, und dieser junge Overbeck ist ihm zutiefst fremd: „dieser arrogante Musterschüler, der keinen eigenen Gedanken gedacht hat, sich aber für fähig hielt, alle Welt zu belehren, der Goethe oder Heine schulterklopfend gute Ansätze bescheinigte und Einstein und Norbert Wiener mit Mißachtung strafte: einer der unerträglichen Menschen, die glauben, fertig zu sein.“

Jetzt aber gehöre er nicht zu den Genialen, sondern den Tüchtigen. Alles, was er sei und könne, sei und könne er durch Fleiß und Hartnäckigkeit. In ihm sei nichts als das, was er durch mühsame Kleinarbeit hineingebracht habe. Ihm fliege nichts zu, er müsse es sich holen. Redlichkeit schütze ihn davor, mehr scheinen zu wollen, als er ist. „Er ist“, so der Erzähler, „das Gegenteil eines Blenders.“

Damit ist er anders als Liebscher, sein Sektionsdirektor, mit dem er einst gemeinsam das Studium begonnen hatte. Dieser habe sogar zu seinem eigenen Fach ein distanziertes Verhältnis. „Das ist seiner Laufbahn nützlich. Denn die Gesellschaft, die ihn beruft und bezahlt, ist schließlich keine von Literaturwissenschaftlern, sondern eine umfassende, der diese Wissenschaft wie jede sonst Mittel zum Zweck ist, zum Zwecke ihrer Macht, ihrer Entfaltung, ihres Fortschritts.“ Overbeck dagegen ist nicht opportunistisch, sondern skrupulös. Vor allem sieht er mit innerer Qual, wie die Art, in der manche Wissenschaft treiben, auf die Studierenden abfärbt:

Es ist alles richtig, was diese Art von Studenten als eigene Referate ausgeben. Sie haben in der Schule Literaturwissenschaft wie Mathematik zu treiben gelernt, vergessen Beweisführungen, lernen Formeln, die überall angewendet werden können. [...] kommen damit durch Prüfungen und in den Lehrberuf, wo sie sie unbearbeitet weitergeben. Es ist einfach mit ihnen, zu einfach, findet Teo und kämpft dagegen an – mit geringem Erfolg. Stellt er zwei Meinungen gegeneinander,

schreiben sie nicht mehr mit, warten sie auf die richtige. Sagt er beschwörend, die Literatur sei so schwierig und vielschichtig wie das Leben selbst, kehrt das als Zitat in zehn Referaten und Arbeiten wieder. [...] Differenzierungen verwirren sie. Sie haben gut Lernen gelernt, aber schlecht Denken. [...] Und so bauen sie dann ihren späteren Schülern wieder die glatten, geraden, öden Straßen des Literaturunterrichts, auf denen erlebnis- und schönheitsgierige Kinder verdursten. (S. 39)

Jürgen Hart (Hg.)
academixereien. Kabarett-Texte (1978)

Henschelverlag Kunst und Gesellschaft, Berlin [DDR] 1978, 159 S.

Die „academixer“ waren 1966 als Studentenkabarett in Leipzig gestartet, arbeiteten seit Mitte der 70er Jahre als Berufsensemble, blieben universitätsnah, auch räumlich, indem sie seit 1980 den „Academixer-Keller“ direkt neben dem Zentralcampus der Universität betreiben (und sie existieren bis heute). Das Publikum zu DDR-Zeiten war zum Großteil akademisch, und die verhandelten Themen waren entsprechend auch von Hochschulerfahrungen geprägt. Hier nun, in dem Bändchen „academixereien“, sind nach Verlagsauskunft „die besten und bekanntesten Texte“ aus den ersten zwölf Academixer-Jahren versammelt.

Eine zusammenfassende Nacherzählung verbietet sich bei dieser Textsorte selbstredend. Um dennoch einen Eindruck zu vermitteln, sei aus zwei Texten zitiert. Der erste, von 1976, heißt „Der Wissenschaftswissenschaftler“ (Autoren Peter Seidel, Hans-Joachim Lotze, Jürgen Hart) und handelt von einer Wissenschaftswissenschaftlerin. Er führt dabei etwas durchaus Exemplarisches vor: Immer wieder war es der DDR gelungen, an sich sinnvolle Entwicklungen so zuzuspitzen, ideologisch zu überformen und an Denkbeschränktheiten anzupassen, dass sie irgendwann zur Parodie taugten. So konnte auch die Wissenschaftswissenschaft – als Science Studies international seit den 50er Jahren expandierend, als Wissenschaftsforschung in den 60ern auch in der Bundesrepublik und DDR etabliert (vgl. Girus/Meier 2018) – zum Gegenstand der kabarettistischen Belustigung werden. Und zwar so:

1: URANIA ... Wir stellen heute vor: Der Wissenschaftswissenschaftler! 2: Mein Name ist Dr. Marielouise Drischelböck, Wissenschaftswissenschaftler! 1: [...] Und was, Frau Dr. Drischelböck, ist ein Wissenschaftswissenschaftler? 2: Das ist eine gute Frage! An deren Beantwortung arbeite ich nun schon zehn Jahre wissenschaftlich. 1: Könnten Sie einmal versuchen, eine einfache Antwort zu finden? Unser Publikum, Sie verstehen? 2: Ich will es versuchen: Der Wissenschaftswissenschaftler analysiert Erkenntnisprozesse und Arbeitsstile ... 1: Bitte noch einfacher ... 2: Vielleicht ein Beispiel? 1: Das ist sehr gut! [...]

2: Also der James Watt hätte nach meiner Analyse die ... 1: Dampfmaschine? 2: Richtig! Falsch! Nicht erfinden können, sondern? 1: Sondern? 2: Richtig! Den Samowar

statt der Dampfmaschine erfinden müssen! 1: Und wie konnte es nach Ihrer Meinung zu einer solchen Fehlleistung kommen? 2: Von mir? 1: Nein, von James Watt! 2: Unwissenschaftliches Herangehen hat ihn am eigentlichen Forschungsergebnis vorbeiarbeiten lassen! 1: Und wie haben Sie das aufgedeckt? 2: Durch eine Besonderheit in der Methodologie des wissenschaftlichen Verfahrens! 1: Nämlich? 2: Ich habe es ausprobiert! 1: Was? 2: Den Samowar! 1: Und? 2: Geht nicht! 1: Der Samowar? 2: Doch! 1: Aber? 2: Er versagte unter den damaligen Bedingungen als Antrieb für Arbeitsmaschinen! [...]

1: Eine weitere Frage, Frau Dr. Drischelböck! Was muß getan werden, damit die Wissenschaftswissenschaft weiter intensiviert werden kann? 2: Wir müssen Disproportionen

beseitigen! 1: Bitte keine so schwierigen Fremdwörter ... 2: Wir müssen Nichtgleichheiten – recht so? – beseitigen! [...] Der Wissenschaftler gewinnt neue Erkenntnisse,

ohne sich zu kümmern wie, und der Wissenschaftswissenschaftler kümmert sich darum, wie man neue Erkenntnisse gewinnt, aber ... 1: Aber? 2: Er gewinnt keine! (S. 25–28)

Der zweite Text, der hier exemplarisch zitiert sei, heißt „Das Professorenkollegium tagt“ (Autor Christian Becher) und stammt aus dem Jahre 1974. Unter gleichem Titel strahlte das DDR-Fernsehen von 1964 bis 1990 einmal im Monat eine Live-Diskussion zwischen Professoren verschiedener Disziplinen aus, in denen Zuschauerfragen beantwortet wurden. Die „academixer“ hatten von diesem Sendeformat offenbar keinen so günstigen Eindruck gewonnen:

Diskussionsleiter [...] Nun aber gleich in medias rhesus! Frau ..., ob sie Genossin ist, kann ich dem Brief nicht entnehmen, Frau Hildegard Scheffel aus Kleinstorf ... schreibt uns:

„Unser Kollektiv besteht nur aus Frauen. Wir sind von Reinigungsarbeiten bis zu leitenden Funktionen im Betrieb eingesetzt. Nun haben wir zu unserem letzten Brigadevergnügen stundenlang darüber diskutiert, wie die Perspektive der Frau im Kommunismus sein wird, ob die Aufgaben der Frau weiter so breit gestreut sind oder ob wir stärker in verantwortungsvollen Positionen eingesetzt werden.“

Ich darf vielleicht die Frage von Frau Scheffel noch einmal kurz zusammenfassen: Hat denn die Frau im Kommunismus noch eine Bedeutung? [...]

Prof. Kindscher Liebe Frau Dr. Scheffel ...

Diskussionsleiter Frau Scheffel ist Arbeiterin.

Prof. Kindscher Ach so, ja, das wußte ich nicht. [...] Auf alle Fälle möchte ich erst einmal Gelegenheit nehmen, Sie, Frau Scheffel, und Ihr Kollektiv zu dieser interessanten Frage zu beglückwünschen, möchte aber gleichzeitig darauf hinweisen, daß Brigadevergnügen nicht der richtige Platz sind, um solche Probleme zu diskutieren. ... die ... sind doch dazu da, daß sich unsere sozialistische Arbeiterklasse erholt vom Aufbau des Sozialismus. Sie könnten doch zu Ihrem Brigadevergnügen zu Ihrem Vergnügen zum Beispiel tanzen, nicht wahr? [...]

Diskussionsleiter Nun, ich glaube aber, Frau Scheffel ging es mehr um das Problem, ob die Frau im Kommunismus noch eine Be-

deutung hat!?

Prof. Kindscher Soso, nun ja, das ist aber eine völlig andere Frage.

Prof. Blindband Ich denke, die Frage ist relativ einfach zu beantworten. Schauen wir doch dazu einmal unsere Klassiker an. Zum Beispiel Goethe. Faust II. Teil. Wo Faust zum Schluß diese große Apotheose auf eine bessere Gesellschaft, sprich den Kommunismus, ausstößt. Wie er die Worte sagt: ...äh, ...

Prof. Lobesam einhelfend Wenn du zum Weiße gehst, ...

Prof. Kindscher Oder: „Da werden Weiber zu Hyänen!“

Prof. Blindband Nein, nein! Warten Sie, jetzt hab ichs: „Und so verbringt, umrungen von Gefahr, hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.“ Sehen Sie, hier wird doch schon ... Ach nein, hier ist ja von der Frau gar nicht die Rede, ... aber, ... ja, nun ... ja, natürlich. Hier wird doch der Frau schon die denkbar beste Perspektive gesetzt: Kindheit, Mann und Greis – umgeben von Gefahr ...

Prof. Lobesam Was denn! Gefahr im Kommunismus?

Prof. Blindband Nein ...äh..., so ist das nicht ...

Prof. Kindscher Aber natürlich! Hier weist doch Goethe auf die Gefahren des Imperialismus hin!

Prof. Blindband Also, jedenfalls wird von Goethe die Frau im Zusammenhang mit dem Begriff „Gefahr“ überhaupt nicht erwähnt, und das läßt doch nur den Schluß zu, daß die Frau in der kommunistischen Gesellschaft eine sorgenfreie, glückliche Existenz besitzt. [...]

Diskussionsleiter Ich danke Ihnen. Liebe Frau Scheffel, ich glaube, daß Ihnen und Ihrem Kollektiv durch unsere heutige Diskussion klar geworden ist, welche Bedeutung die Frau

im Kommunismus hat, und ich hoffe, daß Sie noch rüstig genug sind, um diesen Zeitpunkt am eigenen Leibe miterleben zu können. (S. 58–60)

Christoph Hein

Schlötel oder Was solls. Eine Komödie (1974)

UA Volksbühne Berlin 1974. Westdeutsche EA Staatstheater Kassel 1986. Weitere DDR-Aufführung Eduard-von-Winterstein-Theater Annaberg-Buchholz 1989. Erstdruck in: Christoph Hein, Cromwell und andere Stücke, Aufbau-Verlag, Berlin [DDR] 1981, S. 161–224 (zwei Auflagen). Westdeutsche Erstveröffentlichung in: ders., Schlötel oder Was solls. Stücke und Essays, Luchterhand, Darmstadt/Neuwied 1986. Weitere Veröffentlichungen in sonstigen Sammelwerken

Wissenschaft sollte in der DDR möglichst immer auch praktisch werden. Der Soziologe Schlötel hat dazu Gelegenheit, als er für ein Jahr in die Praxis abgeschoben wird. An seinem bisherigen Institut (vom Autor an der Universität Leipzig angesiedelt, wo es tatsächlich einen der wenigen Wissenschaftsbereiche Soziologie in der DDR gab) ist seine Neigung zum Widerspruch lästig geworden. Befähigung ist zweitrangig: „Ich brauche“, so Institutsdirektor Prof. Merzler, „Mitarbeiter und keine Genies. Unser Institut hat einen Plan zu erfüllen ... Da kann ich mir keine Genies leisten. Mir reicht, was Schlötel in den letzten Jahren bei uns anstellte. Ich brauche Disziplin, keine Genialität. [...] Ich beabsichtige durchaus nicht, seinetwegen jede Woche bei der Kreisleitung anzutanzen.“

So soll Schlötel ein Jahr als Ungelernter in einem Schwedter Kombinat arbeiten (also wohl im Petrolchemischen Kombinat). Dort ist man alles andere als begeistert. „Ich arbeite schon für einen Rentner mit und für einen Funktionär mit stark gebremster Parteikarriere. Jetzt will noch ein Studierter auf meinen Buckel“, mault ein Arbeiter aus Schlötels neuer Brigade. Parteisekretär Netzker empfängt den Neuankömmling vergleichbar enthusiastisch: „Ich habe gern studiert: Die reine Wissenschaft ist für uns Praktiker wie Urlaub: im Kopf klappt alles. Für Sie wird die Praxis die Hölle sein: die Anarchisten sind theoretisch widerlegt, jetzt arbeiten sie in der Planung.“

Schlötel: „Ich verstehe, Sie schlucken alles.“ Netzker: „Ich beginne zu ahnen, weshalb Ihre Institutsleitung Sie loswerden wollte. Sie haben keinen Humor, Schlötel, und zuviel Glanz in den Augen.“ Schlötel tut, was er nicht anders kann: Er stürzt sich in die Abläufe, durchschaut sie und hat Ideen, wie sie zu ändern sind. Gerade soll im Kombinat der Objektlohn eingeführt werden, eine heikle Sache, da die Arbeiter wegen stockender Materialflüsse immer wieder unbeschäftigt sind, die Stunden gleichwohl bezahlt bekommen. Ein Produktionsmeister: „Wäre das privat, wir wären pleite.“ Der Parteisekretär sarkastisch: „Das ist die

Überlegenheit des Sozialismus. Bei diesem Chaos ginge jeder Kapitalist Wasser saufen, wir überlebens.“

Die Arbeiter wehren sie sich gegen den Objektlohn. Während der Parteisekretär den Vorschlag zurückzieht, kämpft Schlötel verbissen für das neue Entlohnungssystem. Sein Brigadier stöhnt: „Jeden Tag kommt er mir mit neuen Einfällen, weiß alles besser. Verwechselt mich mit seiner Universität. [...] Der Kerl ist schlimmer als ein Ausbeuter: rechnet mir vor, wir arbeiten zu wenig, verdienen zu viel.“ Schlötel sieht es anders. Er hat Berechnungen angestellt, wonach der Objektlohn den einzelnen mehr Geld bringen würde. „Die Brigaden lösen wir auf, das muß handhabbarer sein. Nach jeder Schicht eine Auswertung, entsprechend der Lohn.“

Die Probleme im Leipziger Institut sind derweil andere. Einer der Wissenschaftler war von Direktor Merzler einbestellt worden: „Zeigte mir ein Bücherpaket, das mit ein Bekannter aus der Schweiz schickte. Alles Fachliteratur. Aber der Alte hat ja kein Einsehen. Ich durfte die Bücher unserer Bibliothek übereignen.“ Ein Kollege kommentiert: „Halte dich an die Gesetze, und lasse dich in allem übrigen nicht erwischen.“

Schlötel legt sich währenddessen mit allen im Betrieb an. Sein Bild von der Arbeiterklasse ist idealistisch. Er glaube nicht, dass auch nur ein Arbeiter ein Geld anfasse, das er nicht verdient hat. Doch die Arbeiter entsprechen seinem Bilde nicht: „Verspielt die Sau mein Geld“, schallt es ihm auf einer tumultarischen Versammlung entgegen. Schlötel: „Wer seid ihr, daß ihrs nicht begreift. Daß ihr die Macht besitzt. Euch bescheißt ihr.“ Die Leitung kommt nicht besser weg: „Sie haben sich an die Verhältnisse gewöhnt, ich nicht. Sie strotzen vor Selbstzufriedenheit, ich will ein wenig mehr. Mein Leben ist zu kurz und zu wichtig, als daß ich alles schlucken werde. Praktizisten, Anpasser, Leisetreter, Karrieristen, ich werde ihnen noch zu schaffen machen.“ Dem Parteisekretär droht er, ihn anzuzeigen.

Zunächst aber schlagen ihn drei dunkle Gestalten auf nächtlicher Straße zusammen, dann folgt, nach neun Monaten in Schwedt, die fristlose Entlassung. Nun wird seine Rotationsgeschwindigkeit atemberaubend. Er lauert den (ehemaligen) Kollegen auf, sucht sie in ihren Privathäuschen auf, um sie vom Objektlohn zu überzeugen. Schließlich zeigt er den Parteisekretär und den Produktionsmeister tatsächlich wegen Sabotage an. Das Kombinat notiert säuberlich alle Aktivitäten, mit denen Schlötel die Abläufe gestört habe, und schickt das Papier ans Leipziger Institut.

Merzler hat keine Lust, den Querulanten zurückzunehmen. Seine Mitarbeiter sind uneins: „Nimm ihn nicht. Die Kaderakte ist klar genug. In einem Jahr, kann sein, schickt man uns in die Wüste, seinetwegen“, einerseits. „Unser Institut wird noch einmal aus übergroßer Vorsicht aussterben“, andererseits. Doch mittlerweile

gilt er im Kombinat wie im Institut als ein wenig verrückt: „Er ist nicht recht bei sich.“

Schlötzel räsontiert: „Man sagt mir, etwas mehr Disziplin, Herr Schlötzel, ein wenig freundlicher, etwas umgänglicher. Das sind brave Tugenden, gewiß. Aber ich bin mit meinem Schädel auf die Welt gekommen, ich werd mit ihm leben müssen.“ Oder das Leben beenden. Das tut er dann. Am Ostseestrand bleiben nur seine Jacke und Hose zurück. Zeitgleich beschließt die SED-Bezirksleitung, den Objektlohn einzuführen.

Schlötzel hat sich verzehrt an der Spannung zwischen einem Ideal und den Verhältnissen. Er war als begabter Soziologe zu klug, um sich mit einem achselzuckenden „Was solls“ diesen Verhältnissen zu fügen. Der Anteil des Leipziger Instituts am dramatischen Schlussakkord verweist nicht nur auf Opportunismus in der Wissenschaft, sondern auch auf die prekäre Lage der Soziologie. Deren Institute waren fortdauernd besonderer politischer Beobachtung ausgesetzt, denn die empirische Erforschung der sozialistischen Wirklichkeit konnte immer heikel sein oder werden: Die Soziologie bewegte sich in der „Ambivalenz, einerseits zur Herrschaftsrationalisierung beizutragen und andererseits mit dieser ‚harten Empirie‘ über das Potential zu verfügen, ideologisch demaskierend zu wirken, also Delegitimierung zu betreiben“ (Koop 2009: 855). Vor allem aber lieferte Christoph Hein eine Parabel dafür, dass es zum Nichtaushalten sein konnte, wenn man die sozialistische Programmatik in der DDR ernst nahm.

Helga Königsdorf

Meine ungehörigen Träume. Geschichten (1978)

Aufbau Verlag, Berlin/Weimar 1978, 133 S. (bis 1990 fünf Auflagen). Neuauflage: Aufbau Digital, Berlin 2016. Übersetzung ins Tschechische

Mit diesem Band begann Helga Königsdorf, ein alsbald geneigtes Publikum mit Kurzerzählungen zu erfreuen, die unter anderem Einblicke in das Leben des Akademie-„Instituts für Zahlographie“ gewähren. Sie setzte das in den nächsten Jahren fort und entwickelte dabei eine Vorliebe für die Abstrusitäten des sozialistischen Wissenschaftsalltags. Als Akademieprofessorin für Mathematik stand ihr dafür, wie sich zeigte, reichhaltig Material zur Verfügung.

Die Erzählung „Lemma I“ spielt im „VVB Wissenschaften“, also einer Vereinigung Volkseigener Betriebe, die es so nicht gab, aber irgendwie doch: Es ist eine ironische Beschreibung der betriebsförmig organisierten Akademie der Wissenschaften mit ihren über 60 Instituten und Forschungsstellen. Eine hoffnungsvolle Nachwuchsmathematikerin scheint das 3. Kurzsche Problem, an dem sich Generationen von Forschern zuvor die Zähne ausgebissen hatten, gelöst zu haben:

Im Beweis des Theorems 9 steht: „Diese Aussage ergibt sich nach Lemma 3.“ Im Beweis von Lemma 3 heißt es: „Diese Behauptung ist richtig, weil sich sonst ein Widerspruch zu Lemma I ergeben würde.“ So kann es sich durch verwobene logische Schlußketten he-

rausstellen, daß alle Behauptungen einer mathematischen Arbeit nur dann bewiesen sind, wenn Lemma I tatsächlich gilt. Wenn also beim Beweis von Lemma I kein Fehlschluß unterlaufen ist.

Aber Lemma I war falsch. (S. 16)

Damit beginnt ein Drama. Drei Gutachter der Dissertation mit diesem Beweis hatten den Fehler übersehen. Johanna Bock, die Promovendin, entdeckt ihn selbst. Dummerweise war die Arbeit im Zuge der Planerfüllungsberichterstattung bereits groß herausgestellt worden. Das Zurückziehen der Dissertation wäre dementsprechend außerordentlich peinlich.

Gleichwohl, zwei der Gutachter können dem Vorgang auch Positives abgewinnen. Professor Frischauf, der Promotionsbetreuer, wird von der bedrückenden Vorstellung befreit, „welcher schwierigen Zeit er mit einer so unerhört erfolgreichen Johanna in seiner Forschungsgruppe entgegengegangen wäre“. Der Zweitgutachter ist auch nicht vollständig unzufrieden: Die Lösung des 3. Kurzschen Problems hätte Frischaufs Arbeitsgruppe ein deutliches Übergewicht im nationalen Rahmen verliehen. Diese Gefahr besteht nun nicht mehr.

Frischauf muss jetzt nur zusehen, wie sich das Geschehen in Berichten herunterspielen lässt. Man müsse ja auch nicht jedes Jahr nach dem Lorbeer greifen. Vielmehr sei darauf zu achten, glaubwürdig zu bleiben, also: „eine solide Planerfüllung ausweisen, aber nichts darüber hinaus“. Doch da hat er nicht mit der selbstkritischen Wahrheitsliebe der Verursacherin gerechnet. Johanna meldet sich in einer Arbeitsgruppensitzung zu Wort: Mit einer derartigen Schönfärberei könne sie sich nicht einverstanden erklären. Frischauf ist auf Dienstreise, und sein Vertreter erweist sich als weniger geschickt im Umgang mit solcher Renitenz.

Man einigt sich auf eine Kompromissformulierung für die Planberichterstattung. Der Satz „Ein geometrischer Zugang zum 3. Kurzschen Problem erwies sich als nicht erfolgreich“ wird abgeschwächt zu „Wichtigstes Resultat ist die Klarstellung, daß zur endgültigen Lösung des Problems die geometrische Methodik neu durchdacht werden muß.“ Doch die übergeordneten Ebenen verstehen, Berichte zu lesen. Der Direktor des Zentrums für Zahlographie wird aufgefordert, „umgehend zu berichten, wie es im Zentrum zur Nichterfüllung einer Planaufgabe kommen konnte, wie die Plankontrolle durchgeführt worden sei und welche Maßnahmen im Verlaufe des Planjahres eingeleitet worden wären“.

In allen Berichten und Referaten der zentralen Organe der VVB wird das Zentrum fortan als Beispiel mangelnder Plantreue genannt. Als es darum geht, wer von den jungen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sich wirklich für die Grundlagenforschung eigne, gilt Johanna Bock sofort als Kandidatin für eine Praxisstelle. Sie ist einverstanden, besteht nur darauf, dass es sich um eine Aufgabe von hoher volkswirtschaftlicher Bedeutung handele. Frischauf kommentiert im Kreis seiner

engeren Mitarbeiter, „man würde Johanna dadurch eine Chance geben, endlich einmal echten Schaden anzurichten“.

Auch in der Erzählung „Krise“ geht es um einen vermeintlichen Querulanten, genauer: darum, wie leicht man zum Querulanten abgestempelt werden kann. Dr. Heinrich Glors hat am Forschungszentrum für Zahlographie mit seiner Arbeitsgruppe erstaunliche Fortschritte in der Theorie der Primärzahlen erzielt. Ein sowjetischer Forscher erkennt sofort, dass damit seine eigenen Modellvorstellungen überholt sind, und verschiebt daraufhin einen geplanten Forschungsaufenthalt an Glors Zentrum. Der Direktor versucht, das höfliche Schreiben („sehe ich mich aus verschiedenen Gründen gezwungen ...“) einzuordnen. Offenbar eine Geringschätzung der Leistungen des Zentrums. Da der sowjetische Professor gleichfalls zu den Primärzahlen arbeitet, müsse es wohl mit Glors Arbeit zusammenhängen.

Zur Jahresvollversammlung gibt der Direktor seinen üblichen Bericht. Auf dem Gebiet der Primärzahlen hätten sich nicht alle Erwartungen erfüllt. Dagegen seien große Fortschritte bei der Vorbereitung des Projekts Praximetrie – ein Steckenpferd des Direktors – erzielt worden. Zwei Wochen später wird Glors zugetragen, es breite sich eine Stimmung gegen das Gebiet der Primärzahlen aus. Einer seiner Mitarbeiter beginnt daraufhin, „bei allen möglichen Gelegenheiten sein wachsendes Interesse für Praximetrie zu bekunden“.

Der Parteisekretär würdigt in einer Rede, dass es weitgehend gelungen sei, die ideologischen Vorbehalte mancher Kollegen gegen das Projekt Praximetrie zu überwinden. Dr. Glors verwahrt sich dagegen, „diesen Vorbehalten den Stempel ‚ideologisch‘ aufzudrücken. Die Konzeption des Projektes sei einfach inhaltlich unklar gewesen.“ – „Inhaltlich, dachte der Parteisekretär ... Alle Querulanten, die in einem Bericht kein konkretes Haar fanden, begannen mit dem Einwand ‚Aber inhaltlich ...‘.“ Als die Fachschule für Gülletechnik anfragt, ob es am Zentrum einen geeigneten Kader für eine Dozentur gebe, einigen sich schnell alle auf Glors. Der wiederum hat mittlerweile resigniert: Wenn sich alle von ihm abwendeten, müsse wohl ein Makel an ihm sein. Er wechselt an die Fachschule.

Währenddessen erscheinen im maßstabsetzenden „Internationalen Zahlographischen Journal“ in kurzer Folge drei Beiträge von Glors. Daraufhin wird ihm die Ehrendoktorwürde einer bedeutenden sowjetischen Universität angetragen. Die diesbezügliche Post geht ans Zentrum. „Die Betretenheit am Zentrum war ungeheuer. Da es am Zentrum keinen Spezialisten für Primärzahlentheorie mehr gab, war nicht bemerkt worden, welches Aufsehen die Glorsschen Arbeiten inzwischen international erregt hatten.“ Eine Delegation reist zur Fachschule für Gülletechnik, um Glors eine sehr ehrenvolle Rückberufung anzudienen. „Dr. Glors zeigte sich außerordentlich bewegt, konnte aber nicht Folge leisten, da er gerade dabei war, über eine Krise in den theoretischen Grundlagen der Gülletechnik nachzudenken.“

In „Eine Idee und ich“ schließlich erzählt ein Mathematiker von seinen Erfahrungen damit, der Anwendungsorientierung eine Bresche zu schlagen. Das Thema war seit der III. Hochschul- (und Akademie-)Reform gehypt worden. Also gründet der Ich-Erzähler ein „Konsultationszentrum für Angewandte Kübernautik“. Es richtet sich an die Praxis, die zu Konsultationen eingeladen wird. So recht begeistert ist niemand seiner Kollegen davon.

Einer verweist darauf, Praxiskonsultationen seien sein tägliches Handwerk seit annähernd zwanzig Jahren. Er hätte dabei niemals die Notwendigkeit solcher klangvoller Bezeichnungen wie „Genautik“, „Kübernautik“ und „Konsultationszentrum“ empfunden. Aber es sei ihm auch gleichgültig, unter welcher Adresse er nun arbeiten würde. Einem anderen scheint es, hier würde wieder einmal mächtig überreizt. „Er sähe zwar ein, daß etwas geschehen müsse. Was das aber sei, wisse er zur Zeit natürlich auch nicht genau. Auf jeden Fall müsse man weitaus gründlicher überlegen. [...] Der Rest der Rede war logisch unklar.“

Jedenfalls startet das Konsultationszentrum durch, und zwar vor allem in den vielfältigen Berichterstattungen – für den Kampf der Brigade um den Staatstitel, für die Rechenschaftslegung der Abteilung im sozialistischen Wettbewerb, im Forschungsbericht des Instituts, im Rechenschaftsbericht der BGL, im Bericht ans Ministerium usw. Überall dort mausert sich das Konsultationszentrum zum schwerwiegenden Pluspunkt.

Ein Forschungsstudent fragt zwar etwas vorwitzig den Zentrumsgründer, „ob es nicht seltsam anmute, daß Nutzer unseres Konsultationszentrums nur selten um eine zweite Konsultation nachsuchen“. Aber der Gründer aktiviert sofort ein nie versagendes Rezept: Er beauftragt den Forschungsstudenten damit, ein umfassendes Programm für die Verbesserung der Arbeit des Konsultationszentrums auszuarbeiten. Nach einem Jahr nimmt der Ich-Erzähler die Unterlagen der stattgefundenen Konsultationen in Augenschein, um Bilanz zu ziehen. Es hatte sechs Konsultationen gegeben. Eine beruhte auf einem Missverständnis, und die restlichen fünf waren alte Partner des Kollegen, dem es gleichgültig war, unter welcher Adresse er nun arbeiten würde.

Günter Kunert

Die zweite Frau. Roman (2019 [1975])

Wallstein Verlag, Göttingen 2019, 200 S. (im gleichen Jahr fünf Auflagen). Taschenbuchausgabe: btb, München 2021

Es geht vor allem um das Privatleben der Hauptfigur Barthold. Dieser hat intensiv damit zu tun, seine zweite Ehefrau zu beruhigen, unter anderem über Unklarheiten seines Verhältnisses zur ersten, entdeckt den heimlichen Sex der zweiten mit dem älteren Nachbarn und muss weitere Aufregungen dieser Art verarbeiten. Die

berufliche Existenz der Hauptfigur ist eher randständig relevant. Sie spielt sich an einem historischen Institut ab, in dem Barthold als Archäologe arbeitet.

Zur Zeit ist er allerdings krankgeschrieben. Als er mal kurz am Institut auftaucht, entpuppt sich dieses als genau so, wie wissenschaftliche Institute in der schönggeistigen Literatur gern geschildert werden:

Stürmische Begrüßung, aber laute falsche Töne. Auch die Frage: „Sind Sie denn wieder gesundgeschrieben?“ macht den Eindruck einer Umschreibung des Klartextes: „Was wollen Sie überhaupt hier?“

Und jeder am Institut stellt sie mit dem gleichen Unterton: vom Pfortner bis zur Sekretä-

rin, bis zum Chef der Abteilung [...] kaum betritt Berthold das Sekretariat, dem Witz zufolge die letzte Herrschaftsstufe nach Matriarchat und Patriarchat, von Fräulein Unberei¹ emphatisch begrüßt, erscheinen die anderen, Hyänen, den Aasgeruch in der Nase ... (S. 69f.)

Warum diese Stimmung so ist oder empfunden wird, bleibt offen. Daran, dass Barthold eine Affinität für Montaigne (1533–1592) hat, dürfte es nicht liegen. Aber diese Affinität führt zumindest zu einigen Verwicklungen. Von Montaigne, dem katholisch-eklektizistischen Skeptiker, weiß er fortwährend Zitate in seine Rede einzustreuen. So auch in der Warteschlange eines Intershops – er muss etwas Besonderes für seine (zweite) Frau zum Geburtstag kaufen. Sein Gesprächspartner fragt „Wer is’n das?“. „Ein alter Franzose“, erwidert Barthold. Der andere gibt ihm zu verstehen, dass er nichts von der Meinung von Ausländern halte.

Kurz darauf ruft die Staatssicherheit bei Bartholds Abteilungsleiter an: Ob das Institut Beziehungen zu französischen Wissenschaftlern habe und vielleicht ein Mondäne oder so ähnlich bekannt sei. Höchste Aufregung beim Abteilungsleiter, der sich dagegen verwahrt. Dann taucht die Stasi bei Barthold auf. Er habe im Intershop unter anderem davon gesprochen, was ihm ein Ausländer mitgeteilt habe, woraus hervorginge, dass er zu diesem in Verbindung stehe. „Und zwar heißt dieser Ausländer Mohnteine.“ Dieser habe, wie aus Bartholds Rede zu entnehmen gewesen sei, keine positive Einstellung erkennen lassen. Doch ginge es in der Hauptsache darum, dass er, Barthold, doch ganz genau wisse, dass jede Bekanntschaft mit Ausländern für ihn, als Staatsangestellter, meldepflichtig sei.

Barthold kommt einfach nicht zu Wort, um die Sache geradezurücken. Die Fragen prasseln auf ihn ein. Ob dieser Ausländer ebenfalls Wissenschaftler sei? Wo und wann sich beide kennengelernt hätten? Habe sich der Ausländer längere Zeit in der Republik aufgehalten? Endlich kommt Barthold zu Wort: „Seit vierhundert Jahren tot. Ein toter französischer Klassiker! Es muss ein Irrtum sein, Sie haben vielleicht eine falsche Information erhalten“. Doch die Miene des anderen teilt ihm sogleich mit, dass man höheren Ortes nie irre, nie falsche Informationen erhalte, sich nie täusche. Weitere Folgen ergeben sich, kaum verwunderlich, nicht.

Der Roman wurde 2019 erstveröffentlicht, doch handle es sich um ein Manuskript von 1974/75, so ist dem Klappentext zu entnehmen. Kunert selbst habe es seinerzeit als in der DDR „absolut undruckbar“ eingestuft, weggelegt und

vergessen. Dann, fünfundvierzig Jahre später, sei es durch einen Zufall wieder aufgetaucht.

Günter de Bruyn

**Märkische Forschungen. Erzählung für Freunde der Literaturgeschichte
(1978)**

Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1978, 167 S. (bis 1989 sechs Auflagen) sowie Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1982. Westdeutsche Ausgabe: Fischer-Taschenbuch-Verlag, Frankfurt a.M. 1981. Taschenbauchausgabe: Reclam, Leipzig 1990. Neuauflage S. Fischer, Frankfurt a.M. 1992 und 2014. Filmadaption: Roland Gräf (Regie): Märkische Forschungen, DEFA 1982, 197 Minuten. DVD-Ausgabe: Icestorm Entertainment, Berlin 2013

Ernst Pötsch wird doppelt irritiert werden. Er lernt zwei Arten der Geschichtsbeachtung kennen, und beide erschüttern ihn. Pötsch, Anfang 30, arbeitet seit fast zehn Jahren als Geschichtslehrer in der Dorfschule des märkischen Liepros. Der Tristesse seines Berufs entflieht er, indem er sich in jegliche Verästelungen der Lokal- und Regionalgeschichte vertieft. Dabei entwickelt er einen staunenswerten „Lokaluniversalismus“ und sich selbst zum „Polyhistor des Vertrauten“. So war er unter anderem auf den (fiktiven) Regionaldichter Max von Schwedenow (*1770) gestoßen, der aus dem benachbarten Ort Schwedenow stammte und dessen Romane in Liepros spielen. Auch zu diesem gilt inzwischen, dass Pötsch' Wissen „begrenzt, doch innerhalb der Grenzen universal“ ist.

In Berlin leitet der angesehene Berliner Historiker Professor Winfried Menzel das Zentralinstitut für Historiographie und Historiopathie (ZIHh oder ZIHHi), eine jenseits der Universitäten und Akademien angesiedelte Einrichtung. Auch er hatte den vergessenen Schwedenow entdeckt. Sechs Jahre arbeitete er an einem großen Buch unter dem Titel „Ein märkischer Jakobiner“, in dem er sich den Schriftsteller als „kleinbürgerlich-revolutionären Demokrat fronbäuerlicher Herkunft“ zurechtfantasiert. Alle Deutungen der spärlichen Zeugnisse, die zu Schwedenow überliefert sind, dienen dazu, ihn als künftig unverzichtbaren Teil einer progressiven Literaturgeschichte zu etablieren – und seinen, Menzels, eigenen Namen als dessen Entdecker.

Bei einer Reise aufs Land treffen die beiden Männer zwischen den Ortschaften Liepros und Schwedenow zufällig aufeinander. Pötsch, so wird Menzel schnell klar, weiß beinahe mehr zu Schwedenow als er selbst. „Die Erwähnung selbst drittrangiger Nebenfiguren machte keine Erklärung nötig, jede Jahreszahl, jeder Handlungsort wurde richtig zugeordnet“. Biografische Details und deren Widerspiegelung im Werk beherrscht Pötsch besser als Menzel. Doch das übersah der Professor großzügig. Jedenfalls vollbringt Pötsch „das Wunder (ohne freilich zu wissen, daß es eins war), den Professor zum schweigenden Zuhörer zu machen“.

Menzel ist ein Stratege. Es gehe darum, Schwedenow der Öffentlichkeit ins Bewusstsein zu hämmern. Dabei ist ihm klar, dass es nicht gut wäre, wenn die Bearbeitung der Öffentlichkeit nur von einem einzelnen aus erfolge. Der Verdacht, dass da jemand dem Einfluss einer Marotte erliege, dürfe gar nicht erst aufkommen. Deshalb kommt ihm sein neuer Bekannter Pötsch gerade recht. Menzel bietet ihm Zusammenarbeit und Mitarbeiterstelle an seinem Berliner Institut an. Pötsch ist begeistert von diesen Aussichten.

Jenseits der Regionalgeschichte um Liepros und Schwedenow ist es mit der geschichtswissenschaftlichen Qualifikation des Lehrers zwar nicht weit her. Doch Menzel sucht auch etwas anderes: „nämlich einen, der Frondienste freudig leistet und bei dem Verehrung kritisches Urteil unterdrückt“, wie Pötsch von seinem künftigen Kollegen Dr. Brattke beim erstem Institutsbesuch gesteckt wird. Brattke rezitiert auch sogleich und vollständig seine Rezension des Menzel-Buches, die nie erscheinen wird:

„[...] Menzel untersucht ... nicht, er dekretiert. Er fälscht zwar nicht ..., er läßt nur weg, was ihm nicht wichtig ist; ... was seine eine These nicht stützt oder ihr gar widerspricht. [...] Er beweist genau, doch nicht nur das: Er stellt auch unbewiesene Behauptungen auf, die er beim erstenmal sehr klar

als unbewiesenen bezeichnet – um sie dann hundertmal wie Beweise zu benutzen. [...] Um zu verhindern, daß der Leser die eine Stelle, an der von Revolution die Rede ist, gar nicht bemerkt, behandelt er sie auf 45 Seiten. [...]“ (S. 70–72)

Brattke ist in Fahrt gekommen und holt noch einen Text aus dem Schreibtisch. Er hat Menzels Arbeitsweise in einem Text „Rotkäppchens Aufruf zur nationalen Erhebung“ parodiert. Die bürgerliche Germanistik habe, so heißt es da, „Rotkäppchen“ allenfalls als Kindermärchen interpretiert, aber nie ein Organ für den national-revolutionären Gehalt des Textes gehabt. Doch die Mutter Rotkäppchens setze eine Solidaritätsaktion in Gang. „Sie gibt dem Kind Richtlinien. Sie weist ihm den Weg. Sie empfiehlt zielstrebiges, prinzipientreues Handeln. ‚Lauf nicht vom Wege ab ... Guck nicht erst in allen Ecken rum.‘“ Während der Wolf schon lüstern seine Beute umschleiche „und die progressive junge Generation, keine Gefahr scheuend, unterwegs ist, liegt die Alte in ihrem Philisterbett ... Ohne Gegenwehr läßt sie sich ... verschlingen. Nur hartgesottenste Ignoranz der reaktionären Germanistenclique kann hier das Läuten der Glocken von Jena und Auerstedt überhören.“ Und schließlich: Warum wohl *Rotkäppchen*?

Menzel weiß ungefähr, was Pötsch bei Brattke zu hören bekommen hat. „Man muß sich auch Frondeure leisten können“, sagt er lachend, um sofort auf sein Buchmanuskript zu kommen: „Finden Sie nicht auch, daß der Exkurs über Berenhorst gelungen ist?“, so stimmte der Professor die Lobeshymnen an, die Pötsch zu singen hatte.“

Bei seinen Forschungen allerdings war Pötsch auf Sachverhalte gestoßen, die das revolutionäre Bild, das Menzel von Schwedenow zeichnet, in Frage stellen.

Er hat entdeckt, daß der in seiner Jugend progressive Schwedenow später – als Friedrich Wilhelm Maximilian von Massow, seinem eigentlichen Namen – als Zensor der preußischen Regierung gearbeitet hat. Das konnte er nur, wenn er nicht in der Schlacht bei Lützen 1813 gefallen war, wie es einschlägige Werke vermuten und Menzel es wie eine belegte Tatsache übernommen hat.

Pötsch fragt ihn, warum er im seinem Buchmanuskript nicht erwähne, dass der Tod bei Lützen nicht belegbar sei. Menzel lächelnd: „Das stört Sie? [...] Jedes Buch ... ist an eine Zielgruppe gerichtet. Für Sie, Herr Pötsch, ist meines nicht geschrieben worden. [...] Sie wollen doch auch, ... daß Schwedenows Name bald die Lehrpläne ziert.“

Pötsch aber lässt die Sache keine Ruhe. Quellen legen nahe, dass Massow 1820 als Vizepräsident des Königlichen Ober-Zensur-Kollegiums gestorben war. Es fehlt Pötsch nur eines, um dies hieb- und stichfest zu machen: Massows Grab. Menzel hat daran keinerlei Interesse. Er sieht vielmehr sein eigenes Werk gefährdet, das den „märkischen Jakobiner“ benötigt, nicht aber einen, der in seinen fortgeschrittenen Jahren „in ekelhafter Weise revoltierende Studenten als Jakobiner“ denunzierte. Könnte Pötsch seine These belegen, wäre das 600-Seiten-Buch noch vor der Drucklegung Makulatur. Als Pötsch beharrt, nutzt Menzel seine Position, um ihn zu Fall zu bringen. Die Einstellung am Institut wird nicht vollzogen.

Pötsch hat inzwischen seine Ergebnisse zu einem Aufsatz verarbeitet: „Die Suche nach einem Grab“. Er bietet den Text einer geschichtswissenschaftlichen und einer literaturhistorischen Zeitschrift an. Diese bestellen Gutachten bei dem einzigen Kenner der Schwedenow-Materie, der ihnen bekannt ist: Menzel. Es kommen folglich zwei Ablehnungen zurück.

Doch Pötsch meint, noch ein Ass im Ärmel zu haben. Im Zuge einer Rechercheanfrage war er an einen pensionierten Historiker in der Lüneburger Heide geraten, der sich sehr für Massow interessierte. Dieser hatte ihn eingeladen, zu einem geplanten Sammelband einen Text beizusteuern. Nachdem sich Pötsch längere Zeit gefragt hatte, ob man denn „dort“ veröffentlichen könne, scheint ihm dies nun die letzte verbliebene Möglichkeit. Er reicht seinen Aufsatz ein. Darauf folgt die zweite große Irritation.

Ist es bei Menzel der Machtwille, der den Erkenntnisdrang usurpiert, so dokumentiert der Antwortbrief aus der Lüneburger Heide eine für Pötsch ungewohnte Perspektive. Der Geschichtslehrer muss zur Kenntnis nehmen, dass sich historische Sachverhalte und Entwicklungen auch völlig anders als in der DDR gewohnt deuten lassen (und de Bruyn macht auf diese pfiffige Weise seine Leserschaft in der DDR genau damit bekannt). In dem Brief heißt es:

„Das Sammelwerk ‚Restauration in Deutschland‘ verdankt seine Entstehung der Überzeugung, daß heutige Politik in Europa getragen sein muss von den Säulen: Sicherheit,

Stabilität und Frieden. Auf der Suche nach Traditionen eines solchen politischen Humanismus boten sich mir die Kräfte an, die das Schicksal Deutschlands in der längsten

Friedenszeit des 19. Jahrhunderts bestimmten: in der sogenannten Restaurations-Periode ... Daß ... damals wie heute ein gesunder Konservatismus die einzige Rettung war und ist, wagen nur wenige einzugestehen. Damals gab es diese Kräfte, die sich über die Revolution und den in ihrem Gefolge auftretenden Nationalismus hinweg die Idee vom alten Europa bewahrt hatten. Sie lassen sich zusammenfassen in einem Namen: Metternich. [...] Das Biedermeier, Zeit ... der Ruhe und Geborgenheit, war sein Werk. [...]

Tatsachen sind es ... nicht, die ich an Ihrer Arbeit zu bemängeln habe, es ist Ihre Haltung zu ihnen, die mich stört. Sie lassen sich (Ihre Lage bedenkend möchte ich hinzufügen: zwangsläufig) durch Vorurteile Ihre

sonst so scharfen Blicke trüben. Das drückt sich oft nur in der Wortwahl aus (wenn Sie zum Beispiel den inneren Frieden Deutschlands Friedhofsruhe nennen) [...] So ist die Karlsbader Konferenz für Sie ‚Höhepunkt geistiger Unterdrückung‘ und leitet ‚finstere Zeiten‘ ein [...], weil sie dabei ganz vergessen, gegen wen das, was sie ‚Despotie‘ nennen, gerichtet war: gegen die nationalistischen Schreihälse nämlich [...] So gesehen trugen, so paradox das klingt, die Zensurbeschlüsse von Karlsbad entscheidend dazu bei, die Geistesfreiheit zu erhalten, und ein Schwedenow-Massow, der ihre Bestimmungen in Tat umzusetzen sich bemühte, verriet nicht, wie Sie meinen, erstrebenswerte Ideale: er fand sie erst im Alter [...].“ (S. 160–163)

Eine Umarbeitung des Aufsatzes sei, so der Absender, kaum möglich. Dazu „sind Sie dem Fortschrittsglauben, den ich nicht teile, aber zu achten mich bemühe, zu sehr verfallen“.

Wolfgang David

Bendgens Frauen oder Prüfungen ohne Testat. Roman (1980)

Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1980, 285 S. (bis 1988 drei Auflagen)

Bernd Bendgen hatte ursprünglich einen Chemie-Studienplatz sicher, „denn wer bei einem Durchschnitt von 1,2 FDJ-Sekretär der Schule war und sich für drei Jahre verpflichtet hatte, brauchte im Studienführer nur zu wählen“. Während der drei Jahre bei der NVA sei ihm dann aber ein Philosophie-Lehrbuch in die Hände gefallen, „das aus der Bibliothek entfernt werden mußte, weil es fehlerhafte Ansichten enthielte“. Das kann, so wissen wir heute, nur entweder eines aus den 50er Jahren mit der Berufung auf Stalin als Großdenker oder aber ein ausländisches Werk gewesen sein. Doch was immer es war, es entfachte bei Bendgen ein anhaltendes Interesse an der Philosophie. So studiert er nun dieses Fach, und zwar, dem Lokalkolorit nach, an der Karl-Marx-Universität Leipzig.

Das ist verbunden mit drei Herausforderungen: der Suche nach einer Partnerin, die zur Suche nach zahlreichen aufeinanderfolgenden Partnerinnen gerät (dieses unerschöpfliche Thema wird am ausführlichsten behandelt, interessiert aber in unserem Kontext am wenigsten), der fachlichen Bewältigung des Studiums (zu der zu sagen genügt, dass Bendgen bereits im dritten Semester als künftiger Nachwuchskader seiner Sektion gilt), schließlich der politischen Bewältigung des Studiums. Dazu lässt sich aufschlussreiches erfahren.

Bendgen war bereits zu seinen Schulzeiten Funktionär, was damals für viele vor allem hieß: engagiert für andere und für die Sache, also den Sozialismus. Das verschaffte ihm einen Erfahrungsvorsprung, der ihn auch an der Uni sofort wieder in Funktionen katapultiert. Davon profitieren die Leser, denn Bendgen lässt sie an seinen Machttechniken teilhaben. Zuerst das Konzeptionelle:

Für die Durchsetzung unpopulärer Beschlüsse einer übergeordneten Leitung gibt es ein Patentrezept. Man preist den Beschluß zunächst nicht, sondern macht ihn madig, wobei man sich von denen, die sich ihm letztlich fügen sollen, nicht übertreffen läßt. Der Protest wird ihnen gestohlen, noch bevor sie ihn artikuliert haben; ist das nicht mehr möglich, denkt man sich neue Einwände aus oder formuliert die alten schärfer. Natürlich nur, wenn man unter sich ist. Der nächste Schritt ist dann schon schwieriger. Man steht jetzt vor der Aufgabe, jeden der Einwände durch ein Gegenargument zu neutralisieren („das Problem allseitig beleuchten“), bis keiner mehr weiß, was denn nun stimmt und die meisten demjenigen dankbar sind, der einen Ausweg aus diesem Durcheinander zeigt. – Leute, nun seht das mal so, hatte Bendgen

Und nun ein Anwendungsfall:

Bendgen hatte in der Versammlung einen Beschluß der GO-Leitung vertreten, der auf eine „Anregung“ vonseiten der Kreisleitung zurückging. Die Gruppe sollte geschlossen das Abzeichen für gutes Wissen erwerben und an die anderen Gruppen appellieren, das gleiche zu tun.

Freya Zingst, die mit basisdemokratischen Vorstellungen kokettierte, haßte alle Formen organisierter Freiwilligkeit wie die Pest Und diesmal hatte sie den größten Teil der Gruppe auf ihrer Seite, denn der Formalismus, der hinter dem Plan steckte, sprang jedem sofort ins Auge: Einige hatten bereit das Abzeichen in Gold und sollten nun nochmals, bloß weil die dort oben ... Außerdem: Welchen Reiz hatte die Angelegenheit noch, wenn sie wie eine zusätzliche Prüfung gehandhabt wurde, der sich jeder unterziehen mußte? Ganz zu schweigen davon, daß die Abzeichenprüfung auch deshalb unbeliebt

gesagt, wir haben doch nur zwei Möglichkeiten. Entweder wir erfüllen den Beschluß, oder wir boykottieren ihn. (Das wußte zwar jeder, doch hier kam es auf das Wort „boykottieren“ an, das denen, die nicht spuren wollten, klarmachen sollte, um welche Beträge es ging.) Im zweiten Fall gibt es einen mächtigen Wirbel, den wir noch gar nicht übersehen. Auf alle Fälle steht er in keinem Verhältnis zu dem, was es uns kostet ... Ich will keinen überreden, aber falls wir uns nicht einigen können, sollen diejenigen, die dagegen sind, die Konsequenzen auch allein tragen; das heißt, wir werden namentlich abstimmen. (Das war zwar ausgemachter Blödsinn, da, wenn überhaupt, ohnehin nur eine offene Abstimmung in Frage gekommen wäre, zog aber trotzdem.) (S. 131f.)

war, weil die Vorbereitung Zeit erforderte, ohne daß man dabei viel Neues lernte; denn im Grunde ging es um Dinge, die auf Versammlungen, im FDJ-Studienjahr und selbst in Lehrveranstaltungen immer wieder auftauchten.

Bendgen sah die Berechtigung dieser Einwände durchaus ein. Aber, so hatte er gefragt, lohnt es sich denn, gegen den Beschluß aufzumucken? – Für ihn war diese Frage nur rhetorischer Natur. [...] Ein Funktionär, der sich anders verhielt, war die längste Zeit Funktionär gewesen – und das zu Recht. Das hatte nichts mit Kadavergehorsam zu tun. Es war Bendgens Überzeugung, daß man bereit sein muß, sogar einen Fehler mitzumachen, wenn ihn die Mehrheit (natürlich die einer Leitung) unbedingt will und nicht vom Gegenteil zu überzeugen ist, weil sonst ein heillosen Wirrwarr ausbricht. Es mochte Situationen geben, in denen das nicht galt, aber die

waren die Ausnahme und nicht die Regel. [...]
Wer glaubt, daß es die Sache wert ist, der soll ruhig ins offene Messer rennen, ich für

meinen Teil bin der Auffassung, daß ich mir nichts vergebe, wenn ich den vier Abzeichen, die ich schon habe, noch ein fünftes hinzufüge. (S. 129–132)

Übermäßig beliebt ist Bendgen bei seinen Kommilitoninnen und Kommilitonen nicht. Er selbst meint, „daß es an seiner Prinzipienfestigkeit und Konsequenz lag, wenn ihn die anderen nicht mochten“. Selbst, wenn er Unterstützung findet, ist diese eher heikel:

Stark und Kröber waren zwei intelligente Burschen, neigten aber zu übertriebener Skepsis. Aus irgendeinem Grund gefielen sie sich darin, alles mit der linken Hand zu erledigen und auf die Herabzusehen, die sich Mühe gaben. In den Seminaren diskutierten sie nie konstruktiv, sondern waren bestrebt, Probleme hineinzutragen, die sie gerade interessierten. Hierbei handelte es sich um solche, die man „ungelöste Fragen“ oder „heiße Eisen“ zu nennen pflegt. Sie taten stets so, als wüßten sie die Antworten, die sie bekommen würden, schon im voraus, und als bestünde ihr Vergnügen allein darin, die Seminarleiter in Verlegenheit zu bringen. Ansonsten verharrten sie in hintergründigem Schweigen. Beide waren sehr belesen und künstlerisch

interessiert, worum sie aber ... kein großes Aufheben machten. Zu den Extravaganzen, die sie sich leisteten, gehörte ..., daß sie Bendgen in Schutz nahmen, wenn er angegriffen wurde und ihn unterstützten, wenn er etwas durchboxen mußte. Manche verwunderte das, Bendgen allerdings wußte, was er von dieser Hilfe zu halten hatte und hätte gern darauf verzichtet. Während der Abzeichendebatte hatten sie ihm mit ihren Bemerkungen fast das Konzept verdorben. „Ihr seid mir vielleicht Brotgelehrte! Statt jede Gelegenheit zu nutzen, bei der man was lernen kann, sucht ihr nach Vorwänden, die euch in eurer Faulheit bestätigen. Mit euch sollte man mal prinzipiell diskutieren.“ (S. 136)

Im Laufe der Handlung schließt Bendgen das Studium ab, verfertigt eine Dissertation, wird älter und hat weitere Beziehungserfahrungen. Mit anderen Worten: Er entwickelt sich. Dann gibt es einen disziplinarischen Vorfall, der auszuwerten ist. Dessen Verarbeitung durch Bendgen mag man als Zeichen nehmen, dass David seinem Protagonisten kurz vor Schluss des Romans noch zugesteht, der Dialektik nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch auf die Schliche zu kommen. Passiert war folgendes: „Eine Studentin des ersten Studienjahres hatte während der Osterferien nach Ungarn fahren wollen. Bei der Zollkontrolle wurden 100 Mark entdeckt, die sie nicht eingetragen hatte. Sie kam den Zöllnern frech. Der Vorfall wurde daraufhin an die Sektion gemeldet und gegen das Mädchen ein Parteiverfahren eingeleitet.“ Dann die Parteiversammlung:

Das Mädchen brach bereits beim Verlesen des Vorgangs in Tränen aus ... Jedermann spürte, daß sie nicht schauspielerte, sondern tatsächlich völlig am Boden war. [...] Aus diesen und anderen Gründen hinterließ sogar ihr wirres, phrasenhaftes Reuebekenntnis einen für sie günstigen Eindruck: Sie konnte vor Niedergeschlagenheit offenbar nicht

mehr klar denken. Als schließlich einige Studenten ihrer Gruppe den Ausschluß forderten, schlug das latente Mitleid in deutliche Empörung um, und nur das Wort ‚Devisenvergehen‘, noch einmal in die Debatte geworfen, verhinderte, daß sie den Saal mit dem Nimbus einer Maria Magdalena verließ. (S. 240)

Bendgen hat darüber einen Disput mit seinem Doktorvater, Prof. Klage. „Machen wir uns doch nichts vor“, so Bengen: Manch einem habe die Studentin deshalb leid getan, weil er sich ganz gut vorstellen konnte, dass er aus gleichem Grunde hätte da vorn stehen können. Das, was sie verzapft habe, gelte doch als Kavaliersdelikt. Klage widerspricht:

„Jetzt halte aber die Luft an ... Hier ist gegen eine gesetzliche Bestimmung verstoßen worden. Von einem Kavaliersdelikt kann daher keine Rede sein. Und schon gar nicht, wenn es sich um ein Parteimitglied handelt. [...] Daß ausgerechnet du so was sagst ...“

Bendgen: „Ich sagte, daß es als Kavaliersdelikt gilt, nicht daß es eins ist. Es ist die einzige psychologisch einleuchtende Erklärung für das, was wir alle beobachtet haben. Glaubst du wirklich, daß jeder von denen, die für die Rüge gestimmt haben, eine reine Weste hat? [...] Man nimmt ja keinem was weg, sondern setzt eigentlich das fort, was man vorher schon auf der Bank getan hat: man tauscht, bloß eben auf eigene Faust. Daran scheint auf den ersten Blick nichts Ehrenrühriges, weil das ökonomische Problem, um das

es dabei geht, im Alltag keine Rolle spielt. [...] Man sah in ihr nicht den Täter, sondern bloß einen Pechvogel.“

Der Doktorvater: „Hast du Beweise? Ich meine, kannst du mir einen einzigen Namen nennen, für den ersteres zutrifft?“

Bendgen: „Ich kann dir“, sagt er forciert gleichmütig, „nur mit einem Namen dienen: meinem eigenen. Doch was besagt das?“

„Es besagt“, entgegnet Klage ..., „daß mindestens ein Genosse nicht ehrlich gewesen ist. Bleibt zu hoffen, daß er daraus die Konsequenzen zieht. [...] Vielleicht unterhalten wir uns in den nächsten Tagen mal darüber. – Und jetzt entschuldigt mich bitte. Das Gespräch bleibt natürlich unter uns.“ (S. 245–247)

Ansonsten? Mit Überraschung – Erscheinungsjahr 1980 – liest man einen versteckten Honecker-Witz: Eine der Figuren würzt eine spaßig gemeinte Aufforderung mit der Anmerkung, dass man sich immerhin in der „Deu’schen Dem’kra’ schen Rep’lik“ befinde. Das war unverkennbar Honeckersche Diktion, seinerzeit mündlich gern imitiert, aber wohl nur hier zu DDR-Zeiten auch gedruckt.

Eve Coleé

Studentenjahre in der DDR. Jugendroman (2015)

Public Book Media Verlag, Frankfurt a.M./Weimar/London/New York 2015, 401 S.

Hier erinnert sich jemand nicht ohne Rührung an eine schöne Zeit. Das sind die 70er Jahre an einer DDR-Fachschule. Da die Autorin damals an der Ingenieurschule für Gartenbau in Werder an der Havel studiert hat, wird man die Verarbeitung eigener Erfahrungen vermuten dürfen. Handlung und Sprache sind schlicht gehalten, was wohl dem Genre „Jugendbuch“ geschuldet ist. Es geht um Unterricht, Prüfungen, Lehrer, die sympathisch sind, und einen, der ein Fiesling ist, gegen den sich die Seminargruppe aber zur Wehr zu setzen weiß. Es geht um sich anbahnende und zerfallende Partnerschaften, um Arbeitseinsätze, die mit Begeisterung absolviert werden, etwa einen zur Vorbereitung der X. Weltfestspiele in Ost-Berlin:

„Den Studenten ist die Einmaligkeit und Bedeutung der X. Weltfestspiele, die in ihrer sozialistischen Heimat, der Deutschen Demokratischen Republik in diesem Jahr, dem Jahr 1973, stattfinden, bewusst. Es pulsiert durch ihre Adern wie ein heißer, alles mitreißender Strom. Würde verlangt werden, Bäume auszureißen, sie stürzten sich sofort darüber her. Ihr

Tatendrang duldet keinen Aufschub mehr. Das Gefühl, gebraucht zu werden, und zwar dringend, erfüllt sie mit Stolz und Frohsinn. Durch den Direktor haben sie erfahren, dass sie den Arbeitseinsatz einem Beschluss des Ministeriums für Volksbildung zu verdanken haben.“ (S. 327f.)

Nach dem Arbeitseinsatz steht die Frage, wer von der Seminargruppe zu den X. Weltfestspielen delegiert wird. Nur eine Person ist möglich. Eine FDJ-Versammlung muss die Entscheidung bringen:

Die FDJ-Sekretärin stellt sich hinter das Pult. Es wird ruhig.

„Wir haben heute ein einziges Thema. Wen delegieren wir zu den X. Weltfestspielen? – Nennt bitte eure Vorschläge. Beachtet dabei Leistungen, auch gesellschaftliche, Verhalten, die Arbeitseinsätze beider Jahre und die persönliche Entwicklung.“

Es wird laut. Vorschläge prasseln auf Angela ein.

„Henrik!“, „Marko!“, „Brigitte!“, „Rolf!“

Angela schreibt die Namen an die Tafel.

„Noch mehr? Nein? – Gut. Dann wollen wir mal abstimmen. Hände hoch, wer für ...“

Sie notiert die Ergebnisse neben die Namen. Marko und Brigitte haben Stimmenmehrheit und die gleiche Anzahl.

Die Studenten lachen belustigt auf. Was nun?

„Wir müssen genau abwägen“, überlegt Angela laut. „Begründet, warum ihr für Brigitte beziehungsweise für Marko seid!“

„Brigitte hat gute Leistungen. Stets gleichbleibende. Sie ist ein Vorbild in politischem Denken und Handeln. Im zweiten Jahr wurde sie anstelle von Henrik als Patenschaftsleiter ein-

gesetzt und hat hervorragend ihre Aufgabe erfüllt. Außerdem ist sie ein sehr kameradschaftlicher und hilfsbereiter Mensch. Ohne lange zu fragen, packt sie zu, wo es nützt ...“

„Danke, Roswitha. – Und nun zu Marko. [...] Marko hat sich vom Beginn der Studienzeit an bis jetzt am positivsten von allen entwickelt. In allem. Ende des ersten Studienjahres lag er mit Henrik auf dem ersten Platz – leistungsmäßig. Kontinuierlich hat er sich zwei Jahre hindurch als Patenschaftsleiter ausgezeichnet bewährt und seiner Gruppe zu besseren Noten verholten. Bei den Arbeitseinsätzen war er sehr aktiv, erhielt ja sogar im ersten Jahr eine Aktivistenauszeichnung. Ja, was soll ich noch sagen? Auch in persönlicher Hinsicht hat er sich gefangen ...“

Angela legt eine Pause ein. Sie bittet, sich die Entscheidung zwischen den beiden genau zu überlegen, und dann wollten sie erneut abstimmen. Es dauert nicht lange, da hallt es von allen Seiten: „Marko!“ Er hat es wirklich verdient, sind sie einhellig der Meinung und bedauern gleichzeitig, dass sie nicht selbst auch mitfahren können. (S. 365f.)

Nach der Lektüre müssen sich die adressierten jugendlichen Leserinnen und Leser danach sehnen, auch eine so schöne Zeit an einer DDR-Fachschule erleben zu können: „Jeder einzelne Tag zählt bei den Studenten, die der Zeit vorausstürmen.“ Zu vermuten ist, dass die Autorin mit diesem Buch einen Kontrapunkt zum dominanten DDR-Diskurs der Jahre seit 1990 setzen wollte: Es habe auch ein normales Leben gegeben, das, von Einverständnis mit den Verhältnissen getragen, Phasen der Unbeschwertheit und produktive Konfliktlösungen integrierte.

Susanne hat die letzten Worte des Buches, ihr Studium ist nun abgeschlossen:

„Ihr ist traurig um das Herz. Wie werden sie mir alle fehlen ... das fröhliche Lachen von Roswitha ... ihre witzige Art ... die ernsthafte Brigitte ... die uns stets bemutternde Angela ... die Jungs ... die gesamte Gruppe [...] Auch die idyllische Gegend, der See, der Wald, die

heimisch gewordenen Gebäude ... und die Lehrer werde ich vermissen ... alles, was mir lieb und teuer geworden ist ... ist das Ende der Neubeginn? Oder der Neubeginn das Ende ...?“ (S. 401)

Jurij Brězan

Krabat oder Die Verwandlung der Welt (1976)

Verlag Neues Leben, Berlin [DDR] 1976, 551 S. (bis 1989 fünf Auflagen). Taschenbuchausgabe: Reclam, Leipzig 1984. Band 4 von Jurij Brězan: Ausgewählte Werke in Einzelausgaben, Verlag Neues Leben, Berlin [DDR] 1989. Neuauflagen: Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2004, sowie Domowina Verlag, Bautzen 2017. Zahlreiche Übersetzungen in slawische Sprachen

Bühnentext: Jurij Brězan: Gen, Genesis, Nemesis – Ein Strang aus „Krabat oder Die Verwandlung der Welt“ für die Bühne aufgearbeitet. Die schwarze Mühle – Treatment für einen Film, Domowina Verlag, Bautzen 2006, 66 S.

Ein orte- und zeitendurchwandernder Roman, das 20. Jahrhundert kommt auch vor, die DDR vordergründig nur insofern, als Krabat eine sorbische Sagenfigur ist und die Sorben in der DDR lebten, immer wieder das Bächlein Satkula erwähnt wird, das tatsächlich durch die Oberlausitz fließt (unweit von Brězans Wohnhaus), und indem es eine kurze Reminiszenz an die Kollektivierung in der Landwirtschaft gibt. Krabat ist als mythische Figur eine Art Verkörperung der Wünsche der Sorben nach einem menschenwürdigen und glücklichen Leben. Er taucht, Raum und Zeit überwindend, immer wieder im sorbischen Ideenhaushalt auf, und so auch in diesem Roman. Dabei nimmt er unterschiedliche Gestalten an.

Eine davon ist hier von Interesse: der sorbische Prof. Jan Serbin, ein Genetiker, der ein revolutionäres Verfahren entwickelt hat, um Gene zu reparieren und „Wesenseigenschaften des Menschen gezielt zu verändern, ohne das Gehirn selbst zu beschädigen“. Gier und Selbstsucht oder der Drang zur Kriegsführung ließen sich so eliminieren; es erscheint möglich, eine bessere, friedliche Welt zu erschaffen.

Serbin hält die Formel aber geheim, da er Missbrauch befürchtet. Doch wendet er sie auf sich selbst an, um in die Realität Krabats einzudringen, sich ihrer zu bemächtigen und Krabat zu werden, „mich hinter mir selbst zurücklassend“. Damit hofft er, die Kraft zu gewinnen, seine Gegner, die nach der Formel trachten, um damit die Weltherrschaft an sich zu reißen, zum Besseren verändern zu können, bevor sie „uns zu zufriedenen, glücklichen Dingen“ machen. Auch diese Gegner sind Figuren aus der sorbischen Mythenwelt, diabolische Antagonisten Krabats, gleichfalls in gegenwärtigen Menschen verkörpert.

Serbin fürchtet die Ambivalenz seiner Entdeckung, weil „man mit ihr auch alles Umgekehrte erreichen kann: Krebs machen, Hirne deformieren, menschliche

Überhirne ohne menschlichen Körper schaffen“. „Wer würde denn so etwas machen“, fragt ihn einer seiner wissenschaftlichen Gegner. „Sie, sagte Krabat, zum Beispiel.“ „Es ist seltsam ..., wie doch selbst ein so großartiges Gehirn wie das Ihrige, Professor Serbin, primitiven Ideologievorstellungen verhaftet bleibt.“ Krabat/Serbin bleibt hartnäckig. „Die Formel ist sinnlos, solange unsere Welt nicht eine integre ist, wo keine Menschengruppe mehr einer anderen Menschengruppe Schaden zufügen will.“

Was in der Zusammenfassung womöglich etwas simpel klingt, ist von Jurij Bržan raffiniert entfaltet: in der Verschränkung verschiedenster Zeitebenen, indem fortwährend Reales und Fantastisches ineinander übergehen, und in den weiteren Dimensionen der Krabat-Figur einschließlich eines zugehörigen mythischen Figurenensembles. In unserem thematischen Kontext kann nur auf das verwiesen werden, was mit Serbin und seiner genetischen Formel zusammenhängt, und da geht es vor allem um die Risiken und Zwiespältigkeit der Gentechnik. Bržan hatte sich damit in eine Debatte eingebracht, die seit 1969 über zwei Jahrzehnte hin in der DDR geführt worden ist. Beteiligt waren daran Naturwissenschaftler und, seit Ende der 70er Jahre, eine Reihe von Schriftstellern (vgl. von Lampe 1994). 1995 veröffentlichte Bržan eine Fortsetzung der Krabat-Geschichte unter dem Titel „Krabat oder die Bewahrung der Welt“.

Roland Gräf / Hannes Hüttner

Die Flucht. Spielfilm (1977)

Hannes Hüttner (Szenarium)/Roland Gräf (Drehbuch und Regie), DEFA, Gruppe „Roter Kreis“, 1977, 94 Minuten. DVD-Ausgabe: Icestorm Entertainment, Berlin 2008

Oberarzt Dr. Schmith ist ein engagierter Neonatologe und plant ein Forschungsprojekt zur Senkung der Frühgeburtensterblichkeit. Seine Idee trifft an höherer Stelle auf Ablehnung. Klinikdirektor Prof. Meißner übermittelt dies in einer der regelmäßigen Klinikversammlungen:

„Und nun zum Forschungsprojekt des Kollegen Schmith. Sie kennen inzwischen alle Unterlagen. Ich erspare mir jetzt Bemerkungen dazu. Ich erwarte vor allem Ihre Meinung. Nur soviel: Das Gerät, das der Oberarzt Dr. Schmith beantragt hat, kostet 60.000 Westmark. Das ist besonders viel, wenn man be-

denkt, daß sich sein Projekt einem Randproblem zuwendet: Risikofaktoren der Frühgeburtslichkeit. Wir haben weiß Gott gesellschaftlich bedeutsamere Aufgabe zu lösen. Auch über diesen Zusammenhang sollte diskutiert werden.“ (18'47–19'12)

Schmith frustrieren solche Auseinandersetzungen. Er ist Mitte 40 und sieht seine Zeit, um beruflich etwas bewegen zu können, davoneilen. Da er sich mit der DDR nicht besonders identifiziert, beschließt er, in den Westen zu fliehen. Er nimmt Kontakt zu einer westdeutschen Fluchthelferorganisation auf, die ihn ge-

gen Honorierung aus der DDR zu schleusen verspricht. Auch eine Anstellung als Chefarzt in einer Kinderklinik im bayerischen Inntal, verbunden mit Handlungsfreiheit für Forschungen, gehört zum Dienstleistungspaket der Fluchthelfer (und soll die Honorarzählung an sie absichern).

Dann aber stellt sich heraus, dass tschechische Kollegen am gleichen Problem arbeiten, wie es Schmith in seinem Projekt vorhatte. Daraufhin rutscht das Thema in der Prioritätenliste der zentralen Forschungsplanung nach oben. Schmith wird plötzlich die beantragte Geräteausstattung bewilligt, sogar in größerem Umfang als gedacht. Parallel verliebt er sich in seine neue Kollegin Katharina. So sieht er nun keinen Grund mehr, die DDR zu verlassen. Kurzfristig wird er sogar zu einem Kongress nach Köln geschickt, um dort sein Projekt vorzustellen – offenbar möchte sich die DDR die Urheberschaft gegenüber den tschechischen Medizinern sichern.

Kurz vor der Köln-Reise teilen ihm die Fluchthelfer das Datum der Flucht mit. Schmith bedingt sich einen Tag Bedenkzeit aus und lässt den Termin vergehen, ohne am verabredeten Ort, einem Autobahnparkplatz, zu erscheinen. Dann fährt er nach Köln. Dort passt ihn sein Kontaktmann der Fluchthelferorganisation ab. Dieser besteht auf Vertragserfüllung, da man ja schon einiges in die Lösung seines Falles investiert habe. Schmith fährt ins Inntal und sieht sich die dortige Klinik an, weiß dabei aber schon, dass er die Stelle nicht antreten wird. Anschließend kehrt er in die DDR zurück.

Dort wird er erneut von dem Kontaktmann aufgesucht und an den geschlossenen Vertrag erinnert. Schmith verweigert sich den Erpressungsversuchen. Er droht, zur Polizei zu gehen, doch entgegnet ihm der Fluchthelfer, was er auch selbst weiß: Er müsste dort seine ursprüngliche Fluchtabsicht offenlegen, was mindestens das Ende seiner wissenschaftlichen Karriere, unter Umständen aber auch eine Haftstrafe zur Folge hätte.

So kann er sich nicht mehr aus der eingegangenen Bindung an die Fluchthelfer herauswinden. Er sieht keine andere Wahl, als nun doch in den Westen zu gehen, wie ursprünglich geplant. Ein neuer Fluchttermin wird ihm genannt, und er will jetzt Katharina mitnehmen. Erst auf der Fahrt zum Autobahnparkplatz offenbart er ihr das Vorhaben. Katharina ist so verblüfft wie entsetzt. Als Schmith die Koffer umlädt, flieht sie.

Die Fluchthelfer geraten nun in Panik, da sie befürchten, dass Katharina die Flucht verrät. Sie weigern sich deshalb, Schmith alleine in den Westen zu bringen. Als der nicht aus dem Fahrzeug steigen will, schlägt ihn ein Fluchthelfer mit einer Taschenlampe nieder und stößt ihn aus dem Wagen. Dann verschwinden die Fluchthelfer. Schmith ist verletzt und bricht unweit seines Wagens zusammen. Kurz darauf verstirbt er.

„Die Flucht“ behandelte überraschend offen drei heikle Themen. Zum ersten wurde exemplarisch vorgeführt, wie sich die DDR durch bürokratisches Abbügeln

von Engagiertheit vorhandene Sympathien bei ihren eigenen Bürgern verscherzte. Zum zweiten fand sich in Gestalt des Dr. Schmith die Gruppe der Mediziner bemerkenswert differenziert dargestellt: in ihrer Distanziertheit zum politischen System einerseits (von seiner akademischen Mentorin, Prof. Mittenzwei, wird Schmith nach der Projektbewilligung gefragt, ob er sich nicht doch vielleicht etwas mehr politisches Bekenntnis als nur die FDGB-Mitgliedschaft vorstellen könne) und ihrer Professionsethik andererseits (bis zum letzten Tag gestattet sich Schmith keine auch nur andeutungsweise Nachlässigkeit in der Betreuung seiner Patienten).

Zum dritten schließlich war Flucht – „Republikflucht“ – eigentlich ein Tabuthema in der DDR. Als besondere Pointe ergab sich dabei, dass Armin Mueller-Stahl, als Besetzung des Dr. Smith der Hauptdarsteller, während der Dreharbeiten einen Ausreiseantrag stellte. Zuvor, im November 1976, hatte er den offenen Brief gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns mitunterzeichnet und bekam infolgedessen kaum noch Rollen angeboten. 1980 konnte Mueller-Stahl nach West-Berlin übersiedeln – und startete eine höchst erfolgreiche internationale Karriere (vgl. Habel 2000: 175). Dass Mueller-Stahls letzter DEFA-Film ausgerechnet den Widerstreit zwischen Ausreisen- und Dableibenwollen behandelte, war in diesem Zusammenhang eine zweite Pointe.

John Erpenbeck

Der blaue Turm. Roman (1980)

Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1980, 232 S. (bis 1982 zwei Auflagen)

Einerseits F. W. J. Winkelritter, ein romantischer Physiker des 19. Jahrhunderts (die Figur ist offenkundig angelehnt an Johann Wilhelm Ritter, 1776–1810, vgl. die Biografie von Richter 2003); andererseits der Nachweis außerirdischer Intelligenz „durch kooperierende Wissenschaftlerkollektive der Sowjetunion, Rumäniens und der Deutschen Demokratischen Republik“, wobei die entdeckte Strahlungsquelle 1.320 Lichtjahre entfernt ist, man also bis zu einer Antwort auf die abgesandte irdische Nachricht mit wenigstens 2.640 Jahren rechnen müsse: Dazwischen bewegt sich diese Geschichte, erzählt in einem Tagebuch von Bettina Reveborn, als dessen Herausgeber sich Erpenbeck eingangs fiktionalisiert.

Reveborn, 30 Jahre alt, kommt als Bibliothekarin an das (fiktive) Generalsekretariat für Kosmosforschung. Zu erledigen sind aber nicht nur die üblichen Bibliotheksarbeiten. Sie soll daneben das Winkelritter-Archiv im blauen Turm, der sich auf dem Gelände befindet und auch Sitz der Bibliothek ist, ordnen. Winkelritter wird als Mitglied der Preußischen Akademie vorgestellt, das an königlichen Höfen und vor Naturforschenden Gesellschaften Experimente über

Galvanismus und Batterisieren vorgeführt habe, selbst von Goethe um Rat gefragt und von Alexander von Humboldt ausführlich zitiert worden sei. Zugleich galt er in Fachkreisen als Sonderling mit auch abseitigen Interessen. Reveborn entdeckt bei der Lektüre des Nachlasses dann einen noch sehr vielschichtigeren Menschen.

Wir befinden uns offenkundig im Brandenburgischen, unweit der Anlage ist ein See gelegen. Das Generalsekretariat für Kosmosforschung ist eine Art Schaltstelle zwischen den fachlich einschlägigen Akademieinstituten, Industriestellen, dem Wissenschaftsministerium und der INTERALL-Kooperation (gemeint ist die Ostblock-Organisation INTERKOSMOS). „Wir sind für die Wissenschaften da, nicht die Wissenschaften für uns“, erläutert der stellvertretende Generalsekretär Reiß, mit dem sich Reveborn anfreundet. „Wir dienen nicht, um zu herrschen, wir herrschen, um zu dienen.“

Das Figurenensemble des Generalsekretariats wird durch Porträts vorgestellt, die je eigene Prototypen repräsentieren, wie sie im DDR-Wissenschaftsbetrieb anzutreffen waren. Dabei stechen Dr. Nihein und Prof. Walter heraus.

Nihein ist Mediziner. Er war zunächst Arzt im „Dzierzynski-Krankenhaus“ (ein dezenter Hinweis auf MfS-Angehörigkeit), übernahm dann die Abteilung „Kosmische Medizin und Biologie“ des Generalsekretariats, und inzwischen ist er einer der beiden Stellvertreter des Generalsekretärs. Nun will er Generalsekretär werden. Er wird als eiskalter Karrierist mit staunenswerten Fähigkeiten gezeichnet. So muss er eine Verhandlungsdirektive schreiben, da die INTERALL-Partnerländer ihre Kooperation bei Empfang und Auswertung kosmischer Signale formalisieren wollen. Reveborn assistiert ihm dabei:

„Ich habe schon alle Literatur zum Thema herausgesucht ...“, sagte ich eifrig und wies auf drei halb Meter hohe Stapel.

„Zuviel, viel zuviel“, lachte er. „Wir schreiben erst mal den Text, die Literaturtitel können Sie dann später selbst einsetzen.“ [...]

Nihein... diktierte ... Seite um Seite fast ohne zu stocken... Wie ein Magier aus zuvor leer gezeigtem Munde endlos Bänder hervorzieht, so spulten aus seinem Mund Bandsätze ... Unterbrach sich nur, um anzuordnen: „Hier ein Parteitagssatz; hier ein Zitat aus dem letzten Artikel des Generals; hier einen Abschnitt aus der Rede des sowjetischen, hier aus der Rede des rumänischen INTERALL-Regierungsbeauftragten auf der letzten Budapester Beratung“ [...] Zuletzt bat er mich, ein Literaturverzeichnis beizufügen. Fertig. Weniger als zwei Stunden hatte er benötigt.

Ich ... bezweifelte ..., daß er – als einstiger Mediziner – wirklich ein ihm so fernes Gebiet wie die Kosmosforschung überblicke und äußerte vorsichtig meine Zweifel ... Aber er lächelte nur [...] – es komme auf den Inhalt eigentlich viel weniger an als auf die wissenschaftsstrategische Linie. Man müsse einplanen, welche Ziele die einzelnen Länder verfolgen werden, man müsse die Interessenlage im eigenen Lande kennen, die persönlichen und materiellen Ressourcen abschätzen können und dementsprechend die wissenschaftliche Bedeutung des Verhandlungsgegenstandes akzentuieren. [...] „Eine Dokumentation wie unsere muss sorgfältig zwischen all diesen Standpunkten vermitteln. Was wissenschaftlich herauskommt ..., ist demgegenüber ziemlich zweitrangig.“ (S. 45–47)

Nihein wird aber irgendwann abgelöst, einiger Unkorrektheiten, auch Fahrlässigkeiten wegen. Doch auch dann fällt er nicht hinab, sondern hinauf: „in ein bedeutungsloseres Amt mit klangvollerem Namen“.

Wilhelm Walter, Physik-Professor, ist der Generalsekretär für Kosmosforschung, den Nihein hatte beerben wollen. Bergmannssohn, einst vier Jahre lang selbst Bergmann, dann ABF und Studium in Leipzig. Er leidet an der Geschäftigkeit seines Tuns, das nur aus Organisieren, Feilschen und Taktieren bestehe, während er doch eigentlich Wissenschaftler sei: „Manchmal wünschte ich mir, ich könnte neu beginnen, könnte zum Anfang zurück: als unbedeutender Physiker mein Winkelchen Welt durchforschen, mir selbst Maßstab genug. Ohne große Verantwortung und Würden, doch nie verantwortungslos, würdelos. Plantreu, doch der Wissenschaft eher als dem Plan verpflichtet. Kooperation nicht um ihrer selbst, sondern um der Wissenschaft willen. Physiker möchte ich sein, nicht Beamter.“

Gelegentlich würde er am liebsten das ganze Generalsekretariat auflösen und seine eigene Planstelle streichen. Aber doch nur gelegentlich. Denn er ist so ehrlich, sich einzugestehen, dass ihm auch die Macht, die seine Position verleiht, nicht einerlei ist: „Dinge, die ich früher nicht hätte aussprechen dürfen, konnte ich plötzlich mühelos durchsetzen. So ist es überall. Ein Anruf, ein Brief, ein Gespräch, schon kommt etwas in Gang. – Es sind nur kleine Geister, die persönlichen Nutzen aus ihrer Macht ziehen, aber jedem leiht sie ein Gefühl von Erfüllung. Wer ist leugnet, lügt.“

Walter und Reveborn haben eine Affäre, die relativ breiten Raum in der Handlung einnimmt, hier aber nicht von näherem Interesse ist. In unserem Kontext ist relevanter, dass Bettina Reveborn inzwischen den Nachlass Winkelritters geordnet und daraus für den Akademie-Verlag eine Textauswahl vorbereitet hat (tatsächlich erschien bei Kiepenheuer in Leipzig/Weimar eine kommentierte Neuausgabe der Schriften von Johann Wilhelm Ritter, vgl. Ritter 1984 [1810]). Mit den Schriften des Weisen aus dem vergangenen Jahrhundert ist Reveborn unterdessen so vertraut, dass sie daraus zu jeder Lebenssituation eine treffende Passage parat hat.

Aber nicht nur das: Winkelritter erscheint ihr auch in Träumen und in Tagträumen. Zunehmend werden ihre Tage bestimmt von mystischen Begegnungen mit ihm, die sie immer seltener als Halluzinationen erkennt. Das führt sie schließlich zu einem tatsächlichen Geheimlabor unter dem blauen Turm. Darauf erscheint ihr sofort wieder der halluzinierte Winkelritter und bietet eine Art Faustischen Pakt an:

„Gedenke zu leben – ward meine Losung: keine Enge, keine Pflicht, keine Norm zu akzeptieren, alle Lebensmöglichkeiten, alle Denkmöglichkeiten zügellos auszukosten. Wurde Leitspruch meiner Erlösung: durch deinen Geist, Bettina, bin ich auferstanden, lebe. Wir werden ewig leben [...].“ Dann schritt er zur Kellerstiege ..., rief versinkend:

„Folge mir, Bettina!“ [...] Durch einen tragischen Unglücksfall kam die 30jährige Bettina Reveborn aus Roskow ums Leben. [...] Die sofortige Untersuchung des Unglücksorts ergab eine ungewöhnlich hohe Kohlendioxid-Konzentration, hervorgerufen durch eine natürliche Mineralquelle. (S. 223, 231)

Die Vermeidung jeder Enge und jeder Norm, um alle Denkmöglichkeiten verfolgen zu können: Das gab es zu Winkelritters Zeit nur jenseits seiner offiziellen Wirkungsmöglichkeiten, und es gibt dies nur jenseits der offiziellen Wirkungsmöglichkeiten, in die Bettina Reveborn geworfen war. So hat sie sich davongemacht.

Jens Sparschuh **Schwarze Dame. Roman (2007)**

Kiepenheuer & Witsch, Köln 2007, 339 S.

Eine Besonderheit der DDR-Hochschulgeschichte waren Auslandsstudien in anderen sozialistischen Ländern. Man konnte sich dafür nicht bewerben, wurde extra darauf vorbereitet und dann delegiert. Jedes Jahr traten einige Dutzend EOS-Absolventen ein solches Studium an. Im Gegenzug kamen Gaststudenten aus den anderen Ländern in die DDR. Hier nun geht es – neben anderem – um ein Philosophiestudium in Leningrad (eine autorbiografische Parallele: Sparschuh hatte 1973–1978 Philosophie und Logik in Leningrad studiert).

Ihren Ausgang nimmt die Handlung aber in den 90er Jahren in Ost-Berlin: Alexander war mit einem Philosophie-Abschluss ausgerüstet, Spezialisierungsrichtung Logik, und hatte sich nun zu fragen, was sich damit unter den neuen Verhältnissen anfangen lässt. Er beschließt, eine philosophische Praxis zu gründen. „Bedarf gab es da sicher. Die große Zeitenwende manifestierte sich in jedem einzelnen Bruch oder Knick der Lebenslinie. Orientierungshilfe ... war gefragt. Als erstes betrieb er Marktforschung, das heißt, er schaute sich in verschiedenen Buchläden um. [...] Spirituelle Erbauungsliteratur und Meditationsanleitungen zählten nicht: Der Geist suchte nach Sinn, er brauchte nicht diesen einschläfernden Besinnungskram.“

Eine „Schule der Gelassenheit“ nennt er sein Angebot. Auf Dauer hält das allerdings keiner seiner Teilnehmer aus. Irgendwie ist er doch in das Umfeld des „Meditationskrams“ geraten. „Außerdem begann damals gerade ein gut organisierter Freidenkerverband, der aus fristlos in die Freiheit entlassenen, nun beschäftigungshungrigen Marxismus/Leninismus-Lehrern bestand, in diesem Areal zu wildern.“ Das letzte Zitat illustriert gut, wie sich manche vormalige DDR-Ge-

sellschaftswissenschaftler mühsam um Distinktionen bemühten, die niemanden sonst interessierten: Philosophen rümpften die Nase über die Leute vom Wissenschaftlichen Sozialismus, Fachhistoriker von den Geschichtssektionen über die MLG-Lehrer der Geschichte der Arbeiterbewegung, Akademiewissenschaftler über die Hochschulleute, Universitätslehrer über das Personal an den Pädagogischen Hochschulen.

Alexander nun bezieht sein fachliches Selbstbewusstsein daraus, dass er nicht einfach Philosophie studiert hatte, sondern vor allem Logik. Daran erinnert er sich jetzt ausführlich. Auffällig ist dabei vor allem eines: Die DDR spielte für ihn während seines Studiums in der Sowjetunion kaum eine Rolle. Die Einblicke in den sowjetischen Hochschulbetrieb sind dafür umso tiefer. In seiner Philosophie-Abschlussprüfung bei Prof. Kascha verdichtete sich, was Alexander von dort dann mitgenommen haben wird:

Zu den zwei Fachfragen, bei denen es um die Sache selbst, hier also: um Hegel, ging, kam aber bei allen Prüfungen, ganz egal, um was für ein Spezialfach es sich auch handelte, stets noch eine dritte Frage hinzu. Da galt es, das Gelernte anzuwenden und damit zu beweisen, daß man es wirklich begriffen hatte. Das heißt, es mußte gezeigt werden, wie die ... Probleme der Hegelschen Philosophie im Marxismus-Leninismus schöpferisch weiterentwickelt worden waren. In diesem Fall war die Anwendung der Hegelschen Dialektik in der Leninschen Formel

Kommunismus = Sowjetmacht
+ Elektrifizierung

zu erörtern.

Dazu war Alexander zunächst überhaupt nichts eingefallen. Erst als er nach vorn gerufen worden war, auf seinem schweren Gang zum Prüfungstisch, hatte er den rettenden Einfall.

[...] Da Lenins Satz eine Formel war, konnte man ja auch versuchen ..., ihren tieferen Sinn dadurch zu ergründen, daß man sie umstellte. Also, subtrahierte man auf beiden Seiten Sowjetmacht, kam heraus:

Elektrifizierung = Kommunismus
– Sowjetmacht

Die Elektrifizierung war demnach die Diffe-

renz, der Unterschied, zwischen der zukünftigen kommunistischen Ordnung und heutiger Sowjetgesellschaft. Stimmt, nichts anderes hatte Lenin ja wohl auch damit gemeint. Kascha nickte versonnen, als dieses Ergebnis auf Alexanders Blatt erschien. Dazu ließ sich nichts weiter sagen, das konnte man so stehen lassen. [...] Interessanter wurde es, als Alexander ... nun daran ging, Lenins Gleichung nach dem Begriff Sowjetmacht umzustellen, also auf beiden Seiten Elektrifizierung subtrahierte. Da kam heraus:

Sowjetmacht = Kommunismus
– Elektrifizierung

Mit anderen Worten: Sowjetmacht ist Kommunismus ohne elektrischen Strom. Das ließ verschiedene Interpretationen zu. Zunächst sah es da natürlich erst einmal düster aus, mit der Sowjetmacht, mit dem gegenwärtigen Sozialismus. Und überhaupt. [...] Alexander nahm seufzend den Stift auf: Falls man nun allerdings ganz anders vorging und Lenins Formel ... Doch bevor er die Angelegenheit noch weiter vertiefen konnte, hatte Kascha schon müde genickt, seine Brille abgesetzt und sich tief über das Examensbüchlein gebeugt; Alexander hatte bestanden, die Sache war erledigt. (S. 190–193)

Wolfgang Schreyer
Harmo 88 (1978)

Erstveröffentlichung unter dem Titel „Die Partei, die regelt den Verkehr“ in: Playboy 9/1978, S. 58–60, 142–144. Unter dem Titel „Harmo 88“ in: Stefan Heym (Hg.), Auskunft 2. Neueste Prosa aus der DDR, Verlag Autoren-Edition in der Verlagsgruppe Bertelsmann, München 1978, S. 230–245

Diesen Text hatte Schreyer an Stefan Heym für eine Anthologie von Erzählungen aus der DDR gegeben, die Heym in München publizieren wollte und dann auch herausgab. Doch sorgte die Geschäftstüchtigkeit des Verlags dafür, dass vorab dem „Playboy“ eine Textlizenz verkauft wurde. So erschien die Erzählung zuerst in dem erotischen Männermagazin. Das war ungewöhnlich für DDR-Gegenwartsliteratur, aber das Thema und die populäre Schreibweise Schreyers machen es plausibel.

Zum Inhalt: An einer Medizinischen Akademie – das waren in der DDR medizinische Hochschulen – gibt es Probleme im Wettbewerb mit den medizinischen Universitätsfakultäten. Dadurch droht die Reduzierung von Forschungskapazitäten. Der Ich-Erzähler hat eine rettende Idee, um die Akademie ganz nach vorn zu katapultieren: die Entwicklung eines elektronischen Partnersuchgeräts.

Man trage es am Körper, und wenn eine bestimmte Frequenz einfalle, werde ein Kribbeln spürbar. „Die Sendefrequenz ist ein verschlüsseltes Signal. Es gibt ein scharf umgrenztes Bild der Persönlichkeit des menschlichen Angebots, das wesentliche Eigenschaften dessen, der den Sender trägt, umschließt; von beruflichen bis zu intimen Qualitäten.“ Kommen sich zwei Personen mit diesem Gerät räumlich nahe und stimmen die Partnersignale überein, werde das Kribbeln ausgelöst. Das gestatte es, dass jede und jeder den passenden Liebespartner findet.

Ein Neurologe hat eine Nachfrage, wobei er den Kopf schief hält, „als lausche er einem Idioten, den man nicht stören darf“. Der Akademiedirektor sagt vorsichtig, man sei bereit, „jede Idee zu erörtern, die auch nur entfernt verspricht, der technisch-wissenschaftlichen Revolution zu dienen“. Dem Justitiar fällt das Fernmeldeanlagengesetz ein: „Ihr Gerät fiel eindeutig in die Kompetenz der Post!“ Die Parteisekretärin gibt zu bedenken, es sei auch ein moralisches Problem – „wird eine kurzlebige oder dauerhafte Partnerschaft bezweckt?“

Der Erzähler vermag, alle Bedenken zu zerstreuen: „Aber, Genossen, es ändert sich doch nichts an der freien Partnerwahl! Im Grunde ist es wie im Leben, bleibt alles wie bisher, man gibt und empfängt Signale – nur eben ohne Irreführung, frei von der Selbst- und Fremdtäuschung ... Die ließe sich ausfiltern, zum Wohle aller.“

Die Parteisekretärin kann es schließlich einordnen: „Wir wollen ja nach der Harmonisierung unseres politischen Alltags, nach dem Erringen voller Übereinstimmung im gesellschaftlichen Leben nun auch das persönliche Leben der Bürger allseitig harmonisch gestalten!“ Daraus ergibt sich auch ihre Idee eines

Namens für das Gerät – „Harmo“. Diese findet umso mehr Anklang, als man ihr ohnehin „zweitrangige Entscheidungen gern überließ“ (was wohl eine zutreffende Beschreibung der Rolle von Parteifunktionären an medizinischen Einrichtungen in der DDR ist).

Auch die NVA ist gleichermaßen skeptisch wie interessiert. Ob die Berufssoldaten ein harmonisches Privatleben haben, ist ihr nicht gleichgültig. „Ihr Verfahren übrigens ist für uns nicht neu. Es entspricht der Freund-Feind-Kennung im Gefechtskopf einer Boden-Luft-Rakete“, wird den Medizinern kundgetan. „Darf man das allein vom Standpunkt der Ballistik aus sehen?“, lautet die Rückfrage. Der Oberst lenkt ein, nachdem er klargestellt hat, dass die Armee den Wissenschaftlern grundsätzlich voraus sei.

Dann kommen noch „zwei Herren in Zivil, ihr Dienstrang blieb ungenannt“. Sie interessieren sich für die dem System zugrundeliegenden Psychogramme. Die beruhten doch auf fehlerfreien Erkenntnissen? Wie würden die gewonnen? Werde denn auch eine Kartei der Probanden geführt? „Schon, aber die unterliegt der ärztlichen Schweigepflicht.“

Nachdem so die schwerwiegendsten Bedenken ausgeräumt sind, genehmigt der Direktor für Forschung einen Vorversuch. (Bei der Gelegenheit platziert Schreyer eine kleine Spitze abseits des Themas: „Von Hause aus Krebspezialist, war der Forschungsdirektor ein Gegner des Professors von Eifel, was ihn nicht hinderte, dessen Sauerstofftherapie zur Hebung der eigenen Lebenskraft zu nutzen.“ Das betrifft die schulmedizinische Ablehnung der Sauerstoff-Mehrschritt-Therapie Manfred von Ardenne; vgl. dazu Barkleit 2005.) Nachdem der Vorversuch gut gelaufen ist, genehmigt die Regierung die „partnerschaftliche Umgestaltung“ einer ganzen Stadt. Eine Neubaustadt an der Küste wird zum Versuchsfeld, „dort lebten nur junge Sozialisten zwischen 18 und 25 Jahren, meist noch unverheiratet“.

Doch entwickeln sich die Dinge dann „seltsam diffus“. Alles, was mit Menschengruppen verbunden ist, blüht auf: Massenveranstaltungen, Tanzvergnügungen, selbst für die Demonstration zum 1. Mai muss niemand mehr gesondert ermuntert werden. Dort indes, wo es stillzusitzen gilt, ergibt sich Verödung: in Kinos und Theatern. „Gewiß, die Zahl der Eheschließungen stieg rapide, ..., der Empfang des Westfernsehens sank auf Null [...]. Aber dann häufte sich die Weigerung Jungvermählter, ihr Gerät abzuliefern; sie täuschten den Verlust desselben vor.“

Zudem hatte man eine Lizenz nach Japan verkauft, dort war das Gerät weiterentwickelt worden und lässt sich nun selbst programmieren. Eingeschmuggelte Exemplare davon beleben den heimischen Schwarzmarkt, denn mit diesen Geräten muss man nicht mehr den Partner, die Partnerin fürs Leben suchen, sondern kann auch jemanden allein für die Lust finden. Gleich ganz ohne Lizenz hat eine westdeutsche Firma eine vereinfachte Version auf den Markt geworfen. Die zeigt nur noch an, ob jemand in der Nähe ist, der oder die gleichfalls vorhat, „den

Beischlaf wahllos zu vollziehen“. Vulgär bald „Bumser“ genannt, wird auch dieses Gerät massenhaft in die DDR eingeschleust.

So soll dann ausgerechnet die Parteisekretärin der Medizinischen Akademie recht behalten mit ihren anfänglichen Bedenken, gekleidet in die Frage, ob kurzlebige oder dauerhafte Partnerschaften bezweckt würden. Im Versuchsfeld jedenfalls ist kein Halten mehr. Das sexuelle Rowdytum, wie es amtlich heißt, breitet sich aus. Die Stadt wird abgeschirmt, um den Versuch zu retten. Aber auch das hilft nicht. Die Heiratszahl fällt unter die Scheidungsziffer. „An der Akademie sprach man von ‚Wollustsyndrom‘ und ‚libidinöser Übersättigung‘.“ Der Versuch muss abgebrochen werden.

„Bau es um“, rät eine Kollegin dem enttäuschten Forscher. „Mach daraus ein Gerät für Wirtschaftskader, das ihnen hilft, auf Konferenzen Partner zu finden, die ganz bestimmte Materialien suchen und andere zu bieten haben. Das würde im ganzen RGW-Bereich ein riesengroßer Hit!“ Der Tipp war wohl gar nicht so verkehrt. Die sozialistische ökonomische Integration, gleichsam der osteuropäische Binnenmarkt, kam ja auch nicht von der Stelle. Sie glich insofern den Bemühungen um dauerhafte private Integrationen, denen die hohe Scheidungsrate entgegenstand.

Für Schreyer führte die Veröffentlichung im „Playboy“ zu einem Tribunal vor der Leitung der Bezirksorganisation Magdeburg des Schriftstellerverbands. Er habe in der Erzählung, so wird ihm vorgeworfen, ein Zerrbild der DDR geliefert, hätte sich ausnutzen lassen und beschämenderweise in dem Sexblatt unter Wert verkauft. „Das Stichwort für mich“, so Schreyer in seiner Autobiografie: „Mein Westhonorar, sage ich, habe das Büro für Urheberrechte kassiert. Von dort seien mir 2.000 Ostmark zugegangen, mit dem Recht, ein Drittel davon rückzutauschen in Einkaufschecks für den ‚Intershop‘ – ein genehmigter Abdruck also ... Aus der Handakte ..., auf die sich meine Verteidigung stützt, löse ich Belege über den Zahlungsweg, reiche sie herum und sage: Entweder – oder. Den Autor verdammen und sein Geld einsacken, beides zugleich, das geht wohl schlecht.“ (Schreyer 2013: 432f.)

Wolfgang Schreyer

Der sechste Sinn. Roman (1987)

Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1987, 339 S. (bis 1988 zwei Auflagen). Neuauflagen: Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1994, und edition digital, Pinnow 2012

1978 war die Erzählung „Harmo 88“ (siehe voranstehenden Artikel) erschienen, nicht in der DDR und dann auch noch im „Playboy“. Der hatte dem Text zudem den grellen Titel „Die Partei, die regelt den Verkehr“ verpasst (der Autor dazu: „Das brachte ohne meine Zustimmung die Sache gleichwohl auf den Punkt“,

Schreyer 2012a: 453). Damit war schon einiges zusammenkommen: der Inhalt der Erzählung selbst, ihre Veröffentlichungsumstände und dazu sonstige Auffälligkeiten, die sich der Autor leistete – 1976 hatte Schreyer öffentlich gegen den Ausschluss Reiner Kunzes (*1933) aus dem Schriftstellerverband und die Ausbürgerung Wolf Biermanns (*1936) protestiert.

Nun geriet dem MfS auch noch zu Ohren, dass sich Schreyer keineswegs schon von dem „Harmo“-Stoff verabschiedet habe. Er säße vielmehr an einem Roman zum Thema. In dem aber sollte es nicht nur um Ideenentwicklung, Umsetzung und Scheitern eines fiktiven elektronischen Partnersuchgeräts gehen, sondern auch um sämtliche realen Schritte gegen die Erzählung „Harmo 88“ und den entstehenden Roman selbst. Dessen Erscheinen wollte das MfS unter allen Umständen verhindern. Das hieß bei der Staatssicherheit: Ein Operativer Vorgang ist zu eröffnen. „Es folgten zweieinhalb Jahre lebhafter Observierung. Die Abt. XX setzte ein Dutzend IM auf mich an“, berichtet Schreyer später, nachdem er ‚seine‘ Stasi-Akte gelesen hatte (ebd.: 456–461).

Die „Harmo 88“-Geschichte ist in dem Roman selbstredend verarbeitet und zentral. Sie muss hier aber nicht wiederholt werden, da oben bereits geschildert. Die entscheidende Neuerung gegenüber der Erzählung ist, dass der Plot jetzt auf zwei Ebenen entfaltet wird. Zum einen geht es um die Bemühungen des Autors – hier nun in der dritten Person als Alexander Woelk –, erst seine Erzählung und dann den Roman gegen Widerstände in der DDR zu veröffentlichen. Zum anderen werden die parallelen Bemühungen an der Hochschule geschildert, das elektronische Partnersuchgerät bei Politik und Industrie durchzusetzen. Dabei ist es vor allem Dr. Herbst – er hatte die Idee für das Gerät eingebracht –, der sich jetzt an den Strukturen aufreißt. Beide Erzählebenen sind durch private Beziehungsgeschichten miteinander verknüpft.

Neben dem doppelten Hauptstrang finden sich im Vergleich zu „Harmo 88“ einige veränderte Akzentsetzungen und allerlei Nebenhandlung – immerhin ist „Der sechste Sinn“ einundzwanzigmal so umfangreich wie die ursprüngliche kurze Erzählung. Eine bedeutende Erweiterung erfuhr so auch die Darstellung der hochschulischen Entscheidungsprozesse zu dem Partnersuchgerät. Mit dieser gelingt es Schreyer, eine kleine DDR-Wissenschaftsverwaltungssoziologie zu entwerfen.

Das zentrale Gremium ist der Wissenschaftliche Rat der Hochschule. In diesem gibt es zwei Gruppierungen, angeführt von Forschungsdirektor Jungblut, zugleich Vorsitzender des Rates, und von Professor Faust, Jungbluts Amtsvorgänger. Daneben steht ein „Häuflein unabhängiger Köpfe, das gelegentlich im Rat den Ausschlag“ gibt. Faust hatte den Rat einst als locker gefügte Diskussionsrunde gebildet, immer das im Auge, was er „Einigung durch Erschöpfung“ nannte. „Für ihn hieß die Frage: Wie bringt man die Brüder dazu, Entwürfe zu schreiben und Papier hin- und herzuschicken, damit man selber in Ruhe forschen kann?“

Inzwischen ist Jungblut am Ruder und hat sämtliche Abläufe sterilisiert. Seine Ära ist „gekennzeichnet durch formale Versiertheit des Wortes und der Gebärde, durch perfekte Verwaltung bei völligem Mangel an Spontaneität“. Vom neuen Forschungsdirektor sehen sich die Sektionen der Hochschule mit Rundschreiben und Hausmitteilungen überhäuft. Als deren wahrer Sinn erscheint, sie zu beschäftigen und ihnen den Eindruck zu vermitteln, sie seien an Entscheidungen beteiligt, die ohne sie zustande kommen. Konnte man früher den Forschungsdirektor in dringenden Fragen fast jederzeit sprechen, so ging jetzt alles seinen kunstvoll festgelegten Gang:

Der erste Filter war ein Ausschuss, der sich Planungsgruppe nannte ... Das Gremium war gehalten, zu entscheiden, ob ein bestimmter Gegenstand die Aufmerksamkeit des ganzen Rates verdiente. Fiel das Urteil negativ aus, kam der Fall vor einen zweiten Ausschuss, die Analysengruppe ... Das bot dem Direktor die Möglichkeit, knifflige Vorlagen mehrfach hin- und herzuschieben; auf jeden Fall gewann er damit Zeit. So hatte Jungblut sich vor Überraschungen geschützt. Zwei neue Arten der Hausmitteilung kamen unter ihm auf: Studien-Memoranden und Entscheidungs-Memoranden. Durch die Studienmemos wurde dem Rat empfohlen, bestimmte Fragen zu behandeln. Die Entscheidungsmemos setzten den Rektor von Ratsbeschlüssen in Kenntnis, wenn der Direktor für Forschung ihm klarmachen wollte, worum es ging: um Mittel aus dem Valutahaushalt, Rei-

sen in die Ferne oder schlicht um Rückversicherung dessen, was er im Begriff war zu tun. Stand Jungblut vor einem Problem, so konnte er es rasch überblicken anhand von Denkschriften, die ihn erreichten, sobald er die passenden Register zog. [...] Auf dem Papier verhalf all das Jungblut zu richtigen Entscheidungen, und seine Art, die Register zu ziehen, verriet erhebliches Verwaltungsgeschick. Praktisch aber kam man mit keinem noch so guten Gedanken mehr an, das System wies ihn zurück [...] Der Direktor für Forschung hatte sein Regelwerk viel zu kunstvoll gebaut, als dass Überstürzung noch möglich war. Es dämpfte mit dem Schwung auch die Sturzgefahr, ein Risiko wurde von so vielen geteilt, dass keiner mehr Verantwortung trug. Ob ein *viel versprechender Ansatz* oder eine *bahnbrechende Studie*, darüber zu befinden, dauerte ... fast ein Jahr. (S. 74, 93)

Faust dagegen, Jungbluts Vorgänger, hatte sich zum Gegenteil eines solchen Verwaltungsmannes stilisiert – emporgeschwungen „zum cholerischen Chaoten. Er war unbekümmert und schlampig, unfähig, Arbeitspläne aufzustellen und sich danach zu richten. [...] Es passierte ihm, dass er in den Vorlagen zwei Möglichkeiten als genehmigt abhakte, die einander ausschlossen“. Aber vor allem: „Wissbegier hatte sich in Schläue verwandelt, Forscherdrang in Kampflost“.

Jungblut befolgt das Rezept, dass die Sprache des Wissenschaftsfunktionärs behutsam sein müsse, sich vorsichtiger Wendungen bedienen und so ein Manövrierfeld, ja selbst die Möglichkeit zum Rückzug offen halten solle. Das allerdings beherrscht auch sein Gegenspieler Faust. Für die Samstagsbeilage der Bezirkszeitung schreibt er einen Text unter dem Titel „Klima für Spitzenleistungen. Grenzen gegenwärtiger Erkenntnis durchbrechen“. Zitat: „In immer stärkerem Maße ist es gelungen, die Aufgaben der Forschung aus den perspektivischen Anforderungen der Praxis abzuleiten und, unter Einbeziehung der Studenten, unter dem Gesichtspunkt einer konkreten Anwendung erzielter Ergebnisse zu betreiben.“

„Gefasel“ und „Zeilenschinderei“, befindet Herbst. „Mein Gott, ‚die Lösung fundamentaler Probleme mit dem Ziel einer Gewinnung neuer Erkenntnisse‘! Früher hieß das noch Grundlagenforschung. [...] ‚Konzentrierter Einsatz des Forschungspotentials‘, geradezu militärisch. ‚Interdisziplinäre Zusammenarbeit‘ – stramm an der Wahrheit vorbei!“ Auch die Sitzungen des Wissenschaftlichen Rates bereiten Herbst keine Freude:

Die Lethargie der letzten Zeit war schlimm, all der Stumpfsinn, das zwanghafte Verwalten dahinsiechender oder bereits wegsterbender Projekte. [...] Und nur zur seelischen Hygiene oder Werterhaltung, also für sein Selbstgefühl ..., führte Herbst mitunter eine Art Florettstoß, einen flinken Stich in die federnde, papierverstärkte Front der Schlaf-süchtigen, der Ruhebedürftigen, jener Armee

der Etablierten, die zwar verdutzt innehielt, doch gleich wieder Tritt fasste und stumm ihre Reihen schloss ... So sank, während der Aufwand wuchs, die Wirksamkeit der Hochschulforschung am Ort stetig ab: durch bürokratische Reibungsverluste, Rivalitäten, den Hang zum Hergebrachten und die Neigung, sich jeder Verantwortung zu entziehen. (S. 40f.)

Auch anderen geht es ähnlich. Manche fangen an, das Vertrauen in die Arbeit des Wissenschaftlichen Rates zu verlieren, in seine Fähigkeit, Impulse zu geben und das Neuerertum zu fördern. Stattdessen werde „ständig ein neuer Ausschuss gegründet, alle fummeln sie, Verzeihung, in der Forschung herum, Doktor Hofmanns Planungsgruppe, Doktor Bauers Analysengruppe und Doktor Fokkers Ausschuss für Wissenschaftsforschung. Ich will ja keinem zu nahe treten, aber bald hat jedes Ratsmitglied einen eigenen Ausschuss als Domäne. Bringt uns das aber voran?“ Soweit zur Wissenschaftsverwaltung qua Wissenschaftlichem Rat.

1980 war der Roman fertig. Bis zur Veröffentlichung hatte er einige Hürden zu überwinden. Zwischen dem Abschluss des Manuskripts und dessen Drucklegung lagen am Ende sieben Jahre. Diese Verzögerung ging auf das MfS zurück. Alle drei Verlage, bei denen Schreyer sonst veröffentlichte, lehnten den Roman ab: Hinstorff, Militärverlag und vorerst auch der Mitteldeutsche Verlag. Die jeweils mit dem Manuskript befassten Cheflektoren bzw. Verlagsdirektoren waren sämtlich IMs des MfS. So konnte sich die Staatssicherheit zunächst an einem Verhinderungserfolg ergötzen. 1987 aber war die Zensur dann so erschlaft (und von Christoph Hein und anderen auf dem Schriftstellerkongress öffentlich angegriffen worden, vgl. Hein 1988: 228–231), dass das Buch doch noch erscheinen konnte. Schreyer berichtet die Details im Nachwort der Neuausgabe des Buches 2012 (vgl. Schreyer 2012a: 456–464). Aber auch dann war der Widerstand nicht ungebrochen: „wie auf Kommando erschien in der zentralen Presse keine einzige Rezension“ (ebd.: 464).

Johanna Braun / Günter Braun

Conviva ludibundus. Utopischer Roman (1978)

Verlag Das Neue Berlin, Berlin [DDR] 1978, 194 S. (bis 1989 vier Auflagen). Westdeutsche Ausgabe: Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1982

Der Meeresbiologie Professor Philemon hat eine Meeresfarm entwickelt, die grüne Muscheln produziert, eine Züchtung aus der gemeinen Fließmuschel, die alle für den Menschen nötigen Vitamine, Enzyme und Spurenelemente enthält. Obgleich kurz vor seinem 90. Geburtstag stehend, betreut er die Anlage nach wie vor wissenschaftlich. Die Handlungszeit ist das dritte Jahrtausend.

Mit der Funktionsweise der Meeresfarm hat es allerdings eine besondere Bewandnis. Sie ist nur mit Hilfe von „ludibundi“ aufrechtzuerhalten – Wesen einer besonderen „Nicht-Mensch-nicht-Fisch-nicht-Pflanze-Lebensform“, ein „bio-elektronisches System, das durch die Meere schweifte“. Für ihre Mitwirkung erhalten die Ludibundi die Hälfte der Produktion. Philemon ist noch sehr rüstig, sieht aber doch realistisch die ablaufende Lebensuhr. Seine letzte Tat soll daher eine umfängliche Darstellung sein, wie die Meeresfarm funktioniert – denn dass dies nur geschieht, weil die Ludibundi daran mitwirken, hat er bisher noch niemandem offenbart.

Doch dann tritt sein designerter Nachfolger, Prof. Dr. Dr. Hans H. Mittelzwerck, auf, 48 Jahre alt, „der immer als hoffnungsvoller junger Mann bezeichnet wurde, wobei nicht klar herauskam, wer eigentlich hoffte, die Gesellschaft oder Mittelzwerck“. Philemon sucht nach einer passenden Gelegenheit, ihm die Geheimnisse der Farm zu erläutern. Dabei sollte es nicht so trocken zugehen, „wie es mir in letzter Zeit immer mehr zuzugehen schien. Da wurde planmäßig andauernd etwas zur Entwicklung vorgeschlagen, dann wurde kontrolliert, ob es auch wirklich entwickelt worden war oder zumindest alle sich bemüht hatten, es zu entwickeln, danach wurde es abgehakt, die Prämie kam, eventuell der Orden, musikumrahmt, der Blumenstrauß aus Plast – und fertig“.

Doch Mittelzwerck, angetrieben von größtem Ehrgeiz, begibt sich nach seiner Ankunft schnurstracks zur Farm und beginnt, sie mit einem Assistenten zu untersuchen. Stolz teilt er Philemon das Ergebnis mit: „Ich habe herausgefunden, verehrter Herr Professor, daß schon seit Jahren in ihrem Meeresgarten fünfzig Prozent der Grünen-Medaillon-Ernte von unbekannten Räubern maritimer Herkunft abgefressen werden. Fünfzig Prozent wertvollen Muschelgutes sind unserer Erdbevölkerung entzogen worden.“ – „So“, sagt Philemon, „fünfzig Prozent; ich habe gedacht, es wären fünfundfünfzig.“

Da sich Mittelzwerck fortwährend dem gemütlichen Beisammensein entzieht, bei dem ihm Philemon gern erklärt hätte, was es damit auf sich hat, nimmt das Unheil seinen Lauf. Der alte Professor ist alsbald überzeugt, dass Mittelzwerck

die Funktionsweise der Farm auch gar nicht verstehen würde. „Der giert nach dem Erfolg. Darum braucht er zunächst mal einen Mißerfolg. Wir sollten unseren jungen Leuten viel mehr zu Mißerfolgserlebnissen verhelfen. Es sieht manchmal so aus, als gönnten wir sie ihnen nicht.“

Mittelzwerck baut jedenfalls eine technisch komplizierte Absperrung der Farm, und binnen kurzem ist der Meeresgarten gänzlich kahl, denn die Ludibundi wirken ja nun nicht mehr mit. Das ist ein recht großes Problem, da die grünen Muscheln als Grüne Medaillons eine so beliebte wie nötige Speise sehr vieler Menschen sind. Was tun?

Wenn jemand sich so erfolgreich in eine ausweglose Lage manövriert hat ... und nicht, wie er zu wollen angab, Geld der Gesellschaft eingespart, sondern es katastrophenhaft hinausgeworfen und auch den Garten, in dem neues Geld hätte nachwachsen können, total zerstört hat, bleibt ihm als einziges nicht etwa übrig, nun sparsamer zu sein. Im Gegenteil, er muß noch mehr ausgeben. Er muß, da hilft ihm nichts, auf eine große und teure Expedition gehen, und merkwürdigerweise kriegt er das Geld dafür. Das ist ein Mechanismus, den ich zwar irr finde, der aber unbeirrt so läuft. Man darf zwar nie aufhören, das Ziel, Ungeheures einsparen zu wollen,

zu proklamieren, aber man darf nicht etwa wirklich sparsam sein und sich bescheiden geben, sonst würden ja die Geldbewilliger bei der Gesellschaft denken, die Sache sei zu klein, zu unerheblich. Und völlig abwegig ist es, zu denken, aus Sparsamkeitserwägungen, aus Reue über seinen Geldhinauswurf hätte Professor Mittelzwerck mit einem einfachen Boot, mit einem alten Segelkahn rausfahren wollen. Dies hätte kein Vertrauen wecken können. Niemand hätte sich dafür eingesetzt, denn wer will bei so popliger Ausrüstung nachher den Mißerfolg auf seine Kappe nehmen? (S. 38)

Also startet eine Expedition, um die Räuber zu finden. Philemon wird als „Ehrendreis“, wie er von sich sagt, mitgenommen. „Man schöpfte zwar, wie man betonte, gern aus dem reichen Schatz meiner Erfahrungen, aber das war Schmus.“ Ebenfalls mitgenommen wird eine „Ausstrahlungsperson“, die für gute Stimmung an Bord sorgen soll und deren Gesicht und Mimik dem Publikum zu Hause das ganze Unternehmen erklären, es rechtfertigen soll. Denn die „richtige Strahlung, warum sich etwas vormachen, geht nun mal von der Wissenschaft nicht aus“, rät Philemon.

Friederike Kutzenbacher, die Ausstrahlungsperson, ist nicht nur berühmt, sondern auch vielfältig künstlerisch begabt. Sie wird im Buch zwar als ein wenig naiv gezeichnet, nimmt aber auch manches fachliche Detail auf. Einer spontanen Intuition folgend, gibt sie dem Expeditionsleiter Mittelzwerck den entscheidenden Hinweis, wo die Ludibundi zu finden sein könnten. So gelangt die Expedition zur Doktor-Doll-Insel, „auf der noch nie jemand gelandet war. Ein struppiges Stückchen Land mit spitzen Steinen und paar Bürstenbäumen. Man konnte mir ihr keine diplomatischen Beziehungen aufnehmen, weil da nur ein paar primitive Krabbeltiere lebten. Da muß man die Entwicklung abwarten.“

Über allerlei Verwicklungen gelingt es Mittelzwerck, Kontakt zu den Ludibundi aufzunehmen und sie in seinen Dienst zu stellen. Erst werden sie zur Vermes-

sung sämtlicher Details des Meereslebens eingesetzt. Mittelwerck beginnt eine „Generalinventur des Meeres“, denn: „Wir wissen ja im Grunde überhaupt noch nicht, was wir als Herren der Erde eigentlich besitzen.“ Nach nicht langer Zeit kollabieren sämtliche Datenspeicher der Welt, weil sie die von den Ludibundi gesammelten Daten – z.B. zu jedem einzelnen Sandkorn unter Wasser – nicht mehr verarbeiten können.

Auf Anweisung von oben muss die Aktion abgebrochen werden. Aber die Ludibundi brauchen eine neue Aufgabe, um von der alten abzulassen. Was liegt näher, als sie auf die Produktion grüner Muscheln umzuorientieren? Doch auch dies läuft gnadenlos aus dem Ruder. Der Spieltrieb der Ludibundi – ihr einziger Handlungsimpuls – treibt nun wiederum die Muschelproduktion ins Grenzenlose.

Mittelwerck aber kommandiert weiter in rasender Gelassenheit die Ludibundi, um sein wissenschaftliches Ego zu befriedigen. Philemon gelingt es während der gesamten Zeit nicht, mit ihm ein vernünftiges fachliches Gespräch zu führen. Er überlegt, was er tun solle. Ein offener Brief an die Fachgesellschaft? Müsste er das Expeditionsgefährt verlassen, am besten mit Friederike Kutzenbacher, um deretwillen sich die Öffentlichkeit vor allem für das Unternehmen interessiert? „Dies wäre vielleicht eine Möglichkeit gewesen, aber ich hätte mich dann vom Ort der Handlung trennen müssen, und mittlerweile war mir der richtige Augenblick entgangen.“

Schließlich verliert Mittelwerck seine Zurechnungsfähigkeit. Das Expeditionsgefährt ist zum Teil der neuen Muschelfarm geworden und dadurch nicht mehr manövrierfähig. Nun hat erneut Kutzenbacher den rettenden Einfall. Sie verführt die außer Rand und Band geratenen Ludibundi zu artistischen Übungen, und darüber vergaßen sie die Muschelproduktion. Philemon fasst wissenschaftlich die zentrale Erkenntnis zusammen: „hemmungslos funktionierende Ludibundi ... sind nur zu bremsen, wenn den ästhetischen Forderungen, die innerhalb des Strebens und der Struktur der Ludibundi liegen, Rechnung getragen wird. [...] Wesensfremde Forderungen an sie zu stellen muß aber zu Katastrophen führen.“

Mindestens so sehr, wie dies ein utopischer Roman ist, ist es eine Wissenschaftssatire, die auf die Gegenwart der 70er Jahre und ihren Naturbeherrschungsoptimismus bezogen ist. Um zu dieser Erkenntnis zu gelangen, bedarf es gar nicht interpretatorischer Leistungen, denn der Verlag hat die Fährte bereits im Klappentext gelegt:

„Die Brauns geben vor, ein Stückchen Zukunft abzubilden, es scheint jedoch, sie haben vornehmlich die Gegenwart im Auge. [...] Sie versetzen ihre Personen in eine Situation, die unkonventionelles Denken verlangt, und weisen am Beispiel nach, wie geistiges und charakterliches Mittelmaß, wenn es als unantastbare Spitze bezeichnet wird, vor allem Formalismus produziert, deshalb der ständigen Beweihräucherung bedarf und schließlich im Eigenlob erstickt.“

Wie stark die Lektüre aber auch aufs Heute bezogene Assoziationen weckt, kann bei einem 35 Jahre alten utopischen Roman durchaus erstaunen. Da er zudem

so unterhaltsam wie sein Plot pfiffig ist, erstaunt es ebenso, dass seit 1989 keine Neuauflage zustandegekommen ist.

Heinz Kruschel

Meine doppelte Liebe (1983)

Verlag Neues Leben, Berlin [DDR] 1983, 163 S. (bis 1990 vier Auflagen). Buchclub-Ausgabe: Buchclub 65, Berlin [DDR] 1984. Neuauflage: Edition Digital, Pinnow 2014

Als Ich-Erzählerin tritt die neunzehnjährige Erle auf, die in Leipzig studiert, um Lehrerin zu werden. Nachdem ihr Freund Matti im Herbst 1976 zur Armee einberufen wurde (er hat sich für drei Jahre verpflichtet), lernt Erle den kubanischen Gaststudenten Orestes kennen und führt ein doppeltes Beziehungsleben. Dann muss Orestes plötzlich nach Kuba zurück, wofür mögliche Gründe angedeutet werden: vermutlich das Ausreisebegehren seiner antirevolutionär eingestellten Mutter, die von Havanna nach Florida übersiedeln möchte, vielleicht auch die Beziehung zu Erle, die den kubanischen Instruktoren in der DDR wohl nicht verborgen geblieben ist, oder beides. Erle ist völlig aus der Bahn geworfen, kümmert sich nicht mehr um Studium oder Prüfungen und schlägt alle Hilfsangebote aus.

Im Mittelpunkt der Handlung stehen die beiden Partnerschaften Erle/Matti und Erle/Orestes. Dabei erfährt der Leser über den NVA-Alltag von Matti und die heimischen Verhältnisse von Orestes mehr als über Erles Studienleben. Der Hochschulalltag ist ein mitlaufender Hintergrund der Handlung, ohne besondere Bedeutsamkeit zu entfalten. Erfahrbar aber wird immerhin, dass das Wohnen in einem Internatszimmer zu dritt und mit restriktiver Eingangskontrolle durch einen Pförtner nicht immer unbeschwert ist. Etwas unwahrscheinlich mutet das halbprivate Vertrauensverhältnis an, das zwischen Erle und ihrem Romanistik-Professor Ernst gezeichnet wird (auch wenn das Kümmern unter DDR-Professoren verbreiteter war, als es heute ist):

Ich rufe Ernst an. Er ... ist da und hört zu. Das kann er immer, auch wenn er noch so beschäftigt ist. [...]

„Ich bin wie das Teufelchen“, sage ich, obwohl ich mich zu dem lockeren Ton zwingen muss, „das in einem Fläschchen schwimmt, und durch Druck auf den schließenden Gummi kann man das Teufelchen niederdrücken oder aufsteigen lassen.“

„Das kartesianische Männchen“, sagt Ernst, natürlich weiß er das.

„Ja. Aber wer drückt da, wer lässt mich tanzen? Warum soll ich wehrlos sein?“

„Mancher tut manches, was er besser ließe“, antwortet Ernst, „und manche sorgen dafür, dass sie selber zum Teufelchen werden und geben anderen die Schuld. Von heute auf morgen verschwindet kein Mensch. Ich kümmere mich darum.“

[...] wir alle mögen Ernst. Er lässt sich von manchen Studenten ausnutzen, er lebt nach der Devise: Ich vertraue zunächst jedem, und der Student wird beschämt sein, wenn er mich bewusst belügt oder betrügt, ich aber zu ihm gesagt habe, dass er für mich eine integre Persönlichkeit sei.

Er wirkt auf manche altvordern, für mich ist er ein Sozialist. Nicht erwartend, dass alle Studenten fertige Sozialisten sind, verurteilt er nicht, sondern prüft die Meinung des andern, hört sie genau an und argumentiert, er lässt gelten, darum gilt er viel.

Wie abgemacht, rufe ich ihn nach zwei Tagen wieder an. Ernst sagt: „Ich kann das nicht am Telefon erklären, wir treffen uns, sagen wir, in der Scheune, ja?“ [...]

Seine [Orestes] Mutter, diese Dona, hatte tatsächlich den Ausreiseantrag gestellt. Sie wollte nicht länger in Kuba leben. Sie besaß ein Vermögen in Florida, davon könnte sie leben wie eine Drohne. Das konnte sie in Cas-

tros Kuba nicht. Sie hätte gern Orestes, den sie sehr liebte, mitgenommen. Aber Orestes lehnte ab. Er musste zurück. Es gab bessere, zuverlässigere Studenten als den Sohn dieser Frau, die zu den Feinden ging, zu denen, die das Land aushungern wollten.

Das berichtet Ernst in der Scheune.

„Aber Orestes ist zuverlässig. Man kann ihn nicht für seine Mutter bestrafen!“

„Wir können uns da nicht einmischen“, sagt Ernst. „Kuba ist ein souveräner Staat, und sie leben unter Bedingungen, die sehr kompliziert sind.“

Das soll ich begreifen. (S. 173–176)

Ein anderer Professor spielt auch noch eine Rolle in diesem Buch, Mattis Vater, Anglist, aber vor allem dessen Frau als Professorengattin:

ihn interessiert der englische Briefroman vergangener Jahrhunderte mehr als das, was er speist oder was die Tomaten und Kartoffeln kosten. Und seine Frau tippt für ihn die Manuskripte und Gutachten, kocht, hält sauber, telefoniert, erledigt Korrespondenz, besorgt

Bücher, empfängt ungebetene Besucher und verhandelt. Und trotzdem macht sie sich Vorwürfe, wenn sie down ist: Ich lebe von seinem Geld, er ernährt mich. Aber der Herr Wissenschaftler sähe ganz schön alt aus ohne ihre Hilfe. (S. 18)

Hier aber erfolgt eine sympathische Wendung, wie Matti brieflich an Erle berichtet:

Meine Mutter schockt uns alle. ... Sie will ... in einem alten Laden einen Kosmetiksalon einrichten. Die Frau eines Professors! Seit zwanzig Jahren sein Büro! Vater hat mir das mitgeteilt und malt sich alles düster aus:

Täglich werde er essen gehen müssen, seine Manuskripte selber schreiben, keinen Termin werde er mehr halten können. Ist das nicht mutig von ihr? (S. 123)

Das Buch endet auch für Erle optimistisch. Sie ist zwar durch sämtliche Wiederholungsprüfungen gerasselt oder gar nicht erst angetreten. Ihre Exmatrikulation befindet sich auf dem Wege. Dann aber hat sie Gelegenheit, eine Wandlung zu beobachten (zugleich ein erneut etwas unplausibel entfalteter Vorgang in diesem Buch): Willi, der Kindheitsfreund von Matti, wird vom Kleinkriminellen zum schreibenden Arbeiter mit öffentlichen Auftritten, in denen er das Publikum anrührt. Da sagt sich Erle: „Ich trete noch einmal an, ich wiederhole das Jahr, ich muss es schaffen. Und wenn mein Mut in zu engen Schuhen stecken sollte, ziehe ich sie aus und laufe barfuß weiter. Ich laufe gern barfuß. Ich habe wieder Lust auf Leben.“

Helga Königsdorf

Der Lauf der Dinge. Geschichten (1982)

Aufbau Verlag, Berlin/Weimar 1982, 216 S. (bis 1988 vier Auflagen). Neuausgaben: Aufbau-Taschenbuch-Verlag, Berlin 1996, und Aufbau Digital, Berlin 2016

Auch dieser Königsdorf-Band enthält wieder einige Kurzerzählungen, die offenkundig auf die Erfahrungen der Autorin an ihrem Berliner Akademieinstitut für Mathematik zurückgehen.

In der Erzählung „Der unangemessene Aufstand des Zahlographen Karl-Egon Kuller“ hat ein 45-jähriger Professor für Zahlographie, „der das wissenschaftliche Profil seines Landes mitbestimmt“, etwas vor, das einschlagen müsste wie eine Bombe. Denkt er. Zunächst aber ist das, wozu es ihn drängt, aus seiner Lebensgeschichte heraus plausibel zu machen. Das gelingt der Autorin mit einer nüchternen Satire über den üblichen Gang einer wissenschaftlichen Karriere.

Am Anfang, klar, das Studium. „Natürlich war das System von Erziehung und Ausbildung nicht so perfekt wie heute. Es war noch hin und wieder eine eigene Entscheidung notwendig gewesen.“ So gehörte Kuller bald zur Zierde seines Studienjahres, denn er entwickelte eine Gabe, im rechten Augenblick zu handeln. Diese veranlasste ihn, sich in einer Lehrveranstaltung immer dann zu Wort zu melden, wenn alle längst den roten Faden verloren hatten. „Er sprach zu dem jeweiligen Dozenten nur den einen schwerwiegenden Satz: ‚Ihre letzte Schlußfolgerung verstehe ich nicht!‘ Damit erweckte er den Eindruck, er habe alle übrigen Schlüsse verstanden.“

Nach dem erfolgreichen Diplom kam Kuller ans Institut für allgemeine und spezielle Zahlographie. Dort gab ihm sein Chef auf, zunächst eine Dissertation zu schreiben. „Damit verabschiedete sich Professor Kneisel für die nächsten drei Jahre von ihm, denn damals war das Zeitalter des wissenschaftlichen Kindergartens noch nicht angebrochen, in dem der Betreuer spätestens nach dem dritten Jahr mit einem verzweiferten Kraftakt die Dissertation für seine Doktoranden selbst schreibt, da er sich sonst wegen schlechter Arbeit mit dem Nachwuchs herber Kritik aussetzt.“

Kuller begann sofort, das Wesentliche herauszukristallisieren. Das waren drei Dinge, hier in der Reihenfolge ihrer aufsteigenden Bedeutsamkeit: Das Literaturverzeichnis, so erkannte er, gehört unzweifelhaft dazu. Schließlich achte „jeder Wissenschaftler darauf – gegebenenfalls durch gezielte Hinweise –, daß seine Arbeiten zitiert werden, selbst wenn im Text nicht unmittelbar auf sie Bezug genommen wird“. Der zweitwichtigste Teil sei die Danksagung. Vor allem aber war die Arbeit von zwei positiven Gutachten abzusichern, was bei der Themenwahl berücksichtigt werden musste. An seinem Chef kam Kuller dabei nicht vorbei, und der war Fachmann für metrische Astralistik. Als Zweitgutachter erschien ein

kurz vor der Emeritierung stehender Gelehrter geeignet, der von ständigen Ängsten gequält wurde, man könnte ihn nicht mehr ernst nehmen. Dessen Kerngebiet war die Pyromantik. Also bekam Kullers Dissertation den Titel „Über die pyromantische Astralistik“. Er wusste: „Damit war etwas Grundlegendes geleistet ... Von vielen wissenschaftlichen Werken ist nie mehr als der Titel gelesen worden.“

Die geschickte Formulierung des Themas hatte auch zwei positive Folgen. Sie machte es den Gutachtern unmöglich, sein Anliegen mit der Begründung, sie seien inkompetent, abzulehnen. Aber tatsächlich waren sie es. Und mit „dem Niederschreiben dieses Titels war eine ganz neue Richtung der Zahlographie begründet worden. Die wissenschaftliche Welt dürstet nach fundamental neuen Ansätzen und Richtungen.“ Mit einer Zeitverzögerung von drei bis vier Jahren sollte es dann tatsächlich zu einer stürmischen Entwicklung auf dem Gebiet der pyromantischen Astralistik kommen, und Kuller wurde als Pionier gefeiert.

Er selbst hatte sich nach der vorfristigen Verteidigung seiner Dissertation einem neuen Gebiet zugewandt. „Aus heutiger Sicht bereute er diese Entscheidung nicht. Es wäre schwer gewesen, auf einem Gebiet zu bestehen, auf dem man mit einer derartigen Erwartungshaltung konfrontiert wurde.“ Kuller verfolgte im weiteren die Entwicklung in zweieinhalb Teildisziplinen der Zahlographie. Infolgedessen sagte man ihm einen sehr breiten Überblick nach. Jedes Jahr verfasste er ein bis zwei handwerklich saubere Arbeiten, „denen höchstens vorzuwerfen war, daß sie nicht gerade im Zentrum der wissenschaftlichen Entwicklung standen“.

Zeitgleich setzt sich allgemein die Überzeugung durch, dass die immer mehr Hochschulabsolventen in der reinen Grundlagenforschung den geringsten Schaden anrichten könnten. So entstand eine wachsende Mitarbeiterschar auch bei Kuller. Mit ihr vermehrten sich die Publikationen sprunghaft, auf denen der Name Kuller als Koautor erschien. „Man mußte ihm aber Gerechtigkeit widerfahren lassen, er hatte die Arbeiten immer gelesen und oft deren Stil verbessert.“ Bald aber waren alle internationalen Fachzeitschriften mit einem Überangebot an eingereichten Arbeiten versehen. Kuller sinnierte, dass man sich wohl entscheiden musste: Wollte man in Zukunft zu denen gehören, deren Arbeiten mit höflichem Bedauern abgelehnt werden, oder zu denen, die selbst Arbeiten mit höflichem Bedauern ablehnten. Er gründete ein neues zahlographisches Journal.

Auch in anderer Hinsicht änderten sich im Laufe der Jahre seine Schwerpunkte. So veranstaltete er regelmäßige Tagungen. Warum tun Wissenschaftler das, da sie doch alle ein gewaltiges Lamento anhoben, wenn es um die Arbeit geht, die damit verbunden sei? Die Antwort der Erzählerin: „Einmal neigten Wissenschaftler eines bestimmten Alters dazu, sich ernsthafter wissenschaftlicher Tätigkeit zu entwöhnen, und ergriffen jeden Strohalm, der sie auch weiter davon abhielt“. Tagungen zu veranstalten sei umso attraktiver, als man die Arbeit auf seine Mitarbeiter aufteilen konnte, ohne die Ehre teilen zu müssen. Und: „Jeder leitende Wissenschaftler wußte, daß seine Autorität bei seinen bürokratischen Instanzen

mit der Summe des Geldes, das er verbrauchte, zunahm.“ Überdies legt ein Tagungsleiter die Liste derjenigen fest, die mit Kostenübernahme zu Hauptvorträgen eingeladen werden. Die Folge: „Es blieb nicht aus, daß man nach einiger Zeit selbst mit Kostenübernahme zu Hauptvorträgen eingeladen wurde.“

Doch wirklich befriedigend war das auf Dauer nicht. Er stand, mit Mitte 40, im Zenit seiner Laufbahn. Es gab „keine wissenschaftsleitenden, -lenkenden, -prognostizierenden, -planenden, -koordinierenden, -einschätzenden, -konzipierenden, -kontrollierenden, -organisierenden Kommissionen, Räte, Beiräte, Vorstände, Gruppen, Untergruppen, Expertenrunden, Komitees, Kreise, Arbeitskreise, die auf seine Mitarbeit verzichten wollten.“ Und da wollte er dieses System, in das er unentrinnbar verstrickt schien, herausfordern. Zum erstenmal in seinem Leben wollte er den Erwartungen, die man in ihn setzte, nicht entsprechen. „Es kam ihm vor, als hätte er im Laufe seines Lebens eine Unmenge Sprengstoff akkumuliert, der nun zur Explosion drängte.“ Eine Tagung gab die Gelegenheit. Dort referierte er „Über eine Theorie der Phantaprojektoren“ und wollte mit diesen die verlogene Konstruktion seines Lebens niederreißen:

Kuller, ... der die Phantaprojektoren überhaupt noch nicht erfunden hatte, spürte, wie er in Stimmung kam. Er begann mit einem kurzen Abriß der Geschichte der Phantaprojektoren, die leider durch einen erstaunlichen Fehler der Wissenschaftsentwicklung völlig zu Unrecht in Vergessenheit geraten seien.

[...] Die Formeln und geometrischen Gebilde, die er ordentlich mit Kreide anmalte, formierten sich zu immer phantastischen, völlig sinnlosen Tafelbildern. [...] Die Sätze, die er bastelte, wurden immer unsinniger. (S. 64f.)

Steckte hinter den „Phantaprojektoren“ aber nur purer Nonsense, um den Betrieb seines Faches zu demaskieren? Marlene Meuer hat eine Erklärung: Projektoren dienten dazu, Vorlagen sichtbar zu machen. Was Kuller nun sichtbar zu machen beabsichtigte, sei die Phantasmagorie: das Trugbild der Wissenschaft mitsamt ihrer täuschenden Inszenierungspraktiken (Meuer 2022: 262). Es folgte die Diskussion. Doch das System, dem Kuller seinen Aufstieg durch Berechnung verdankte, reproduzierte sich unerbittlich, so dass selbst sein Aufstand – wie seine Karriere – in völlige Sinnleere läuft:

Schweigen. Einige der Anwesenden beschäftigten sich intensiv mit der Tischplatte vor sich. [...] In diesem Fall erlaube er sich selbst eine Frage zu stellen, ergriff Professor Großmichel ... das Wort. Er würde gern wissen, ob es Anwendungen der Theorie der Phantaprojektoren gäbe. Kuller ... nahm einen letzten großen Anlauf.

Eine Revolution für eine breite Palette von Anwendungsbereichen würde nahe sein. Man nehme beispielsweise die Elektrintechnik.

Indem man alle Schaltungen einfach phantaprojiziere, könnte der Integrationsgrad von Bauelementen potenziert werden. Für die Genchirurgie sei die Phantaprojektionscodierung endlich die richtige zahllographische Modellierung. Von der Physik wolle er gar nicht erst sprechen. Die Lösung der meisten offenen Probleme der Quantenfeldtheorie ergäbe sich als Abfallprodukt. [...]

Großmichel schloß das Kolloquium mit der Versicherung, man werde in den entschei-

denden Gremien umgehend darüber beraten, wie man dieser neuen Richtung möglichst ohne Zeitverzögerung eine ihrer Bedeutung angemessene Förderung zuteil werden lasse. (S. 66)

Professor Kuller, anschließend allein in der Universität, erlag einer plötzlichen Herzattacke und nahm das Geheimnis der wiederentdeckten Phantaprojektoren mit sich ins Grab. „Der nächste Internationale zahlographische Kongreß stand ganz im Zeichen der Karl-Egon-Kuller-Ehrung.“

In drei weiteren Erzählungen aus der Zahlographie geht es darum, wie eine Publikation schief gehen kann, weil ein Gutachter deren zentrale Gedanken verwertet, bevor er sein Gutachten abschickt („Eine kollektive Leistung“); wie die Mitwirkung in einer populärwissenschaftlichen Sendung zum Karrierekiller wird („Der todsichere Tip“), und wie ein weiblicher Habitus nach Ansicht des Institutsdirektors dem beruflichen Aufstieg notgedrungen auf der Abteilungsleiterenebene ein Ende setzen müsse („Autodidakten“).

Peter Vogel
Zwischenspiel (1979)

Militärverlag der DDR, Berlin [DDR] 1979, 235 S. (bis 1981 zwei Auflagen)

So kann man Ressourcen auch vergeuden und einen Beitrag dazu leisten, um die wissenschaftlich-technische Revolution gründlich vor die Wand zu fahren: Dr. Gunther Ludz, 34, Chemiker und seit drei Jahren Direktor eines VVB-Forschungsinstituts, steht vor der Pilotphase eines Werkstoffverfahrens, auf die sieben Jahre lang hingearbeitet worden war – da ereilt ihn eine Einberufung als Reservist zur NVA.

Ludz hält das eine Zeitlang für einen Witz, der sich wohl noch in Wohlgefallen auflösen werde. Doch Parteisekretär und Generaldirektor betrachten die Einberufung als eine Unabwendbarkeit, schließlich sei es ja keine Schande, an der Verteidigungsbereitschaft des Landes mitzuwirken. Jedenfalls machen sie keinen Finger krumm, um die Pilotphase zu retten. Beim Parteisekretär werden dafür im Laufe der Handlung noch niedere Motive offenbar.

In Windeseile muss nun Ludz seine Aufgaben übergeben: an seinen Stellvertreter, einen Ökonomen, der naturgemäß völlig blank hinsichtlich der fachlichen Fragen ist, und einen 25jährigen Chemiker, der vor kurzem erst vom Studium gekommen war und nun langjährige Abteilungsleiter koordinieren soll.

Bisher ungedient, beginnt Ludz' Reservistendienst mit einer vierwöchigen Grundausbildung und den Absurditäten des Armeeealltags im allgemeinen und denen der NVA im besonderen. Das ist hier nicht eigentlich unser Thema, aber von Interesse ist es schon, womit man in der DDR ein halbes Jahr lang einen hochqualifizierten Chemiker auch beschäftigen konnte. Zunächst kommt Ludz

das Ganze wie ein schlechter Traum vor. „Der Institutsdirektor Ludz wurde in routinierter Eilfertigkeit zum Soldaten Ludz gemacht. [...] Ich kam auf einen anderen Planeten und mußte laufen lernen.“

In der Grundausbildung schafft er manche Normen nicht. In der Truppe dann gehen ihm die abgeforderten manuellen Tätigkeiten – Panzerschläuche koppeln und an Pumpen und Wasserwagen anschließen, auch das mit Zeitnorm – nicht so recht von der Hand. Die Anforderungen der „militärischen Disziplin und Ordnung“ (MDO) erscheinen ihm teils als widersinnig und schikanös. Sein Unteroffizier inspiziert Ludz' Spind und denkt bekümmert: „Wo kommt der her? Wie muß der hausen? Was für eine Schlampe hat der zur Frau?“

Ludz wiederum denkt ebenso bekümmert, welche Figur er bei solchen Kontrollen abgibt: „er fühlte sich äußerst unbehaglich, wenn ihm in den Sinn kam, seine Mitarbeiter im Institut könnten ihren Direktor in dieser Lage beobachten: im Pyjama strammstehend, die Hände leicht zur Faust geballt, sinnlose Erklärungen stammelnd, gerichtet an die Adresse von jungen Leuten, mit denen er sich in seiner Stammkneipe nicht einmal an einen Tisch setzen würde.“

Zur „Erziehung“ wird Ludz vom Gefreiten laufend für Innenrevierdienste eingeteilt, also: Gang schrubben, Waschraum und Toiletten reinigen. Demütigungen am laufenden Band. Das stärkt seine Motivation selbstredend nicht. Hier behandeln sie ihn, so sinniert er, „wie einen überheblichen Karrieristen und Leuteschinder, dem man es mal richtig zeigen will, da er momentan der Würde und Macht seines Amtes entblößt war“. Von den anderen Soldaten wird sein Unvermögen, den NVA-militärischen Anforderungen voll zu entsprechen, als Gleichgültigkeit und Arroganz wahrgenommen: Er halte sich wohl für etwas Besseres, sei ein feiner Pinkel. Als er seinen ersten Urlaub antritt, wird er von seinem Zugführer, einem jungen Leutnant, gründlich in Augenschein genommen:

„Er bäugte ihn ausgiebig von vorn und von hinten, ließ sich Schuhsohlen, Kragenbinde, Taschentuch und lange Unterhosen vorführen, prüfte die Dokumente auf ihre ordnungsgemäße Ausfüllung und fand nichts zu beanstanden. Er schien darüber nicht ge-

rade glücklich zu sein [...] Dann belehrte er ihn noch über das richtige Urlaubsverhalten auf Bahnhöfen, in Restaurants, öffentlichen Einrichtungen jeder Art und ähnlichen Gefahrenquellen.“ (S. 150)

Im Urlaub bittet Ludz seine engsten Institutsmitarbeiter zu einer Besprechung. Flugs verwandelt er sich für einen Samstagvormittag wieder vom Genossen Soldaten mit Abonnement auf niedere Dienste zum Institutsdirektor. Wie sich herausstellt, droht der laufende Pilotversuch zu scheitern. Wagner, der 25jährige kommissarische Projektleiter, und Bigger, der Parteisekretär, setzen ihn ins Bild:

„Schwierigkeiten bereitet die Programmierung, und zwar größere, als wir voraussehen konnten. [...] Schon geringe Störungen würden das Programm unterbrechen. Das Ver-

fahren muß also in Einzeltests der neuralgischen Punkte vervollkommen werden ...“

„Es sind allerdings mehr dieser Punkte, als uns lieb sein kann“, warf Bigger ein. „Davon

war bei der Verteidigung des Projekts im Direktorium und auch bei späteren Besprechungen niemals die Rede. [...]“ Ludz verwies auf die Testreihen, welche die theoretischen Berechnungen bestätigt hatten. „Das ist richtig.“ Wagner suchte zu vermitteln. „Im Grundsatz ist ja auch alles planmäßig verlaufen, nur ... das Verfahren wird nach Abschluß der Pilotstufe sicher wesentlich komplizierter aussehen, als nach Beendigung der Laborphase angenommen wurde. [...] Es scheint mir keineswegs mehr sicher, ob wir am Ende tatsächlich den angestrebten

technologischen Spareffekt in der Großproduktion haben werden ...“

„Und das war ja schließlich der Sinn der Übung.“ Bigger pochte auf den Tisch. „Es ging nicht um ein irgendein neues Verfahren, sondern um ein rationelleres. Jetzt haben wir ein anderes, bitte sehr, das Ludz-Verfahren, aber wo bleibt der Effekt? [...] Schließlich können wir unsere Forschungsmittel nicht zum Fenster hinauswerfen. Hier ist noch zu klären, wo der Fehler liegt: in der von vornherein unrichtigen Berechnung oder im Projektverlauf.“ (S. 162–164)

Ludz ist wie vor den Kopf geschlagen. Natürlich passiert bei der Erprobung neuer Verfahren immer Unvorhersehbares. Mit solchen Risiken muss man rechnen und mit ihnen leben. Bigger aber war das ganze Projekt von Anfang an suspekt gewesen, auch weil er klare, überschaubare Vorhaben bevorzugte, bei denen der Erfolg von vornherein feststand. Doch wie oft hatten sie bisher schon „sämtliche Stellen im unklaren über dieses und jenes Detail gelassen, um ein Projekt durchzusetzen, das nach Biggers Methode niemals in den Plan gekommen wäre. Und immer hatten sie Erfolg gehabt.“

Überdies hat Bigger „ein paar überfällige Veränderungen“ in der Arbeitsorganisation des Instituts durchgesetzt. „Disziplin und so. Pünktlicher Arbeitsbeginn. Pausenzeiten einhalten. Na, eben lauter so etwas“, berichtet ihm Lenz, sein Ökonom und Stellvertreter. Ludz gerät außer sich: „Da haben wir jahrelang geackert, um den sterilen akademischen Betrieb, die Administration aus dem Arbeitsstil zu verbannen, und nun führt ihr zur Hintertür die alte Scheiße wieder ein.“ Die Kollegen staunen über das ungewohnte Vokabular. Sie haben vergessen, wo ihr Direktor derzeit seine Tage verbringt.

Ludz muss dann aber erst einmal wieder zu seiner Einheit zurück. Von einem Roman, der im Militärverlag der DDR erschienen ist, kann man nicht ernsthaft erwarten, dass er die Zustände bei der NVA völlig ungeschminkt schildert. Insofern ist es durchaus überraschend, dass der Autor einen Aspekt dieser Zustände nicht ausklammert, eingebettet in ein Gespräch, zu dem Ludz nach seinem Urlaub bestellt wird. In Gestalt des Politstellvertreters der Kompanie findet er sich erstmals als eine Person wahrgenommen, die mehr ist als ein unvollständig funktionierendes Rädchen in der militärischen Maschinerie:

„Genosse Ludz, wir haben Sorgen. Die Lage in der Kompanie, ich meine die Atmosphäre, ist bedenklich. Fronten haben sich gebildet: Reservisten gegen junge Wehrpflichtige. [...] Wo liegen die Ursachen? Was muß getan werden?“ [...]

„Die Widersprüche ... liegen ... darin begründet, daß ... die Gefreiten ... bestimmte Privilegien besitzen und geltend machen, die, soviel ich weiß, in keiner Dienstvorschrift stehen. [...] Wir, die Reservisten, ... empfinden das als schlecht und setzen uns dagegen

zur Wehr. Von der militärischen Führung in unserer Kompanie und, verzeihen Sie, auch von der politischen, werden die Übergriffe geduldet, wenn nicht sogar, wie bei einigen Gruppenführern, unterstützt. [...] wir sind nicht bereit, uns von jungen, unreifen Leuten, denen ihre militärische Routine und beschränkte Befehlsgewalt zu Kopfe gestiegen

ist, schikanieren zu lassen. [...] ich hätte eigentlich erwartet, daß die Partei dies nicht zuläßt. [...] Zum Beispiel: Wissen Sie genau, was sich Abend für Abend nach Dienstschluß in der Kompanie abspielt? [...] Sie wissen es nicht. Die gesamte Leitung verläßt die Kaserne und geht nach Hause.“ (S. 188–190)

Damit ist das, was EK-Bewegung hieß, zumindest so deutlich angesprochen, wie das in einem Militärverlagsbuch wohl maximal möglich war. Seinen Glauben an den realen Sozialismus verliert Ludz trotz des Erlebens der sozialistischen Armee nicht. Während einer Feldübung hat er zudem noch sein Erweckungserlebnis: „In einer entscheidenden Situation schlägt sein Verhalten in eine neue Qualität um“, kann so der Klappentext vermelden. Derart lässt sich die Handlung schließlich zu einem sozialistischen Entwicklungsroman finalisieren.

Auch in seinem Institut hat man inzwischen eingesehen, dass das neue Werkstoffverfahren nur mit seinem Erfinder und nicht ohne oder gar gegen ihn zum Erfolg geführt werden kann. Man hat halt nur – so lässt sich, was nicht im Roman steht, ergänzen – ein halbes Jahr für den wissenschaftlich-technischen Fortschritt verloren, und das für die ziemlich überflüssige militärische Ertüchtigung einer dafür doch eher ungeeigneten Person.

Franz Fühmann

Saiäns-Fiktschen. Erzählungen (1981)

Hinstorff-Verlag, Rostock 1981, 181 S. (bis 1987 drei Auflagen). Taschenbuchausgabe: Reclam, Leipzig 1985 (bis 1990 zwei Auflagen). Bis 1990 Übersetzungen in Tschechische, Polnische und Ungarische. Englische Übersetzung: Seagull Books, London/New York/Calcutta 2019

Hier geht es um eine Gesellschaft, die ebenso radikal wie verkorkst verwissenschaftlicht ist. Vordergründig spielen die Texte im Jahre „3456“, doch das ist Camouflage. Schon die lautmalerische Schreibweise des Buchtitels und die Willkürlichkeit der Jahresangabe zeigen an, dass man es nicht zu ernst nehmen sollte. Fühmann selbst nennt die sieben Erzählungen im Vorwort „Schlußpunkte, im Bereich gestockter Widersprüche, wo Stagnation als Triebkraft auftritt“.

Die Welt ist gespalten in zwei Hälften: Uniterr und Libroterr (daneben gibt es nur noch Andorra als dritten Staat, der aber immer wieder vergessen werde). Die Namen sind sprechend, Gebiet der Eindimensionalität und Gebiet der Freiheit. In beiden Territorien gibt es „Bewußtseinserhebungen“, d.h. es werden individuelles wie kollektives Denken erfasst, ausgewertet und die Daten nutzbar gemacht. Aber das Gleiche sei nicht dasselbe: In Uniterr dienen die Bewusstseinserhebungen dem sog. Volkswohl, während sie Libroterr „am laufenden Band zur Praktizierung von

schamloser Unmenschlichkeit, etwa Herumschnüffeln in den Gedanken des Volkes, mißbrauche“.

Uniterr zeichnet sich durch, wie Fühmann sagt, „Einlinigkeit“ aus. Es gibt prinzipiell und zu allem eine Einheitsmeinung und deren Einheitsformulierung. An Schulen wie Universitäten wird das Fach „Staatsbewußtseinsertüchtigung“ gelehrt. Eine Gesinnungspolizei und zahlreiche technische Überwachungsmechanismen sorgen dafür, dass Alltagsrisiken und individuelle Freiheit gleichermaßen auf null reduziert sind. Kommt es zu einem Versagen der individuellen Bewusstseinskontrolle, so wird das als „Alternativsyndrom“ bezeichnet: Da hat also jemand tatsächlich einmal in der Dimension von Optionen und Entscheidungswahl gedacht, obgleich doch in Uniterr die Dinge unverbesserlich geordnet sind. Dieses Alternativsyndrom ist als schizoide Anomalie rubriziert.

Verlassen können Uniterr nur Auserwählte. Gelangen diese wenigen nach Libroterr, so nehmen sie die fremde Welt als einen einzigen Widerspruch zwischen Monstrosität und Beschränktheit wahr. Die Industrie kann sich dort, von niemand gehindert, Wahnsinnsprojekten hingeben. Zugleich werden Leistungen erzielt, die, „verglichen mit Uniterrs Kümmerlichkeiten“, einfach überwältigend sind: „Daß es, zum Beispiel, fliegende Hotels gab; und daß man sie in acht Stunden montierte; und daß man staunte, daß einer darüber staune.“ Aber das Volk in Libroterr sei dann doch „im drückenden Sklavenelend zügelloser Anarchie dahinzusiechen gezwungen“. Dagegen lebe das Volk in Uniterr „dank wohltuend unhochem Lebensniveau und ordnungserhaltendem Mangel an jener Unzufriedenheitsquelle, die man ‚persönliche Rechte‘ nennt, ... in zufriedener Geborgenheit“.

Die wiederholt auftretenden Personen der sieben Erzählungen sind ein Diplomkausalitätler (also Philosoph) und ein Diplomneutrinoologe (also Elementarteilchenphysiker, dieser konkret damit befasst, nicht nachweisbare Teilchen als „das Nicht-nachweisbar-sein-Könnende nicht nachweisen zu können, um solcherart den Triumph der Physik in einer Wahrhaft Befreiten Gesellschaft“ zu bestätigen). Sie arbeiten im Institut zur Erforschung von Zukunftsstrukturen. Der sarkastischen Zeichnung der aktuellen gesellschaftlichen Verhältnisse in einem nur vordergründig utopischen Gewand entspricht, wie Fühmann anhand dieses Instituts allerlei Übellichkeiten des DDR-Wissenschaftsbetriebs vorführt.

So sei der Kausalitätswissenschaftler für seine Forschungsinteressen schon abgekanzelt worden, und Fühmann brauchte dafür keine Begründungen zu erfinden. Er musste nur welche zusammenfügen, die ihm die DDR-Geschichte in dichter Folge lieferte: „individualistische Spielereien, prognostischer Formalismus, elitäre Intellektualistik“. Ein Professor wird als „Teleologe“ vorgestellt, dem Uniterr die Lehre vom Angelegtsein staatlicher Ordnung im Bau der Moleküle verdankte: eine sinnfällige Anspielung auf die Kurzschlüsse von dialektischem und historischen Materialismus im Rahmen der „einheitlichen Weltanschauung“.

Die DDR-Geschichtswissenschaft durfte sich von einer Episode gemeint fühlen, die der Kausalitätler aus der Zeit seines Studiums berichtet. Er hatte damals an der Vorführung einer Vergangenheitsschau teilnehmen dürfen (die meisten Zeugnisse der Vergangenheit waren in zwei Atomkriegen verloren gegangen, aber es gab eine Methode der Vergegenwärtigung: sie bestand darin, „das ins All ausgestrahlte Licht vergangener Epochen durch superschnelle Gravitationswellen zu überholen und mit wachsender Beschleunigung zurückzuspiegeln, so dass der Augenschein vergangener Zeiten ... sich in einem Projektionsraum der Gegenwart als eine Art Film revisibilisierte“). Das Ereignis, um das es nun ging, war ein (fiktives) historisches Duell zwischen einem normannischen Seegrafen und seinem unehelichen Sohn Toul, einem Schweinehirten, datiert auf 1409:

Die Lehrmeinung in Uniterr ging seit je dahin, daß der Schweinehirt den Grafen besiegt, doch die Soldschreiber der herrschenden Kaste diesen Umstand totschwiegen, Musterbeispiel der geistigen Knechtschaft, die in vergangenen Zeiten gewaltet und erst in Uniterr überwunden; und sie war sich, diese Lehrmeinung, ihrer selbst so sicher, daß sie in alle Schulbücher einging, als berichte sie einen Tatbestand. Diese Verschiebung von der Fiktion in die Fakten gehört zum Geschichtsdenken Uniterrs [...] Gleich allen seinen Kommilitonen teilte, selbstverständlich, Pavlo die offizielle Hypothese, die Uniterrs Historiker vom Aus-

gang des Duells entworfen ... Dies einerseits. Andererseits widersprach solch ein Ausgang, der Sieg eines Niederen über einen Oberen, der offiziellen Geschichtsdoktrin Uniterrs, die besagte, daß vor der Schaffung der Wahrheit Befreiten Gesellschaft alles Geschehen nur den Oberen diene ... und deshalb in jeder Einzelercheinung von ihnen im Ablauf vorprogrammiert war. [...] Offiziöse Behauptung vom Sieg des Toul und offizielle Doktrin von der Vorbestimmtheit allen Geschehens durch die Oberen waren miteinander nicht zu vereinen ... (S. 94–99)

Nun war aber das Denken von Widersprüchen in der Geschichtstheorie Uniterrs nicht vorgesehen. Wie also geht man mit entsprechenden Anfechtungen um? Der für die Vergangenheitsschau zuständige Professor kam zu klaren Erwägungen, nachdem die Übertragung des revisibilisierten Geschehens von höchster Stelle abgebrochen worden war:

es spricht ... für die Erziehung, die der Professor genossen, daß er einer jählings aufgeschossenen Lust am Erkennen nicht erlag. – Begreifend, daß er zum Abgrund hin trieb, stand er auch schon in der klaren Einsicht der Verwerflichkeit seines Grübelns: Wenn der Oberste Kameradschaftsrat sogar diesen standhaften Wächtern [gemeint sind Geheimdienstler in einem Kontrollraum, PP] einen historischen Einblick verwehrte, würde er seine Gründe haben, gute Gründe, triftige Gründe, dem Wohle ganz Uniterr dienende Gründe; mußte man es da nicht doppelt und dreifach begrüßen, vor einem Schaden bewahrt zu werden,

den man durch einen Einblick nähme, dessen Wirkung ein Unbefugter gar nicht beurteilen und abschätzen kann? Das gute Glück des Behütetseins, das den Professor nun wieder durchwärmte, was zählte dagegen das Irrlichtflackern flüchtiger Erkenntnislust? Der Professor begriff so tief wie noch nie, daß nicht das Jagen nach subjektiver, sondern das Sich-Einordnen in objektive Erkenntnis dem Wissenschaftler Uniterrs ziemte, daß also das Geschaute nicht in seiner Konkretheit, sondern nur als Lehrmeinung wichtig war, und die lag ja gesichert vor: der Sieg des Toul als Sieg des Volkes. (S. 117f.)

Bekräftigt wird dies durch eine zwischenzeitlich vorliegende Einschätzung des Obersten Kameradschaftsrates: Die Okulardemonstration „sei als glänzendste Bestätigung Wahrhaft Wahrer Geschichtsbetrachtung von schier unermesslicher Bedeutung; habe sie doch sinnenfällig, unwiderleglich und jedermann faßbar die vergangenen finsternen Zeiten, die in Uniterr endgültig überwunden, als wahrhaft finster und wahrhaft vergangen und somit endgültig überwunden gezeigt“.

Nunmehr kann auch ein WISDIS, ein Wissenschaftlicher Disput, dazu stattfinden: „über diese unübertreffbar exakte tiefschürfende wegweisende und alle Beflüselten Wahrhaft Wahrer Geschichtsbetrachtung zu noch höherer Leistung beflügelnde Einschätzung“. Auch hier persifliert Fühmann eine DDR-Üblichkeit, indem er die gestanzten Sprachregelungen mit dem Umstand kombiniert, dass sich die SED-Führung als definitive Entscheiderin historischer Deutungskonflikte verstand.

Ganz ähnlich läuft es bei den Philosophen von Uniterr. Sie publizieren ihre Ergebnisse im Fachorgan „Kampfschrift für philosophische Gewißheit“ – eine durchaus treffende Charakterisierung der „Deutschen Zeitschrift für Philosophie“, dem Zentralorgan der DDR-Philosophie. Gelegentlich sind sie gefordert, wenn „wieder einmal eine Schlacht des Überzeugens durchs Land“ tobt, um „den Idealcharakter der Gesellschaft, der im Alltag nicht so offen vor Augen liege, als Realgehalt des sozialen Ideals zu beweisen“. Gegenüber den Realwissenschaftlern neigen die „Arbeiter der Bewußtseinsinstitute“ ganz unbewusst zu einem nachsichtigen Ton des Erklärens der größeren Zusammenhänge.

Diese liefen regelmäßig auf eines hinaus: „Die Prophezeiung der Klassiker müsse als erfüllt ausgewiesen werden“. Der Weg dahin sei auch immer gleich: „Kamerad Diplomkausalitätler Nummer 180, untersuchen Sie, daß sich dies soundso verhält –‘; überprüfen Sie, daß –‘; erforschen Sie, daß‘; immer nur: daß, daß, daß, immer und immer zu einem Resultat hin, das vor der Arbeit schon längst feststeht, und niemals ein Wie, nicht einmal ein Ob, geschweige ein Was.“

Als der „Kamerad Anführer des Hauptstädtischen Kontrolltrupps“ das Institut besucht, treten auch die Philosophen zur Begrüßung an, traktweise in Blocks, und singen den Marsch „Wir fröhlichen Philosophen“. Das gibt Fühmann die Chance, eine gallige Typologie der DDR-Philosophen zu entwickeln: „Affirmatoren; Kausalitätler; Syllogisten, Kategoristen, Prädikandisten; Apodiktiker, Assertoriker; leichtfüßig die jungen Moralisten, im Gleichschritt die Ästhetiker mit den ihnen angegliederten Schwärmen der Hilfsdenkerinnen, und – emsig im Bewußtsein ihrer Verantwortung auch hier die Fronten auszurichten sich mühend – die Unter- und Oberdialektiker ..., und jetzt auch die höheren Chargen, mit goldenen Biesen: Hauptoptimisten, Stabsoptimisten“.

Adolf Endler (1930–2009) notierte 1982, dass „Saiäns-Fiktischen“ in kürzester Zeit „in der DDR zu *dem* Kultbuch der widerständlerisch gestimmten Intelligenz geworden“ sei. Es gebe zur Zeit kein zweites Werk, das so fiebernd gelesen werde (Endler 1994: 120f.).

Rita Kuczynski

Mauerblume. Mein Leben auf der Grenze (1999)

Claassen Verlag, München 1999, 317 S. Taschenbuch-Ausgabe: List-Taschenbuch-Verlag, München 2000. Neuauflage: epubli, Berlin 2013. Englische Ausgabe: University of Toronto Press, Toronto 2015

Dieses Buch ist kein Roman, aber es wirkt wie einer. Als habe sich die Autorin einen Plot ausgedacht, der bislang so noch nie gestaltet worden war, und dazu ein passendes Figurenensemble, dessen Zusammensetzung jeder Wahrscheinlichkeit spottet. Doch hat sie nur ihr Leben beschrieben, oder: eine mögliche Variante ihrer Lebensbeschreibung notiert. Diese Lebensbeschreibungsvariante kreist um zwei Motive. Das eine ist die Ost-West-Grenze, „auf“ der die Autorin nach eigener Auskunft gelebt hat. Das andere Motiv ist ein gestuftes Abschiednehmen von der DDR, die von ihr aber auch nie begrüßt worden sei.

Das Figurenensemble, mit dem dieser Plot eines Lebens in Szene gesetzt wird, umfasst unter anderen (mit Sternchen die im Buch zwar nicht namentlich Genannten, aber auch nicht wirklich Verschlüsselten): Esther (Eva Grünstein-Neumann*), deren Vater Herbert Grünstein* (1912–1992, „einziger jüdischer General der Deutschen Volkspolizei“, wie er an einer Stelle akzentuiert wird), die Philosophen Manfred Buhr* (1927–2008), Matthäus Klein* (1911–1988), Wolfgang Heise* (1925–1987) und Camilla Warnke* (geb. 1931), der Wirtschaftshistoriker Thomas Kuczynski (1944–2023) mit der dazugehörigen Familie, also insbesondere Marguerite (1904–1998) und Jürgen Kuczynski (1904–1997), dazu ein namenloser Vize-Kulturminister. Lauter zuständige Autoritäten, und irgendeine davon habe sich letztlich immer für sie persönlich eingesetzt und politische Verantwortung für ihr Tun übernommen: So beschreibt Rita Kuczynski eine wesentliche Randbedingung ihrer DDR-Existenz.

1965 beginnt sie ein Philosophiestudium an der Universität Leipzig und setzt es ab 1966 an Humboldt-Universität fort. Dort lernt sie, dass es im Sozialismus keine entfremdete Arbeit gebe. Ihre Nachtschichten im Narva-Glühlampenwerk, mit denen sie ihren Lebensunterhalt verdient, dementieren das. Von ihrer Freundin Esther wird sie zum Parteieintritt überredet. Der soll dann zweimal schiefgehen. Nach einem Jahr wird sie mit anderen Kandidaten der Partei in die Kreisleitung eingeladen. Solche Studenten wie sie, heißt es bei Kaffee und Kuchen, brauche man für den Aufbau des Sozialismus, denn der sei schwierig:

Junge kritische Genossen und Genossinnen, auf die käme es an. Deshalb sollten wir mit Kritik nicht zurückhalten. Ohne Kritik gehe der Partei das Leben aus. Einzeln wurden wir gefragt, ob wir Verbesserungswürdiges sähen. Als ich an die Reihe kam, kritisierte ich das

„Neue Deutschland“, die Parteizeitung. Ich sagte, daß sie stilistisch absolut schlecht, die Sprache nicht zu ertragen sei und auch die logische Argumentation zu wünschen übriglasse. [...] Man lies mich freundlich ausreden und fragte, ob ich noch mehr an kritischen

Überlegungen hätte. Nein, erst mal nicht. [...] nicht als Mitglied der SED aufgenommen
Das Resultat der netten Plauderei war, daß ich wurde. (S. 91)

Sie bleibt aber ein weiteres Jahr Kandidatin. Dann wieder eine Plauderstunde. Man habe gehört, sie diskutiere eifrig über Christa Wolfs „Nachdenken über Christa T.“. „Das war eine politische Fangfrage. Ich hatte in diesem Moment nicht daran gedacht.“ Wieder wird sie nicht aufgenommen, allerdings auch erneut nicht als Kandidatin gestrichen. Esthers Vater, der Generalmajor, hatte mit der Institutsleitung gesprochen. Im dritten Anlauf klappt es, nach dem Universitätsrekord, drei Jahre im Kandidatenstand zu sein: „Ich hatte eine zynische Haltung zu meiner Parteimitgliedschaft erreicht. Mein Eintritt war daher eigentlich mein Austritt.“

Nach dem Studium, 1970, geht sie ans Zentralinstitut für Philosophie der Akademie der Wissenschaften. Dessen Ko-Direktor (damals Matthäus Klein, ein ehemaliger Pfarrer) hat sie gegen die Widerstände der Universität eingestellt. Sie arbeitet über Hegel, während an dem Institut ansonsten „die Politik der SED für das westliche Ausland salonfähig gemacht“ werde. Als sie einen Artikel zu Hegel schreibt, ist dieser umzuarbeiten. Sie „mußte unter Beweis stellen, daß die Propheten Marx, Engels und Lenin Hegel besser verstanden hatten, als Hegel sich selbst verstand.“ Im gleichen Jahr erhält sie zwei Gehaltserhöhungen. Später habe sie verstanden, dass das eine Art Schweigegeld war, weil sie den Artikel so umgeschrieben hat, dass kein eigener Gedanke mehr in ihm aufzufinden war. Im Laufe der Zeit macht sich in ihr ein historischer Fatalismus breit:

Je mehr ich verinnerlichte, desto ‚reifer‘ wurde ich wider Willen für das sozialistische Leben. [...] Ich hatte „eingesehen“, hatte „verstanden“, daß nichts zu machen war, daß „die Geschichte“ über allem waltete. [...] Und wer, wenn nicht Hegel, bot dafür erstklassige Argumente?

[...] Der Weltgeist läßt sich nicht irremachen von einer geistlosen Gegenwart. [...] Es schloß ein, daß die Weltgeschichte auch ohne mich die Geschäfte des Weltgeistes richten wird. (S. 242)

Äußerlich blieb und bleibt sie weitgehend unbehelligt. Der Hintergrund dafür ist eine Geschichte, die ihr ein gemeinsames Geheimnis mit dem Institutsdirektor Manfred Buhr verschafft hat. Gegen diesen war nicht lange nach ihrem Einstieg ins Akademieinstitut ein Tribunal inszeniert worden. Der Auftrag dazu kam von der SED-Bezirksleitung:

Binnen kurzem entstand eine hysterische Lynchstimmung, die so widerlich war, daß kaum mehr Luft zum Atmen blieb. Die Versammlung dauerte über sechs Stunden. Als sie zu Ende war, lief ich Stunden durch die Straßen und heulte über so viel Niederträchtigkeit. [...] In einer Telefonzelle suchte ich die Adresse des Institutsdirektors heraus ... und klingelte an seiner Haustür. Er öffnete selbst. Wortlos gab ich ihm den Blumenstrauß. Wortlos bat er

mich in die Küche und machte mir einen Kakao [...] Alles geschah, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Wir saßen am Küchentisch, bis es draußen hell wurde. Dann bestellte er ein Taxi ... Seit jener Nacht verband uns ein tiefes Einverständnis in ein Schweigen, das wir unbedingt erhalten wollten. Es hatte etwas zu tun mit eingestandener Hilflosigkeit. [...] Beide wußten wir von dir Einmaligkeit dieses Schweigens, auch deshalb sind wir uns nie

nähergekommen. Dieses Schweigen hat mich beschützt in den kommenden Akademiejahren. Denn bald war er der ... am meisten gefürchtete Institutsdirektor an der Akademie

... Er war der intelligenteste und differenzier-
teste Intrigant, den ich in der DDR kennenge-
lernt hatte. Aber mich hatte er immer heraus-
gehalten. (S. 121f.)

Eines Tages lernt sie Emanuel kennen. Bald leben sie zusammen und heiraten. Es handelt sich um den Sohn von Jürgen Kuczynski, Thomas. Der Name des Vaters sagt ihr zunächst wenig, gelesen hat sie von ihm nichts. Irgendwann wird sie zu einer Freitagabend-Runde eingeladen. Es stellt sich heraus, dass diese wöchentlich stattfindet, und so ist sie fortan Teil einer ihr bisher unbekannten Kultur: „die bourgeoise Variante der DDR-Elite. Sie konnte Mousse-Schokolade, Liebermann und die Dummheit eines Erich Honecker in ein Gespräch bringen, ohne daß sie sich am Rinderfilet verschluckte.“ Den Familienverband empfindet sie als „rote Aristokratie“ – und profitiert im weiteren von der Zugehörigkeit.

Die Schwiegereltern adoptieren sie mit emotionaler Zärtlichkeit in die Familie. Dann wird Wolf Biermann ausgebürgert. „Emanuel beschwor mich, keinerlei Protestschriften zu unterzeichnen ... Mein Schwiegervater, der selber bestürzt war über die Ausbürgerung und sie im Familienkreis als ‚Blödheit‘ bezeichnete, warnte mich väterlich autoritär, an keinerlei Protestaktionen teilzunehmen.“ Die Schwiegermutter schlägt vor, durch eine Krankschreibung vorerst aus der Öffentlichkeit zu verschwinden. „Ich wußte, ich würde mich nicht erholen von diesem Zugeständnis.“

Zugleich gibt ihre diese Familie die Geborgenheit, die sie bei der eigenen nicht hatte finden können. Das macht sie tolerant gegenüber manchen Marotten, denen sie begegnet, etwa den Umgang Jürgen Kuczynskis mit seiner Ghostwriter-Rolle für die weltwirtschaftlichen Passagen in Honecker-Reden: „da die Worte des Generalsekretärs zur Weltwirtschaft nicht oft genug wiederholt werden konnten, schrieb Jürgen Kuczynski nach dem Bekanntwerden der Honecker-Reden ... dann noch im Parteiorgan ‚Neues Deutschland‘ einen Artikel zu den von Jürgen Kuczynski gearbeiteten Teilen der Rede. Das hieß, er begrüßte die immensen Einsichten, die Honecker letztens zur Lage der kapitalistischen Weltwirtschaft geäußert hatte.“

1981 verläßt sie das Akademieinstitut. Den letzten Anstoß gab die dort, wesentlich von Manfred Buhr, inszenierte Affäre um Peter Ruben (*1933). Fortan schreibt sie Bücher und ist offiziell Hausfrau. Schließlich profitiert sie auch von der zunehmenden Großzügigkeit, mit der Reisegenehmigungen für Künstlerinnen und Wissenschaftler erteilt werden. Bei einer Vortragsreise in die USA setzt sich jemand, der sich als FBI-Mitarbeiter vorstellt, beim Essen an ihren Tisch. Er erzählt ihr, was für Probleme seine Behörde mit ihrer Einreise hatte. Im Fragebogen stand unter der Rubrik „Jetzige Tätigkeit“: Hausfrau. Das war ein Fall, den sie noch nicht hatten: „Eine deutsche Hausfrau fährt als Hegelspezialistin an die Columbia-Universität, sagte der gutaussehende Mann und lachte. Sie dachten, dies sei vielleicht eine ganz neue Generation von DDR-Agenten.“

Die DDR war ihr nun „ein Ort geworden, an den ich künftig von meinen Westreisen zurückkehren wollte, um in Ruhe zu schreiben“.

Rosemarie Zeplin

Schattenriß eines Liebhabers. Erzählungen (1980)

Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1980, 201 S. (bis 1982 drei Auflagen). Westdeutsche Ausgaben: Luchterhand, Darmstadt 1981, und Ullstein, Frankfurt a.M. 1984

Die drei Erzählungen des Bandes verhandeln Beziehungsgeschichten, wobei die jeweiligen Protagonisten entweder beide oder eine aus dem Hochschulumfeld stammen. So spielt das Hochschulleben auch immer eine, wenngleich randständige Rolle. Hauptsächlich geht es um in unterschiedlicher Weise verkorkste Beziehungen. In der titelgebenden Erzählung hat eine junge Ökoniestudentin ein Verhältnis mit einem hohen Wirtschaftsfunktionär.

Der zweite Text, „Eine unvollkommene Betreuung“, dreht sich um ein Wissenschaftlerehepaar mit Kind, sie unbestimmter fachlicher Zugehörigkeit, er Biologe. Er ist voller Verständnis dafür, dass seine Frau hart daran trägt, die häuslichen Bedingungen seiner offenbar dynamischen Karriere abzusichern. „Er sagt manchmal über mich: Ursula trägt die Hauptlast des Haushalts.“

In den ersten Jahren ihrer Ehe setzte sie dem noch Widerstand entgegen, in Gestalt von Tränenausbrüchen, woraufhin er, „entsetzt über sich selbst, sofort ein Reformprogramm entwickelte oder erneuerte. Die gemeinsamen Festlegungen haben in ihm natürlich einen tieferen Eindruck hinterlassen als unsere Bemühungen, sie in die Praxis umzusetzen.“ Er neigt auch dazu, erklärende Gespräche über seine vielfältigen Verpflichtungen zu führen. Dann erläutert er seine Reise- und Abwesenheitspläne für die nächste Zukunft:

Er erläutert mir Hintergrund, Sinn und bestehenden Zusammenhang zu anderen Tätigkeiten, Kongressen, Delegierungen, Beratungen, Gremien, Veröffentlichungen und weicht mich bereitwillig in die Strategie ein, die er und seine Freunde oder Verbündeten oder Mitarbeiter zu verfolgen gedenken und von deren Gelingen wiederum eine ganze Reihe anderer wichtiger Projekte in verschlungener, aber von Ludwig klarsichtig enthüllter Wechselwirkung miteinander abhängen, wobei insgesamt ein Bild der demnächst erforderlichen Aktivitäten entsteht, das den Hörer mit der Zuversicht erfüllt, von der Ludwig in so reichem Maße vergeben kann.

An mich gerichtet ist die Erläuterung solcher Sachverhalte mehr als Ausdruck ehelicher Gemeinsamkeit. Sie entsteht einmal aus dem Überschuss an Energie, den Ludwig auch ohne Zweckbindung verschwenden kann, wo-

bei er schon durch die Beschäftigung mit so viel Interessantem wieder neuen Zustrom empfängt. Zum andern dient sie der feinen Ablenkung von der Tragweite des Gehörten: die Abwesenheit Ludwigs während der übernächsten Woche, das davorliegende und anschließende Wochenende eingeschlossen, aus der eine etwas längere im nächsten Monat resultieren wird, deren Folgen – aus dem Netz der Sachzusammenhänge übersichtlich präpariert – eventuell zu einem leicht verspäteten Antritt unseres Urlaubs führen können, der jedoch insgesamt keinesfalls ausfallen soll beziehungsweise an dem Ludwig doch unter allen Umständen teilnehmen möchte – soweit es geht.

Ludwigs Freude über meine verständnisvolle Aufnahme kann ich dadurch trüben, daß ich zu unaufmerksam einwillige, nicht wenigstens einige Sorgen und – wenn auch gefaßt –

Betrübnis erkennen lasse, damit auch er mir seinen Kummer der vielen persönlichen Ent-

behrungen wegen zeigen kann. (S. 97)

Im dritten Text, „Die kleine Seejungfrau“, geht es um die Ehe der Mathematikerin Lisa, die in ihrer Dissertation arbeitet, und des Theaterregisseurs Eckard. Das ist dicht geschrieben, aber thematisch im hiesigen Kontext nicht weiter relevant. Einblicke ins Hochschulleben liefert jedoch das eingestreute Porträt von Lisas Bereichsleiter, verfasst aus ihrer Perspektive. Wir lernen einen Professor kennen, der nicht nur die originelle Selbstinszenierung beherrscht. Er scheint auch mit allen Wassern gewaschen zu sein, um die Betriebsförmigkeit der Hochschule seinen schaumschlagenden Interessen dienstbar zu machen:

An Nowacks Vorträgen war alles unvorhersehbar, außer, daß sie Überraschungen [enthalten] würden ... Die Eröffnung geschah mit einer Serie unvermeidlicher – das betonte er – Begriffsneubildungen, die allein das Fassungsvermögen der Hörer voll beanspruchten, wenn nicht überforderten. Mußte er bekannte Termini verwenden, so gab er ihnen wenigstens einen neuen Inhalt, der etwa das Gegenteil von dem bedeutete, was man bisher darunter verstand. Und wenn er ein Wort als geläufig voraussetzte, so kannte es niemand. [...] Nowack schöpfte aus alten und neuen Sprachen, seit kurzem auch aus dem Griechischen. Sechs bis zehn Beutewörter konnte er pro Woche einbringen ... In diesen Begriffen, so meinte jedenfalls Lisa, lag eigentlich sein Erfolg, wenn sein königliches Auftreten und der Schmelz seiner Rednerstimme, die ja nur begleitend wirken können, einmal außer Betracht blieben. [...] Den Anfang machte Nowack – mit Hilfe seiner Begriffe – stets mit ein paar Thesen. Danach trat Stille ein. Man traute seinen Ohren nicht. Hier schien ein gesichertes Prinzip, dessen Vernünftigkeit noch nie bezweifelt, das vielleicht schwer einzuhalten und darum immer wieder einmal auszusprechen war, mit scharfen Worten verworfen zu sein, ein Paradox an seine Stelle getreten und dazwischen nur zum Teil verständliche Aussagen oder Forderungen gesetzt, von denen man sich

fragte, ob sie überhaupt erlaubt sein konnten. [...] Allem fehlte nämlich, worüber Nowack verfügte, oder besser, was er ankündigte: eine wirklich tragfähige Theorie. Eine Theorie, deren umfassendes Wesen alle kleinkarierten Rezepte, alle Methodenpusselei überwinden würde, die all die Probleme, mit denen sie – die Praktiker – sich jetzt herumschlugen ..., die diese Probleme total begriff und den Zugang zu allen Fragestellungen so leicht und klar eröffnete, daß sie damit gewissermaßen bereits zu existieren aufhörten. Obwohl niemand sich so eine Theorie vorstellen konnte, war das, worauf sie hinauszulaufen schien, fern genug, um eher Wohlwollen als Abneigung auszulösen. [...]

Ein Netzwerk weitestgespannter Vorhaben, die diesen Bereich an die Spitze aller Bereiche der Sektion bringen würden, enthielt auch das Projekt, eine ganz spezielle, von Nowack inspirierte Ausbildungsrichtung „Informationselektronik“ einzurichten. Dazu mußten Scharen von Widersachern auf benachbarten Ebenen ..., und nicht zuletzt die Studenten selbst, gewonnen werden, die bis zu dem Augenblick, da die Novität den Charakter des Obligatorischen annahm, mitsprechen konnten, nämlich dadurch, daß sie der nicht ganz legalen Werbeaktion der Initiatoren Zustimmung entgegenbrachten. (S. 128–130, 142)

Winfried Völlger

Verwirrspiel. Eine frisierte Biografie (1981)

Hinstorff Verlag, Rostock 1981, 223 S.

Der Titel warnt: Die Handlung oder das, was man dafür halten könnte, ist etwas verwirrt. Das Buch ist anspruchsvoll dekomponiert. Rekonstruieren lässt sich, mit einiger Mühe, aber immerhin zweierlei: Der Ich-Erzähler will einen Film drehen, und Andi Bergmann, um den es im Buch immer wieder geht, ist sein Leben aus den Fugen geraten. Der Vater ist gestorben, und Suse, die Freundin, hat sich erst von der Uni exmatrikulieren lassen und dann den Freitod gewählt. Film und Andi hängen in mindestens einer Hinsicht zusammen – über beide lässt sich sagen, was der Erzähler zu den Konzepttexten für den Film vermerkt: Es sei „ein ästhetisches Chaos angerichtet“ worden und niemand „in der Lage, diese mehrfach geschichteten Geschichten noch sauber auseinanderzuhalten“. Korrekt.

Jenseits der schwer zu durchschauenden Handlung, der Absichten des Autors und seiner Figuren bleibt aber doch eines dauerhaft präsent: Es handelt sich um einen Akademikermilieu-Roman. Dabei sind die meisten der Figuren bemüht, eine bürgerliche Berufsfassade aufrechtzuerhalten, um dahinter ihren Neigungen zu Bohème und Unkonventionalität frönen zu können. Die Berufsfassade funktioniert, weil sie über Wissen und Können verfügen, das ihnen ihr Studium verschafft hat. Genau dadurch hat aber jede und jeder auch so ihre und seine Erfahrungen mit der Hochschule in der DDR gemacht.

Suse zum Beispiel saß an einer Doktorarbeit. Sie hatte herausgefunden, dass Kinder, die auf dem Lande aufwachsen, im Vergleich zu Stadtkindern eine signifikant zurückgebliebene Wortschatzentwicklung aufweisen. Mit zunehmendem Alter nehme der Unterschied zwar ab, doch Stadt-Land-Differenzen sollte es in der egalitären DDR eigentlich überhaupt nicht geben:

Andi schlägt ihr vor, sie solle eine Formulierung finden, die genügend dialektisch sei, die alle Informationen enthalte, aber dennoch den Anschein erwecke, als gäbe es keinen Unterschied zwischen Stadt und Dorf. Suse seufzt, sie habe bis heute ein naives Dialektikverständnis gehabt, habe Inhalt und Form nur als Einheit begriffen, zuweilen wi-

dersprüchlich, aber nie als einen zusammengerührten Brei, der seinen Geschmack verändere in direkter Abhängigkeit von den Zutaten. Für ihn aber seien offensichtlich schwarz und weiß keine Kontraste, sondern Vater und Mutter eigentümlich grauer Kinder, welche taub und hybrid sein. (S. 59)

Andi hat eine ganz andere Geschichte zu erzählen aus seiner Studentenzeit. Das war 1973, sein erstes Philosophieseminar. Der Dozent, Dr. Donath, mühte sich, eine Diskussion ingang zu bringen. Nach Minuten peinlichen Schweigens meldete sich Andi zu Wort und nahm Bezug auf die Worte des Dozenten: „Die sozialistische Revolution, begann er, die Befreiung der Werktätigen kann also nur erfolgreich verlaufen, die Herrschaft des Kapitals nur gebrochen werden, durch

die Diktatur des Proletariats. So weit die Theorie, so weit, so gut. Aber was ist mit Chile? Hat nicht die Unidad Popular streng nach den Spielregeln des bürgerlichen Parlamentarismus gesiegt?“

Dr. Donath schien verunsichert, doch nach einer Weile der nun sehr lebhaft gewordenen Diskussion hatte er die Lösung gefunden. Eine dürftige, wie Andi fand: „Eine Ausnahme bestätigt die Regel.“ Noch bevor in der Woche darauf die nächste Philosophieveranstaltung anstand, rollten auf den Straßen und Plätze Santiagos die Panzer:

Dr. Donath ... war jedoch ein hochkaratiger Philosoph, und so war es selbstverständlich, daß er seine Vorlesung am aktuellen Weltgeschehen orientierte.

Er skizzierte die Seminardiskussion der vergangenen Woche, zitierte wörtlich Andis Frage und faßte das Ergebnis der Debatte in die bescheidenen Worte: Wir waren – eingestandenmaßen auch ich – nicht in der Lage, eine erschöpfende Antwort zu finden. Aber,

meine Damen und Herren, fuhr er fort, ... Sie lesen doch hoffentlich Zeitung, und wenn Sie schon Zeitung lesen, dann hoffentlich nicht nur die Sportseite!

Die Lacher, die er sonst immer an dieser Stelle erwarten konnte, blieben aus. [...] Der historische Prozeß, sagte er leise und beschwörend, der Gang der Geschichte hat uns die Antwort geliefert! (S. 18f.)

Lächelnd wie ein Sieger habe sich Donath in diesem Erfolg gesonnt. „Oder sind Sie immer noch anderer Meinung, Herr Bergmann?!“ Da sprang Andi auf und „sagte-rief-brüllte: Auch wenn es den Wahrheitsgehalt der leninschen Theorie tausendmal erhärtet und beweist, sehe ich – ganz im Gegensatz zu Ihnen – keinerlei Anlaß, mich über den Putsch der faschistischen Junta zu freuen!“ Er hatte seine Gitarre dabei, zog sie hervor und mit ihm sang bald das ganze Auditorium maximum, stehend und mit erhobenen Fäusten: *Venceremos!*

... die große grüne Tafel hinter Dr. Donath glich nach wenigen Minuten einer jener Mauern in Lateinamerika: *Viva Allende! Venceremos! Viva Fidel! Viva Torrez!* Und ein ganz Mutiger versuchte ... ein zwei Quadratmeter großes Porträt des legendären Che Guevara. Nach der dritten Wiederholung des Liedes wurde Andis Gitarre durch die Reihen gereicht, und ihr Schalloch schluckte Münzen und Scheine.

Schließlich gelangte das Instrument nach vorn ans Katheder. Dr. Donath zückte die Brieftasche und hielt den grünen Zwanziger erst

einige Sekunden über seinen Kopf, ehe er ihn der Sammlung beisteuerte. Hatte bis zu diesem Augenblick chaotischer Lärm den Hörsaal erfüllt, so setzte nun schlagartig der Beifall der jungen Studenten ein: hölzernes Klopfen der Knöchel auf den kleinen Tischplatten, einige, die mit den studentischen Sitten noch nicht recht vertraut waren, klatschten in die Hände. Dann kehrte Ruhe ein. Dr. Donath hatte sein pädagogisches Geschick wieder einmal unter Beweis gestellt, er konnte nun ungehindert seine Vorlesung fortsetzen. (S. 19f.)

Zwei Tage später musste Andi Bergmann zu einer Aussprache in die Sektionsleitung:

Andi beteuerte, daß es nicht seine Absicht gewesen sei, Dr. Donath zu beleidigen, und nachdem er diese Erklärung in sieben Vari-

ationen wiederholt hatte, glaubte man ihm. Gegen die Anklage jedoch, den Vorlesungsbetrieb bewußt gestört zu haben, konnte er

sich nicht zur Wehr setzen ...

Ihr internationalistisches Empfinden in allen Ehren. Der Sektionsleiter schüttelte seinen ergrauten Kopf. Aber wo kommen wir hin, wenn jeder einfach so drauflos sammelt? [...]

Andi legte den Briefumschlag mit den Geldern der Sammlung auf den Tisch.

Zweihundertsechsfünzig Mark achtzig, sagte er, es ist für Chile.

Damit ist es doch nicht getan, junger Freund! Diese Sammlung ist und bleibt illegal. So leid es mir tut, wir können Ihnen das Geld gar nicht abnehmen, wir wissen überhaupt nicht, wie wir das verbuchen sollen, verstehen Sie? [...] Es ist bisher leider noch keine Solidaritätsaktion ins Leben gerufen worden, ... aber vielleicht ist es schon morgen oder übermorgen soweit; dann können wir Ihre Gelder entgegennehmen.

Dann heben Sie es so lange auf, sagte Andi

kurz.

Der Sektionsdirektor runzelte die Stirn, seufzte und bat schließlich die Sekretärin, den heiklen Umschlag im Panzerschrank zu deponieren. (S. 20f.)

Doch dann kam eine überraschende Wendung:

Drei Wochen später startete die Hochschulzeitung ihre große Chile-Solidaritäts-Aktion. *Kampfmeeting im Auditorium maximum!* war die Reportage überschrieben, und ... stand unter dem Foto folgender Kommentar: Die Studenten des ersten Studienjahres, welche PhilosophieVorlesungen bei Prof. Dr. Donath hören, sammelten 256,80 M und sangen das Lied *Venceremos*. Das Bild zeigte den Professor vor der mit spanischen Lösungen bekritzelten Wand; die Faust erhoben und mit weit zum O geöffnetem Mund. (S. 22)

Jürgen Fuchs

Gedächtnisprotokolle (1977)

Rowohlt Verlag, Reinbek b. Hamburg 1977, 117 S. (bis 1990 drei Auflagen). Übersetzungen ins Französische und Schwedische

Jürgen Fuchs (1950–1999) stand 1975 unmittelbar vor seinem Psychologie-Diplom, als er an der Friedrich-Schiller-Universität Jena in ein Verhör- und Ausschlusskarskussell geriet. Der Anlass: öffentliche Lesungen eigener Kurzprosa. Die Disziplinierungsmittel: Anhörungen vor der Universitätspartei- und der FDJ-Leitung. Die Folgen: Ausschluss aus der SED, aus der FDJ und vom Studium. Diese Erfahrungen hat Fuchs in seinen „Gedächtnisprotokollen“ verarbeitet.

Es handelt sich dabei zunächst um eine Art Anti-Belletristik, insofern die Texte gemäß Autorenintention hyperrealitätsnah sein sollen, jenseits aller Fiktionalität. Die Anhörungsnachschriften suchen möglichst exakt den realen Verlauf der gesprochenen Worte zu rekonstruieren, und ergänzende Briefe oder Leitungssternnahmen konnten direkt übernommen werden. Die dokumentarische Unmittelbarkeit wird allerdings aufgebrochen, indem in diese Textsorten jene Prosastücke montiert sind, die Anlass der ganzen Aufregungen waren. Hinzu treten kurze Stücke, die die Ereignisse essayistisch verarbeiten, und eine Zusammenstellung von Meinungen, die Fuchs von verschiedensten Leuten unter vier Augen, also jenseits der Tribunale, mitgeteilt wurden.

Wolf Biermann (*1936) geht in seinem Vorwort noch weiter, indem er dem Ganzen im Sinne eines stark erweiterten Literaturbegriffs zuschreibt, Literatur zu sein: Die Gedächtnisprotokolle sähen zwar aus wie Dokumentarliteratur, aber das täusche. Es werde nicht einfach Wirklichkeit faul-fleißig abgeschrieben. Die eigentliche, die künstlerische Erfindung sei längst geleistet worden, bevor es niedergeschrieben wurde. Denn das, was ist, sei ja vorher selbst künstlich hergestellt worden: Durch mutiges und kluges Verhalten seien die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen gebracht worden. (Biermann 1977: 8)

So gesehen, haben wir es hier mit einer Literaturproduktion zu tun, die damit einsetzt, ihre Anlässe selbst zu schaffen, die dann Realfiguren zur – überwiegend mündlichen – Textproduktion animiert und schließlich damit endet, die je nach Sprecher und Sprechertypus banal-folgenreichen bzw. aufklärerisch-folgenlosen Texte zu verschriftlichen. Für unser Thema sind vor allem die dokumentarischen Teile der so entstandenen Textcollage von Belang, da diese Einblicke ins universitäre Geschehen bieten. In der Hochschulparteileitung am 12.3.1975:

T: [...] Ich habe drei Fragen: 1. Wer war der Initiator? 2. Warum hast du die Partei nicht informiert? 3. Welche Position vertrittst du zum Inhalt und den Auswirkungen dieser Veranstaltung? [...] In klarer Sprache ausgedrückt stehst du auf drei Fehlpositionen: 1. Du begibst dich auf die Position des Kritikers am Sozialismus, am real existierenden, und begünstigt damit die ideologische Diversion des Gegners, arbeitest ihr in die Hände. 2. Du forderst „Freiheit der Kritik“, kritisches Engagieren, du stehst damit auf der Position der „2000 Worte“ in der ČSSR von 1968 ...

[Fuchs:] Die ich nicht einmal kenne ...

T.: Das spielt keine Rolle. Damit hilfst du mit, die Konterrevolution in der DDR vorzubereiten, milde gesagt ist das die Position des Pluralismus. 3. Das ist eine absolut unmarxistische Betrachtungsweise, die Gesellschaft und den Staat so zu betrachten, wie du es tust, das ist eine kritikasterhafte Position, der Sozialismus ist für dich eine Kette von Fehlleistungen. [...]

[Fuchs:] [...] Alles, was ich so weiß und in Staat und Gesellschaft bemerke, der Umstand, daß mir überhaupt dieses und jenes auffällt, das habe ich dem Marxismus zu verdanken. Lenin vor allem [...]. Und Marx, der war auch wichtig, den jungen Marx las ich erst kürzlich wieder, der sagte doch damals 1842/43 viel Interessantes zur Pressefreiheit ... Wie gesagt, diesen Leuten verdanke ich fast alles, Marx, Lenin, Luxemburg, gut, daß ihre „Russische Revolution“ jetzt auch in der DDR gedruckt wurde. Reichlich spät, finde ich. [...]

T.: [...] Warum fühlt sich denn keiner aus diesem Kreis bedrängt und drangsalieret? Warum nur du? Kann sein, du bist egozentrisch veranlagt oder noch schlimmer, wir müssen vielleicht ohnehin ganz andere Maßnahmen einleiten. [...]

[Fuchs:] [...] diese Vorladung war nur eine peinliche Bestätigung meiner kleinen Prosatexte [...]. (S. 13, 15, 25–27)

Der SED-Ausschluss erfolgte am 23.4.1975. In der FDJ-Hochschulgruppenleitung am 5.6.1975:

B.: ... Verfahren gegen den Jugendfreund Jürgen Fuchs ... Die Stellungnahme der FDJ-Leitung konnte jeder lesen, sie wurde in der Sektion, im Universitätshochhaus am Schwarzen Brett ausgehängt. [...]

St.: Gestern fand eine Versammlung des gesamten Studienjahres statt, auf der eine Stellungnahme erarbeitet werden sollte. Ich muß gleich vorweg sagen, daß es dazu nicht kam, da sich zwei Parteien gegenüberstanden, die

entgegengesetzte Meinungen zu den literarischen Werken von J. F. äußerten. Es muß gesagt werden, daß sich dennoch ein großer Teil des Studienjahres von J. F. distanzierte, da man berücksichtigen muß, daß einige, die nichts sagten, ihre ablehnende Haltung in persönlichen Gesprächen zum Ausdruck brachten. Kritisiert wurden die negativen Wirkungen und die destruktive und pessimistische Haltung, die hinter den Prosastücken steht. [...] Ich kann keine eindeutige Stellungnahme abgeben, da sich im Verlaufe der Versammlung die Fronten verhärteten. [...]

[Fuchs:] [...] Diese Prosastücke habe ich nicht „gegen das Statut geschrieben“, wie das behauptet wurde, sondern weil ich im Sinne des Statuts aufgefordert bin, meine Meinung zu äußern und Kritik zu üben, wo etwas schlecht ist. [...]

Z.: [...] Es hat kritische Hinweise gegeben, er hat sie nicht berücksichtigt, im Gegenteil. Ich muß einfach verlangen, daß er dafür jetzt auch einsteht. Es geht nicht, hinterher alles so lange zu biegen, bis auch noch eine Linie

daraus wird. [...]

B.: Wir müssen noch folgendes berücksichtigen: Der ideologische Klassenkampf hat sich vor allem auf das kulturelle Gebiet verlagert. J. F. bringt die Meinung des Klassenfeindes zum Ausdruck, indem er Fehler komprimiert. Natürlich ist das alles sehr geschickt gemacht und nicht auf den ersten Blick durchschaubar. Dabei müssen wir uns bewußt sein, daß es im Sozialismus noch Widersprüche gibt. [...] Fehler müssen also gesetzmäßig auftreten. Deshalb kann es auch nicht die Aufgabe des Schriftstellers sein, diese Fehler aufzuzeigen, Kritik dieser Art zu üben, meine ich. Das sind dann Angriffe. [...]

S.: Ich habe mir die ganze Zeit schon überlegt, was bei diesem Verfahren herauskommen soll. Wenn wir J. aus der FDJ ausschließen, dann wird er doch isoliert, das bestätigt doch nur seine Meinung, daß der, der den Mund aufmacht, fertiggemacht wird, so helfen wir ihm doch nicht ... [...] Ich frage mich, ob wir uns diesen Ausschluß überhaupt leisten können. (S. 54f., 62, 64f.)

Der FDJ-Ausschluss wurde vollzogen. Am 17. Juni 1975 folgte die Exmatrikulation.

Als die „Gedächtnisprotokolle“ bei Rowohlt veröffentlicht wurden, saß Fuchs in MfS-Untersuchungshaft. Nach seiner Abschiebung schrieb er „Vernehmungsprotokolle“ (Fuchs 1978), eine Rekonstruktion der U-Haft und ihrer Verhöre. Hatte er sich bei seinen Anhörungen an der Universität zumindest noch Notizen machen können, so musste er die MfS-Verhöre allein aus dem Gedächtnis rekonstruieren. Die Universität spielte darin dann keine Rolle mehr.

Sigrid Damm

Ich bin nicht Ottilie. Roman (1992)

Insel-Verlag, Frankfurt a.M./Leipzig 1992, 391 S. (bis 2005 zwei Auflagen). Taschenbuch-Ausgabe: Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1999

Eine Milieugeschichte, handelnd von einer Dreiecksbeziehung, in der die Hauptfigur Sara lebte. Neben dem Familienleben mit ihrem Mann unterhielt sie über ein Jahrzehnt hin eine Beziehung zu ihrem Germanistikprofessor aus Jenaer Studientagen. Jetzt ist sie 47, es ist das Jahr 1987, und sie erinnert die Geschichte dieser verwickelten Affäre aus den 60er und 70er Jahren.

Mit ihrem späteren Mann Heinrich hatte sie bereits während des Forschungsstudiums in den 60er Jahren ein Kind bekommen. Sonderliches Entgegenkommen widerfuhr ihr dabei an der Universität Jena nicht:

Vier Semester lang hält sie ihre Seminare immer regelmäßig. Ist das Kind krank, sucht sie eine Bekannte, oder Heinrich bleibt zu Hause. Das ist oft schwierig. Aber sie schafft es. Nicht ein einziges Seminar fällt aus. Sie ist stolz darauf. Völlig zu Unrecht, wie sie zunehmend merkt. Man ist unzufrieden mit ihr im Institut. Stimmen werden laut, sie fehle in Versammlungen, nehme nicht am Institutsleben teil. Funktionen, für die sie vorgesehen war, können ihr nicht übertragen werden. Der hoffnungsvolle Kader enttäuscht. Wo bleibe ihr Eingreifen in den ideologischen Kampf? Gastrollen spiele sie mit ihren zwei Tagen in der Woche.

Ihre Lehrveranstaltungen zählen nicht. Nur die gesellschaftliche Arbeit.

Sara erinnert sich an eine Montagabendsitzung. Kurz vor zehn Uhr hatte sie einen Zettel ins Präsidium gegeben, ob sie gehen dürfe, um ihren Zug zu bekommen, der Bus fahre erst in zwei Stunden. Ihr Antrag wird abgelehnt. Zehn nach zehn ist die Versammlung zu Ende.

Sie geht durch die nächtliche Stadt. Die Miropa am Bahnhof ist geschlossen. [...] Sie wartet in der kalten Vorhalle. Kurz vor zwölf hält vor dem Bahnhof der Schichtbus. [...] Sie reicht kein zweites Mal einen Zettel ins Präsidium. [...]

Von da an vergrößert sich ihr Schuldkonto rapide. Zur Wahlversammlung wird sie für ihr Fernbleiben von Versammlungen, für ihre schlechte Beteiligung an der gesellschaftlichen Arbeit gerügt. Zahlen werden im Bericht genannt, eine Stellungnahme gefordert. Von Notwendigkeit der Kollektiverziehung ist die Rede. Nicht die Gedankenlosigkeit der Männer ist es, Frauen haben das in den Bericht gebracht.

Was soll sie erwidern? In der Pause bedrängt man sie, sie müsse Stellung beziehen. [...] Sie meldet sich. Versucht zu erklären.

Kämpferisch müsse man sein und nicht lamentieren, ruft einer dazwischen.

Sara stockt. Daß sie ihre Seminare immer gemacht habe, will sie sagen. Sagt es nicht, setzt sich. (S. 85–87)

Für den hiesigen Kontext aber ist etwas anderes relevanter. Ab 1970 arbeitet Sara in einem Berliner „Amt, das die Aufsicht über alle Druckerzeugnisse hat“. Den gelegentlichen Beschreibungen ihrer Tätigkeit nach, die über den Text hin verstreut sind, dürfte es sich dabei um das Institut für marxistische-leninistische Kultur- und Kunstwissenschaften des Instituts für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED (IfG, ab 1976 Akademie für Gesellschaftswissenschaften) handeln.

Dort gehört Sara zu einer kleinen Arbeitsgruppe, ein Philosoph, ein Ökonom, zwei Pädagogen. Sie haben keine Entscheidungen zu fällen. Sie erarbeiten Analysen zu Sachgebieten. Sara macht ihre ersten Erfahrungen, offenbar nicht so erfreuliche: „Immer mit der Ruhe“, sagt der Philosoph, als er Sara, die an ihrer ersten Analyse sitzt, einmal allein im Zimmer antrifft. „Die Ergebnisse stehen sowieso von vornherein fest.“ – „Aber dann wäre meine ganze Arbeit sinnlos.“ – „Ja, ist sie auch.“ Er lacht ein hohes, lautes Lachen. Noch auf dem Flur ist es zu hören.“ Sara erfährt das „Amt“ als eine Maschinerie, die sie nicht durchschauen kann. Ihr Chef lässt Sara eine paternalistische Aufmerksamkeit angedeihen:

Obwohl er nur acht Jahre älter ist, redet er ständig von ihrer Jugend und Unerfahrenheit. [...] Mit der Zeit geht Sara sein Pädagogisieren auf die Nerven. [...] Er erkärt ihr zum siebentenmal Aufgaben und Unterschiede von Staats- und Parteiapparat; Verquickungen, Überschneidungen, Aufgabenteilung. Es ist nicht zu verstehen. Sara hört durch seine langatmigen, oberlehrerhaften Sätze hindurch. Fast in jedem kommt das Wort Dialektik vor. Saras Erschöpfung. Ihr fällt ein, das Wort Dialektik durch das Wort

Dogmatik zu ersetzen. Die Erschöpfung verfliegt. Sein Vortrag bekommt plötzlich einen Witz. Sara muß lachen, sie nickt, lacht mehrmals. Und der Chef ist zufrieden mit ihr und entläßt sie.

Auch die nächsten Sitzungen übersteht sie so. Immer leitet er sie hilfreich mit einigen Sätzen über die Schwächen der Frauen ein. Das ist eines seiner Lieblingsthemen. Gefühlsbetont und unlogisch seien alle Frauen, sie eingeschlossen. Es gäbe noch viel an ihr zu erziehen. (S. 144)

Einmal, in einer Versammlung, widerspricht Sara dem Chef heftig, sagt, was sie denkt. Der Philosoph hatte sie gewarnt. Der Chef sei cholerisch. Nun erlebt sie es:

Nach ihrem Widerspruch eine Pause. Die Halsschlagader des Chefs schwillt an, dann wird sein Gesicht krebsrot. Er öffnet den Mund, holt Luft, schreit. Sara betrachtet fasziniert den lächerlichen Auftritt. Je lauter er schreit, desto ruhiger wird sie. Sie verschränkt die Arme, lehnt sich zurück, lächelt. Er springt auf, rennt aus dem Zimmer, knallt die Tür zu. Das ist noch nie passiert. Der

Vorwurf der Kollegen, nur mit Zurückschreien könne man das abfangen. Sie habe ihm den Auftritt verdorben.

Vier Wochen spricht er nicht mit Sara, schickt sie in andere Abteilungen, in Außenstellen. Dann gehen die Erziehungsgespräche weiter, als sei nichts gewesen. Das Schreien unterbleibt fortan. (S. 145)

Sara aber erkennt ihre Lage und macht sie sich zunutze:

Sie nimmt die Schwäche, hängt sie sich wie einen Mantel um, und es wird ihre Stärke. Arglosigkeit wird ihr Schutz, ihre Weiblichkeit ihre Maske. Es ist verblüffend, was damit alles möglich ist. Sie schafft sich einen Spielraum. Sie handelt. Still, unauffällig hinter den breiten Männerrücken. Man traut ihr das nicht zu, denn sie ist schwach, unlogisch, gefühlsbetont. Wenn die Folgen ihrer Hand-

lungen zur Sprache kommen, tut sie so, als ob sie sie nicht überblicken könne. Oder sie plappert etwas, was den Vorstellungen ihrer Rolle entspricht. Und sie entwickelt Listen. Ihre Analysen zum Beispiel bespricht sie mit Leuten außerhalb des Amtes; wenn es dann um Schlußfolgerungen geht, kann der Chef sie nicht einfach diktieren, sie ist besser imstande, ihre eigenen zu verteidigen. (S. 145)

Sara glaubt, ihre ersten selbstständigen Schritte zu tun. Sie ist stolz auf kleine Erfolge und den Handlungsspielraum, den sie gewonnen hat. „Wie sollte man auch leben mit dem Bewußtsein, ein nutzloser, nicht gebrauchter, überflüssiger Mensch zu sein?“ Ein paar Jahre gehen ins Land. Dann debattieren sie in kleiner Runde im „Amt“ Rudolf Bahros „Die Alternative“ (Bahro 1977):

„Kapitel für Kapitel. Aufgeregt, gierig; endlich legte jemand den Finger auf die Wunde. Analysierte klar, machte Vorschläge. Das wärmende Ländchen war zu retten. Und Wolf Biermann besang lustvoll und frech die Din-

ge, die es zu verändern galt. Sein großer Fernsehauftritt ermutigte alle in Saras Freundeskreis, da war Kraft zu holen, Heiterkeit.

Der Schreiber des Buches wurde verhaftet. Der Sänger außer Landes gewiesen.“ (S. 317)

Es folgen die üblichen öffentlichen Rechtfertigungen. Im „Amt“ spitzt es sich zu. Sara steckt mittendrin. Die alten Dogmatiker kommen aus ihren Löchern. „Es war viel zu tun. Aber wenig möglich. Die Maschinerie funktionierte.“

Die Unzufriedenheit mit der Arbeit lässt sich nicht mehr wegdrücken. Sara will aussteigen. Ein Jahr muss sie sich darum bemühen, dass ihr Arbeitsvertrag mit dem „Amt“ aufgelöst wird. 1978 ist das vollbracht. Die Kaderleiterin schlägt Saras Kaderakte zu und schreibt mit rotem Stift quer über die Titelseite: AUSFALLKADER.

Martin Wendland

Mit falscher Münze. Kriminalroman (1978)

Verlag Das Neue Berlin, Berlin [DDR] 1978, 182 S. (online unter <https://epdf.tips/mit-falscher-muenze.html>). 2. Auflage: Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1986

Durchaus erstaunlich: Ein recht wissenschaftsinternes Problem wird verhandelt in einer populären Krimi-Reihe („DIE – Delikte Indizien Ermittlungen“), deren Ausgaben es an jedem DDR-Zeitungskiosk für zwei Mark zu kaufen gab. Das Problem ist ein Plagiat. Dessen hat sich Prof. Herbert Hanssing schuldig gemacht, der gerade auf dem Sprung ist, vom Stellvertreter zum Direktor seines biochemischen Instituts in Berlin aufzusteigen. Höchst misslich ist es daher, dass sein einstiger Kommilitone und heutiger Kollege Dr. Werner Stillmann das Plagiat entdeckt hat – und dieses Wissen zu nutzen gedenkt.

Beide sind sich in herzlicher Abneigung verbunden, seit Hanssing mit strategischem Kalkül eine Karriere absolviert hat, die weniger auf wissenschaftlichen Leistungen als auf einem gnadenlosen Opportunismus aufbaute. Seinen einzigen (jedenfalls für die DDR) Makel, die kleinbürgerliche Herkunft aus der Familie eines Posamentenhändlers, hatte Hanssing durch einen inszenierten Krach mit seinem Vater neutralisiert. Ansonsten, so das Zeugnis Stillmanns über Hanssing: weiß jeden Unsinn zu rechtfertigen, reine Kaderakte, glatte Laufbahn, Gier nach Geltung und Macht, kaltschnäuzige Art, die Arbeiten anderer vor allem als eigenes Verdienst erscheinen zu lassen. Alle Anforderungen, die das Institut aus dem Ministerium erreichen, werden kühl an die Mitarbeiterebene weitergereicht. Dort behilft man sich, als das Ministerium einmal wieder den Termin eines Projektabschlusses vorverlegt, mit Sarkasmus: „Die Bakterien werden da wohl nicht mitmachen ... Bis jetzt wurde ihr Wachstumstempo nämlich von Naturgesetzen bestimmt.“

Hanssing – „ein Bürokrat und Projektemacher“ – ist sich seiner wissenschaftlichen Limitierungen durchaus bewusst: „Früher, ja, da hatte er noch Ideen gehabt und Gedanken entwickelt, aber das war mit den Jahren immer weniger geworden. [...] Gleichzeitig war sein Drang nach Originalität immer quälender gewor-

den. [...] Aber die Fähigkeit, Anregungen und Gedankensketzen anderer aufzugreifen und logisch überzeugend zusammenzufassen, war ihm geblieben.“ Und immerhin: „Er war wer geworden. Seine Stimme hatte dank der Autorität seiner Position an Gewicht gewonnen. Auch belanglose Äußerungen wurden ernsthaft zur Kenntnis genommen und rege diskutiert.“ Er träumt von der Mitgliedschaft in der Akademie.

Und dann dieses Verlagsangebot: Man möchte zum 200. Geburtstag des großen Mikrobiologen Löwenhauk eine Biografie herausbringen, und er, Hanssing, erscheine dafür als der am besten geeignete Autor. Er ist schon Professor, aber es wäre sein erstes Buch. Nachdem er geschmeichelt zugesagt hat, rückt der Abgabetermin unerbittlich näher. Da ihn Leitungs- und Verwaltungsaufgaben eindecken, kommt er mit dem Manuskript nur mühsam voran. Doch dann fällt ihm das Buch eines österreichischen Autors namens Xaver Steidle in die Hände. Der hatte brav und bieder alles zusammengestellt, was über Löwenhauk bekannt war. „Eigentlich“, denkt Hanssing, „hätte man Steidles Buch mit einigen Änderungen – Weglassen objektivistischer Formulierungen, Einbringen von parteilich eindeutigen Aussagen, Einbeziehen der gesellschaftlich-politischen Zusammenhänge und marxistisch-leninistische Würdigung – auch so drucken können.“

Schließlich kauft er siebzig Seiten bei Steidle ab. Aus „Man darf wohl vermuten“ wird „Man darf annehmen“, Absätze werden paraphrasierend verdichtet, durch Einfügen eines Satzes lässt sich dem Text gelegentlich ein eigenes Gepräge geben usw. Als er die Umbruchfahnen gegenliest, erscheint ihm manches zwar als etwas zu plump umformuliert, aber nun ist es bereits zu spät. Dann liegt das gedruckte Werk pünktlich vor. Hanssing verschenkt es großzügig in seinem Umfeld. Doktor Stillmann kennt zufällig Steidles Buch, wird der auffälligen Parallelen gewahr, gleicht detailliert ab und ist empört.

Er stellt Hanssing zur Rede: „Was denkst denn du, was passiert, wenn ich eine ausführliche Rezension über dein Buch schreibe und gleichzeitig eine über Xaver Steidles Buch?“ Hanssing verschanzt sich hinter seiner Machtposition: „Die Redaktion würde sich an mich wenden. Alles Weitere kannst du dir denken.“ Dennoch: Es erscheint ihm besser, mit Stillmann ein Agreement zu finden. Dieser ist vom Naturell her ein gewissenhafter und erfolgreicher Wissenschaftler ohne die Neigung und das Talent, sich aufzuplustern wie Hanssing. Folglich steckt seine Karriere fest. Eigentlich, rät Stillmann, müsste er es sein, der Hanssing die Aufgaben stellt, „einfache, leicht überschaubare, damit er vielleicht noch einmal selbständig arbeiten lernt“. Hanssing sieht durchaus die Ungerechtigkeit, die in der Asymmetrie ihrer beiden Entwicklungen steckt. Damit versucht er, Stillmann zu kaufen. Er setzt für ihn eine Gehaltserhöhung durch, lobt nun gelegentlich dessen Arbeit, gibt ihm mehr Freiheiten für seine Forschungsgruppe, verschafft ihm die höchste Prämie für den vorfristigen Abschluss des erwähnten Projekts, dessen „Ergebnisse zu einem Teil vorgetäuscht, aber dank dem Bürokratismus als solche nicht erkennbar waren“.

Stillmann gewinnt in der Folge an Statur, wird sicherer im Auftreten, gewandter im Gespräch, und er drängt auf den stellvertretenden Institutsleiterposten, der nach Hanssings Aufstieg zum Direktor frei werden wird. Hanssing aber sieht sich durch dessen Anwesenheit tagtäglich an seinen plagiatorischen Fehltritt erinnert. „Wann würde dieser Alptraum ein Ende haben?“ Er versucht, Stillmann an ein anderes Institut wegzuloben, doch der verweigert sich diesem Ansinnen: „dann geh doch du“. Das Selbstbewusstsein Stillmanns untergräbt in der Wahrnehmung Hanssings seine Autorität. Da er in dessen Hand ist und nichts zu der Erwartung Anlass gibt, dies könne sich ändern, sieht er sich zum Äußersten getrieben: er oder ich. Mit naturwissenschaftlicher Akribie bereitet er einen vermeintlichen Unfalltod Stillmanns durch Propangas vor, erfolgreich. Der Mord erscheint ihm als perfekt gelungen. Die Kriminalpolizei will die Sache schon zu den Akten legen, da geben einige Ungereimtheiten dann doch noch zu weiteren Ermittlungen Anlass.

Schließlich weiß Hanssing, dass er überführt ist. Ihm steht sein sozialer Absturz vor Augen. Er muss an seine Frau denken, die als Lehrerin arbeitet:

Gertraude war stolz auf ihren Mann. Er war schließlich ein bedeutender Wissenschaftler. Sie hatte ihre eigene Entwicklung zurückgestellt. Gleichberechtigung – natürlich. Sie war nicht ohne Ehrgeiz gewiß nicht, aber erst kam Herbert.

Sein Erfolg bestätigte ihren Verzicht. Ein bißchen kam auch ihr zugute, sie stand mit in seinem Licht. Frau eines Professors. Das war sehr viel mehr als der Durchschnitt.

Bitte sehr, ja, bitte für Professor Hanssing, ja? – Das zog noch, besonders wenn damit ein roter Schein gekoppelt wurde. Keine langen Wartezeiten. Schnelle Reparatur und Ersatzteillieferung. Ein Pelzmantel für sechstausend Mark. Kleider und Schuhe aus dem Exquisit. Man wurde gesehen; ein freundliches Lächeln. Man war wer. Man galt etwas im Sozialismus. (S. 63)

Von der Kripo verfolgt, bringt sich Hanssing mit seinem Wagen zum Absturz von einer Autobahnbrücke: letztlich ein Tod infolge von opportunistischem Karrierismus.

Winfried Völlger

Das Windhahn-Syndrom. Roman (1983)

Hinstorff Verlag, Rostock 1983, 316 S. (bis 1989 vier Auflagen). Westdeutsche Ausgabe: Verlag Postskriptum, Hannover 1989. Neuauflage: Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2015

Claudia, eine der beiden Hauptfiguren, bricht bei der Trauerfeier für einen verdienten Genossen in einen Lachkrampf aus, der für politische Verstimmungen sorgen wird. Indes hat sie die Sache nicht unter Kontrolle, sondern war deshalb bereits mehrere Monate in stationärer psychiatrischer Behandlung. Zuvor hatte sie dieses unerklärlichen Leidens wegen aus Dacca (Bangladesch) ausgeflogen werden müssen: Anlassfrei brachen plötzlich und krampfartig die Lachanfälle aus. Claudia ist Sprachwissenschaftlerin, spezialisiert auf mittelasiatische und fernöst-

liche Sprachen. Zusammen mit einem befreundeten Dokumentarfilmer weilte sie für Feldforschungen im Himalaya.

In ihrem Studium hatte sie mit ihrem Kindheitsfreund, der hier als Ich-Erzähler auftritt, einen gemeinsamen Lieblingsprofessor, den Historiker Hans Grün. Ebendieser wurde zu Grabe getragen, als der fatale öffentliche Lachanfall passierte. Grün wird sympathisch geschildert:

Auch Hans Grün ersparte uns nicht ... Frustrationen, ob er nicht wollte oder nicht konnte, blieb zwar ungeklärt, aber es liegt nahe, daß er nicht anders konnte, selbst wenn er gewollt hätte; was wäre aus einem Geschichtsprofessor an unserer Universität geworden, der in seinen Vorlesungen *Zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung* erzählt hätte vom Kohlrübenwinter, von der Wirkung der Dolchstoßlegende auf ihn persönlich, von seinem damaligen Demokratie-

verständnis, von späteren aberwitzigen Plänen gegen das sozialdemokratische Revisionsistenpack. Er konnte nicht anders, als das vorzutragen, was so weit abstrahiert war, so weit entfernt von gelebtem Leben, daß nur noch die großen Zusammenhänge sichtbar blieben, frei von Widersprüchen, keimfrei und steril, wodurch sich mancher von uns fragen mußte, wie es damals bloß zu dieser Katastrophe hatte kommen können. (S. 91f.)

Grün sei ein zutiefst ehrlicher Mensch gewesen. Am Beginn seiner Vorlesung habe er gesagt, dass er keineswegs alles, sondern nur ausgewählte Kapitel vortragen wolle. Er „begründete diese von ihm selbst als eigentlich unzulässig charakterisierte Verkürzung damit, uns schonen zu wollen. Was er uns verschwieg, waren nicht nur die ausgelassenen Kapitel, sondern auch die Kriterien, nach denen diese Selektion vorgenommen worden war.“

Der Erzähler erinnert sich, von der Vorlesung bald maßlos enttäuscht gewesen zu sein, „aber ich mochte ihn nach wie vor“. In den ersten Stunden sei der Hörsaal restlos besetzt gewesen, aber sehr bald hätten die Studentinnen unter den Tischen zu stricken und zu häkeln begonnen. Andere lasen Zeitung, und von Woche zu Woche lichteten sich die Reihen. Grün habe sich durch all dies nicht beeindrucken lassen. Er schien diese Fluktuation gewöhnt zu sein.

Der Erzähler rettete sich durch die Vorlesungen, indem er ungeniert las, nämlich Karl von Rottecks (1775–1840) „Allgemeine Geschichte vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten. Für denkende Geschichtsfreunde bearbeitet. Siebente Auflage“, erschienen 1830. Als er am Ende des Studienjahres zu Grün in die Prüfung kam, fragte der, woran es läge, dass bei seinen Vorlesungen der Hörsaal am Ende fast leer gewesen sei:

Ich war vorbereitet, aber nicht auf solche Fragen, und so druckte ich herum, bis er mich rundheraus fragte, in welchem Buch ich so beharrlich gelesen hätte. [...] in Grüns Augen war plötzlich ein eigentümlicher Glanz, und er nickte und lächelte.

Die Beisitzerin räusperte sich ungeduldig

und wechselte mit Grün einen Blick, der ihr weder vom Alter noch von ihrer Funktion zugestanden hätte.

Er nickte.

Dann fragte er mich, was von Rotteck zur Pariser Kommune bemerkt hätte.

Nichts, antwortete ich, er hört auf mit dem

Wiener Kongreß.

Der weißhaarige alte Professor bedankte sich und schickte mich trotz meines Erstaunens und des Protestes der jungen Dame nach draußen.

Es hatte an diesem Tag nur Dreien und Vierern gehagelt, und mir war äußerst unwohl, als ich nun auf dem Flur warten mußte ...

Das Prüfungsgepräch hatte keine fünf Minuten gedauert, dafür ließen sie mich nun länger als eine halbe Stunde draußen warten. Dann bat Grün mich hinein.

Er gab mir mein Studienbuch, bedankte sich mit Handschlag und wünschte mir alles Gu-

te; er hatte diese Prüfung mit *Sehr gut* eingeschätzt. Er sagte nicht, was sonst immer gesagt wurde: Schicken Sie bitte den nächsten herein! Als ich die Tür hinter mir schließen wollte, drängte sich die junge Dame an mir vorbei, und sie stöckelte aufgebracht den Flur entlang.

Das weißhaarige Haupt des Greises erschien im Türspalt, und Grün bat die Wartenden um Verständnis für eine kleine Pause. An diesem Tage prüfte der Siebzigjährige zum letzten Male, er wurde ein paar Wochen später in der Aula feierlich emeritiert. (S. 93f.)

Der Erzähler studierte seinerzeit Medizin und ist mittlerweile in der Psychiatrischen Klinik einer Universität – der Roman spielt offenkundig in Halle (Saale) – tätig. Just dorthin wurde dann Claudia eingewiesen. Die enge, zwischenzeitlich auch erotische Bindung der beiden veranlasst den Erzähler, sich besonders um die Aufklärung der rätselhaften Krankheit zu kümmern. Doch scheitert er wie alle seine Kollegen. Er sucht biografisch weiter, unter anderem bei Claudias Mentor, dem Spezialisten für asiatische Kultur, Prof. Weise. Dieser bietet ihm eine ausführliche, selbstredend vermutende Erklärung an:

er suchte das auslösende Moment für Claudias Krankheit mitten im Himalaja, was mich insofern überraschte, als ich zwar selbst diese Vermutung hegte, aber sie von meinem Gegenüber in dieser Klarheit nicht erwartet hatte.

Ich sage bewußt nicht Ursache, sondern Auslöser, präzisierte er ...: Die Ursachen liegen viel tiefer, und vermutlich liegen sie hier! [...] Claudias Dissertationsschrift [...] Mit diesem Ballast, und das meine ich bitte schön metaphorisch, ist sie in den Himalaja geflogen und dort mit der Realität zusammengeprallt! [...]

Er blätterte ... im Literaturverzeichnis, ... kommentierte die Quellenangaben mit Prädikaten wie: abwegig, unnötig, fragwürdig, unseriös, na ja oder ebenso.

Sie ist hochintelligent, ... außerordentlich begabt und fleißig, die besten Voraussetzungen ... Sie hat gesammelt, gesammelt und gesammelt, aber sie hat etwas ganz Wichtiges leider nur unvollkommen getan, nämlich auswählen und bewerten, bewerten und auswählen. ... es geht nur beides zugleich. Wer erst aus-

wählt und dann bewertet, übersieht vielleicht das Wichtigste, weil er es zuvor achtlos zur Seite gelegt hat. Und wer zuerst bewertet, dem ergeht es wie ihr, er wird nicht fertig, weil ihn das Material erschlägt. Sie hätte ihre Diplomarbeit ein wenig erweitern sollen, so, wie ich es ihr geraten hatte, sie hätte den einen oder anderen Aspekt noch ergänzen müssen durch Fakten; aber nur durch Fakten, die ihre bisherige Position unterstützen. Alles andere gehörte nicht dazu. [...] Doch darauf wollte ich nicht hinaus ... Das Verhängnisvolle, und hier beginnt meine sehr laienhafte Psychoanalyse vielleicht etwas spekulativ zu werden, das Schlimme für Claudia war, daß sie dieses Prinzip nicht nur als wissenschaftliche Autorin praktizierte, sondern generell. [...]

Jeder Mensch braucht Vorstellungen, auf die er sich verlassen kann ..., und alles Neue, das ihm begegnet, versucht er darin einzuordnen. Paßt es, ist es gut und wird aufgenommen, paßt es nicht, so wird es entweder passend gemacht oder beiseite gelegt. (S. 251–253)

Sie habe sich, so schließt Professor Weise, im Himalaya vermutlich vom Unbekannten überwältigen lassen. Er gibt dem Erzähler zum Abschied einen Artikel von sich für Claudia mit:

Claudia nahm die Grüße ihres Professors dankbar entgegen, wenngleich mit einer Prise Skepsis in den Augen: was hatten diese Männer wohl über sie geredet? Sie nahm die Broschüre und entzifferte die Widmung, setzte sich aufs Ledersofa und begann zu lesen, während ich mir in der Küche ein Wurstbrot bereitete. Ich war noch beim Essen, als sie hereinkam und Weises jüngstes Werk auf den Küchentisch klatschen ließ.

Es ist von vorn bis hinten abgeschrieben, sag-

te sie, alles aus meiner Dissertation, was seinen Auffassungen entspricht, das andere hat er einfach weggelassen. Ein Drittel wörtliche Zitate, die schon bei mir als Zitate so stehen, ein Drittel wörtlich mein Text, natürlich mit ordnungsgemäßem Quellenhinweis auf meine Arbeit, und ein Drittel sinngemäß von mir zitiert, das sind dann Textstellen, die er auf seine Art stilistisch verfeinert hat, wenn du so willst: sein eigentlicher Anteil. (S. 262f.)

Die Entwicklung der Geschichte lebt von abstrusen Situationen, Einblicken in die unangepasste Kulturszene der Stadt, der freimütigen Schilderung des Auftauchens der Staatssicherheit in Alltagssituationen. Daneben gelingt Völlger auch – Anfang der 80er Jahre – eine deutsch-deutsche Beobachtung, die nach 1990 stilbildend im Umgang der vereinigten Bevölkerungen werden sollte. Claudias Reisebegleiter hatte sich im Himalaya in den Westen abgesetzt. Mit seiner dort gewonnenen Freundin machte er sich einige Jahre später auf, um mit Tagesvisum Claudia in Ost-Berlin wiederzusehen. Die Freundin anschließend über Claudia:

Es war das erste Mal, daß ich so etwas wie Achtung oder Respekt empfand vor jemandem von euch da drüben.

Von uns? wiederholte er, um sie auf die Besonderheit ihrer Formulierung hinzuweisen. Sie legte vorsorglich ihre Hand auf seinen Unterarm und sagte sanft: Ihr seid anders. Leute von drüben sind anders, und du bist es auch. Selbst daß ihr allesamt nach Jahren

noch tief gekränkt seid, wenn man euch noch dazu rechnet, selbst das ist etwas ganz Spezifisches, was nur euch zu eigen ist, schon deshalb könnt ihr eure Herkunft weder glaubhaft leugnen noch verschweigen. [...] Er ließ eine Pause ...: So, wie man euch erkennt an eurer unreflektierten grenzenlosen Arroganz. (S. 295–297)

Zum Schluss machte sich Völlger den Spaß, das Fertigstellungsdatum (März 1981) unter die letzte Zeile des Buches zu setzen: So wusste jeder Leser, dass um die Druckgenehmigung dieses Bandes zwei Jahre lang zu ringen gewesen war.

Fritz Rudolf Fries

Alexanders neue Welten. Ein akademischer Kolportageroman aus Berlin (1982)

Aufbau-Verlag, Berlin [DDR] 1982, 414 S. Westdeutsche Ausgabe: Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1983. Taschenbuchausgabe: Reclam, Leipzig 1985. Neuauflage: Piper, München 1992. Übersetzungen ins Polnische und Französische

Gegliedert wie ein Fachbuch, das hinsichtlich der nötigen Systematik nicht vollständig bewältigt wurde; zusammengesetzt wie aus einem Zettelkasten; mit Endnoten versehen, die mehr verwirren als ergänzendes Verständnis herstellen; schließlich demonstrativ präsentiert als letzter bürokratischer Akt, mit dem ermatet das Ergebnis eines Forschungsprojekts, das nun gottseidank abgeschlossen ist, ins Archiv verfügt wird: Fries hat einige kalkulierte Rezeptionshindernisse errichtet.

Wer sie überwindet, trifft eigentlich nicht auf einen Roman, sondern drei bis vier Romane. Und Kolportage, wie es im Untertitel heißt? Ja, und zwar in eigener Sache. Zu erleben ist eine Figurenverdopplung der Person des Autors in seinen beiden Hauptfiguren. Ole Knut Berlinguer hat wohl viel von dem, wie er, Fries, ist, mehr aber noch davon, wie er darüber hinaus sein möchte. Alexander Retard („Spätling“) erscheint als ein Gegenmodell, das zeigt, was aus dem Autor hätte werden können, nämlich dann, wenn er 1966 nicht aus dem Ost-Berliner Akademieinstitut hinausgeworfen worden wäre: ein etwas ausgetrockneter Erforscher der europäischen Aufklärung, während Berlinguer deren Ideale lebt.

Die dynamischen Elemente des Lebens sind der Figur Berlinguer zugewiesen, die statischen der Figur Retard. Berlinguer: ein Dichter und „gelernter Wüstling“, noch beim Simultandolmetschen voller Schöpfungstum, das dem übersetzten Wort erstaunlichen Klang verleiht, selbst wenn ein DDR-Kulturpolitiker die Originalrede spricht. Retard: der Wissenschaftler und „große Klassifizierer“, am Schreibtisch sitzend mit angewachsenen Telefonhörern, „stets ein getreuer, beharrender, von verführung unabhängiger“ und voller Empfindlichkeit, „die marxistisch-leninistische Weltanschauung verletzt zu sehen“. Hier scheint Fries also eine Wunsch- und eine Möglichkeitsbiografie in eigener Sache geschrieben zu haben.

Retard will sich und seinen Freund Berlinguer von einem Urteil freimachen, das die Akademie über beide hat: „Hier ... war einem Mann Unrecht getan worden, der aus unserer Arbeitsgruppe entlassen wurde aus Gründen, die ich dem Hohen Haus nicht mitteilen muß ..., den ich als meinen Freund auch an dieser Stelle bezeichnen möchte, der Nachrede nicht achtend, die mir seit seiner Entlassung nachging“, so heißt es in einer eingangs platzierten „Mitteilung für eine Akademie“. (Anlass für Fries' Rausschmiss war die Veröffentlichung seines ersten Romans „Der Weg nach Oobliadooh“ im Westen, nachdem diese in der DDR unmöglich gemacht worden war, vgl. Fries 1966.)

Die Akademie-Entlassung wird im Roman ins Jahr 1968 verlegt, „als die Not der Verhältnisse zu klaren Entscheidungen zwang, im August 68“ (also im Monat der Niederschlagung des Prager Frühlings), während Fries selbst 1966 von der Akademie vor die Tür gesetzt worden war. Hinzuerfunden wird, dass Retard in den 50er Jahren zwei Jahre Haft in Bautzen zu überstehen hatte („der mal für zwei Jährchen verschwand, dann wiederkam und am Tisch saß wie nichts“); derartiges war Fries erspart geblieben. Die „Verwirklichung der Philosophie“ sei es gewesen, was Retard die zwei Jahre Freiheit gekostet hatte. Der Kopf habe über den Tag hinausgedacht, während der Körper noch in den Trümmern der Nachkriegszeit steckte (später, in „Die Nonnen von Bratislava“, wird Fries nachtragen, warum und wie seine Figur damals in eine Schleife der politischen Kriminalisierung geraten war, vgl. Fries 1994: 156–161). Wie sagt man so etwas den Kindern?

Vater erledigt eine Art Dienststreife? Konnte auch heißen, daß es eine Art Parteischule war. War es ja auch, in mancher Hinsicht, eine Art Quarantäne für voreiliges Denken, eine Auszeichnung, daß man im Denken (und Sagen) ernst genommen wurde ... Eine Art Quarantäne gegen Kontakte mit dem Klassenfeind. [...] Zehntausend Seiten bedrucktes

Papier. Wichtigstes Utensil des akademischen Gefangenen, sein Bleistift und sein Radiergummi. Denn auch die anderen, die lesen durften, hatten einen Bleistift und einen Radiergummi. Mit der Zeit wußte man, wer welche Striche machte. Und da die Bücher hin und her gingen, entstand daraus eine Art Dialog, ein Disput auf sicherer Basis. (S. 76f.)

Berlinguer, Sohn einer spanischen Jüdin und eines Grönländers baskischer Herkunft, war in Kopenhagen geboren worden (und ist daher mit einem dänischen Pass ausgestattet), wuchs zunächst in Bilbao, später in Prag auf und kam in den 50er Jahren zum Sprachenstudium in die DDR. Anschließend war er, wie Retard, Assistent in der Sektion deutsch-französische Aufklärung, „in der Pléiade des Gerühmten“ (das ist Werner Krauss, 1900–1976).

Die „Pléiade, das Siebengestirn aus einem anderen als dem achtzehnten Jahrhundert, der Name schmückt uns wie Lorbeer, den der Alte gestiftet hatte, der Stammvater dieser Forschergemeinde. Nun ruht er unter einem Stein und wartet auf die Gesammelten Werke, die ihm die Akademie zusammenstellt, seine *Six livres de la république*, ein Fanal aus vergangenen Stunden am Romanischen Institut am Gletschersteinweg“, d.h. an der Leipziger Universität der 50er Jahre (die Werkausgabe kam dann tatsächlich noch zustande, vgl. Krauss 1987–1997).

Während Berlinguer mit seiner Entlassung aus der Akademie seine Studien über das französische 18. Jahrhundert abbrach, werkelt Retard dort weiter „bei der Literaturwissenschaft, mit kleinen Ausflügen in die Philosophie und in die allgemeinverbindliche Praxis, wenn wir den Verlagen Gutachten ausstellen, die kein Mensch gebrauchen kann“. Zu ertragen hat er Berlinguers Sottisen, seine Akademiearbeit betreffend. Retard im stillen: „Als ob Akademien eine Arena wären für spontane Einfälle.“ Berlinguer laut: „Wenn ich heute eure Publikationen lese, muß ich mich hinterher ein paar Stunden ... erholen“.

Dann, im November 1979, reist Berlinguer mit einer DDR-Kulturdelegation nach Kuba. Unterwegs wird das Flugzeug von islamistischen Luftpiraten entführt. Die geänderte Route führt allerdings nicht in den Nahen Osten, sondern in einen westafrikanischen Kleinstaat. Dort ereignet sich gerade eine Revolution, doch wird nicht klar, was für eine. Die Delegationsmitglieder bleiben schließlich verschollen. Die amtliche Mitteilung, im März 1980 veröffentlicht, lässt Mutmaßungen offen.

Dieses Geschehen war, so die Romanfiktion, Ausgangspunkt für Retards Bericht an die Akademie, die zum großen Teil (fiktive) Quellensammlung ist. Die Flugzeugentführung folgte dem Vorbild des Romans „Persiles“ von Miguel de Cervantes (1547–1616) – der Geschichte zweier Liebender, Königssohn und Königstochter, die gemeinsam vor den Heiratsplänen ihrer Familien fliehen und auf dieser Flucht verschiedene Abenteuer erleben, um schließlich nach Rom zu gelangen, dort die Bestätigung ihres wahren Glaubens und ihres privaten Glücks zu finden (vgl. Cervantes 2016 [1617]). Über diesen Roman hatte Berlinguer geforscht. Cervantes beschreibt darin auch die Entführung einer Reisegesellschaft durch muslimische Seeräuber.

Retard schraubt die Sache eine Umdrehung weiter. Er reicht in seiner Akademiegruppe ein Manuskript „Der unerklärliche Persiles“ für den Hispanistenkongress in Reykjavik ein. Das wird sofort durchschaut. Die Arbeitsgruppe versieht den Text mit vernichtender Vor- und Nachbemerkung:

Die folgenden Arbeitshypothesen ... sind der unverständliche Versuch Dr. Alexander Retards ..., ohne Prüfung der Materialien einen Roman zu deuten sowie ohne Konsultation der einschlägigen Fakten ... die Biographie des Autors zu rekonstruieren, ein Verfahren, das ... den betreffenden Stellen an unserer Akademie eine nur zu plausible Rechtfertigung bot, Dr. Retards Reise nach Reykjavik nicht zu befürworten. [...]

Kollege Retards Verwirrspiel läßt bis zuletzt im unklaren, daß er sich der verworrenen Positionen des ehemaligen Assistenten unserer Arbeitsgruppe, Berlinguer, bedient. Die so entstehenden Unklarheiten legen den Verdacht nahe, daß die ideologische Unsicherheit des Verfassers es unmöglich macht, zwischen Schein und Realität, zwischen Wissen-

schaft und Erfindung zu differenzieren. Vollends seine (?) These von einer fiktionalen Wissenschaft zur Befreiung oder Setzung einer Kultur der Zukunft muß entschieden zurückgewiesen werden; es äußert sich darin der Nihilismus eines spätbürgerlichen Kulturzerfalls. Im übrigen ist alles, was es zum Thema ... zu sagen gibt, einschlägig entschieden worden in der jüngsten Publikation unseres Institutsdirektors ... Wir schlagen deshalb vor, ihn anstelle des Koll. Dr. Retard nach Reykjavik zu schicken. – Volle Ablehnung fand des weiteren der Vorschlag des Kollegen Dr. Retard, im Rahmen der Seminargruppe ein Referat mit dem Titel „Persiles, da weiß man, was man hat“ zu halten. (S. 159, 168)

Schließlich fragt sich Retard, ob „im Kommunismus die Sektion der Aufklärer an seiner Akademie erst recht ein Verein von Glasperlenspielern sein“ werde. Vorerst aber versichert er, nach der hier erfolgten Vorlage des unbeauftragten Berlinguer-Berichts sich in Zukunft seinen „wissenschaftlichen Aufgaben an der

ideologischen Front mit der allergrößten Disziplin zu unterwerfen“. Autor Fries scheint aus Berlinguer zu sprechen, wenn der im nachhinein von der Akademie sagte, sie habe die Klugheit gehabt, ihn vor die Tür zu setzen. Nicht auszudenken, so klingt heraus, er, Fries, hätte werden müssen wie Retard.

Günter de Bruyn

Neue Herrlichkeit. Roman (1984)

S. Fischer, Frankfurt a.M. 1984 (bis 1986 drei Auflagen). DDR-Ausgabe: Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1985, 216 S. (bis 1990 vier Auflagen). Buchclub-Ausgabe: Bertelsmann-Club, Gütersloh 1985. Taschenbuch-Ausgabe: Fischer-Taschenbuch-Verlag, Frankfurt a.M. 1986, Neuauflage: Fischer E-Books, Frankfurt a.M. 2014. Hörbuch: DAV – Der Audio Verlag, Berlin 2015. Übersetzungen ins Dänische (1985), Ungarische (1987), Russische (1989) und Amerikanische (2009).

„Die Außenpolitik der preußischen Regierung während der Französischen Revolution – unter besonderer Berücksichtigung des Einflusses der Handwerker- und Bauernunruhen in den Provinzen“. Zu diesem Thema soll Viktor Kösling eine Doktorarbeit schreiben. Wissenschaftlicher Ehrgeiz treibt ihn nicht, wie er überhaupt völlig ehrgeizlos ist. Aber er hat einen bedeutenden Vater. Der ist so bedeutend, dass Viktor, sobald er sich jemandem vorstellt, immer mit der Frage „Kösling? Wie Kösling?“ konfrontiert wird. „Erklärt er dann, wie er zu dem Namen kommt, gilt das als Angeberei, verschweigt er es aber, als Heimtücke.“

Der Sohn dieses Vaters, so meint der Vater, kann nicht anders als Karriere machen. Da dies aus eigenem Antrieb nicht geschieht, wird ihm die Karriere organisiert, im diplomatischen Dienst. Teil der Qualifikation dafür hat eine Dissertation zu sein. Dem zufälligen Umstand, dass Viktor Geschichte studiert hat, verdankt sich sein Promotionsthema. Sein Vater ist von diesem zwar etwas irritiert, weil er es der neuesten DDR-Geschichtsschreibung zu Preußen zuordnet. Was man lobend deren Differenziertheit nenne, „verübelt er ihr, weil sie verwirrt. Er ist für das gute alte Schwarzweiß. Was mit Preußen los war, war doch längst klar; jetzt schreibt man wieder Dissertationen darüber“.

Viktor hatte die Sache einige Jahre schleifen lassen. Nun soll und will er das durch strenge Disziplin in ländlicher Einsamkeit aufholen. Dazu haben ihm seine Eltern einen Aufenthalt in einem abgeschieden gelegenen, märkischen Gästehaus des Außenministeriums organisiert. Das heißt „Friedrich-Schulze-Decker-Heim“, benannt nach einem (fiktiven) antifaschistischen Widerstandskämpfer und dann DDR-Politiker. Aber auf dem Dach steht, aus dem Erbauungsjahr 1895 stammend, „Neue Herrlichkeit“. Es ist wohl der Winter 1978/79 (da schwere Schneefälle das Leben vor allem im Norden der DDR völlig zum Erliegen bringen).

Mehr als das Thema weiß Viktor zu seiner Doktorarbeit noch nicht. „Aber das steht alles in Büchern. Er muß sie nur lesen“, beruhigt er sich. Irgendetwas zwi-

schen fünfzig und hundert Büchern sind es, die er in die Einsamkeit mitgenommen hat. Doch erweisen sich diese als widerständig, insofern das Lesen Zeit und Konzentration verlangt. Eigentlich wünscht sich Viktor Bücher so, „wie manche Lehrbücher sind: das Wichtigste eingerahmt, das Unwichtige durch Kleindruck als überflüssig entlarvt“.

Also versucht er erst einmal, mit dem Schreiben zu beginnen. Das Lesen kann dann noch kommen. Noch an seinem ersten Abend bemüht er sich, an die Gliederung seiner Arbeit zu denken, „kommt aber über die Erkenntnis, daß die Einleitung mit Groß-A zu bezeichnen ist, nicht hinaus“. Am nächsten Tag sitzt er früher, als er es selbst erwartet hat, nämlich nachmittags, an der Schreibmaschine:

Viktor denkt lange nach. Schließlich tippt er die ersten Wörter aufs Papier. Sie lauten: Viktor Kösling. Es ist das Titelblatt, das er entwirft. Es wird, so hofft er, wenn es akkurat geschrieben vor ihm liegt, Arbeitslust in ihm erregen, die er (als Ersatz für den gewohnten Zwang) hier dringend braucht. Leider

fällt ihm nicht einmal die genaue Formulierung seines Titels ein: Auf einem Zettel, der zwischen Aktendeckeln liegt, ist sie notiert. Er müßte aufstehen, um danach zu suchen, bleibt aber sitzen, weil ihr zuvor noch klären will, ob man vom Fenster aus den Friedhof sehen kann. (S. 63f.)

Als er sich dann endlich einen ersten Band zur systematischen Lektüre vornimmt, überfliegt er das Vorwort, das ihm nichts Interessantes bietet, liest die erste Überschrift „Briefe des Königs an den Gesandten in Paris“ – und ist mit seinen Möglichkeiten auch schon am Ende. „Bis auf die Wörter Monsieur, Madame und Bonjour nämlich ist ihm die Sprache, in der der König von Preußen mit seinen Beamten korrespondierte, unbekannt.“ Aber da „er nun einmal im Schwung ist, legt er sich gleich ein Blatt mit der Überschrift: Vorarbeiten! an“ und notiert unter erstens: „Mutter beauftragen, einen Übersetzer zu suchen!“

Nach einiger Zeit hat Viktors Verhältnis zu seiner Doktorarbeit eine Veränderung durchgemacht. Ihm ist klar geworden, dass anderes wichtiger für ihn ist. Das Personal und die anderen Bewohner des Hauses bieten immer wieder Gelegenheiten, sich mit überzeugend scheinenden Gründen dem Lesen und Schreiben zu entziehen. Inzwischen hat er das für sich rationalisieren können: „Nie schaffst du alles, was du willst oder sollst. Läßt du nun nichts anderes als die Arbeit gelten, drückt nicht nur die dich, sondern zusätzlich dein schlechtes Gewissen [...]. Gelingt es dir aber, dich von der Arbeit zu distanzieren, lebst du drucklos, also gesund, und hast die Chance, sie zu schaffen.“

Im monatlichen Brief an den Vater weiß Viktor auf Anhieb viel über seine Doktorarbeit zu schreiben:

welch wichtigen Beitrag zur marxistisch-leninistischen Aufarbeitung der preußischen Geschichte sie zu leisten fähig ist, wie groß die Lücke ist, die sie zu schließen hilft, und wie viel aktuelle Bezüge sich in ihr verbergen.

Auch mit den Sätzen, in denen von Erbe, Markstein, Kettenglied, von Reaktion und Tradition und Revolution die Rede ist, geht es flott voran. [...] Nicht von Vergnügen, sondern von nächtelanger Arbeit muss hier

die Rede sein. Ein Wort der Klage ist durchaus erlaubt, doch muss in ihr auch Überwindungswille deutlich werden. [...] „Ich sitze hier sozusagen am Arsch der Welt“, schreibt er, „und kümmerge mich nicht um ihn, weil sich in meinem Kopf nur die Preußen bewegen, die die Zeichen ihrer Zeit nicht verste-

hen. Wenn ich, was selten genug geschieht, meine Arbeitszelle verlasse, nehme ich die Menschen, die mich umgeben, kaum wahr. [...] Es ist also ruhig und uninteressant. Schon Langeweile zwingt einen zur Arbeit.“ (S. 65–68)

Bei Sebastian, einem aus einer Industriekarriere ausgestiegenen Gärtner, erntet Viktor mit seinen Reden nur zynischen Spott. Schon das Wort Arbeit, das Viktor für seine gelegentlichen Lektüren gebraucht, missfällt Sebastian. Die Bücher nutze er doch nur, um aus ihnen ein neues zu machen, das dann aber nur dazu diene, Stoff für kommende Doktoranden zu liefern. Um es kurz zu machen: Köslings Dissertation bleibt eine Flitzidee der Eltern. Am Ende des Romans sitzt Viktor gleichwohl im Flugzeug, um den Ort seines ersten diplomatischen Außeneinsatzes anzusteuern.

Das Buch stieß bei den maßgebenden politischen Instanzen der DDR auf wenig Gegenliebe:

„Man verlangte Änderungen. Vor allem musste der Vater der Hauptfigur von der obersten Funktionärebene heruntergenommen werden. Erst nach solcherlei ‚Entschärfungen‘ wurde der Druck 1983 bewilligt. Doch der verzögerte sich nun ‚aus technischen Gründen‘. Unterdessen erschien aber eine westdeutsche Lizenzausgabe: ohne Änderungen, hochgelobt von der dortigen Kritik. Dass man es dazu hatte kommen lassen, trug dem Kulturministerium und dem Mitteldeutschen Verlag geharnischte Rüffel seitens der Parteiführung ein. Die Genehmigung zum Druck musste widerrufen und die bereits ausgedruckte Auflage von 20 000 Exemplaren eingestampft werden. Dies wiederum löste eine heftige Kontroverse zwischen den ideologischen Betonköpfen und ihren Vollstreckern in der Kulturbükratie einerseits und deren Gegnern im Verlagswesen andererseits aus ... Am Ende kam eine neue Druckerlaubnis für nun aber nur noch 15 000 Stück zustande, und 1985, mit zwei Jahren Verspätung, konnte das Buch endlich ausgeliefert werden.“ (Kleine 2022)

Die Gründe für die Einreden waren selbstredend nicht die gescheiterte Doktorarbeit des Viktor Kösling. An dem Buch missfiel, wie der Rezensent des „Neuen Deutschland“ schrieb, dass sich in dieser Welt, die zwar die unsere sein solle, doch bestenfalls die de Bruyns bleibe, nichts bewege: „In der Welt dieser ‚Neuen Herrlichkeit‘ ist alles erstarrt. Entwicklung lässt der Autor nicht stattfinden. Sie ist ja auch überflüssig, wo nicht Ergründung, sondern Aburteilung betrieben wird.“ (Schönewerk 1985)

Kurt Nowak

Schöner Übermut des Herbstes. Roman (1982)

Greifenverlag, Rudolstadt 1982, 299 S. (bis 1984 zwei Auflagen). Neuauflage: Kiepenheuer Verlag, Leipzig/Weimar 1991

Hans Lasker ist Mitte 40, Professor für Literaturwissenschaft, Spezialgebiet Frühromantik, an einer namenlosen Universität (die als die Leipziger erkennbar wird). Ihn erwischt, was manchen Gelehrten erwischt: Auf dem Zenit seiner Karriere wird er von einer existenziellen Leere erfasst, „eine Laune der männlichen Wechseljahre“.

Alles, was er tut, erscheint ihm unbedeutend. Was er wissenschaftlich vorgelegt hat, etwa ein Buch über Revolution und Frühromantik, empfindet er inzwischen als „schulmäßig hergestellte Arbeiten“, in denen der aufmerksame Leser vor allem die Sorge finde, das offiziell Anerkannte festzuhalten. Bisher habe er nur sein „in eine Form gestanztes Wissen mit der Leblosgkeit einer Maschine“ ausgeworfen, einen „Anschein von Schöpfung“ gegen die „Angst vor Auslöschung“ gesetzt:

„Aber war das Vaterschaft im Sinne der bewußten Zeugung, Eifer für die Wahrheit, ein Leben im Dienste der Wissenschaft? Mein Gott, warum war ich von diesen Begriffen so weit entfernt gewesen, daß sie mir all die Jahre als nichtig vorgekommen waren, als blo-

ße Parolen der idealistischen Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts? Es hätte so weitergehen können zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre, ohne dass jemand einen Vorwurf erhob. [...] Ich wäre in Ehren abgetreten.“ (S. 68)

Hinzu kommt die Betrieblichkeit des akademischen Lebens. Er habe Aufträge übernommen und sich in Gremien wählen lassen und sei darüber blind geworden für das, worauf seine Existenz gegründet war. Eine Versammlungsschilderung:

Im Sitzungsraum wurde es heiß. Das Heizungskraftwerk schickte zur Unzeit Dampf durch die Röhren. Nach Professor Kuhnke sprach Dozent Dr. Geffken über den Stand des Wettbewerbs. Geffken packte seinen Attaché-Koffer auf und breitete Material über den Tisch, das weitergegeben wurde. Wir schauten auf Tabellen, Statistiken, ormigabgezogene Fragebogen und Schriftstücke mit dem Vermerk ‚Nur für den Dienstgebrauch! [...] Unsere Arbeit verwandelte sich unter Geffkens Worten in Zahlen, in fremde Begriffe. Beweismaterial. Mit Genugtuung erinnerte

er an Bücher, die mir längst als verschollen erschienen waren. Ihr Erscheinen lag, wie Geffkens Listen bewiesen, keine fünf Jahre zurück. Folgenlos bedrucktes Papier. [...] Schleinitz, unser Sektionsdirektor, schaute, während Geffken jetzt die Aufsatzproduktion analysierte, in die Runde mit einem Blick, als wollte er sagen: Na? Ist das was? – Jeder wollte sehen, sich wiederfinden in Geffkens Statistiken, und war dies geschehen, gab er die Unterlagen an den nächsten weiter ... Geffken vergaß nichts, alles war in seinen Akten beglaubigt und unterzeichnet. (S. 103f.)

Lasker hat eine Nachfrage: Welche der Schriften, die er soeben analysiert hatte, würde Geffkens ohne zu zögern als mehr bezeichnen denn bloße Produkte langjähriger Übung und mechanischen Fleißes? „Diskutiert das hinterher aus, hörte

ich jemanden sagen ... Die Sitzung ging weiter. Schleinitz wandte sich Tagesordnungspunkt drei zu.“

In dieser Art von leerer Betriebsamkeit verloren, wächst sein Missmut. „Mein bisheriges Leben hatte darin bestanden, zu den Plänen anderer ja zu sagen“. Er habe „Malhefte ausgefüllt, ohne selbst eine einzige Linie neu zu ziehen“. Nun aber, so Lasker schließlich, sei er nicht mehr fähig „dem Alltäglichen, in dem keine Gedanken und keine Sehnsucht mehr wohnen, das Recht zuzugestehen, ihn zu verwalten“. Stattdessen will er eine neue Theorie entwickeln, eine neue Hermeneutik (die nicht weiter ausgeführt wird). Sie soll aus „der Mühe des Denkens und Empfindens“ und nicht aus Pragmatismus und Berechnung entstehen. Dafür ist er jetzt auf einer etwas ruhelosen Suche nach dem richtigen Ort zum Schreiben.

Erzählt wird das alles überwiegend von einem alten Freund Laskers, dem Arzt Schenda, der lange nächtliche Gespräche mit Lasker rekapituliert. Dem Leser bleibt es überlassen, sich die Tragweite des Gemeinten zu erschließen. Der Erzählstrom selbst kommt ohne grundlegende Kritik des Gesellschaftssystems wie ohne Bekenntnis zu ihr aus.

Sebastian Kranich hat später die Verlagsunterlagen zu dem Buch gesichtet. Vor dem Erscheinen sei der Text im Verlagsgutachten „gewaltsam optimistisch interpretiert“ worden, um sein Erscheinen zu sichern: Laskers Anrennen, habe es da geheißen, sei „so nur innerhalb unserer Gesellschaft möglich“, und es könnte „so nur ein Mensch reagieren ..., der die Ideale des sozialistischen Humanismus ganz und ungeschmälert will“ (zit. in Kranich 2011: 33). 1991 erklärte der betreuende Lektor, das Buch gehöre zu jenen, „aus denen – in der Rückschau – erklärlich wird, warum die DDR so, wie sie war, nicht existenzfähig sein konnte“ (zit. ebd.: 32).

80er Jahre

Stefan Heym

Ahasver. Roman (1981)

C. Bertelsmann Verlag, München 1981, 319 S. DDR-Ausgaben: Buchverlag Der Morgen, Berlin [DDR] 1988, sowie Verlag Volk und Welt, Berlin [DDR] 1990. Taschenbuch-Ausgabe: Fischer-Taschenbuch-Verlag, Frankfurt a.M. 1983. Buchclub-Ausgabe: Bertelsmann-Club, Gütersloh 1983. Weitere Ausgaben: Deutsche Blindenstudienanstalt, Marburg 1983, Bertelsmann Verlag, München 1981, sowie Goldmann, München 1985. Neuauflagen: MBG Wort, Köln 2001, btb, München 2005, sowie Penguin Verlag, München 2018. Hörbuch: Random House Audio, München 2005. Zahlreiche Übersetzungen

Drei Handlungen sind miteinander verschränkt und lösen einander kapitelweise ab. Die erste kreist um Ahasver, einen jüdischen Schuster in Jerusalem, der Jesus, als dieser das Kreuz zum Berg Golgatha schleppte und am Haus des Schusters ausruhen wollte, von seiner Tür verjagt habe. Jesus verfluchte ihn, und Ahasver sei verurteilt, bis zur Wiederkehr des Heilands ruhelos auf der Erde umherzuirren. So wurde aus dem Schuster Ahasver die Legende vom Ewigen Juden, der im Laufe der Jahrhunderte immer einmal wieder aufgetaucht sei (entstanden im 13. Jahrhundert als Produkt antisemitischer ‚Passionsfrömmigkeit‘, vgl. Mecklenburg 2016). Betrüger nutzten den Glauben an die Legende, gaben sich für den Ewigen Juden aus und kassierten barmherzige Gaben.

Die zweite Handlung spielt in der Reformationszeit. Ihre Hauptfigur ist Paul von Eitzen (den es tatsächlich gab, 1521–1598), ein mittelmäßiger Theologe, dem aber mit protestantischem Eifer eine kirchliche Karriere gelingt. Man wird diese Gestalt gewiss als auf die DDR gemünzt lesen dürfen; jedenfalls drängen sich die Parallelen zu mancher dortigen Karriereentwicklung förmlich auf. Von Eitzen wird Superintendent erst in Hamburg, dann in Schleswig. Dabei hilft ihm eine geheimnisvolle Figur, die jederzeit zur Stelle ist, wenn er eine Probe zu bestehen hat, die seine Fertigkeiten eigentlich überschreitet. Deren Name ist Leuchentrager, aber tatsächlich ist es der Teufel. Er macht von Eitzen mit Ahasver bekannt, der umstürzlerische Reden hält. Das geht auf Dauer nicht gut.

Die dritte Handlung besteht aus einer Korrespondenz, geführt 1979/1980 zwischen Ost-Berlin und Jerusalem (die in Staaten liegen, welche keine diplomatischen Beziehungen unterhalten). Prof. Dr. Dr. h.c. Siegfried Beifuß leitet das Institut für wissenschaftlichen Atheismus an der Humboldt-Universität (das es tatsächlich gab, vgl. Kleinig 1994), und Professor Leuchentrager forscht an der Hebrew University Jerusalem. Beide haben über Ahasver gearbeitet und publiziert, Beifuß ein Buch „Die bekanntesten judäo-christlichen Mythen im Lichte naturwissen-

schaftlicher und historischer Erkenntnisse“ (das, so einer seiner Mitarbeiter, „wie die meisten seiner Publikationen, aus zum Teil nur leicht veränderten Beiträgen seines Kollektivs bestand“). Leuchentrager behauptet, Ahasver zu kennen, denn der lebe heute noch als Schuster in Jerusalem. Gegenstand des Briefwechsels ist die Frage, ob es den „Ewigen Juden“ wirklich gibt.

Wer dabei die Rationalität auf seiner Seite hat, ist eigentlich klar: Beifuß, auch wenn er immer wieder unglücklich schwankt zwischen gelehrten Argumenten, eitler Parteilichkeit („Ihr Brief ... hat mich sehr erfreut, zeigt er mir doch, daß die in unserer Republik geleistete wissenschaftliche Arbeit weit über deren Grenzen hinaus ausstrahlt und ihre Wirkung tut ... bestärkt uns das in unserem Bestreben, noch zielbewußter und umfassender auf unserer Linie voranzuschreiten“) und etwas Grobheit („darf ich die Auffassung unseres Instituts rekapitulieren: Wir erkennen den Ahasver als jüdische Symbolfigur an. Alles andere halten wir ... trotz Ihrer Versuche, uns durch die verschiedensten, zumeist aber am Rande der Sache bleibenden, wenn nicht gar total absurden Materialien von Ihrer Theorie zu überzeugen, mit Verlaub für Mumpitz“).

Leuchentrager aber liefert immer neue Beweise, die im Rahmen der Handlung nicht widerlegbar sind. Beifuß ist von der Aufmerksamkeit des israelischen Kollegen durchaus geschmeichelt, steht aber auch unter dem Druck von Herrn Würzner, Hauptabteilungsleiter im Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen (wobei Würzner sich auf Wilhelm Jaksch, einen Mitarbeiter von Beifuß, stützen kann, der sich als Stasi-Zuträger zu erkennen gibt).

Aus dem Ministerium wird der Briefwechsel zwischen Beifuß und Leuchentrager in Echtzeit verfolgt. Fortwährend gibt es von dort Anweisungen, wie Beifuß jeweils weiter verfahren soll: „Nach Einsichtnahme in Deine Korrespondenz mit Prof. Leuchentrager ... beauftragen wir Dich, diese fortzusetzen. Dabei ist größte Prinzipienfestigkeit zu zeigen ... Wo angängig, ist auch auf die Rolle des Staates Israel als Vorposten des Imperialismus gegen unsere um ihre Freiheit kämpfenden arabischen Freunde hinzuweisen. Mit den zuständigen Organen ist Rücksprache gehalten worden.“

In der Korrespondenz zwischen Beifuß und Leuchentrager entsteht aber eine Art Sog durch kabbalistische Logik, der Beifuß tapfer entgegenzuhalten versucht: „Ahasver interessiert mich als typisches Beispiel religiösen Aberglaubens und daraus entstehender Legenden“. Allerdings sei er „auf Grund neuer Erkenntnisse“ nunmehr bereit, dem Ahasver „eine reale Existenz zuzugestehen, nur eben keine ewige“. Leuchentrager einige Briefe später:

„... erklären Sie nun, zugleich auch für Ihr Institut sprechend, daß der Ahasver als eine Symbolfigur zu verstehen ist ... Dieses tun Sie, nachdem Sie ihn bei früherer Gelegenheit als ‚real existent, wenn auch nicht ewig‘

bezeichnet haben und wieder in einem Ihrer Briefe als ‚einen Faktor, dessen Komponenten noch nicht genügend klargestellt sind‘.

Wenn ich also Ihre Gedankengänge im Zusammenhang betrachte, kann ich nur schlie-

ßen, daß Sie und Ihr Institut der Sache, nämlich dem de facto Vorhandensein des ewigen

Juden, wenn auch zögernd immer näherkommen.“ (S. 236)

Dem Ministerium wird das nun zu bunt. Herr Würzner vom MHF interveniert bei Beifuß:

„Nach weiterer Einsichtnahme in Deine Korrespondenz ... müssen wir feststellen, daß diese auf immer verschlungenere Umwege gerät. Trotz wiederholter Betonung unserer wissenschaftlich erarbeiteten und erwiesenen Standpunkte Deinem israelischen Briefpartner gegenüber läßt Du Dich von diesem ständig beeinflussen, Konzessionen zu machen, die Du später, wenn er Dich wieder aufs Glatteis geführt hat, umständlich widerrufen muß. Was noch wichtiger ist, statt in Er-

fahrung zu bringen, welche Pläne die israelischen Imperialisten mit der Ahasver-Diskussion auf dem Gebiet der ideologischen Diver- sion verfolgen, hast Du zugelassen, daß Prof. Leuchentrager Dich in nebulöse Detailfragen verstrickt, die zu nichts führen und die Dich, wenn Du wie bisher fortfährst, in eine gegensätzliche Stellung zur Politik unserer Partei- und Staatsführung bringen müssen.“ (S. 242f.)

Beifuß müht sich währenddessen, den diffizilen – und angesichts der wahren, freilich unerkannten Identität Leuchentragers: teuflischen – Argumentationen Unwiderlegbares entgegenzusetzen. Sein Institutskollektiv übernimmt die Selbstverpflichtung, „bis zum 1. Mai, dem Weltfeiertag der Arbeiterklasse, das Material zu einem Essay über den reaktionären Charakter des Mythos der Seelenwanderung zu erstellen“. Doch eine Institutsstudie „Religiöse Elemente im zionistischen Imperialismus, unter besonderer Bezugnahme auf die Ahasver-Legende und die Qumran-Handschrift 9QRes“ wird vom Ministerium als mangelhaft zurückgewiesen, weil „soziale und nationale Zusammenhänge“ zu kurz kommen, ebenso die „Analyse des annexionistischen Charakters des zweiten jüdischen Staates und seiner Bündnispolitik mit dem imperialistischen Rom“.

Heym hat in diesem Buch einen Mythos der Realität gegenübergestellt. Das entsprach durchaus den gesellschaftlichen Verhältnisse in der Endphase DDR, wie Marc Temme schrieb: „Das angepriesene Orientierungswissen war der durch die DDR-Oberen vorgegebene Mythos, der an der Wirklichkeit zerbrach.“ Die im Roman vorgeführte Wirklichkeitsauffassung scheitert an der Romanwirklichkeit, wie sie auch in der DDR-Realität als unglaublich gewordenen Mythos an den tatsächlichen Verhältnissen scheitert. (Temme 2000: 92)

Dem entspricht auch das Ende. Am Silvestertag 1980 reisen zwei unbekannte Gestalten unerkannt in die DDR ein: der Jerusalemer Schuster Ahasver und Prof. Leuchentrager. Sie treffen Beifuß in seinem Institut, sind dann bei dessen privater Silvesterparty. Zwischen 23 Uhr und Mitternacht, so berichtet „Abteilung II B (12)“, wohl des MfS, verschwindet Beifuß „durch ein mannshohes Loch in der Außenwand (Spannbeton) seiner Wohnung“. Der Teufel hat ihn geholt. Die zuständigen Organe prüfen den Verdacht auf Republikflucht.

Michael Köhlmeier

Die Abenteuer des Joel Spazierers. Roman (2013)

Carl Hanser Verlag, München 2013, 653 S., sowie Büchergilde Gutenberg, Frankfurt a.M. 2013. Hörbuch: Der Hörverlag, München 2013. Taschenbuch-Ausgabe: Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 2014

Die DDR ist zwar nur in einem Fünftel des Romans der Handlungsort, aber bei dem erheblichen Gesamtumfang sind das immerhin 120 Seiten. Die haben es zudem in sich. Doch auch auf den Seiten davor wird eine zum Teil atemberaubende Geschichte erzählt, die Lebensgeschichte der Hauptfigur Joel Spazierers, einer Figur, die sich fortwährend neue Identitäten aneignet.

Eine frühe Schlüsselszene ist, wie der fünfjährige András Fülöp (sein damaliger Name) in den 50er Jahren fünf Tage allein in der Budapester Wohnung seiner Großeltern verbringen muss. Großmutter und Großvater waren in diesen Tagen Opfer einer stalinistischen Säuberung und hatten Verhöre und Folter durchzustehen. Für András folgt eine Achterbahn durchs Leben mit sexuellen Dienstleistungen in der Wiener Pädophilenszene, mehreren Morden, acht Jahren im Gefängnis, einer Tätigkeit als Hausmeister in einem Erzbischöflichen Studentenwohnheim in Wien, wo er zu einer Art Hausweiser wird, schließlich Drogenhandel. Nun muss er weg, und damit wird der Lebensbericht zum Schelmenroman: Spazierers eignet sich die Identität eines der Theologen aus dem Wohnheim an, ergänzt dessen Namen um einen zweiten Vornamen und heißt nun Ernst-Thälmann Koch. Mit einem entsprechend gefälschten Pass fährt er in die DDR.

Er ist 30 Jahre alt, man schreibt den Januar 1979. Spazierers/Koch stellt sich den Grenzkontrolleuren als unehelicher Enkel Ernst Thälmanns (1886–1944) vor und bittet um politisches Asyl. Sein Fall wird überprüft. Die geheimdienstliche Abklärung ergibt zwar, dass niemand von den Funktionären seiner Legende glaubt. Aber es wird inzwischen ein Bedarf nach so etwas wie materialistischer Spiritualität gesehen. Dafür, so die Idee der Apparatschiks, dürfte sich so ein überraschend aufgetauchter Heldenenkel gut verwenden lassen (zumal die seit Jahrzehnten von einem Pioniernachmittag zur nächsten Thälmann-Ehrennamenverleihung ziehende echte Tochter Irma Gabel-Thälmann [1919–2000] inzwischen etwas aus der Zeit gefallen erscheint). So bekommt Koch eine Karriere organisiert, die ihn zum Star-Philosophen im Fachgebiet Wissenschaftlicher Atheismus werden lässt. Damit wird der Text zur Satire auf den DDR-Universitätsbetrieb (und die DDR insgesamt).

Ernst-Thälmann Koch findet sich unversehens mit 31 Jahren zum Professor und Leiter des neu gegründeten Instituts für wissenschaftlichen Atheismus an der Berliner Humboldt-Universität berufen (das in der Tat um diese Zeit gegründet wurde, vgl. Kleinig 1994). Als (vermeintlich) promovierten Theologen mit agnostischer Grundierung hält man ihn für geeignet, antitheologische Vorlesungen zu

halten. Seine bisherige theologische Lektüre beschränkte sich auf eine schmale Auswahl der Werke Meister Eckharts, und dabei bleibt es im weiteren auch. Wie er auf dieser Basis Lehrveranstaltungen bestreitet, wird so beschrieben:

Bei meiner ersten Vorlesung – es waren ungefähr fünfzig Studenten gekommen – saß ich vorne auf dem Podium, gekleidet wie ein französischer Existentialist, nach „Babbale“-Rasierwasser duftend, blickte ins Auditorium und ließ die Zuhörer warten. Es wurde ruhig, blieb lange ruhig, wurde unruhig und wieder ruhig, unruhig und wieder ruhig und endlich still wie unter der Erde.

Ich fragte: „Wer glaubt an den Gott?“ Niemand.

Ich fragte: „Wer glaubt nicht an den Gott?“ Niemand.

Ich fragte: „Was ist so ungewöhnlich an diesen beiden Fragen, dass keiner antworten will?“

Ein Student zeigte auf, blickte sich erst grinsend um und sagte: „Der Artikel, Herr Professor.“

Eine Studentin präzierte: „Warum sagen Sie *der* Gott?“

„Anstatt wie?“, fragte ich.

„Anstatt einfach Gott.“

„Was ist der Unterschied?“, fragte ich.

„Der Gott könnte meinen, es gibt noch einen anderen.“

„Im Gegenteil“, widersprach ein dritter. „Der bestimmte Artikel behauptet ja gerade, dass es nur einen gibt. Sonst müsste man sagen: ein Gott.“

Ein vierter behauptete: „Von einem artikellosen Gott kann nur ein gottgläubiger Mensch sprechen.“

Dazu ein fünfter: „Das hieße, Gott, mit dem bestimmten Artikel davor, wird von einem Atheisten verwendet, der nur einen Gott meint?“ Ein sechster kommentierte lästernd: „Also von einem monotheistischen Atheisten.“

So ging es weiter. Anfänglich mischte ich mich noch ein, indem ich manchmal eine Frage stellte. Bald war mein Beitrag nicht mehr nötig. Die Diskussion lief von selber ab. Zu einem Gegenstand, über den niemand etwas weiß, hat jeder etwas beizutragen. Ich lehnte mich auf meinem sperrigen Sessel zurück (S. 597f.).

Als die zwei Stunden vorüber sind, lässt er drei Arbeitsgruppen zu je vier Studenten bilden. Diese sollen bis zur nächsten Veranstaltung je ein Referat vorbereiten zu einem von drei Themen: Gott mit bestimmtem Artikel, Gott mit unbestimmtem Artikel, Gott ohne Artikel. Damit sind die zweite und die dritte Vorlesung gerettet, und, wie sich bald herausstellt, alle Vorlesungen bis ans Ende des Semesters. Denn jeder Gedanke bringt dann mindestens zwei weitere Gedanken hervor, die sich in Arbeitsgruppen behandeln und in Referate verwandeln lassen. Kochs Motto lautete: Jede Frage, die gestellt wird, um einer positiven Antwort zu dienen, ist erlaubt – und nur solche Fragen. „Das hob, erstens, die Laune. Gab, zweitens, Mut. Animierte, drittens, die Studenten, ihre Spekulationen ungehemmt wuchern zu lassen; wohinter ich, viertens, meine völlige Unkenntnis der Materie prächtig verstecken konnte.“ Letzteres höchst erfolgreich:

Zur Halbzeit des Semesters mussten wir in einen größeren Hörsaal umziehen, weil inzwischen so viele Studenten meine Vorlesung hören wollten – und nicht nur Studenten, auch Kollegen vom Lehrkörper ...,

Parteifunktionäre kamen, ... ganz einfache Menschen von der Straße ... Und: Margot Honecker, die Ministerin für Volksbildung, ließ keine meiner Vorlesungen aus. Hinterher tranken wir manchmal einen Kaffee in der

Cafeteria bei den Theologen. [...] „Sie hat uns der Himmel geschickt“, sagte sie. „Da wir hier bei den Theologen sind, darf ich mich so ausdrücken.“

Das Samstagsfeuilleton vom Neuen Deutschland (ND, 10. März 1984) brachte ein zweiseitiges Porträt von mir. Unter der Überschrift *Ein Sokrates unserer Zeit* schrieb ein anonymes Autor unter anderem: „[...] Wir Kommunisten glauben nicht an Gott, wir glauben an den Menschen und seine Schöpferkraft. Den Sinn des Lebens muss

der Mensch sich selbst geben. Nichts anderes will uns der Philosoph Ernst-Thälmann Koch sagen. Wir verneigen uns vor der Natur, die uns in diesem jungen Gelehrten ein schlagendes Beispiel der Darwin'schen Gesetze liefert, indem sie den Enkel des größten Helden unserer Republik mit solcher Weisheit ausgestattet hat. [...] Vielleicht gelingt es Ernst-Thälmann Koch, eine sozialistische Transzendenz, eine kommunistische Metaphysik zu entwerfen ...“ (S. 599f.)

Koch nimmt als sicher an, dass der Artikel nicht nur höchsten Orts abgesegnet worden sei, sondern „von dort selbst als ein Hinweis an mich verstanden werden wollte“. So gab er seiner Vorlesung im folgenden Semester den Titel „Sozialistische Transzendenz, kommunistische Metaphysik – Oxymoron oder dialektische Aufhebung des Äußersten“:

Die Veranstaltung musste ins Auditorium Maximum verlegt werden, so gewaltig war der Ansturm. [...]

Wieder blickte ich ins Auditorium und ließ die Zuhörer warten. Es wurde ruhig und unruhig und wieder ruhig, unruhig und wieder ruhig und still wie unter der Erde.

Und nun sagte ich den einzigen Satz der gesamten Vorlesungsreihe, der nicht in Frageform gehalten war: „Jeder – Mensch – ist –

ein – Philosoph.“

Tosender Applaus. Der tatsächlich erst endete, als ich meine Arme ausbreitete.

Nun stellte ich meine erste Frage: „Was ist das Äußerste?“

Und los ging die Diskussion! [...]

Nach einem Jahr bereits war ich der bekannteste, beliebteste und meistdiskutierte Professor der Humboldt-Universität zu Berlin. (S. 600f.)

Koch findet aufgrund seiner exzeptionellen Art Zugang zur politischen Prominenz, nicht nur Margot Honecker, auch zu Erich Mielke oder Kurt Hager („der – wie ich – eine Professur an der Humboldt-Universität innehatte, aber längst keine Vorlesungen mehr hielt“ – „Worüber auch, bitte!“, kommentiert Margot Honecker). Dann ‚hält‘ Koch mit großem Erfolg eine Vorlesung unter dem Titel „Gott ist nicht und deshalb ist er“, ohne in dieser selbst auch nur einmal das Wort zu ergreifen. Seine Popularität nimmt beängstigende Ausmaße an. „Wenn ich nur die Brauen hob, ging ein Raunen durch den Saal.“ Da wird er von der Universität mitten im Semester freigestellt, Begründung: Die Veranstaltung sprengte den akademischen Rahmen. 1987 setzt sich Koch wieder nach Wien ab.

Köhlmeier schaltet die Sinnentleerung des späten DDR-Sozialismus mit dem Umstand kurz, dass es (seit den 60er Jahren) den Versuch gab, Religionskritik als Wissenschaftlichen Atheismus universitär zu etablieren. In der Handlungszeit, den 80er Jahren, schwamm sich dieser allerdings gerade frei von seinen kirchenkämpferischen Anfängen (vgl. Max-Stirner-Archiv o.J.; Thiede 1999: 47–64; Hoffmann 2000: 272–293). Die herkömmliche realsozialistische Scholastik gab es in der DDR-Philosophie zwar immer noch, aber im Wissenschaftlichen Atheismus

war man dabei, sie zu überwinden. Insofern trifft die Satire weniger das gewählte Fachgebietsbeispiel, sondern eher jenseits von ihm liegende Bezirke der philosophischen Provinz in der DDR. Dort wurde zu beträchtlichen Teilen (es gab auch Ausnahmen) eine wenig bekömmliche Rhetorik als Philosophie inszeniert. Dagegen konnte man angemessen nur das Nichts-Sagen setzen – so mag sich das Schelmenkapitel dann deuten lassen.

Claus Hammel

Die Preußen kommen. Komödie (1981)

Erstveröffentlichung in: Theater der Zeit 9/1981, S. 61–72. Buchveröffentlichung: Eulenspiegel-Verlag, Berlin [DDR] 1982, 102 S. (bis 1988 zwei Auflagen). UA Volkstheater Rostock (Regie Hanns Anselm Perten) 3.7.1981. Westdeutsche EA Schloßtheater Celle (Regie Jürgen Kern) 21.3.1987

„Ich bin der Meinung, es sei besser, daß alle Bauern erschlagen werden, als daß den Fürsten etwas geschieht! Wenn ich Herr wäre, ich würde dreinschlagen und alle umbringen! Laßt euch daher nicht weichmachen! Die Obrigkeit soll zuschlagen, daß sie das Maul halten und merken, daß es ernst sei!“ So spricht Martin Luther (1483–1546) aus dem Off, eine seiner eigenen Hassschriften gegen die aufständischen Bauern zitierend. Wir befinden uns in der Ost-Berliner Prüfungsanstalt für die Reintegration historischer Persönlichkeiten (PRI). Die Sekretärin, offenbar schon einiges gewohnt, kommentiert Luthers Deklamationen launig: „Die Nachtigall von Wittenberg. Sie nimmt lachend Abschied von ihrer Vergangenheit.“

Luther ist am PRI gerade als neuer Fall stationär aufgenommen worden. Offenbar guten Willens ist er bemüht, sich die Erkenntnisse der DDR-Geschichtswissenschaft über seinen Platz in der Geschichte anzueignen, etwa diese: „Martin Luther hat in der Situation zugespitzter gesellschaftlicher Widersprüche am Beginn des Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus dazu beigetragen, den gesellschaftlichen und kulturellen Fortschritt der Menschheit zu fördern.“

Die Chefin des PRI, eine hier namenlose Professorin, hat einige Mühe mit ihrer Aufgabe. Dabei ist Luther noch ihr geringeres Problem. Denn zeitgleich hat ihr das SED-Zentralkomitee auch noch Friedrich II. (1712–1786) als Bearbeitungsfall überstellt. Er kommt zu Pferde. Über ihn hatte sie ihre Dissertation geschrieben, Titel: „Friedrich II. von Preußen als Wegbereiter der Eroberungsstrategie des deutschen Imperialismus“. Jetzt soll sie ihn wissenschaftsgestützt ‚reintegrieren‘.

Etwas gequält erläutert die Professorin ihrem neuen Klienten die Aufgabe: „Ich übe Parteidisziplin. [...] Sie gehören zu unserer Geschichte. Das hat sich jetzt herausgestellt.“ Friedrich ist skeptisch. Man habe ihn, so die Professorin kühl, zur Abrundung eines städtebaulichen Ensembles benötigt (gemeint ist die Wiederaufstellung des Friedrich-Reiterstandbildes von Daniel Christian Rauch

[1777–1857] Unter den Linden). Doch kampfflos will sie nicht aufgeben: „Sie haben keine Qualifikation, die uns nützlich wäre. Reiten Sie munter drauflos, Richtung Marx-Engels-Platz. Sie werden nie ankommen. Jedenfalls nicht, solange ich hier den Hut aufhabe. Meine Meinung über Sie ist Ihnen bekannt. Ich werde sie nicht ändern.“

Einem ZK-Instrukteur ist die ganze Sache auch nicht recht geheuer, wie er im Gespräch mit der PRI-Direktorin durchblicken lässt: „Diese Fridericus-Affäre wirbelt Staub auf. Wir haben schon überlegt, ob wir das Ganze nicht vielleicht ganz Dir überlassen. Du hast den Überblick. [...] Deine Abrechnung mit dem Alten Fritz hat Schule gemacht.“ – „Genau das ist der Grund, weshalb ich ihn jetzt nicht über Nacht in einen Engel verwandeln kann.“ – „Das verlangt niemand. Du erarbeitest ein differenzierteres Bild.“

Friedrich und Luther kommen miteinander ins Gespräch, sparen dabei nicht mit wechselseitigen Invektiven, haben aber auch ein gemeinsames Interesse, ihren Status im PRI zu bestimmen: „Friedrich: Was wollen die von uns? Luther: Wir sind ihr Hinterland. Friedrich: Das waren wir immer. Luther: Ich zur Hälfte – Ihr gar nicht. Friedrich: Und jetzt? Luther: Ihr zur Hälfte – ich ganz.“ Der ZK-Instrukteur gibt Luther im Grundsatz, aber nicht ganz recht: „Friedrich bleibt natürlich eine Kanaille. Es ist nie beabsichtigt gewesen, ihm die Absolution zu erteilen. Luther: Mir hat man sie erteilt. Instrukteur: Nicht in allen Punkten. Luther: In ziemlich vielen.“

Die Professorin findet schließlich einen begrifflichen Weg, sich den ihr gestellten Aufgaben öffnen zu können: „Experimentelles Geschichtsbewußtsein auf wissenschaftlicher Grundlage“ habe sie zu fördern. Aber Bedenken bleiben. Der ZK-Instrukteur muss sich sagen lassen: „Und dann ist der nächste fällig, und ich wage nicht, mir auszudenken, wen wir noch an unsere Brust drücken werden.“ Es sollte sich bewahrheiten: „Ich weiß nicht, ob ich hier richtig bin“, stellt sich ihr ein Besucher vor. „Mich empfiehlt Friedrich von Preußen [...] Ich heiße Otto von Bismarck.“ So endet das Stück.

Man kann es als sarkastischen Kommentar zum „opportunistischen Umgang mit dem Preußen- und anderen Kulturerbe“ (Emmerich 2000: 355) lesen. Der Autor Claus Hammel selbst kommentierte es seinerzeit etwas anders: „wer heute von Preußen-Mode spricht, der sei ... daran erinnert, daß die angebliche Mode eigentlich etwas ist, das Werden und Wachsen der DDR stets begleitet hat. Und zwar eben nicht als Mode, als etwas Vorübergehendes mit Kampagnencharakter, sondern als ... sich ständig erweiternde und vertiefende Aufklärung über unsere Geschichte“ (Hammel 1981). Eine Opportunismus-Kritik sei das Stück demnach also nicht.

Der Uraufführungsrezensent der Zeitschrift „Theater der Zeit“ begleitete die Stückveröffentlichung in seinem Blatt mit einer Deutung, die zwischen den beiden Lesarten liegt: „Stück und Inszenierung polemisieren gegen leicht- und eilfertigen

Umgang mit dem historischen Erbe“, schrieb er einerseits. Andererseits zitierte er zustimmend Autor Hammel: Das Stück schлүge sich „auf die Seite derer, die ohne Eiertanz, Heuchelei und billigem Pragmatismus unser Geschichtsbild erhellen und vervollständigen“ (Nössig 1981: 58). Die Lektüre des Stückes bestätigt aber eher das Bild des Eiertanzes. So mögen die zeitgenössischen Begleittexte wohl der Absicherung einer recht saftigen Polemik gedient haben.

Helga Königsdorf Kugelblitz (1988)

in Helga Königsdorf: Lichtverhältnisse. Geschichten, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1988 (bis 1989 zwei Auflagen), S. 5–32. Neuauflage: Aufbau digital, Berlin 2016

Rudolf Knack war ein etwas schrulliger Forscher, der am Forschungsinstitut für Meta-Makrologie (oder: Chemie) eine Art Narrenfreiheit genoss. „Nichts war ihm so fremd wie Bescheidenheit und Fähigkeit zum Unterordnen. Er signierte ... seine Briefe mit dem selbstverliehenen Titel ‚Erfinder‘.“ Dann aber wurde er als Bereichsleiter abgelöst. Mit einem neuen Direktor hatte ein straffer Leitungsstil Einzug gehalten, denn „die Zeit des Dilettantenparadieses sei endgültig vorüber“, wie es in dessen Antrittsrede hieß.

Kurz darauf kam die Zeit der Hochschul- und Akademiereform 1968. „Von Profilbereinigung und Konzentration war die Rede. Die Pläne wurden immer langfristiger. Wollte man den Papieren trauen, waren wissenschaftliche Weltrekorde abzuhakende Alltäglichkeiten.“ Die Knackschen Themen fielen dem zum Opfer. Er bombardierte sämtliche Instanzen mit Eingaben, „wobei er keinen Zweifel an seiner Überzeugung ließ, das Institut werde von einer Herde beamteter Dummköpfe verwaltet“.

Friedrich Kummer hatte da gerade sein Studium abgeschlossen und war Assistent am Forschungsinstitut für Meta-Makrologie geworden. Die Zeiten waren günstig für schnelle Karrieren, „es gab ehrgeizige Pläne. Schenkte man denen Glauben, so würde das Land in kürzester Zeit nur noch von Ingenieuren und Wissenschaftlern bevölkert sein“. Es waren die späten 60er Jahre. Kummer hatte die schönsten Aussichten. Doch durch einen Zufall geriet er an Knack. Der nahm ihn unter seine Fittiche.

Knack arbeitete an einem Verfahren zur Chlorophyllsynthese und weihte Kummer ein. Dieser war noch unschlüssig, was davon zu halten sei: „Erst mal abwarten, ob es stimmt“. Knack brauste auf: „Ob es stimmt! ... Das ist genau die Reaktion von Leuten, deren geistige Energie niemals für eine Erleuchtung ausreicht. Hämisches abwarten, ob es schiefgeht. Und das passiert ja auch in neunundneunzig Prozent aller Fälle. Darum können sich solche Typen die Hände reiben. Sie sind a priori die Kings.“ Es geht erst einmal nicht gut aus für Knack:

Die Eliminierung Rudolf Knacks fand schneller statt, als abzusehen war. In jener Zeit begann man auch im Ausland, an der Chlorophyllsynthese zu arbeiten. In einem Übersichtsartikel wurden unter anderem Resultate Knacks erwähnt, von denen in seinem

Institut niemand etwas ahnte. Damit lag eindeutig ein Verstoß gegen die Anordnungen vor. Knack hatte seine Ergebnisse der Öffentlichkeit ohne Genehmigung preisgegeben. Er war fristlos entlassen worden. (S. 15)

Zwei Jahre darauf nahm Knack heimlich wieder Kontakt zu Kummer auf. Er hatte zu Hause, auf dem Küchentisch, eine Zentrifuge gebaut, von der er behauptete, sie produziere künstliches Chlorophyll. Als Knack ein Thermozet brauchte, um die Energiebilanzen nachprüfen zu können, besorgte ihm Kummer eines aus dem Institut. Das flog auf, und Kummer fand sich strafversetzt in einem kleinen Betrieb im Norden des Landes wieder. Wiederum geraume Zeit später erhielt er eine Einladung zu einer persönlichen Aussprache mit dem Minister für Meta-Makrologischen Anlagenbau. Es wäre sehr schön, wenn er sich einmal die neueren Arbeiten Rudolf Knacks ansehen könnte. Der Minister ahnte wohl, dass da mehr drinstecken könnte, als ihm die Fachleute sagten.

In der DDR war Knack jedenfalls nicht zum Zuge gekommen, wohl auch, weil er nicht der Umgänglichste war. Dann aber hatte er seine Erfindung auf einer Messe ausländischen Firmen angeboten, war dabei ertappt und in Verwahrung genommen worden. Dadurch landete die Sache auf dem Ministertisch. Nach Kummers Gutachten wurde ein Betrieb angewiesen, Knack einzustellen und ihm die FuE-Kapazitäten bereitzustellen, damit die Anlage zur Produktionsreife entwickelt werden könne. Kummer aber stellte der Minister als Persönlichen Referenten ein.

Bald darauf jedoch wurde der Minister aus Gesundheitsgründen abgelöst. Der Nachfolger zeigte kein Interesse für künstliches Chlorophyll, so dass Kummer auch Knack wieder aus dem Auge verlor. Eine geraume Zeit später häuften sich jedoch internationale Meldungen, es stünde eine Revolution auf dem Energiesektor bevor, durch den Einsatz künstlichen Chlorophylls. Kummer sollte in einer Vorlage den Stand der Dinge darstellen. Seine Recherchen ergaben eine totale Fehlanzeige, auch von Knacks Zentrifuge keine Spur. Er reiste zu dem Betrieb, wo er Auskunft von der Kaderleiterin erhielt: „Knack hätte vor Jahresfrist das Rentenalter erreicht, und da habe man sich getrennt. Übrigens, ohne sich gegenseitig Tränen nachzuweinen.“

Kummer suchte Knack auf und verschaffte ihm, einem Hasardeur gleich, FuE-Kapazitäten im Institut für Meta-Makrologie und in dem Betrieb, den er vor einem Jahr verlassen hatte. Knack war im Umgang nicht pflegeleichter geworden, und die Stimmung wurde hochexplosiv, zumal andere Projekte zurückstecken mussten für die nun priorisierte Zentrifuge. Knack gelingt es tatsächlich, eine Pilotanlage zu bauen.

Es folgt die übliche „Verteidigung der Forschungsleistung“, eine hochrangig besetzte Veranstaltung. „Der Erfinder stolzierte gespreizt umher. ... Seine Augen

giltzerten in boshafem Vergnügen.“ Kummer hatte Knack noch am Vorabend das Versprechen abgerungen, streng bei der Sache zu bleiben. „Aber das überstieg seine Kräfte. Den Vortrag über die Wirkungsweise seiner Zentrifuge schloß er mit der Bemerkung, Ignoranz und Böswilligkeit hätten diese Leistung um sechzehn Jahre verzögert. Damals wäre es eine Welturaufführung geworden.“ Man gelangt jedenfalls zum Höhepunkt der Veranstaltung, die Vorführung. Es fängt gut an, doch plötzlich gibt es alarmierende Geräusche:

Dann schrie Knack gellend: „Deckung!“ und war flink wie ein Wiesel unter dem stabilen Labortisch verschwunden. Friedrich hatte später keine Erinnerung, wie er zu Knack unter den Tisch gelangt war. Nur daß es ungeheuer schnell geschehen sein mußte. Der Halbkreis löste sich in panischer Flucht auf. Der Gewerkschaftsvorsitzende boxte den Direktor beiseite. Der Leiter für Forschung und Entwicklung fiel über den Jugendvertreter. Der Mitarbeiter des Wissenschaftsministeriums stieß kreischende Hilferufe aus. An der Tür bildete sich ein verwickeltes Knäuel. Plötzlich eine Detonation. Glasscherben und

Metallteile flogen durch den Raum. Die Verdunklung riß an einem Fenster auf. Dann war es still. Als sich der Staub gelegt hatte, befanden sie sich allein im Raum. Von draußen hörte man aufgeregte Stimmen. Jemand rief nach einer Trage.

Knack lag auf den Knien, mit gesenktem Kopf und kraftlos pendelnden Armen. Er sah Friedrich schuldbewußt von untenher an. „Der Hahn“, stammelte er kleinlaut. Und dann noch einmal mit einem schweren Seufzer: „der Hahn.“ Knack hatte vergessen, den Hahn vom Überlaufventil zu öffnen. (S. 31f.)

Nun arbeitet Friedrich Kummer in einem Kreiskabinett für Neuererbewegung, verlassen von seiner Frau, die nicht erneut aus der glamourösen Hauptstadt in eine triste Kleinstadt mitwollte, und lebt still in der Gesellschaft eines Kanarienvogels. Soeben hat er in der Zeitung den Nachruf auf Rudolf Knack gelesen, „den verdienten Erfinder“. Das gibt ihm Gelegenheit, sich der Vorgänge zu erinnern, die ihn letztlich in seine aktuelle Trostlosigkeit geführt hatten. Aber in sein Gedenken an den Verstorbenen mischen sich weder Bitterkeit noch Zorn, wie er zu seiner eigenen Verwunderung feststellt. Freundlich, beinahe gerührt denkt er an den schwierigen Menschen zurück.

Helga Königsdorf

Respektloser Umgang. Erzählung (1986)

Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1986, 113 S. (bis 1990 fünf Auflagen). Westdeutsche Ausgabe: Luchterhand, Darmstadt 1986. Übersetzungen ins Dänische, Niederländische und Englische. Neuauflage: Aufbau Digital, Berlin 2016

1983 in Ost-Berlin. Eine anerkannte und erfolgreiche Mathematikerin ist unheilbar erkrankt. Ein Medikament bewirkt Halluzinationen. Als ein besonders intensiv wiederkehrendes Trugbild erweisen sich vermeintliche Besuche von Lise Meitner. Beide führen ‚Gespräche‘ miteinander, fordern wechselseitige Rechtfertigungen ein.

Es geht, natürlich, um die Bombe, um die Bedrohungen des atomaren Zeitalters und dessen ökologische Auswirkungen: „Hoch oben jagen die Schwalben. Es sind ihrer weniger, dieses Jahr. Irgend etwas ist ihnen zugestoßen.“ Daneben kreisen die eingebildeten Dialoge immer wieder um Meitner als Frau in der Physik und darum, wie es mit den Frauen in den Naturwissenschaften weiterging. Dazu hat die Ich-Erzählerin ihre eigenen Erfahrungen. Sie schließt vieles mit ihrem Leben und der Gegenwart kurz, nicht unplausibel, immerhin sind es *ihre* Halluzinationen:

Stellen wir uns vor, die Meitnerin wäre nicht die Meitnerin, sondern ein Mann gewesen. Fast alles hätte sich genauso abspielen können. Nur spräche heute außer einigen Eingeweiheten keiner mehr davon.

Hätte dieser Mann eine größere Chance gehabt, außerdem ein Familienleben zu führen? Der wissenschaftliche Ruhm wäre sei-

nem Ansehen als Mann zugute gekommen. Für die Frau war er eher abträglich. Hohe Leistungen in Physik oder Mathematik steigern nicht ihren Wert als Frau. Auch heute nicht. Das sollte man beachten, ehe man für das geringe Interesse der Mädchen an den Naturwissenschaften biologische Gründe ins Feld führt. (S. 84)

Meitner fragt: „Wie viele weibliche Nobelpreisträger gibt es in Ihrem Land?“ – „Keine. Erwidere ich mürrisch.“ – „Wie viele männliche Nobelpreisträger gibt es?“ – „Keine. Aber ...“ – „Ist das nicht ein bißchen peinlich. Bei der Vergangenheit.“ Meitner meint die der Physik in Deutschland und insistiert: „Aber sicher tut man alles, um die Lage zu verändern.“ – „Wieso sollte man? Solch ein Personenkreis ist äußerst schwer zu verwalten.“

Die Dynamiken der physikalischen Weltbildveränderungen in den 1920er und 30er Jahren werden rekapituliert. „Und wir?“, fragt sich die Mathematikerin gegenwartsbezogen: „Wir planen kurzfristig, mittelfristig, perspektivisch. Analysieren, konzipieren, prognostizieren. Hätte bei unserem Nützlichkeitsdenken die Atomforschung eine Chance gehabt? Der Ehrgeiz der Wissenschaftler. Der Kampf um die Priorität. Welche effektiven Triebkräfte! Bringt die Bürokratie das alles auf den Hund? Und: Sollte man sich vielleicht gar nicht darüber freuen?“

Die Krankheit schreitet voran, die Mathematikerin möchte geordnet abtreten:

Ich will klar Schiff machen und wühle in staubigen Akten. Das Institut wird sein Soll an Altpapieraufkommen erfüllen. Berichte. Prognosen. Anträge. Briefe. Konzeptionen. Vorlesungsskripte. Gutachten. Sonderdrucke. Tagungsmaterialien. Eingaben. Alles, was einmal mein Leben ausmachte. Wehmütig lege ich es auf Stapel. Ich war beseelt von der Idee, einen Mikrokosmos zu schaffen, in dem Kreativität und gute menschliche Beziehungen den Nährboden für wissenschaftliche Leistung bildeten. Mühsam mußte ich alle überzeugen. Eifersüchteleien überwinden. Ein gewisses Maß an Einfluß erlangen. Es

ging mir nicht um mich. Oder doch um mich. Insoweit nämlich, daß ich eine Aufgabe brauchte, die mich erfüllte. Wenn ich jetzt in den alten Akten lese, finde ich sie sterbenslangweilig. Aber damals hatte alles seine Funktion im größeren Mosaik. Ich kann nur noch staunen, daß dieses ganze Papier von einem einzigen Menschen erzeugt wurde und daß dieser Mensch ich war. [...] Meine Kollegen bündeln das Papier und tragen es fort. Für sie ist es alter Plunder. Es wird Platz gebraucht. Bald werde ich hier vergessen sein. (S. 103f.)

Claus Nowak

Aber Träume tragen doch. Roman (1986)

Mitteldeutscher Verlag, Halle-Leipzig 1986, 382 S.

Wie kann sich eine DDR-Historikerin 1984 in Wien verlieben? Hier wird es geschildert. Renate Hiller, die Ich-Erzählerin, fährt in diesem Jahr zweimal nach Österreich, um dort in Archiven und Bibliotheken für ihre B-Promotionsarbeit zu recherchieren. Sie forscht zu Merthen Korßner, einem (fiktiven) Bauernkriegsführer. Der war, so die Beschreibung, dem Gemetzel der Fürsten und Landsknechte nach der Niederlage der von Müntzer geführten Bauern bei Frankenhausen entkommen, habe sich 1525/26 dem alpenländischen Bauernkrieg unter Michael Gaismair (1490–1532) angeschlossen und weiter gegen die Fürsten gekämpft.

Renate Hiller stammte aus einer ursprünglichen Arbeiterfamilie. Die Mutter war Hilfskraft im Labor, der Vater Werkzeugmacher, hat sich dann aber, in der DDR, qualifiziert: Bankangestellter, erstes Fernstudium, zweites Fernstudium, Gewerkschaftsschule. Sie, die Tochter, hat in Halle (Saale) Geschichte und Kunstgeschichte studiert, promoviert, arbeitet nun seit einem Jahr an ihrer B-Promotion, ist Oberassistentin, 32 Jahre alt, unverheiratet, „noch nicht einmal geschieden“. Seminare gibt sie zur frühbürgerlichen Revolution in Deutschland, ursprünglichen Akkumulation, zum Fugger-Clan und zur Entwicklung der Handelsbeziehungen zwischen Rhein, Elbe und Donau im 16. Jahrhundert. Mit Anfang 30 bereits Reisekader West (sie war vor zwei Jahren auch schon einmal für vier Tage in Bielefeld gewesen) – das war Mitte der 80er Jahre durchaus möglich, wenn auch ungewöhnlich.

In Wien verliebt sich Hiller in den österreichischen Professor Philipp von Traun-Simoni, einen linken Militärhistoriker. Er unterstützt sie bei ihren Forschungen und kümmert sich um sie. Die beiden finden zueinander. Seine Herkunft hat ihm aber ein Kapital mitgegeben, das ihr durchaus schmerzlich vor Augen führt, was sie wohl nie aufholen wird können. Sie reden über Sartre („da kann ich nicht mithalten“), Proust („Ich hatte bis heute noch nichts von Proust gelesen“), Schopenhauer. „Du holst es nie auf, nie mehr!“, sagt sich Hiller.

Ihr Mentor in Halle, der Geschichtsprofessor Albert, versucht, ihr die Minderwertigkeitskomplexe auszutreiben: „Sie haben einen Vorsprung, der reicht zurück bis zur Geburt [...] Es ist nicht irgendein persönliches Verdienst, oder, auf dich bezogen – ein Verschulden. Es ist der überkommene Vorsprung ihrer Klasse. Punkt! Es ist, genauer, ein Spezifikum gerade dieser Schicht: der liberalen, bürgerlichen, weltoffen-kritischen Intelligenz. Von diesem Vorsprung werden sie noch sehr lange zehren. Du – du holst auf. Nur mußt du dessen gewiß sein: du wirst ein Leben lang aufholen.“

Albert ist denn auch, neben Hiller und Traun-Simoni, die dritte Hauptfigur dieses Romans. Ursprünglich aus Schlesien stammend, hatte er in Wien studiert

und war dort dann im antinazistischen Widerstand. Anschließend fünf Jahre Mauthausen. In der DDR wurde er bis 1951 wieder gesund gepflegt. Seit zwei Jahren ist er emeritiert, aber nach wie vor höchst aktiv. Er kümmert sich um Hillers Fortkommen, hat ihr auch die Reisegenehmigungen für Österreich verschafft. Sie steht in ständigem Kontakt mit ihm, er schreibt ihr zehnteilige Briefe, und in kritischen Momenten erinnert sie sich regelmäßig an Gespräche, Ratschläge und Provokationen Alberts. Eine offenbar symbiotische Beziehung.

Sie werde, so gibt ihr Albert mit auf den Weg, intensiv das Rückwärtige studieren, doch nicht als solches, sondern wie es weiterlebt. „Daß wir eine Vorwärts-Geschichte schreiben, ist nicht schlechthin gut, sondern notwendig. Wer, wenn nicht wir, sollte das tun?“ Und für wen tue sie das? Für unsere Gesellschaft, das heiße:

Die jetzige, heutige, gegenwärtige ... Die zahlreiche ernste Probleme hat – hätte sie sie nicht, wäre sie keine Gesellschaft, wäre statt dessen ein Fossil, eine erstarrte Formation, noch nicht begraben, aber doch reif, zugedeckt zu werden vom Kommenden [...]

Also: unsere *lebende* Gesellschaft, die nicht nur darauf aus ist, ihren Anteil zur Zukunft beizutragen, sondern sich ganz und gar entschlossen hat, diese Zukunftsaussicht selbst, mit eigener Kraft und kraft ihrer Substanz hervorzubringen. (S. 104)

Welche Probleme Albert meinen könnte, wird klar, als ein Student Hillers ihr und ihm mitteilt, dass er demnächst einen Ausreiseantrag stellen werde. „Arbeiterkind, einziger Sohn, Vater vor zwei Jahren verstorben [...] Die Mutter ist Krankenschwester, im Schichtdienst.“ Und dann deren Ausbruch gegenüber Hiller: „Sie müssen das doch wissen! Wir verstehen davon nichts – mein Mann war Fräser, der hat sein Leben lang nur gearbeitet, und ich, ich ... Und nun will der Junge weg! Von uns hat er das nicht!“

Albert neigt zu einer Art dialektischer Gelassenheit:

Es gibt genug Probleme zwischen Himmel und Erde, bei denen Wissen nicht zu viel zählt, Denken jedoch alles [...] Anstelle der Formel: zwischen den Welten – den *beiden* Welten – benutzte Albert zuweilen diesen Ausdruck: zwischen Himmel und Erde. Manchmal wurde er gefragt, welchen der Pole er uns dabei eigentlich zuschreibe. Das hänge von der Situation ab, erklärte er dann, ohne Zögern und ohne zu grinsen. Im Grunde sei es einfach: Auf die Erde könne er

nicht verzichten; und auf den Himmel – nun, das wolle er auch nicht. Sehr spät erst verstand ich, daß es Parteifunktionäre nicht nur gab, sondern nachgerade geben mußte, die ihm diese Art von Dialektik als sehr persönliche Extravaganz ankreideten, als Spielart. Sie sind ohne Himmel aufgewachsen, meinte Albert. Das muss dich nicht beunruhigen; wir kommen zu unserem Himmel auch noch. (S. 79)

Wie geht es mit Traun-Simoni weiter? Als Renate zum zweiten Male nach Wien kommt, weiß sie, dass sie ein Kind von ihm erwartet. Sie will mit ihm zusammenbleiben, stellt sich vor, er käme mit in die DDR: „mein Kind würde in meiner Heimat aufwachsen, da, wo mein Platz war und wo auch für Philipp Platz sein würde. Er würde mit mir kommen.“ Darüber sprechen können die beiden nicht mehr. Traun-Simoni nutzt Gastvorlesungen in Chile, um gegen die dortige Mili-

tärdiktatur zu wirken. Am Vorabend eines großen Streiks wird er in Chile auf offener Straße erschossen.

Michael Göring

Dresden. Roman einer Familie (2021)

Osburg Verlag, Hamburg 2021, 302 S. Hörbuch: Autorenlesung, Hörbuch Hamburg HHV, Hamburg 2021

Die Handlung setzt 1975 ein und spielt bis 1989. Der Erzähler Fabian hat gerade in Köln sein Germanistikstudium begonnen, als er erstmals eine Familie in Dresden besucht, die mit seiner Mutter befreundet ist. Bald gehört er selbst ein wenig zu dieser Familie und kommt jedes Jahr. Die autobiografisch inspirierte Handlung taucht tief ins Dresdner Akademikermilieu ein. Vater und emotionaler Mittelpunkt der Familie ist Ekkehard Gersberger. Er arbeitet als Professor an der Hochschule für Verkehrswesen, Fachgebiet „irgendwas mit Eisenbahn und so“ (wie dann noch erkennbar wird: Schienenfahrzeugtechnik). Die Milieuschilderung ergänzt andere Dresden-Romane wie Beyers „Kaltenburg“ (s.o.) oder Tellkamps „Turm“ (s.u.).

Gersbergers Tätigkeit an der Hochschule läuft dabei nur im Hintergrund mit, wird selten explizit, ist aber in einer Sache permanenter Gradmesser der Verhältnisse: Kann Gersberger ins Ausland reisen? Das heißt für ihn nicht, dass er privilegiert sein möchte, sondern nur, ob er angemessen am wissenschaftlichen Leben teilnehmen kann. In anderer Hinsicht hat die Familie schon ein Opfer gebracht: Anne, die Tochter, hätte gern Medizin studiert, doch als „Intelligenzlerkind“ war das in der 70er Jahren nahezu unmöglich (erst in den 80ern sollte sich das ändern). Nun macht sie eine Fachschulausbildung zur Heilpädagogin.

Gleich beim ersten Besuch Fabians, 1975, steht das ReisetHEMA im Raum: Gersberger soll im nächsten Jahr auf einem Kongress in Tokio vortragen. Fabian stutzt gleich: Muss man nicht ein besonders linientreuer Professor sein, wenn eine solche Reise genehmigt wird? Er sucht nach einer neutralen Formulierung der Frage: „Was muss man machen, um nach Japan fahren zu können?“ Gersberger versteht sofort: „Nicht, was du vielleicht denkst, Fabian. Als Ingenieur und Naturwissenschaftler hast du einen kleinen Spielraum auch bei uns. Wenn du ... etwas wirklich Neues findest oder erfindest und ansonsten nicht negativ auffällst, sind sie stolz auf dich und lassen dich auch mal ins nichtsozialistische Ausland“, vorzugsweise dann, wenn in der DDR eine Familie als Rückkehrgrund verbleibt.

Doch dann, fünf Jahre später, entfällt die kleine, aber wichtige Nebenbedingung „wenn du ansonsten nicht negativ auffällst“. Kai, Gersberger Sohn, unternimmt einen Fluchtversuch durch die Elbe. Dieser misslingt, und Kai wird zu anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt. Der Vater steht loyal zu seinem Sohn,

aber dieser weiß auch: „Ich hab Ekki ... die Karriere versaut, er kommt nicht mehr ins Ausland, die ganze Abteilung an der Hochschule wird nicht mehr so ernst genommen wie früher. Ich glaube, Ekkis Beliebtheit sinkt und vielleicht auch seine Ingenieurleistung, da spielt sich jetzt ein Kollege ziemlich auf, einer mit Parteibuch und Politikkarriere im Kopf“. So sagt Kai 1982 zu Fabian.

1984 indes kann Gersberger dann doch wieder reisen. Der Teilnahme an einer Verkehrstagung in Paris stehe nichts mehr im Wege, hatte er soeben vom Hochschulrektor erfahren, als Fabian mal wieder in Dresden eingetroffen ist. 1987 darf er auch nach Stockholm, aber von dort kommt er zweifach bedrückt nach Hause:

„Mir ist bei der Konferenz ganz deutlich geworden, dass wir hier an der Hochschule, überhaupt in der DDR, in den Ingenieurwissenschaften recht gut darin sind, zu improvisieren, aus schlechten Vorbedingungen und aus unzureichendem Material doch noch etwas einigermaßen Funktionstüchtiges zusammenzubauen. Wir fummeln dann solange, bis es klappt. Damit können wir allenfalls reparieren und die Dinge noch ein Stück weit am Laufen halten. Aber es fehlt uns an den Möglichkeiten zu großen Würfeln [...] Wir werden immer beim Ersatzsuchen stehen bleiben, beim Flicken, aber so kannst

du heute nicht mehr mithalten. [...]

Das Zweite ist, dass Hannes Langer in Stockholm geblieben ist. Er war einer meiner Besten, ein wirklich kluger Kopf. Frau und Kinder sind noch hier. Er ist jetzt an der TU Braunschweig ...“ – „Hat das denn Auswirkungen auf euer Institut, wenn einer von euch nicht zurückkommt?“ – „Das werden wir bei der nächsten West-Konferenz sehen. Wir hatten ja in Stockholm zwei Stasi-Offiziere dabei. Die waren natürlich stinkwütend, als Langer am letzten Tag ... unauffindbar verschwunden war.“ (S. 241–243)

Die Auswirkungen zeigen sich gar nicht erst bei der nächsten West-Konferenz. 1988 darf Gersberger nicht einmal mehr nach Budapest reisen. Angeblich hätten die ungarischen Kollegen den eingereichten Beitrag als „ingenieurwissenschaftlich nicht weiterführend“ abgewiesen. Doch das glaubt an der Hochschule niemand, „das waren mit Sicherheit unsere Herren von der Staatssicherheit“. Gersberger verliert zunehmend seine Zuversicht, dass man es in der DDR doch irgendwie aushalten könne. Aber an der Hochschule siegt über ihn und seine Leute dann doch wieder der fachliche Ehrgeiz: Sie verändern den Projektaufbau, um die Belege für die kolossale Wirkung der optimierten Energierückführung beim Bremsen von Schienenfahrzeugen zu erweitern – „das müssen die doch sehen, wie uns das schon bei jeder Straßenbahn weiterbringt“. Wer „die“ sind, bleibt hier im ungefähren, aber Gerstberger hat auch weitergehende Hoffnungen: „Ich könnte mir gut vorstellen, dass sich sogar Siemens dafür interessiert.“

Ein Jahr später, Ende 1989, brauchen keine Reisegenehmigungen mehr beantragt werden. Die Verkehrshochschule wird bald darauf als Fakultät in die TU Dresden integriert. Das geschieht außerhalb des Zeitraums, von dem hier berichtet wird. So bleibt auch offen, wie es mit Gersberger weiterging.

Tom Wittgen

Das Wagnis oder In Motzbach und anderswo. Roman (1987)

Verlag Tribüne, Berlin [DDR] 1987, 283 S. (bis 1990 zwei Auflagen)

Ein FuE-Roman, der literarisch eine reale Geschichte gestaltet (vgl. Queißer 1984): Anfang der 80er Jahre war vom Kombinat Textima im sächsischen VEB Wäscheunion Mittweida durch ein Team von Wissenschaftlern, Textilmaschinenbauern und sog. Forschungswebern (meist -weberinnen) der Wellenfachwebautomat 4431 entwickelt worden, eine Mehrphasenwebmaschine. Er wurde 1983 auf der Internationalen Textilmaschinenausstellung in Mailand gezeigt und galt in den folgenden Jahren als Weltspitzenerzeugnis. Wie es dazu kam, ist Gegenstand der Handlung. Beteiligt waren forschungsseitig das Forschungsinstitut für Textiltechnologie und das Wissenschaftlich-Technische Zentrum der DDR-Baumwollindustrie.

Im Buch sind es eine FuE-Einheit des Textilmaschinenbaus und die (fiktive) Hochschule für Entwicklung textiler Technologien (HET), die wissenschaftsseitig die Handlung vorantreiben. Doch nicht nur sie allein: Die Besonderheit des Entwicklungsprojekts ist, dass die Maschine zügig in einem Textilkombinat unter Produktionsbedingungen getestet werden soll. Dazu arbeiten das Kombinat Maschtex und der VEB Webstoff mit. Die Komplexität der Kooperation sorgt für mancherlei Reibung, führt aber als „sozialistische Gemeinschaftsarbeit“ letztlich zum Erfolg.

Technisch geht es um Mehrphasenweben: Dieses „durchbricht ein uraltes Prinzip, das schon die Steinzeitmenschen kannten: das Einphasenweben“. Nach dem neuen Prinzip „bewegen sich viele Teilschäfte nebeneinander, heben und senken sich, öffnen das Fach, wenn ein Schützen sich nähert, schließen wieder. Das Fach bewegt sich praktisch mit dem Schützen über die Maschine, erzeugt so den Eindruck einer Welle. Aber nicht nur ein Schützen wie sonst üblich tritt in Aktion, 24 befinden sich gleichzeitig im Fach, 95 Plastschützen sind innerhalb des Kreislaufs ständig unterwegs, wandern vom Schützenlader in das Webaggregat, legen den Faden ein, gehen zurück zum Schützenlader, um erneut mit einem Faden ausgerüstet zu werden.“ (Queißer 1984)

Organisatorisch geht es aber zunächst darum, eine noch nicht richtig funktionierende Maschine dadurch zum Funktionieren zu bringen, dass der Praxiseinsatz simuliert wird. Dazu werden am HET einige erfahrene Weberinnen und ein ebenso erfahrener Meister zu sog. Forschungswebern qualifiziert – innerhalb von drei Wochen. „So, nun machen Sie mal aus uns Napfsülzen Forschungsweber“, flachst der Meister bei der Ankunft.

Zunächst gibt es Widerstände Der Betriebsdirektor des VEB Webstoff: „Eine Maschine, die noch am Anfang ihrer Entwicklung steht, die noch keinen Indus-

triestest bestanden hat, soll schon in die Produktion. Das hat es noch nie gegeben.“ Auch der Kombinatdirektor steht unter dem Druck, mit zu wenig Personal die Planaufträge erfüllen zu müssen. Für Experimente hat er eigentlich keine Kapazitäten.

Schließlich wird aber doch ein Produktionslabor im VEB Webstoff eingerichtet. Die anlaufenden Tests erbringen – was auch sonst – permanenten Änderungsbedarf an den Maschinen. Dazu muss der Wirkmaschinenbau des VEB Maschtex ständig neue Teile bauen. Die dortigen Arbeiter und Technologen sagen dem FuE-Kollektiv Unfähigkeit nach. „Aller paar Wochen was anders. Können die nicht erst mal denken, bevor sie erfinden?“

Die Gruppe ist an sich auch zu klein. Ihr Leiter verlangt nach Konstrukteuren: „Einerseits scheinen sie so kostbar zu sein, daß keiner mehr zu einem Messe- und Informationsbesuch freigestellt wird [...] Andererseits aber sind es die Konstrukteure, die man zu jedem Ernteeinsatz schickt, aus der Forschungsarbeit reist, demonstrieren, Kartoffeln buddeln, Kohle schippen und Schnee fegen lässt.“

Umgekehrt mangelt es nicht an Widersachern: „Wir von der Forschung und Entwicklung sind für die technische Revolution zuständig, die Ökonomen für deren Bedingungen, und Doktor Suschka“, der FuE-Abteilungsleiter bei VEB Maschtex, „sorgt wohl dafür, daß diese nicht allzu günstig sind.“ In jeder Rede preise Suschka den wissenschaftlich-technischen Fortschritt. Wenn er ihn vor der Nase habe, sehe er ihn nicht. Der immer wieder geforderte offene Blick für die Zukunft werde zu einem ängstlichen Blinzeln, wenn sich Risiko am Horizont abzeichne.

Zugleich herrscht Geheimhaltung, denn es geht um Patente und einen technologischen Vorsprung, der nicht vorzeitig bekannt werden darf. Auch in anderen Ländern sitzen Ingenieure an Entwicklungsprojekten, die das maschinelle Weben revolutionieren sollen. Die Geheimhaltung aber mindert die Akzeptanz des Produktionslabors in der Belegschaft des VEB Webstoff. Diese muss immerhin die Arbeit der als Forschungsweber abgestellten Kolleginnen und Kollegen mit erledigen.

Die Gruppe indes verbeist sich in die Arbeit, kennt häufig keinen Feierabend und kein Wochenende, muss interne Konflikte lösen und sich immer wieder zusammenraufen. Daran wachsen, so der Handlungsang, alle. Am Ende stellt sich der Kombinatdirektor von Webtex vor, wie er künftig von der Sache berichten werde: Die Geschichte der Mehrphasenwebmaschine sei ohne Ende, „weil der Forscherdrang eines Brix Urban nicht ausstirbt, weil die Technikbesessenen mit der Glut eines Florian Seebeck und die Philanthropen wie Burkhard Reising weiterwirken, weil es die Zähnen und Suchenden gibt, Frauen wie Gudrun Hassel und Susi Haarbrandt Komma, und die Helden wider Willen wie Eddi Maybach. Und – weil sie alle über sich hinauswachsen“.

Michael Schindhelm
Roberts Reise. Roman (2000)

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/München 2000, 314 S. Taschenbuch-Ausgabe: Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 2002

Geschrieben in der Ich-Form und die Handlungsorte identisch mit den biographischen Stationen des Autors, ist der Text halb Roman, halb Lebensbericht. Die eingangs platzierte Formel zum Realitätsbezug kündigt schon an, dass solch ein literarischer Hybrid vorliegt: „Die Figuren dieses Buches sowie die Ereignisse, in die sie verwickelt werden, sind Erfindungen des Autors, die er in der Wirklichkeit gemacht hat.“

Den größten Teil der Handlung macht Schindhelms Zeit in Woronesh aus, einer Großstadt im südlichen Zentralrussland. An der dortigen Universität soll er 1979–1984 Quantenchemie studieren. Das tut er, folgt man der Schilderung, mit einem Einsatz an der untersten Grenze des Allernötigsten. Ansonsten aber organisiert sich Robert/Schindhelm andere Erlebnisse. Am Ende schließt er das Studium irgendwie mit Auszeichnung ab.

Die Vorbereitung auf ein Auslandsstudium erfolgte in der DDR meist an der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät in Halle (die früher Jugendliche aus nichtakademischen Elternhäusern auf ein Hochschulstudium vorbereitet hatte, daher der Name). Schindhelm und sein Ich-Erzähler waren aber nicht dort, sondern hatten eine naturwissenschaftliche Spezial-EOS absolviert, die der TH Fichtenburg (das ist Merseburg) angegliedert war. Dort gerät er unter anderem in „Johannes Schollenmachers“ Studentengemeinde – Friedrich Schorlemmer war in dieser Zeit Studentenpfarrer in Merseburg. „Johannes gewann so etwas wie den Rang eines Meisters, er versammelte nicht so sehr Gläubige als flirrende Geister“. Kontrastreich dazu ist der Unterricht in der Spezialschule, etwa in Geschichte bei Professor Karl Tobler, genannt Kato:

Katos alleiniger Ehrgeiz als Schuldirektor und Geschichtslehrer bestand darin, allem deutschen Wesen vor neunzehnhundertfünf- und vierzig apodiktisch die Sporen des Nationalsozialismus nachzuweisen. Mit der Reichsgründung durch die Ottonen war für ihn Deutschland einer verbrecherischen Expansionspolitik Richtung Osten mit dem Ziel der Ausrottung slawischen Volkstums überführt. Wir schrieben umfängliche Klausuren über die braunen Leitlinien der deutschen

Geschichte von neunhundertneunzehn bis neunzehnhundertfünf und vierzig. Heinrich der Erste und Adolf Hitler waren nicht vom selben Jahrgang, aber vom selben politischen Schlag. Im Aufspüren von deutschen Usurpationsgelüsten hyperventilierte Katos historische Phantasie. Die Slawen waren stets die Guten, von den bis an die Zähne bewaffneten, immerfort zum Überfall bereiten westlichen Nachbarn niedergeworfen, vertrieben, vernichtet. (S. 64)

Es gelang Kato, schon in den wendischen und sorbischen Stämmen des zehnten und elften Jahrhunderts urkommunistische Zellen zu entdecken. Sie waren ihm Vorläufer der sozialistischen Idee und der Arbeiterbewegung. In der Oktoberrevo-

lution enthüllte sich ihm, dass der gesellschaftliche Fortschritt aus dem Osten kam. Die Erlösung vom Bösen hätte schon in grauer Vorzeit als eine slawische Lösung aufdämmern können, „wäre nicht der deutsche Imperialismus immer wieder verhängnisvoll und in teuflischen Absichten mit seiner schwarzen Brandung und seinen giftigen Ausdünstungen über die Welt gezogen“:

Folgerichtig hätte es nach Kato keine Traditionspflege im Land geben dürfen. Alle und alles, von Luther bis Bismarck, von Barbarossa bis Ludendorff, wer und was sich nicht ganz in die Dienste der Befreiung vom deutschen Hegemonialdenken gestellt hatte, verfiel dem Verdikt, Steigbügelhalter der Nazis

gewesen zu sein. Nur im Aufbegehren gegen die usurpatorische Macht, im revolutionären Aufruhr, waren Deutsche zu würdigen, und da sie die tausend Jahre über nicht allzuoft aufbegehrt hatten, schenkte Kato Deutschland wenig Sympathie. (S. 65)

Den Geist der Jugendverführung habe Kato in rauschenden Kaskaden beschwören können, um ihn in seiner Verderbtheit bloßzustellen. Manchmal sei er in einem Augenblick der Erregung aus dem Unterricht gestürzt und mit einem alten zerfledderten Reclamheft, das in gelbes Packpapier eingewickelt war, zurückgekehrt. Aus diesem habe er dann mit diabolischem Lächeln und in hastigen Zügen vorgelesen. „Der Mensch sei, was überwunden werden müsse, wenn Du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht, wahrlich, ein schmutziger Strom ist der Mensch. Wie glühende Kohlen legte er das vor uns auf den Tisch und verfolgte durch die schwarzen Brillengläser die Wirkung der Sätze im Raum. Der „Zarathustra“ war ein verbotenes Buch“. Kato habe gern mit den Mitteln der Konspiration gearbeitet, um seine Überzeugungen mit maximaler Intensität durchzusetzen. Doch:

Dieser Methoden mochte er sich nicht immer zu seinem Vorteil bedient haben und dem seiner Absichten. Zu Ulbrichts Zeiten hatte Kato wohl jenen Parteikreisen an der Spitze angehört, die für die ideologische Kampfführung zuständig gewesen waren. Er erzählte gern, daß er zu den ersten Funktionären nach der DDR-Gründung gehört habe,

die über Fahrer und Dienstwohnung verfügten. Kurz vor oder nach Ulbrichts Tod war Katos hohe Zeit vorbei, und es begannen Jahre des unverhohlenen Überflüssig-seins. Seine Exzentrik wird seitdem zugenommen haben. Letzte Station: die Spezialklassen der Hochschule zu Fichtenburg. (S. 66f.)

Dann also Woronesh. Dorthin war Schindhelm durch die mitunter unergründlichen Mechanismen der DDR-Studiendelegierung gelangt. Wohin man als Auslandsstudent kam, konnte kaum beeinflusst werden. Glück (Leningrad) und Pech (Woronesh) entschieden sich nach unbekannten Kriterien. Das Leben in Woronesh wird als bedrückend beschrieben: strikte soziale Kontrolle, Versorgungsengpässe als Dauerzustand, katastrophale Umweltsituation, Heizungsausfälle bei minus 20 Grad. Hinzu treten die als politisch beflissen beschriebenen DDR-Kommitonen. Abwechslung verschaffen nur die privaten Kontakte zu anderen ausländischen Studierenden, die eigentlich verboten sind. Insgesamt ist es eine Gelegen-

heit, die Agonie des Sowjetreichs aus der Perspektive des Auslandsstudenten zu beobachten, inklusive ihres korruptionsgeprägten Alltags:

Ohne schriftlichen Antrag an die Paß- und Meldestelle der Universität kein Abstecher vor die Tore der Stadt. Doch gehörte diese Behörde zu den korrupten Wechselstuben, in denen unter eingeschränkt manipulierbaren Bedingungen alles möglich war.

Semjon Wissarjonowitsch Portnyj besaß die traurigunbewegten Augäpfel und den Nasenrüssel eines gesunden Nilpferdes. [...] Sprach er, so wog er sorgfältig jedes Wort, bevor er es über die schlüpfrige Schwelle seiner aufgedunsenen Lippen lies, als verlese er den Kanon einer neuen Religion. Kein Wunder, daß Portnyj selten sprach und lieber die Bittsteller reden ließ.

Ganz gleich, ob eine dänische Austauschstudentin, die ihre Mutter für eine Woche nach Woronesch einzuladen beabsichtigte, ob ein

Seminarist aus der DDR, der eine Dienstreise nach Leningrad antreten, oder ein kolumbianischer Journalistikaspirant, der seine russischen Schwiegereltern im Rayon besuchen wollte, vor Portnyj waren alle gleich. Unterschiedliche Ausgangslagen bestanden höchstens darin, wie man den wortkargen Bürovorsteher für sich einnehmen konnte, um zu seinem Visum zu gelangen. Sicherlich konnten ein paar Dollar Nachdruck verleihen und die vielfältigen bürokratischen Hürden überwinden helfen, mit Rubeln oder DDR-Mark war nichts zu machen.

Aber Semjon Wissarjonowitsch war ein Beamter der verständnisvollen Sorte, er ließ auch Warenhandel zu: mit einer guten Flasche Cognac zum Beispiel war das Geschäft ebenfalls voranzubringen. (S. 199)

Nach dem Diplom landet Schindhelm am Berliner Akademie-Zentralinstitut für physikalische Chemie, teilt sein Büro mit der etwas älteren Kollegin Renate (die als Angela Merkel zu identifizieren ist) und soll promovieren:

Wochen hatten genügt, um einzusehen, daß der Wissenschaftsbetrieb in diesem Institut, in der gesamten Akademie vor allem eines war: öde. Wir hausten in einer engen Baracke, die von außen einer Pförtnerlei ähnelte und am Rand des großen Forschungsgeländes lag, dort, wo sich die Stadtkaninchen mit den Koryphäen der weniger geliebten und geförderten Wissenschaftsbereiche auf grasüberwucherten Wegen trafen. Die Uhren gingen hier noch langsamer als anderswo, der Stoffwechsel mit der Welt war restlos entschleunigt, die Sträucher vor den Fenstern hatten die Jahreszeiten vergessen und trugen noch im Winter Früchte. Unsere Abteilung genoß den Vorteil, Grundlagenforschung zu betreiben. Das sozialistische Plansoll verlor sich im imaginären Reich unabsehbarer Visionen und Perspektiven. Wer wie wir mit Lochkarten und ohne Telefonanschluß für die Welt von übermorgen wirkte, bekam den Druck der materiell-technischen Basis nicht zu spüren.

Während in anderen Akademiebereichen im

Auftrag der großen Kombinate Katalysatoren, Halbleiter und Kunstharze aus der Substanz naturwissenschaftlicher Beobachtung und Kalkulation geschaffen wurden, um die wissenschaftlich-technische Revolution zu befeuern und der Konsumgüterproduktion zu neuen Befriedigungen zu verhelfen, unterhielten sich die sieben Herren unserer Abteilung und Renate leis-vertraulich und unmittelbar mit dem Weltgeist. Wir zogen in unserer Sandkiste schöne Kreise, bis der nächste Regen kam oder ein Kaninchen hineinpinzelte. Da wir inzwischen fünfzehn bis zwanzig Jahre hinter der Hard- und Softwareentwicklung im Westen her zu sein schienen – so unsere verschwommenen Prognosen –, stanzen wir die selbstgebastelten Fortran-Programme in Pappkarton und ließen die Kartenstapel durch einen Oldtimer gehen, der ober- und unterirdisch große Gebäudekomplexe beanspruchte und dessen Rechenkapazität inzwischen in die Hosentasche eines Teenagers paßt.

Die Doktoren um mich her verbreiteten hei-

tere Bitterkeit. Die Konsequentesten machten alles mit dem Bleistift auf einem Notizblock. Der Austausch mit den Kapazitäten der Welt war dem Reisekader vorbehalten, das Hauptgeschäft bildeten in solchen Fällen parteilich-technische Anmeldungen und Berichte. Nicht nur die Rechenzeiten am Computer verlängerten sich. Traf ich Herrn Professor Altenburg mit seiner blütenweißen

Haarpracht und ebensolchem Kittel, der von unpassenden Bügelfalten nach allen Seiten abstand, auf dem zwielichtigen Gang unserer Abteilung, überkam mich der traurige Eindruck, eigentlich schon seit unerdenklich langer Zeit hier zu sein. Altenburg sah aus wie ein müde gewordener Engel der Wissenschaft. (S. 285–287)

Nach zwei Jahren setzt sich Robert, also Michael Schindhelm, in die Provinz ab, um die Schlussphase der DDR mit Übersetzungen aus dem Russischen zu verleben und ein Kind großzuziehen. Mit der Wahl zum Theaterdirektor in Nordhausen 1990 beginnt sein neues Leben, das ihn – wie die Biografie des Autors offenbart – dann u.a. nach Basel, Berlin und Dubai führen wird.

André Kubiczek

Straße der Jugend. Roman (2020)

Rowohlt Berlin Verlag, Berlin 2020, 352 S. (zwei Auflagen)

Dieser Coming-of-Age-Roman zeigt: Der Edgar-Wibeau-Sound, 1973 in Ulrich Plenzdorfs „Die neuen Leiden des jungen W.“ ein jugendbewegendes Ereignis, funktioniert auch heute noch erstaunlich gut. Vier Jahre vor den „neuen Leiden“ war Autor Kubiczek geboren worden. Nun ist inzwischen das Jahr 1985, der Autor und seine Hauptfigur René sind beide 16 und wechseln beide von Potsdam nach Halle: Autor wie René kommen an die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät der Martin-Luther-Universität.

Diese war nicht mehr ein Auffangbecken „für richtige Arbeiter und Bauern mit erhöhten Ambitionen“, in dem sie reif gemacht wurden für die Universität, welche „sie letzten Endes als Intelligenzler wieder ausspuckte“. Die hallesche ABF hatte schon seit 1954 eine andere Aufgabe: ausgewählte DDR-Abiturientinnen und -Abiturienten auf ein Auslandsstudium vorzubereiten, überwiegend eines in der Sowjetunion. Seit 1966 war sie so auch die letzte verbliebene ABF. Nach wie vor gehörte sie als eigenständige Fakultät zur Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Ihre Studierenden hatten einen Studentenausweis und bekamen „obendrauf ein monatliches Gehalt quasi fürs Nichtstun, ein Stipendium“.

Über weite Strecken gilt zwar in diesem Buch, dass der Autor seine Leserschaft „nicht belasten will mit den ganzen Sachen, die sich hinter den geschlossenen Türen der Ernst-Schneller-Straße 1 abspielten“, also in der ABF Halle. Doch letztlich drängen sich diese „ganzen Sachen“ dann doch immer wieder in die Handlung (die ansonsten Partnerschaftsgeschichten, Familiäres, die Gründung einer Rockband und die geplante Gründung einer Untergrundzeitschrift verhandelt).

René hatte in einem entscheidenden Augenblick zwar nicht ja, aber auch nicht nein gesagt. Infolgedessen ist er nun für ein Studium eines „obskuren Fach[s] namens Organisation der materiell-technischen Basis“ vorgesehen, im weitesten Sinne Ökonomie, wie er sich erkundigt hatte. Da „eine solche Rarität in heimischen Breiten nicht angeboten“ wird, muss er deswegen nach Moskau und folglich zuvor zwei Jahre an die hallesche ABF. Deren Direktor benennt in seiner Begrüßung wichtige Leitlinien, unter anderem dass man auf keinen Fall Punkerfrisuren und Männerzöpfe dulde. René trägt nach links stehende Haare und ahnt, dass das „bei Laien-Friseuren wie ihm“, dem Direktor, „garantiert als Punkerfrisur“ durchgeht. Entsprechende Problematisierungen der Äußerlichkeiten sollen dann auch folgen. Ein Gespräch mit Frau Schneider, der Seminargruppenbetreuerin, im allgemeinen eine verträgliche Person:

„Täusche ich mich, oder haben Sie generell einen sehr eigenwilligen Geschmack, was Schuhwerk betrifft?“ [...] Sie stand mit verschränkten Armen vor mir und starrte auf die antiken Arbeitsschuhe an meinen Füßen.

„Die hab ich geerbt“, sagte ich, „von meinem Großvater.“

„Aber Ihnen ist schon aufgefallen, dass wir hier nicht in einer Fabrikhalle sind“, sagte Frau Schneider, „sondern in Räumen, in denen gelernt wird?“

„Na klar. – Und ich will mit den Schuhen auch lediglich meine Verbundenheit mit der Arbeiterklasse zum Ausdruck bringen“, sagte ich, „gerade an einer Institution wie dieser hier, unserer altherwürdigen Arbeiter-und-Bauern-Fakultät.“

Das Wort Arbeiter betonte ich besonders.

„So sehen Sie schon aus, René“, sagte Frau Schneider, und der Hauch eines Lächelns schlich durch ihr Gesicht. Aber nach einer Hundertstelsekunde schon war er wieder verflogen. „Dann hätten Sie nämlich genauso gut in Gummistiefeln erscheinen können.“

„Wegen der Bauern, meinen Sie?“, sagte ich und musste grinsen, obwohl ich es nicht wollte.

„Passen Sie ein bisschen auf, was Sie so machen und was Sie so sagen, wenn Sie wirklich zum Studieren in die SU wollen“, sagte Frau Schneider und versuchte dabei, ernst zu bleiben, „glauben Sie mir, ich meine es gut mit Ihnen.“ (S. 332f.)

Was das Lernen angeht, so lässt es René ruhig angehen. Eine bestimmte Anzahl von Stunden sollen täglich für das Selbststudium aufgewandt werden. Aber weil er nicht richtig aufgepasst hatte, wusste René nicht, wie viele es genau waren, „und weil ich keinesfalls das tägliche Pensum unterschreiten wollte, hatte ich vorsichtshalber noch nicht damit begonnen“. Lenins „Staat und Revolution“ soll gelesen werden, doch René kann sich nicht bis zum Ende durchquälen, bis er merkt, dass dies gegen die nächste Lektüreaufgabe, „Materialismus und Empiriokritizismus“, der reinste Abenteuerroman sei.

Gewohnt wird in den Studentenwohnheimen am Weinbergweg, vier zwölfstöckige Hochhäuser, die auch heute in Betrieb sind. Dort gibt es einen Herrn Breuer, Leiter des Erzieherkollektivs, „erster Generalsekretär der Erzieher“, wie René gedanklich ergänzt. Herr Breuer sorgt für Ordnung. Mit der ist es in Renés Vier-Mann-Zimmer nicht so weit her. „Ihr Zimmer, meine Herren, ist mit Abstand

das dreckigste ihrer beiden Gruppen“, was die angeklagten Vier auch nicht wirklich bestreiten können.

Aber es gab einen wohnheiminternen Wettbewerb um die Ordentlichkeit der Zimmer. René und seine Mitbewohner gehören zwei unterschiedlichen Seminargruppen an. Die eine von diesen, so werfen sie forsch ein, sei ja dennoch auf Platz eins des Wettbewerbs und die andere auf Platz zwei. „Unsere beiden Gruppen liefern sich quasi ein Kopf-an-Kopf-Rennen, welche die ordentlichste ist“. Herr Breuer ist nicht völlig blöd: „Ein Rennen, zu dem sie vier aber rein gar nichts beitragen, anders als ihre vorbildlichen Kommilitonen, ... denn als gemischtes Zimmer aus zwei Seminargruppen neutralisieren sich die Minuspunkte für Ihren Saustall, wie Sie selbst am allerbesten wissen.“

Die Leistungen René's gehen, im Vergleich zu seiner Potsdamer EOS-Zeit, ein wenig zurück, da er mit vielerlei anderen Sachen beschäftigt ist. Zur Nachtruhezeit ist er selten im Wohnheim. Herr Breuer führt darüber Buch, ist dafür aber auf die Meldungen der studentischen Nachtwachen in der Portiersloge angewiesen. Frau Schneider muss René dann zur Rede stellen. Wiederholt sei er zum Zapfenstreich nicht zurück im Wohnheim gewesen, und sie rede hier nicht von ein oder zwei Mal. Listig fragt er, von wie vielen Malen sie denn genau rede. „Was ist denn das für eine Frage? ... Das müssten Sie doch am allerbesten wissen. – Von einem halben Dutzend solcher Vorfälle sprechen wir hier.“ Im letzten Monat war René praktisch jeden Tag in irgendeiner Kneipe versackt und folglich zu spät ins Wohnheim gekommen. „Sechs von Herrn Breuers Nachtdienst-Schergen hatten mich also verpiffen, dachte ich, alle anderen jedoch nicht.“

Nostalgiker können das Buch übrigens auch als retrospektive Reiseanleitung durch die damalige Landschaft studentisch bevorzugter Kneipen und Klubs lesen. „Schwager“, „Pilsner Urquell“, „Hotel Weltfrieden“, „Bierstube“, „Bergschenke“, „Turm“ und „Schorre“ werden Erinnerungen bei denen wecken, die damals auch in Halle studierten. Aber trotz der vielen Erfahrungen in diesen Einrichtungen, letztlich wurstelt sich René auch an der ABF erfolgreich durch. Nur Staatsbürgerkunde ist gelegentlich heikel:

„Darf ich Sie was fragen?“, sagte ich.

„Ja, bitte“, sagte die Staatsbürgerkundelehrerin.

„Glauben Sie, dass die Politik des Neuen Denkens in der Sowjetunion auch unserer Gesellschaft Impulse bei der weiteren Gestaltung geben kann?“

„Ich verstehe Sie nicht ganz, René“, sagte die Staatsbürgerkundelehrerin, und gefährliche Falten machten sich in Mund- und Stirnbe reich ihres Gesichtes breit. „Was konkret wollen Sie sagen?“ [...]

„Ich meine“, sagte ich, „ob Glasnost und Perestroika nicht auch in der DDR für einen frischen Wind sorgen könnten, der das Alte und Verkrustete weglegt, und wir stattdessen mit Offenheit, Transparenz und Reformen die Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft vorantreiben, so wie es auch dem Generalsekretär der KPdSU vorschwebt, dem Genossen Gorbatschow.“

„Wollen Sie mich verkaspern?“, sagte die Staatsbürgerkundelehrerin. [...] „Woher haben Sie überhaupt diese Begriffe? ... Das

klingt doch schon sehr nach westlicher Propaganda. Aus der *Tagesschau*?“

„Nein“, sagte ich, „aus sowjetischen Publikationen.“

„Die müssen Sie mir mal zeigen.“

„Ich kann die Artikel von zu Hause mitbringen“, sagte ich.

„Eines steht jedenfalls fest: Die DDR wird ihren erfolgreichen Kurs fortsetzen, und das bedeutete in der Vergangenheit stets, unverbrüchlich an der Seite unseres großen Bruders zu stehen, der Sowjetunion. – Und so

werden wir es auch in Zukunft halten, glauben Sie mir. Kein Spaltpilz wird einen Keil treiben können zwischen unsere befreundeten Nationen.“

„Von der Sowjetunion lernen“, sagte ich, „heißt ja bekanntlich siegen lernen.“

Ich weiß: Eine olle Kamelle von einem Spruch, der plötzlich aber eine ganz neue Bedeutung kriegte.

„Stimmt“, sagte Jens neben mir, „eine Erkenntnis, die allmächtig ist, weil sie wahr ist.“ (S. 357f.)

Johannes Helm

Tanz auf der Ruine. Szenen aus einem vergessenen Land (2007)

dissertation.de, Berlin 2007, 258 S. Neuausgabe: eBook Edition digital, Pinnow 2013

Ein autobiografischer Roman: Die Hauptfigur ist als Psychologieprofessor zu dechiffrieren, und der Autor war genau dies an der Humboldt-Universität, bis er mit 59 Jahren seine Professur vorzeitig aufgab. Im Buch vertritt die Figur die „Paranologie“, und zwar die angewandte, während der vorgesetzte Institutsdirektor sich der „unangewandten Paranologie“ (also der grundlagenwissenschaftlichen Psychologie) widmet. Dünkelhaft schaut letzterer abschätzig auf die angewandten Paranologen, die offenbar nur der Vollständigkeit halber einen Teil seines Instituts bilden.

Josua Hensel, wie der anwendungsorientierte Professor heißt, leitet ein kleines Forschungskollektiv. Den Wissenschaftsbetrieb im allgemeinen nimmt er als Mafia-ähnlich organisiert, den DDR-Wissenschaftsbetrieb im besonderen als kleinlich und politisch verlogen wahr. Die Ehefrau des Autors, die Schriftstellerin Helga Schubert (*1940), bezeugt im Vorwort, dass die Arbeit an dem Roman 1986 begonnen habe (mithin in dem Jahr, als Helm aus der Universität ausstieg). Rund 20 Jahre später wurde der Text dann gedruckt.

Dabei war das Manuskript über die Zeiten hinweg insofern ein DDR-Roman geblieben, als sich der Autor eine zeitgenössische Verlagslektorin ausgedacht hat, die das Manuskript in seinem Voranschreiten lesen muss. Sie gibt nach Abschluss eines jeden Kapitels verdrießliche Kommentare dazu ab. Dass diese Lektorin ausgedacht sei, folgt wiederum der Auskunft Helga Schuberts. Doch hat der Autor auch diese Figur möglicherweise der Realität nachgestaltet, denn die von ihr formulierten, meist unfreundlichen literarischen Einschätzungen des Manuskripts sind nicht völlig unplausibel. Durch die Lektorin wird auch offengelegt, dass der Leser trotz Vermeidung eines Erzähler-Ichs nicht allzuviel Fiktionalität vermuten muss: „Bitte, mein Verdacht erhärtet sich: Eine Autobiografie ist das.“

Zu einzelnen Themen gelingen dem Autor prägnante Miniaturen, etwa zum Berichtswesen an den DDR-Hochschulen:

Von allen als unsinnig empfundene und, weil von oben angeordnet, auch nicht abstellbare lästige Berichte, einen für den Wettstreit der Direktionsbereiche untereinander, den anderen für die eigene Arbeitsplanung, beide notwendigerweise gleichen Inhalts, da nicht nur bei einigen, sondern ausdrücklich bei allen Aufgaben um die Wette gestritten werden muss. Alle Jahre um die Berichtszeit

schlägt der Direktor erneut vor, Papier und Arbeitszeit einzusparen. Ein unrealisierbarer Vorschlag: Denn die beiden Papiere sind an zwei verschiedene Kommissionen weiterzureichen ...: Schließlich sei Wettstreit etwas anderes als Planung, und diese doch unterschiedlichen Ziele müssten sich eben auch in ganz unterschiedlichen Formulierungen ausdrücken ... (S. 86f.)

Dass die DDR ein jedenfalls insofern wettbewerbsfreundliches System war, zeigte sich nicht nur in den aufwendigen Inszenierungen des Sozialistischen Wettbewerbs, sondern auch bei der alljährlichen Verteilung von Leistungsprämien:

In jedem Frühjahr ... wiederholt sich das Feilschen ...:

Diesmal fühlt sich David Vogelsang, Oberassessor, gänzlich falsch bewertet ...

Er wolle nichts mehr zu diesem unerfreulichen Thema beitragen, das führe zu nichts, wie man wisse, beginnt er, und fährt fort, mehr als jeder andere zum Thema beizutragen: „Wer schon hat, frage ich Sie, wie ich, sieben Arbeiten veröffentlicht, sogar drei davon im Ausland! Gut, wenn auch zwei davon populär zugeschnitten sind, so kann ich jedenfalls daran keinen Makel finden.“ [...]

Seinen schönen Forschungsbericht hatte man bereits im vergangenen Jahr gut prämiert, die drei im Ausland veröffentlichten Artikel sind lediglich Übersetzungen von den beiden Inlandsartikeln, und auch diese unterscheiden sich bis auf Unwesentliches überhaupt nicht im Inhalt, nur die Titel klingen so, als ginge es um grundverschiedene Dinge. Und die beiden populären Arbeiten enthalten wiederum das Gleiche, diesmal nur eben etwas vereinfacht. Genau genommen also eine einzige Arbeit aus einem früher bereits früher berücksichtigten Bericht. (S. 43f.)

Josua Hensel hofft auf ein Ende der Sitzung, doch die Hoffnung zerbricht. Der in der Akademie alt gewordene Hauptassessor Max Gertenbacher öffnet seine bisher halb geschlossenen Augenlider langsam und zwinkernd. Er bittet, ein paar grundsätzliche Gedanken äußern zu dürfen:

So lehnen sich alle wieder in ihren Stühlen zurück und hören widerwillig dem zu, der bisher geschlafen und nichts von allem mitbekommen hatte. Nein, aber so gehe das nicht, beginnt er mit seiner allen schon von früheren Jahren bekannten Ablehnung des ganzen Prämiensystems, Prämienunwesen nennt er es.

„[...] Bitte, wie soll wer entscheiden, was eine überdurchschnittliche Leistung ist. In welcher Hinsicht denn überhaupt? Bei den Unangewandten ist etwas einwandfrei Errechnetes und strikt Bewiesenes, aber praktisch nicht Anwendbares und somit Unbrauchba-

res, eine Höchstleistung. [...] Bei den Angewandten ist es genau umgekehrt. Akademische Spielereien sind wertlos, praktische Wirksamkeit das A und O. Also ist alles Willkür, Ermessensfrage und eine verfluchte Günstlingswirtschaft.“ Wenn nur die außergewöhnlich guten, aber sehr seltenen Sonderergebnisse prämiert würden, dann dürften doch nicht neunzig Prozent der Kollegen alle Jahre erneut ausgezeichnet werden, oder wie? [...]

Das lockt ... Isolde Schnabel aus der Reserve ...: Dieser Sermon von Maxl sei doch jedem weiß Gott bekannt, rückwärts singen

könnten ihn wohl schon einige, recht habe er ja, und sie selbst habe den Prämierungsblödsinn schon an ganz anderer Stelle, damit deutete sie mit ihren Zeigefinger nach oben, zerpfückt, um nicht zu sagen zerfetzt. Ohne

Erfolg, wie man wisse. Was also solle die jährliche Litanei Gertenbachers. Heute sei es eben Usus, Prämien einzustecken, selbstverständlich sei dies, aber welch ein Weh und Ach, wenn sie ausblieben. (S. 46f.)

Später gibt es eine Änderung, als die Prämienmittel gekürzt werden müssen: Die Wirtschaftslage sei angespannt. Alle Ressourcen müssten restlos aufgedeckt und durch Intensivierung total erschlossen werden. Folglich „könnten Forschungsprämien künftig nur noch für verdienstvolle Kollegen mit nachgewiesenen Weltbestleistungen und, dies sei neu und deshalb nachdrücklich zu bedenken, sofern ihnen eine ideologische Relevanz innewohne, beantragt werden“. Letztere habe der zuständige KdA-Sekretär (Klassenbund der Arbeit, soll heißen: SED) gutachterlich zu bescheinigen.

Eine Promotionsverteidigung wird auch noch gallig geschildert:

„Der Herr Kandidat, Sohn eines Metallarbeiters, hat schon damals als Student, recht früh also, den Weg in den Klassenbund der Arbeit gefunden, und fiel mir persönlich durch sein hohes ideologisches Niveau auf, dass er als Leitpropagandist in seiner Einrichtung erreichen konnte. [...]“

Josua, der eines der drei ... Gutachten ... anzufertigen hatte, spürt zunehmende Beklommenheit in sich aufsteigen ..., als Paukowski seine eigene gutachterliche Beurteilung vorträgt: Der stimmt in höchsten Tönen ein kaum übertreffbares Loblied auf die Wedelbachsche Untersuchung an, die Josua in seinem eigenen schriftlichen Gutachten total verrissen, und nur, teils aus gutmütiger Nachsicht gegenüber dem ihm unbe-

darft erscheinenden Doktoranden, teils aus schwachherziger Feigheit vor langatmigen, aggressiven und fruchtlosen Auseinandersetzungen ..., zur Annahme mit der Einstufung ‚gerade noch genügend‘ empfohlen hatte.

Nie hatte Josua geglaubt, Paukowski könne seinen Adepten in diesem Ausmaß überschätzen oder noch schlimmer, bewusst aufwerten, denn er kannte die Gründe nicht, die seinen Kollegen dazu bewogen: Der hatte den beflissenen und jederzeit opportunistischen Wedelbach zum KdA-Sekretär im paranopathognomischen Institut auserwählt ... Der Dokortitel sollte dem wenig beliebten Mitarbeiter zu einem besseren Renommee und Direktor Paukowski zu größerem Wohlwollen oberer Instanzen verhelfen. (S. 238f.)

Josua Hensel ist ohnmächtig erzürnt. Das macht ihn unfähig, seinen geplanten Schlag gegen das Machwerk von Dissertation zu führen. Er unterliegt gegen seinen Willen dem feigen Zwang, seine kritischen Einwände einfach auszusparen. Zum Abschluss verfängt er sich dann in einem fast hieroglyphischen Satz:

„So kann man also doch im Ganzen sagen, ... dass es sich um eine umfangreiche und zweifellos den Leser herausfordernde Schrift handelt, die, um es nicht zu übertreiben, gewisse Schritte auf dem Wege zu möglicherweise auch neuen Erkenntnissen anregen oder eine gewisse Grundlage für den Zugewinn von Einsichten darstellen könnte, weshalb auch ich ... dieses nicht eben uninteressante

Werk des Kandidaten noch für aus- und hinreichend erachte, um auch den Kriterien für eine Doktorschrift genügend zu können, ja.“ [...]

Paukowski ...: „So können wir wohl die beachtliche Leistung unseres verehrten Kandidaten insgesamt mit dem Prädikat ‚sehr gut‘ versehen, auch wenn uns einige Passagen im Gutachten von Herrn Kollegen Hensel

widersprüchlich und, ja, ich muss es so sagen, nicht recht durchsichtig erschienen, also wohl selbst nicht gerade mit ‚sehr gut‘ bewer-

tet werden können, hahaha, Sie verstehen doch ein Späßchen zum Abschluss.“ Josua lächelt verkrampft zurück. (S. 240f.)

1980 fand in Leipzig (im Buch „Pelzig“) der Weltkongress der Psychologie statt, ein für die DDR-Psychologie selbstredend prestigeträchtiges Ereignis. Dazu gibt es andernorts eine ausführliche Studie über Zustandekommen und Verlauf (vgl. Schönpflug/Lüer 2011). Helm liefert eine Alternativerzählung aus der Sicht eines DDR-Teilnehmers, der er mehrere Kapitel und dreißig Seiten widmet (S. 151–185). Nach deren Lektüre hat man die eingangs platzierte Fiktionalitätsbehauptung „Niemand und nichts im folgenden Text gab oder gibt es wirklich. Alles ist frei erfunden“ als implizite Behauptung ihres Gegenteils verstanden.

Uwe Tellkamp

Der Turm. Geschichte aus einem versunkenen Land. Roman (2008)

Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2008, 972 S., sowie Büchergilde Gutenberg, Frankfurt a.M. 2008, und Weltbild, Augsburg 2009. Hörbuch: RM-Buch-und-Medien-Vertrieb, Rheda Wiedenbrück/Gütersloh 2009, sowie Der Hörverlag, München 2010. Zahlreiche Übersetzungen und Veröffentlichungen in mindestens 15 Ländern

Bühnenadaption: UA Staatsschauspiel Dresden am 23.9.2010; andere Fassung: Hessisches Staatstheater Wiesbaden, UA 20.11.2010, und EA Hans Otto Theater Potsdam 27.11.2010. Fernsehadaptation: Christian Schwochow (Regie): Der Turm. Zwei Teile, Mitteldeutscher Rundfunk 2012, DVD-Veröffentlichung: Universum Film 2012, 172 Minuten

Der Roman spielt in den letzten sieben Jahren der DDR im bildungsbürgerlichen Milieu Dresdens. Im Zentrum der gestalteten Geschehnisse stehen die Bewohner eines Villenviertels, das sich oberhalb der Elbe in Loschwitz-Weißer Hirsch rund um die Plattleite (im Buch Turmstraße) befindet. Erzählt wird aus Sicht dreier Protagonisten: Christian Hoffmann ist EOS-Schüler und dann NVA-Zeitsoldat, da nur der verlängerte Wehrdienst zum Medizinstudienplatz verhilft (was Parallelen zur Biografie des Autors sind). Sein Vater Richard Hoffmann ist Oberarzt an der Chirurgischen Klinik der Medizinischen Akademie Dresden. Christians (Lieblings-)Onkel Meno Rohde arbeitet als Belletristik-Lektor beim (fiktiven) Verlag Dresdner Edition, nachdem er in den 60er Jahren in Leipzig zwar Biologie studiert hatte, dann aber nicht promovieren durfte, weil er in der Evangelischen Studentengemeinde aktiv war. In seiner Freizeit treibt Rohde zoologische Studien und schreibt Essays.

Es handelt sich unter anderem um eine Art Campus-Roman (und ist daneben vieles mehr: Familien-, Dresden-, Künstler-, Wende- und Schlüsselroman). Nicht nur spielt das Innenleben der Medizinischen Akademie Dresden eine herausgehobene Rolle (und in Rückblenden das der Universität Leipzig, an der die meisten MedAk-Ärzte des Figurenensembles studiert hatten). Ebenso gehören Figuren

zum Romanpersonal, deren Gestaltung unübersehbar an reale Personen des akademischen Milieus angelehnt ist, so Manfred von Ardenne (1907–1997, hier als Baron Ludwig von Arbogast), Jürgen und Thomas Kuczynski (Jochen und Philipp Londoner) sowie deren Familien und berufliche Umfeld. Tellkamp selbst belässt es diesbezüglich bei einer nichtdementierenden Nichtbestätigung: „Jede Figur ist aus verschiedenen anderen zusammengesetzt, hat aber reale Vorbilder“ (Tellkamp 2009).

Als solcherart verschlüsselte Protagonisten sind auch weitere DDR-Intellektuelle über die Handlung hin verstreut: Peter Hacks und Stephan Hermlin, Franz Fühmann, Kurt Barthel, Stefan Heym, Hermann Kant, Angela Krauß, Christoph Hein und Dieter Noll. In diesem Zusammenhang fiktionalisiert der Autor einen Teil Ost-Berliner Lebens nach Dresden. Auf diese Weise lässt sich die Dichte der Geschehnisse erzeugen, die Dresden allein nicht hergab, der Roman aber benötigte.

Die Villenbewohner leben bürgerliche Werte im Arbeiter-und-Bauern-Staat, machen Kammermusik und gehen in Konzerte, rezitieren Gedichte von Majakowski und Jessenin, auswendig natürlich. Sie besuchen Vorträge über die mesopotamische Kultur oder das Bewegungsverhalten von Spinnen, die formal als Urania-Veranstaltungen laufen, doch keineswegs frei zugänglich, sondern eine Art Abendsalon in der Villa des Baron Arbogast sind. Einkaufen müssen sie aber trotzdem, und dann bricht sich die imaginierte Welt bürgerlicher Formbestimmtheit an der realen Welt der Versorgungsengpässe.

Die Zeit scheint hier doppelt stillzustehen, wie bei einer „Schallplatte mit Sprung“: „Dresden ... in den Musennestern / wohnt die süße Krankheit Gestern“, einerseits. Andererseits scheint das System, obwohl in der Selbstbeschreibung den Fortschritt schlechthin verkörpernd, die Zeit anhalten zu wollen, um nicht aus dem Ruder zu laufen.

Ein Physiker aus Arbogasts Privatinstitut ist fassungslos darüber, dass seine Forschungsgruppe eine grundlegende Entdeckung zur Veröffentlichung eingereicht hatte und die Zeitschrift kurz darauf mitteilte, sie könnten vorläufig nicht drucken. Das Papier sei kontingentiert worden; sie müssten erst sehen, wo für die nächsten Ausgaben welches herzubekommen sei. „Und wissen Sie, was passiert ist? Es gibt eine Arbeitsgruppe in Bremen. Vor ein paar Tagen nimmt mich Arbogast beiseite und sagt, dass er mit einem Kollegen dort gesprochen hat. Sie haben dieselbe Entdeckung wie wir gemacht, vier Wochen nach uns, aber sie wird eher veröffentlicht ... Nur weil es in diesem Land wieder mal kein Papier gibt ... Ich könnte aus der Haut fahren“.

Auch Richard Hoffmann hat ähnliche Erfahrungen. Er betreibt Handchirurgie, aber eine Hamburger Gruppe ist ihm permanent voraus. Und was machten sie in der DDR? „Meist beteten sie nach, was die drüben ihnen vorbeteten, sie werteten die Entwicklungen aus, aber bestimmten sie nicht selbst, sie dachten

darüber nach, wie die fremden Leistungen *kreativ* auf die hiesigen Verhältnisse zu übertragen seien, das hieß: sie *improvisierten* .“ Doch konnten sie kaum eines der Hamburger Ergebnisse anwenden, weil sie die technischen Voraussetzungen dafür nicht besaßen. Eine Besprechung beim Rektor der Medizinischen Akademie:

„Sie fordern immer nur Personal, Personal!“ Rektor Scheffler hob die Hände nach Müllers Aufführungen. [...] „Wir haben keins! Das wissen sie so gut wie ich. Die Bedarfsplanung –“

Rykenenthal fiel ein, der Chef der Kinderklinik, und wiederholte höhnisch das Wort Bedarfsplanung. Die Kinderklinik war baufällig, das Dach undicht; im Obergeschoß hatten die Wasserflecken einander inzwischen bei den amöbenhaften Fingerfortsätzen gefaßt; der Schwarze Schimmel sproß wie Bartwuchs in den baupolizeilich gesperrten Zimmern. Natürlich verlangte Rykenenthal ..., daß die Mißstände („ich weiß nicht, Kollegen, zum wievielten mal ich das vorbringen muß“) endlich abgestellt würden, worauf Reucker unruhig wurde und auf die seiner Meinung nach dringlicheren Probleme in der Nephrologie hinwies; Verwaltungschef Heinsloe war gefragt, und wie so oft blieb ihm nur, bedauernd die Arme zu breiten: „Die Mittel, liebe Kollegen, die fehlenden Mittel! Und woher

Baukapazitäten nehmen!“ Material, er könne nicht hexen!

„Seit über fünf Jahren steht der Antrag auf einen Hand-OP“, unterbrach ihn Richard wütend ... „Es ist doch nicht möglich, daß es in ganz Dresden keine Mittel gibt, um diese kleine Sache zu bewerkstelligen!“

„Kollege Hoffmann, Ihre privaten Ambitionen in Ehren, aber ich darf doch daran erinnern, dass die Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde seit dreizehn Jahren den Antrag auf einen neuen OP –“

„Private Ambitionen nennen Sie das?“

„Die Hand-OPs können Sie doch wie bisher in der Ambulanz machen, Herr Hoffmann; aber es ist doch ein Unding, daß meine Patienten ihre Dialyse auf dem Stationsgang bekommen müssen, weil der längst versprochene Anbau –“

„Ich bitte, meine Herren! Unsere Mittel sind begrenzt. Überlegen wir, wie wir sie am sinnvollsten einsetzen.“ (S. 702f.)

Entsprechend gereizt ist die allgemeine Stimmung in der Akademie, und es besteht immer die Gefahr, dass diese Stimmung politisiert wird. Wernstein, ein jüngerer Arzt auf Hoffmanns Station, hat sich mit dem Parteisekretär der Chirurgischen Kliniken, Kohler, angelegt. Hoffmann muss die Sache glätten. Es sei um Anspruch und Wirklichkeit gegangen, wie so oft, berichtet Wernstein, und um den stacheldrahtbestückten Zaun dazwischen. „Und dann habe ich ihm gesagt, er soll sich um seinen eigenen Kram scheren.“ – „Und er?“ – „Daß er mich schon lange beobachtet. Ich sei ein Quertreiber.“ – „Und Sie?“ – „Daß der Quertreiber der Auffassung ist, daß vom Politschmus noch kein Patient gesund geworden ist.“ – „Hm.“ – „Naja, oder so ähnlich.“ – „Statt Schmus haben sie“ – „– was anderes gesagt. Ja.“

Hoffmann muss deshalb bei Rektor Scheffler antreten. Herr Kohler sei, so sagt dieser, „einer dieser der idealistischen, heißspornigen, jungen Genossen, die nur Attacke kennen. Aber man solle die Zweifler gewinnen, so wie Juri Wladimirowitsch [Andropow, P.P.] es in seinem letzten Kommuniqué angedeutet hat. Scheffler kritzelt etwas auf einen Zettel, zeigt ihn, gibt ihn aber Richard nicht. Darauf steht: Versprechen kann ich nichts. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß

ich kein Karriere-Parteimitglied bin.' [...] Scheffler zerriß den Zettel in winzige Schnipsel und ließ sie in den Papierkorb rieseln.“ Wenige Tage darauf muss sich Wernstein vor allen Kollegen und Stationsschwestern bei Kohler entschuldigen, wird aber nicht ans Städtische Krankenhaus Friedrichstadt versetzt.

Richard Hoffmann hat auch noch andere Probleme. Er wird vom MfS bedrängt, als Inoffizieller Mitarbeiter tätig zu werden und Informationen über die Medizinische Akademie zu liefern. Dass er seinen heutigen Freund und Kollegen Manfred Weniger während ihrer Leipziger Studienzeit denunziert hatte, macht ihn ebenso erpressbar wie die langjährige Affäre mit einer Sekretärin im Rektorat der Medizinischen Akademie. Man könne auch seinen Kindern Steine in den Weg legen.

Prompt wird die informelle Zusage, seinen Sohn Christian zu einer Sanitätseinheit der NVA einzuziehen, nicht eingelöst. Er kommt zur Panzertruppe, mit für Christian desaströsen Folgen. Verschiedene kumulative Misslichkeiten führen zu einer psychischen Erkrankung Richard Hoffmans mit stationärem Aufenthalt. Seine Frau Anne wird Ende der 80er Jahre in der Oppositionsszene aktiv. Später, im Oktober 1989, schließt sich Richard Hoffmann den Protestierenden an.

So breit der fast 1.000seitige Roman auch angelegt ist, es bleiben doch Ausschnitte, die verhandelt werden: Das bildungsbürgerliche Milieu wird nur in einer Richtung porträtiert. Marc Schweska (2015: 407) hat z.B. darauf hingewiesen, dass eine spezifische Spannung, die Dresden damals charakterisierte und bis heute prägt, ausgeblendet ist: die zwischen kulturellem Konservatismus und der Tradition technologischer Innovation. In der Tat: Selbst der Baron Arbogast, dessen Realfigur Manfred von Ardenne ein begnadeter technischer Innovator war, kommt bei Tellkamp allein als bildungsbürgerlicher Aristokrat vor.

In einer anderen Hinsicht ist es nicht der Roman, sondern die in ihm gestaltete Realität, die überraschend defizitär wirkt. Gerd Roellecke (2010) hat das mit den Worten formuliert, die ‚Türmer‘ hätten keine einzigen Gedanken auf Gemeinwohlfragen verschwendet. „Was politische Veränderungen angeht, waren die Dresdner ‚Türmer‘ von einer besorgniserregenden Geistesarmut.“ Rat- und Orientierungslosigkeit prägt das Figurenensemble.

Ein wenig hat der Roman auch Glück gehabt: Dass er 150 quälende Seiten braucht, um in Fahrt zu kommen, ging in der Rezeption unter, da er dann erzählerische Wucht entfaltet. Von der 2022 erschienenen „Fortschreibung“ (Tellkamp) unter dem Titel „Der Schlaf in den Uhren“ lässt sich das nicht mehr sagen.

Erik Neutsch

Claus und Claudia. Nach neueren Dokumenten (1989)

Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1989, 164 S. (bis 1990 drei Auflagen). Neuausgabe: edition digital, Pinnow 2013

Eine angehende Hebammenstudentin mit Kind bekommt im Bewerbungsgespräch gesagt, man werde an der Fachschule selbstredend keine Rücksicht darauf nehmen können, dass sie Mutter sei. Sie müsse sich im klaren darüber sein, dass sie ihren Sohn in den nächsten Jahren kaum sehen werde. Dem entsprechend erhalten Mütter unter den Studentinnen auch keinen Fördervertrag, obwohl es dafür eine gesetzliche Verpflichtung gibt. Auf der Ausbildungsstation werden die Studentinnen mit den Worten begrüßt, sie sollten nicht glauben, hier faulenzen zu können. Wenn sie nicht ordentlich arbeiteten, würden sie hinausgeworfen. Unterliefe ihnen ein Fehler, könnten sie mit der Exmatrikulation rechnen.

Eine Kommilitonin bekommt im Kreißsaal eine Ohrfeige, weil sie beim Aufziehen einer Spritze vor Aufregung die Kanüle fallen ließ. Eine andere hatte wegen Prüfungsstress zu hohen Blutdruck und war deshalb ein paar Tage krank. Anschließend muss sich von der Ausbildungsleiterin sagen lassen, dies sei ein Zeichen, dass sie den Pflichten einer Hebamme körperlich kaum gewachsen sei. Wieder eine andere, einen Meter fünfzig groß, bekommt den Auftrag, Fenster zu putzen, und benötigt dafür einen Stuhl. Das führt zu einem Donnerwetter der leitenden Hebamme vor versammelter Studentinnengruppe, jetzt sehe man, warum sie darauf bestehe, dass nur Hebammen infrage kämen, die mindestens eins sechzig sind. Eine Studentin wird, als sie mit links einen Rasurapparat führt, angeblafft, sie sei wohl Linkshänderin, und, nachdem sie es bestätigt, sie tue auch noch so, als sei dies das Normalste auf der Welt. Sie muss sofort das Rasieren einer werdenden Mutter abbrechen und stattdessen Fenster putzen.

Verdächtigungen und Drangsalierungen sind alltägliche Übung des Lehrpersonals. Beschwerden werden als Anmaßung empfunden und durch die Beschäftigung mit Stationshilfetätigkeiten geahndet. Diese Zustände herrschen in der Hebammenausbildung einer Medizinischen Fachschule, angegliedert der Medizinischen Fakultät einer Universität.

Dr. Claus Salzbach ist seit 20 Jahren DDR-Diplomat im auswärtigen Dienst, z.Z. im UNESCO-Hauptquartier in Paris. Dort erhält er die Nachricht, dass seine Tochter Claudia einen Nervenzusammenbruch erlitten hat. Sie ist Studentin an besagter Fachschule. Sofort kehrt Salzbach in die Heimat zurück. Dort muss er erfahren, dass dem Zusammenbruch Claudias ein Suizid-Versuch vorangegangen war. Womit er dann konfrontiert wird, erscheint ihm zunächst unglaublich: die Zustände an der Medizinischen Fachschule, die Ausbildungsmethoden, die von erstarrtem Denken wie einer bestürzenden Herzlosigkeit der Lehrkräfte zeugen,

und der Umstand, dass niemand seine Tochter unterstützt hat, als sie sich dagegen wehrte. Claudia war beim Parteisekretär des Medizinischen Bereichs: „Er nahm es zur Kenntnis, mit gelangweilter Miene.“ Dem Vater gegenüber kündigt sie an, aus der Partei auszutreten. „Oder anders. Nicht ich verlasse sie, sie verläßt mich.“

Salzbach beginnt, für die Gerechtigkeit in der Beurteilung der jungen Menschen zu kämpfen. Einige Zeit trägt ihn dabei die Überzeugung, Zustände wie jene an der Fachschule müssten, was denn auch sonst, zu Aktivitäten der Partei führen. „Die Partei mußte sich des Falles annehmen, und er war überzeugt, daß sie dabei auch keinen Augenblick zögern würde.“ Doch er stößt auf Anmaßung, Opportunismus, Feigheit. Die SED-Bezirksleitung beauftragt zwar die Parteileitung der Universität, die Zustände an der Medizinischen Fachschule zu untersuchen. Aber zurück kommt ein selbstbeweihräuchernder Bericht, mit dem für die Bezirksleitung der Fall hinreichend bearbeitet erscheint.

Als Salzbach so nicht weiterkommt, nutzt er seinen Diplomatenpass, um sich Zugänge zu verschaffen, nicht ohne schlechtes Gewissen dabei. Er stellt sich vor, wie es wäre, wenn nicht er um eine Aussprache im Kollegium der Fachschule gebeten hätte, sondern einer der Väter jener Kommilitoninnen, die aus der Arbeiterklasse stammen. „Wie viele solcher Fälle mochte es schon gegeben haben, in denen Eltern wie er versucht hatten, sich ihrer Töchter anzunehmen, ohne daß sie jedoch gehört worden wären?“

Doch selbst er, rhetorisch eloquent und nur schwer aus der Ruhe zu bringen, stößt auf eisige Ablehnung. Der Parteisekretär der Fakultät versucht es im Modus jovialer Überlegenheit: „Aber, aber, lieber Doktor ... Der Elan der Jugend in allen Ehren. [...] Könnte es nicht ganz anders gewesen sein? Beispielsweise so, daß es sich bei der Orhfeige ... lediglich um einen freundschaftlichen Klaps handelte, um die Betreffende aufzumuntern?“ Salzbach fragt schließlich, „ob das alles noch mit kommunistischer Erziehung zu tun habe oder nicht eher dazu beschaffen sei, die Ideale des Kommunismus in Verruf zu bringen“.

Die Zugänge, die sich Salzbach verschafft, verbreitern nur die geschlossene Front, der er gegenübersteht. Nun verbünden sich autoritäre Pädagoginnen mit Parteibuch, Stationsschwestern mit einem Rochus auf Bonzenkinder (als ein solches gilt Claudia auf den Fluren der Uni-Frauenklinik), autoritäre Medizinprofessoren und Parteifunktionäre, die froh sind, wenn es mit der politisch schwer zu steuernden Medizinischen Fakultät möglichst wenig Ärger gibt.

Während Salzbach seine Aktivitäten verfolgt, ist Claudia nach ihrer Genesung wieder in der Ausbildung und nun erst recht Schikanen des Personals ausgesetzt. Es folgt ein zweiter Zusammenbruch. Ihr behandelnder Neurologe gibt den Fall an seine Chefin ab. Diese ist, wie sich später herausstellt, zugleich die behandelnde Ärztin der Hebammen-Ausbildungsleiterin. Sie attestiert Claudia, dass sie simuliere. „Es gibt nur eins“, meint sie zu Salzbach: „Entweder sie paßt sich ihrem

Studium an, auch mit all seinen Unannehmlichkeiten, oder, wenn sie die Kraft dazu nicht aufbringt, sie bricht es ab“.

Der Vater sieht sich zunehmend genarrt und beginnt, durchzudrehen. Beim Vorsitzenden der Parteikontrollkommission knallt er sein Mitgliedsbuch auf den Tisch und droht damit, aus der Partei auszutreten. Seinen Urlaub hat er schon auf unbestimmte Zeit verlängert, was das Außenministerium, seinen Dienstherrn, naturgemäß beunruhigt. Auch hat sich inzwischen der Prorektor für Medizin beim Außenministerium über ihn beschwert. Schließlich bestellt der stellvertretende Außenminister, zugleich ein alter Studienfreund von ihm, Salzbach ein. Im Ergebnis des Gesprächs gibt es endlich eine Wendung (und der Leser erinnert sich an die Passage mit dem Arbeitervater, der seine Tochter hätte verteidigen wollen). Nun wird „auf Anweisung von höherer Stelle“ eine Untersuchungskommission gebildet, die den Zuständen an der Medizinischen Fachschule auf den Grund gehen soll.

Die Frauenklinik leistet sich gleich zu Beginn der Untersuchung einen Fauxpas, als Kommissionsmitglieder unangemeldet auf Visite kommen. Um Bettenauslastung vorzutäuschen, werden fix alle verfügbaren Schwestern und Fachschülerinnen in die Betten gelegt. Es hatten sich nämlich schon Beschwerden überwiesener Frauen gehäuft, dass sie in andere Krankenhäuser abgeschoben worden seien, weil angeblich alle Betten belegt wären. Zur Rede gestellt, verteidigen sich die Ärzte: „ihre Aufgabe als Angehörige nicht etwas irgendeines Landambulatoriums, sondern einer *Universitätsklinik* bleibe ..., Forschung zu betreiben, woran die Überbelastung, auch die der Bettenkapazität, sie nur hindern würde.“

Das motiviert nun auch die eher wenig von ihrer Aufgabe erfreuten Mitglieder der Untersuchungskommission, ihren Auftrag sehr ernst zu nehmen. In Gesprächen mit den Studentinnen müssen sie erfahren, dass neun der achtzehn Kommilitoninnen von Claudia nach ihrem Examen nicht als Hebamme arbeiten wollen. Sei dies ursprünglich ihr Wunschberuf gewesen, habe sie die erfahrene Kälte und Herzlosigkeit gründlich ernüchtert. Der Fachschuldirektor, die Leiterin der Hebammenausbildung und die Fachschulparteisekretärin werden schließlich von ihren Funktionen entbunden.

Claudia ist anhaltend krank. Salzbach hat seinen diplomatischen Posten aufgegeben, um bei der Tochter zu sein. Vielleicht würde er eines Tages eine Hochschuldozentur übernehmen, heißt es. „Und so schien Claudia dahinzudämmern. Und ob sie je wieder genesen würde – man wußte es nicht.“

Erik Neutsch war ein Schriftsteller, der sich mit der DDR in höchstem Maße identifiziert hat. Umso eher lässt sich glaubhaft annehmen, dass die hier geschilderten Zustände auf tatsächlichen Ereignissen beruhten. Die Einrichtung, welche das mutmaßliche Realvorbild abgab, ist nicht identifizierbar, da der Handlungsort mehrfach verschleiert ist. Im Text verstreute geografische Hinweise verweisen auf die Gegend, in der zwei Universitäten liegen, die an ihren Medizinischen

Fakultäten auch Medizinische Fachschulen mit Hebammenausbildung hatten: Leipzig und Halle. Für beide Orte enthält der Text sowohl nahelegende als auch dementierende Hinweise. Neusch wird Gründe gehabt haben, den Handlungsort nicht näher zu benennen. „Die Handlung und die Personen ... sind erfunden, die Fakten jederzeit belegbar“, heißt es in einem Nachsatz.

Monika Maron

Die Überläuferin. Roman (1986)

Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt a.M. 1986, 220 S. (bis 1988 zwei Auflagen). Übersetzungen ins Englische und Französische

Eines Morgens spürt Rosalind Polkowski, die wohl Ende 30 ist, dass ihre Beine gelähmt sind. Sie arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin an einem Institut, das sich als Zentralinstitut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften in Ost-Berlin dekodieren lässt. Irgendwie kommt ihr die Lähmung ganz recht. Fortan bleibt sie im Bett, geht nicht mehr zur Arbeit, entzieht sich ihrer „lebenslangen Dienstverpflichtung“. Und niemand vermisst sie.

15 Jahre zuvor war Polkowski dem Institut als Absolventin zugeteilt worden und seither dort „gemäß der elften Feuerbachthese von Karl Marx als weltverändernder Kopf angestellt“. Das hieß, sie hatte arbeitstäglich um sieben Uhr fünf- undvierzig zu erscheinen und bis siebzehn Uhr im Büro zu verbleiben. Nun war sie aus der Erinnerung ihres Institutsdirektors gelöscht „wie ein Programm aus einem Computer“. Warum, wird nicht näher in seinen Gründen erklärt, erklärt aber zumindest, warum sie nicht vermisst wird.

Im Bett gibt sie sich Erinnerungen hin und hat Tagträume. Es geht um den Generationenkonflikt und die Frage, ob oder wie eine Nischenexistenz unter den gegebenen DDR-Zuständen möglich sei. Polkowski drängt es zum Ausbrechen aus ihrem jetzigen Leben und zur Überschreitung bestehender Normen. Die bisherige Berufstätigkeit der Protagonistin spielt dabei weiter keine Rolle. Es wird aber deutlich, dass sie sich gesellschaftlichen Anforderungen angepasst hat und nun spürt, darüber ihr Selbst in wesentlichen Teilen verloren zu haben. Deutlicher wird, wie das geschehen ist, in der Fortsetzung dieses Romans: siehe nachfolgend.

Monika Maron

Stille Zeile Sechs. Roman (1991)

S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 1991, 219 S. (im gleichen Jahr vier Auflagen). Weitere Ausgaben: Büchergilde Gutenberg, Frankfurt a.M./Wien 1992, und Deutsche Blindenstudienanstalt, Marburg 1992. Buchclub-Ausgabe: Bertelsmann-Club, Gütersloh 1992. Taschenbuch: Fischer-Taschenbuch-Verlag, Frankfurt a.M. 1993 (bis 2003 elf Auflagen). Neuausgaben: Süddeutsche Zeitung Verlag, München 2008, Hoffmann und Campe, Hamburg 2021. Zahlreiche Übersetzungen

„Stille Zeile sechs fängt da an, wo *Die Überläuferin* aufhört“, bekundete Monika Maron (2000: 31). Rosalind Polkowski, die Historikerin, ist jetzt 42 Jahre alt. Zu Beginn ihrer Berufstätigkeit hatte ihr Barabas, der Institutsdirektor, gesagt, wofür sie vorgesehen sei: Sie solle die Entwicklung der proletarischen Bewegungen in Sachsen und Thüringen in der Weimarer Republik untersuchen. Seither redete sie sich zwar ein, Interesse für die zweite Parteikonferenz der sächsischen Kommunisten im Jahr 1919 zu haben. Doch der Selbstbetrug will einfach nicht gelingen. Wie sie weiß, „saß ich da für Geld“.

Nun aber ist sie zu zwei Einsichten gelangt. Die erste: Sie trage ihr „einzigstes Leben tagtäglich in die Barabassche Forschungsstätte ... wie den Küchenabfall zur Mülltonne“ (Realvorbild ist offenkundig das AdW-Zentralinstitut für Geschichte). Die zweite Einsicht: Es sei „eine Schande ..., für Geld zu denken“. Ziemlich spontan, aber wohl lange gereift, fasst sie einen Entschluss: Sie will ihren Kopf von der Erwerbsarbeit befreien, um ihre intellektuellen Fähigkeiten allein für ihre eigenen Interessen zu nutzen. Waren es in der „Überläuferin“ noch gelähmte Beine, die sie im Bett festhielten, so ist es nun der eigene Wille: „Am Morgen stand ich nicht auf. Ich blieb liegen“.

Das geht erstmal problemlos. Dann aber müssen ab und an Gelegenheitsarbeiten übernommen werden, um den Lebensunterhalt zu sichern. So gerät Polkowski auch an Herbert Beerenbaum, bis vor drei Jahren ein mächtiger Funktionär und Professor, letzteres geworden ohne akademische Meriten. Beerenbaum lebt in dem Pankower Villenviertel, das, bevor die Siedlung in Wandlitz errichtet wurde, die Spitzen von Staat und Partei bewohnt hatten. Er habe, so eröffnet er Polkowski in einem Café, den Auftrag, seine Memoiren zu schreiben. Da ihm seine tremorgeschüttelte rechte Schreibhand nicht mehr gehorche, suche er jemandem, dem er den Text diktieren könne. Er zahle ihr 500 Mark monatlich, damit sie für zwei Nachmittage pro Woche zu ihm komme.

Polkowski lässt sich darauf ein, obwohl man Beerenbaum nachsagt, ein un-nachgiebiger Stalinist gewesen zu sein. Später, als er gestorben ist, resümiert sie, er sei „in mein Leben eingebrochen wie die Pest“. Die Vereinbarung zwischen beiden ist, dass nur ihre Fingerfertigkeit auf der Schreibmaschine gefordert sei. Gleichwohl, so meint Beerenbaum, wenn sie Kritisches anzumerken habe, dann

„nur heraus mit der Sprache“. Es bleibt in der Schwebel, ob der Funktionärsprofessor nicht auch gern jemanden haben möchte, den er provozieren kann.

Die dann diktierete Lebenschilderung erfolgt im Stile sozialistischer Heldenbiografien. Polkowski hat den festen Vorsatz, während der Schreibarbeit ihren Kopf auszuschalten. Anfangs, bei der gestanzten Darstellung von proletarischer Kindheit und Jugend, gelingt das auch eher mühelos. „Ich bemühte mich, mein Desinteresse zu verbergen, ohne Interesse zu heucheln.“ Doch je weiter das Manuskript voranschreitet, desto schwieriger lässt sich der Vorsatz umsetzen, innerlich unbetiegt zu bleiben. Es fällt Polkowski von einem zum anderen Treffen schwerer, Beerenbaum nicht zu widersprechen. „Während ich widerspruchslos hinschrieb, was Beerenbaum diktierete, fragte ich mich immer öfter, ob ich mich nicht zum Mittäter machte“.

Einmal lautet ein diktierter Satz: „Gestützt auf den reichen Erfahrungsschatz der Leninschen Partei sowie ihre brüderliche Hilfe, führte unsere Partei die Arbeiterklasse zum Sieg und errichtete für immer den Sozialismus im ersten Arbeiter-und-Bauern-Staat auf deutschem Boden.“ Innerer Monolog Polkowski: „Ich bekam Geld dafür, daß ich ihn aufschrieb. Wäre ich nicht sicher gewesen, daß Beerenbaum meinen Widerspruch erwartete, hätte ich ihn wenigstens nach einer der fünf Lügen gefragt, die der Satz enthielt.“

Sie leidet darunter, dass es ihr an der geistigen Distanziertheit des Naturforschers mangelt, „der ungerührt zusehen kann, während ein Löwe ein Zebra zerfleischt, weil ihn einzig das interessiert: wie der Löwe das Zebra zerfleischt, wie er ihm auflauert, wo der erste Biß ansetzt, ob er es schnell tötet oder langsam“. Als es um den Mauerbau geht, widerspricht Polkowski zum erstenmal:

Damals, sagte Beerenbaum, vor dem historischen August 61, habe er, wenn er morgens beim Betreten der Universität die Linden hinunterblickte, oft die Vision gehabt, Ströme des Lebensaftes der jungen Republik, rot und pulsierend, durch das Brandenburger Tor geradewegs in den gierigen Körper des Feindes fließen zu sehen. [...]

Da haben Sie das Blut lieber selbst zum Fließen gebracht und eine Mauer gebaut, an der Sie den Leuten die nötigen Öffnungen in die Körper schießen konnten, sagte ich. [...]

Ja, Frau Polkowski, auch mit Ansichten wie der Ihren hatten wir damals an der Universität zu kämpfen. (S. 107f.)

Ein nächstes Mal kann sich Polkowski nicht beherrschen, als Beerenbaum seine Moskauer Exilzeit behandeln will, ohne auch nur mit einem Wort auf das Hotel Lux einzugehen. Sie fragt direkt danach und nach Details. Ob sie es gewusst hätten, ob er es gewusst habe. Was, fragt er, obgleich er weiß, wonach gefragt wurde. Das, sagt Polowski. Er: Man habe nichts gewusst. Sie: Und geahnt?

„Wir haben gegen Hitler gekämpft.“ – „Und als Hitler besiegt war?“ – „Haben wir einen Staat aufgebaut.“ – „Und sie haben nicht Ihre Genossen vermisst, mit denen Sie im Hotel Lux Tür an Tür gewohnt haben? [...] Wollten Sie nicht wissen, was aus Ihren Genossen geworden ist, nachdem man sie nachts aus den Betten

gezerzt hat im Hotel Lux. [...] Fürchteten Sie nicht, daß man eines Tages auch Sie holen würde? Oder Ihre Frau?“

Beerenbaum hat drei Tage Zeit, sich davon zu erholen. Dann ist Polkowski wieder da. Er hat die drei Tage genutzt:

Am darauffolgenden Freitag diktierte er als ersten Satz: „Meine Frau Grete wurde im Herbst 39 verhaftet.“ [...] Er sah mich an wie jemand, der zum Schlag ausholt und sein Ziel fixiert.

„Sie kam in das Konzentrationslager Ravensbrück.“ [...] Und das liegt nicht in Sibirien, schrie er und verließ das Zimmer. [...] Von Dienstag bis Freitag hat er diese eine Minute vorbereitet, ... hat er sich vorgestellt, wie ich

mit steifen Fingern und sprachlos vor Scham dasitzen werde, unfähig, meine Frage nach dem Hotel Lux zu wiederholen, weil ich in meinem Leben nichts vorzuweisen hatte, was mich zu dieser Frage berechtigte.

Ich schrieb: „Grete wurde im Herbst 39 verhaftet. Sie kam in das Konzentrationslager Ravensbrück. Sibirien liegt bei Ravensbrück.“ (S. 143f.)

Im weiteren kommt es zu einem Kampf um das Stück Geschichte, das beider Leben ausmacht. Dazu trägt bei, dass sie erfahren muss, was Beerenbaum tatsächlich zu verantworten hatte. In den 60er Jahren war er Sicherheitsbeauftragter der Humboldt-Universität. Als einem Sinologen 1962 die Flucht in den Westen gelungen war, lies sich dieser von einem Kollegen das Manuskript seiner Doktorarbeit nachschicken. Das kam heraus. Beerenbaum informierte die Staatssicherheit. Der Kollege des Flüchtigen wurde zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Es handelt sich um einen Freund von Polkowskis Ehemann, von dem sie getrennt lebt, aber mit ihm lose verkehrt. Sie arbeite, stellt ihr Mann verwundert fest, „als Schreibhilfe bei einem Folterknecht“.

Sie kann jedoch nicht mehr aussteigen. „Ich wollte es zu einem Ende bringen. Ich wollte Beerenbaum besiegen. Ich hatte ihn angenommen als eine Aufgabe, die das Leben mir zugeteilt hatte.“ Beim nächsten Termin, Beerenbaum ist eigentlich krank, kommt es zum Showdown:

Und dann fragte ich: Kennen Sie Karl-Heinz Baron, den Sinologen? [...] Seinen ... Versuch, das Gespräch abzuwehren, bitte, Rosa, ein anderes Mal, nur nicht heute, überhörte sie. [...] Rosalind verhörte ihn. Woher nahmen Sie das Recht? Glaubten Sie an seine Schuld? ...

Beerenbaum hatte sich ergeben. Man konnte jetzt glauben, er füge sich in etwas längst Erwartetes. Ich war selbst verfolgt, sagte er fast tonlos, Grete im Konzentrationslager. Es ist nicht leicht, einen Menschen ins Gefängnis zu schicken. Wir sind keine Unmenschen. Kommunisten haben gegen Unmenschen gekämpft. Wir durften nicht studieren. Wir haben bezahlt, daß andere studieren durf-

ten, immer, zuerst als Proleten mit unserem Schweiß, dann mit dem Geld unseres Staates. Arbeitergroschen. Diese Bildung war unser Eigentum, wer damit weglief, ein Räuber, Ihr Sinologe ein Dieb, jawohl. Ein Dieb gehört ins Gefängnis.

[...] Rosalind beugte sich vor [...] Ihr habt Hirnmasse konfisziert, weil ihr selbst zuwenig davon hattet. Im nächsten Jahrhundert hättet ihr sie amputiert und an Drähte gehängt, um die Gefängniskosten zu sparen. Hirneigenschaft statt Leibeigenschaft, ihr Menschheitsbefreier. [...]

Er sprach gepreßt, atemlos vor Schmerz oder Wut: Wir haben nichts vergessen. Nie. Wir wussten immer, was Hunger ist und Kälte,

feuchte Wohnungen, Rachitis, Arbeitslosigkeit, Krieg. Unsere Universität war der Klassenkampf. Unser Latein waren Marx und Le-

nin. Vorwärts und nicht vergessen. Ihr habt vergessen. Was wisst ihr denn. (S. 203–207)

Dann muss der Notarzt gerufen werden. Nach einigen Tagen im Krankenhaus stirbt Beerenbaum. Polkowski wirft sich vor, ihn getötet zu haben.

Jens Sparschuh

Kopfsprung. Aus den Memoiren des letzten deutschen Gedankenlesers (1989)

Buchverlag Der Morgen, Berlin [DDR] 1989, 277 S.

Rudolf Rypschinski wird feierlich zu Grabe getragen. Das könnte es eigentlich gewesen sein. Doch er wird auch im folgenden nicht zur Ruhe kommen. Dafür sorgt ein Auftrag, den er postum höheren Orts empfängt: Er soll reinkarnieren, und zwar am Institut für marxistische Seelenkritik der hauptstädtischen Universität, an dem er bis zu seinem Ableben in der Kartothek tätig war.

Beauftragt wird er von einem ominösen „Vorstand“, dies mag das Universitätsrektorat oder das Hochschulministerium sein. Dort erwartet man sich von seinen Diensten Einsichten über den Direktor des Instituts, am besten auch dessen indirekte Steuerung. Warum, wird nicht so ganz klar, aber es scheint Unzufriedenheiten mit den Leistungen des Instituts zu geben. Jedenfalls schreibt Rypschinski Berichte für den Vorstand und trifft sich regelmäßig mit seinem dortigen Ansprechpartner Funkel. Es erinnert ein wenig an die Tätigkeit eines IM. Rypschinski freilich ist in solchen Dingen gelassen. Die DDR ist nicht das erste politische System, das seinen Lebensweg kreuzt. Er erinnert sich zighundert Jahre zurückliegender Erlebnisse, die weit weniger erfreulich waren. Seine Jugendjahre hatte er, 455 v.u.Z. geboren, in Sparta verbracht.

Indem Rypschinski von seinen Ermittlungen berichtet, erzählt er zugleich Geschichte und Gegenwart des Instituts. Dieses hat mit der Seele einen etwas heiklen Gegenstand. In Fachwörterbüchern sei die Seele in den Rang einer „unwissenschaftlichen Kategorie“ aufgestiegen. Die Institutsabteilung „Seele – Seligkeit“ befasse sich damit, den religiösen Hintergrund vorwissenschaftlicher Seelenlehren zu entlarven. Die Abteilung Neurophysiologie arbeite am experimentellen Nachweis, dass der Menschen keine innere Stimme habe. Ein anderer Bereich habe empirisch ermittelt, dass die statistische Häufigkeit des Wortes „Seele“ in der berühmigten Poesiealbenlyrik dicht hinter „Herz“ und noch weit vor „Liebe“ und „Schmerz“ rangiert – ein Fakt, der sich weder ohne weiteres ignorieren noch nur aus der Reimbarkeit auf „quäle“, „fehle“, „zähle“ oder „verhehle“ erklären lasse.

Die Leistungsorientierung am Institut ist durchwachsen: „Mittwochnachmittag – ein ganz normaler Institutsalltag, alle waren mit etwas beschäftigt, und

keiner hatte richtig zu tun.“ Eine Redewendung ist bis hinauf zum Direktor gebräuchlich: „Tja, wenn ich könnte, wie ich wollte“. Fast jeder habe „außer der geballten Faust noch das todsichere Geheimrezept in der Tasche, wie man alles besser machen könnte – und das tröstliche Wissen im Hinterkopf, daß es wohl nie dazu kommen würde und er es auspacken müßte.“

Das schlägt auch auf die Haltungen durch: „Doppelte Moral? Aber ja – doppelt hält besser.“ Mancher ist „so prinzipienfest, daß er heute ja und morgen nein sagen konnte. Sein Prinzip lautete dann eben: „Alles wandelt sich.“ Es geht dennoch „voran, weil man keinen anderen Ausweg sieht“. Wie, das zeigt eine Abteilungssitzung, auf der eine Assistentin die Feinkonzeptin ihrer Dissertation A vorstellt. Thema: Psychologische Aspekte künstlerischer Widerspiegelung.

Nach dem Referat beginnt die Diskussion mit der Frage, sie beziehe sich wohl auf die These, die Schriftsteller seien „Ingenieure der menschlichen Seele“ (ein von Stalin genutzter Ausdruck). – Ja. – Nun gut, aber sei das denn nicht schon längst überholt? – Natürlich, der glücklichste Vergleich sei das nicht. Doch gerade das wolle sie ja kritisch untersuchen. So kommt die Debatte in Fahrt, und es zeigt sich, welche Potenziale im kollektiven Arbeiten stecken können:

Ich glaube ... jetzt reden wir aneinander vorbei, Ruth. Wogegen sind wir denn? [...] Gegen die Ingenieure doch wohl nicht, oder! [...] Und wenn du nun schreibst: Schriftsteller, die Ingenieure des menschlichen Bewußtseins? [...]

Hier schaltete sich Duvier ein ... Vielleicht ... wäre es überhaupt sinnvoller, wir griffen auf Bewährtes zurück. [...] Klassisches, etwa „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust“.

[...] Goethe vom Kopf auf die Füße stellen / zeigen, daß es sich hier nicht um „Seele“ handelt ..., sondern um das Bewußtsein Fausts, das widersprüchliche Seiten des Seins widerspiegelt ... / Faust kann das natürlich noch nicht erkennen / Frühkapitalistische Entwicklung in Deutschland ... / lebte Goethe heute, er hätte natürlich von Bewußtsein gesprochen [...]

Ruth strich „Seelen“ durch und las: Zwei ... sie stockte ... Bewußtseine? wohnen, ach, in meiner Brust.

Ganz zufrieden war man mit dieser Lösung nicht. Brust, warf Frau Dr. Hensel spitz ein, sei ja doch eher eine sehr vage Umschreibung. Wie wäre es, genauer, mit „Kopf“? Dagegen war schlecht etwas einzuwenden, also schrieb Ruth, nun doch staunend, nachdem ihr Krammbach noch empfohlen hatte, das alberne „ach“ wegzulassen und das unwissenschaftliche „wohnen“ durch „existieren“ zu ersetzen: „Zwei Bewußtseine existieren in meinem Kopf.“

Krammbach ... nickte entschieden. Ja, das, das ist erst mal der rationale Kern ... Und dann zeigen wir, daß es eigentlich gar nicht zwei ... sind, sondern nur eines, das dialektisch ... die widersprüchlichen Seiten widerspiegelt.

Ruth schrieb ...: „Ein widersprüchliches Bewußtsein existiert in meinem Kopf“ – und, mochte man sagen, was man wollte, was Ruth betraf, so war das in diesem Moment wohl nicht einmal falsch. (S. 151f.)

Was kommen dabei für Texte heraus? Institutsdirektor Duvier ist diesbezüglich ein Könner: „Sätze, die so groß und weit in ihrer Aussage waren, daß neben den alten auch jederzeit neue Wahrheiten hineinpaßten, große Orakel mit den Worten

„Dialektik“, ‚wechselseitiger Zusammenhang‘, ‚differenzierte Betrachtungsweise‘.“ Sie sagen allesamt: Es ist so, kann aber auch ganz anders sein.

Ihre Unbestimmtheit schützt sie vor jeglichem Zugriff. Sie sind unbegreifbar und mithin unangreifbar. „Es waren Umgehungsmanöver – Duvier beschrieb nicht Gedanken, er umschrieb sie.“ Beständig fragt er sich beim Schreiben, „ob das so ginge“, „ob man das so schreiben könne“. Wie sich die Dinge wirklich verhalten, steht auf einem anderen Blatt, „jedenfalls nicht auf dem, das vor Duvier lag und am Ende seine Unterschrift trug“.

Und dann die Sprache: fast völlig ohne Verben, gefährliche Schrumpfung des Wortschatzes, „Sprache hatte hier nur noch festzuschreiben, zu kitten, und nichts und nicht mehr aufzubrechen“. Rypschinski macht sich darüber so seine Gedanken:

„... ein starres, festgeschriebenes System von Grundbegriffen, die unverrückbar feststanden, eine Glaubensbastion ... (darüber, hieß es, diskutieren wird nicht) –, und weil das Wesentliche außer Frage ... stand, ... waren die vielen Wortgefechte nur Scheingefechte, am Wesen der Sache haarscharf vorbei. [...] Dennoch, ... es konnte bei der Arbeit an derartigen Artikeln subjektiv durchaus der Eindruck großer geistiger Mühe entstehen – von einem dunklen Begriff zum anderen zu kommen ..., ohne dabei aus dem Rahmen zu fallen, steckenzubleiben oder die Spielregeln

zu verletzen – das war mühevoll. Manch einer ... gewann eine geradezu affenartige Geschicklichkeit, die Verzweigungen der Begriffe zu erklimmen ... – freilich, es blieb kalte Artistik, nur Kenner vermochten noch diesen sublimen Gratwanderungen einen matten Reiz abzugewinnen.

Die Sprache ist die unmittelbare Wirklichkeit des Gedankens ... [...] Was aber müssen das dann für Gedanken sein, die in solch unmittelbarer Unwirklichkeit dahinvegetierten. Ich dachte lieber nicht weiter ...“ (S. 129)

Ein großes Publikationsprojekt des Instituts ist die Gesamtausgabe der Werke, die dessen schon vor längerem verstorbene Gründungsdirektor hinterlassen hatte. Aus einem schmalen Bestand an Texten entsteht eine staatliche Werkausgabe, indem mehrere Bände mit Zuarbeiten, Exzerpten und Konspekten gefüllt werden. Dann die Urfassungen und Änderungen, mehrere Briefbände, auch die Telegramme werden aufgenommen. „Entschiedene Stimmen plädierten dafür, ebenfalls die Grußpostkartentexte vollständig zu publizieren.“ Der Leser hat das Gefühl, dem Autor habe hier die Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) vor Augen gestanden.

Am Ende bekommt Direktor Duvier einen Anruf von ganz oben: „Er habe doch sicher gemerkt, daß wir jetzt überall schon wieder ein bißchen ‚auf alt‘ machen. Alte Kneipen, alte Stadtkerne würden restauriert und so weiter, so ein bißchen Nostalgie eben, das brauche man doch ...“. Man habe ja vielleicht auch, so der Anrufer, in der Vergangenheit in mancher Frage ein wenig überzogen. „Warum sollten wir da nicht auch der sogenannten Seele (‚sag ich jetzt mal‘, sagte die Stimme) wieder ... ein Plätzchen einräumen. [...] Immer natürlich ausgehend von unserer festen, unerschütterlichen wissenschaftlichen Lehre. Das sei jetzt, Duvier solle das nicht falsch verstehen, kein Rückzieher, das liege ganz auf der Linie.“ Vielleicht könne das Institut dazu mal ein paar konstruktive Überlegungen

anstellen. Duvier braucht ein bisschen, aber nicht lange, um sich auf die neue – „oder genauer eigentlich: ‚neuhervorgehobene‘“ – Orientierung einzustellen. Nun geht es am Institut um die inneren Werte des Menschen, Motto: „Was in unseren Menschen alles steckt!“ Die Forschungskollektive präzisieren ihre Kampfprogramme. So wird zum Beispiel die Abteilung „Seele – Seligkeit“ erneut die europäische Religionsgeschichte durchforsten, jetzt aber mit verändertem Ziel: positive Ansatzpunkte herausfiltern.

Rypschinski denkt sich seinen Teil: Es hätte schon zu viele Wechsel gegeben, daran habe man sich allmählich gewöhnt. „Man stellte ... Forschungspläne um, verlagerte hier und da die Schwerpunkte, änderte ein wenig den Akzent, die Betonung, manchmal einfach das Vorzeichen – und schon hatte es wieder den richtigen Klang.“ Duvier erweist sich als der geeignete Mann, der neuen Linie am Institut zum Durchbruch zu verhelfen. So hat man gegen ihn höheren Orten nichts mehr einzuwenden. Rypschinski ist damit von seinem Auftrag erlöst.

Diese ätzende Satire des DDR-Wissenschaftsbetriebs war zwar 1989 gedruckt, durfte aber erst 1990 ausgeliefert werden (Grub 2019: 322).

Ursula Reinhold

**Schwindende Gewißheiten. Eine Ostberliner Geschichte.
Autobiographischer Roman (2002)**

Trafo-Verlag, Berlin 2002, 379 S. Neuauflage: neobooks Self-Publishing, München 2015

Die Fakten des hier erzählten Lebens: Abitur, Fachschule für Bibliothekare, Bibliothekarin im Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED (IfG), Germanistikstudium an der Humboldt-Universität per Gasthörerschaft, Wissenschaftlerin am IfG, Promotion, Wechsel an die Akademie der Wissenschaften, zeitweilig Redakteurin der „Weimarer Beiträge“ und schließlich Habilitation. Wie es der Untertitel des Romans nahelegt, stimmen diese Stationen mit der Biografie der Autorin überein.

Gisela, wie sie im Roman heißt, gelingt ein Aufstieg durch Bildung. Erleichtert wird dieser durch einen festen Glauben an den Sozialismus. Beides hängt miteinander zusammen, und das macht dieses Leben durchaus prototypisch. Anders als vielen ihrer Kollegen (vor allem) und Kolleginnen (einigen) gelingt es Gisela nur schwer, aus ihrer zunehmenden Bildung auch Urteilsicherheit zu ziehen. Hier hilft ihr dann immer das gefestigte Vertrauen, dass es Leute gebe, die den Durchblick haben, auch wenn ihr dessen Grundlagen unbekannt bleiben. Also verlässt sie sich auf deren Urteile, in politischen Fragen wie in ihren germanistischen Arbeiten. Letztere sind insoweit auch ziemlich politisch, als sie sich mit westdeutscher Literatur befassen:

Natürlich wußte sie, daß der internationale Klassenkampf auch auf ihrem Gebiet, der Literatur, tobte. Sie fühlte sich in den weltweiten Zusammenhang eingeschlossen und hatte das beruhigende Gefühl, auf der richtigen Seite zu stehen. Im schlimmsten Fall war sie durch die Mauer von der anderen Seite geschützt. Die Autoren, über die sie schrieb, konnten sich über die sie betreffenden Urteile nicht beschweren. Auch davor schützte sie dieses Bauwerk. Aber das woll-

ten die wahrscheinlich auch gar nicht, denn Gisela empfahl Autoren und Bücher, über die sie schrieb, ihrer Partei als Bündnisgenossen. Als potentielle natürlich, wie sie sich üblicherweise ausdrückte. Denn das mit der Bündnispartnerschaft an der Seite der Sieger von morgen paßte denen aus diesen oder jenen Gründen nicht immer. Die hatten ihre Vorbehalte, wie Gisela wußte. Aber das würde anders werden, davon war sie durchdrungen. (S. 223)

Gleichwohl muss Gisela durchaus einige politische Irritationen verarbeiten, was ihr aber vor allem mit ihrer Sozialismusgläubigkeit gelingt. Das hatte schon während ihrer Tätigkeit als Bibliothekarin begonnen, als sie an einer Bibliografie zur Geschichte der Kommunistischen und Arbeiterparteien (vgl. IfG 1959–1961) mitwirkte. Von fünf Bänden erschienen nur zwei, dann wurde die Arbeit abgebrochen. Das „Große Haus“, also der Apparat des SED-Zentralkomitees, hatte ihnen mitgeteilt, dass sich in das bibliografische Verzeichnis Parteifeinde eingeschlichen hätten. Gemeint waren frühere Repräsentanten der Partei, die inzwischen in Ungnade gefallen oder in den Westen entwichen waren. In mehreren hundert Exemplaren mussten deren bibliografische Einträge geschwärzt werden, in jedem Buch rund 30 Stellen. Die Bibliothekarinnen waren fassungslos: „Wir haben nach unserem bibliographischen Gewissen gehandelt, ... und das rät uns Vollständigkeit“.

Im Germanistikstudium bekommt sie die Auswirkungen des 11. Plenums des SED-Zentralkomitees im Dezember 1965 mit:

Es begann einige Zeit vor Weihnachten, als Professor Streller in einer Vorlesung über das Bild der Arbeiterklasse in der hiesigen Literatur sprach. Er behandelte einen Romanauszug über Wismut-Kumpel, aus dem die „Neue Deutsche Literatur“ einen Teil gedruckt hatte. Der Professor lobte das Prosastück wegen seiner realistischen Sicht auf die Arbeiterklasse. Die Arbeiterfiguren hier waren grob und verwildert, die Erziehung zum neuen Menschen hatte bei ihnen noch nicht gefruchtet. Solche Radautüten, wie Werner Bräunig sie schilderte, gefielen Gisela nicht. [...]

Erst als Professor Streller bei der ersten Vorlesung nach Weihnachten sein Lob widerrief, hörte sie genauer hin. Sein Sinneswandel löste bei den Studenten Verwunderung aus. Er berief sich dabei auf einen Artikel im

„Neuen Deutschland“, in dem sich Arbeiter gegen solche, wie es hieß, entwürdigende Darstellung durch Schriftsteller aussprachen. Langsam begriff Gisela, der Professor hatte Falsches gelobt, er tadelte jetzt das, was er gelobt hatte ... Aber er berief sich auf die Dialektik, sprach den Arbeitern Entwicklungschancen zu. Bei der nächsten Vorlesung ging er noch einen Schritt weiter, bezichtigte sich völliger Blindheit gegenüber größeren Zusammenhängen. Den großen Zusammenhang bildete der sozialistische Aufbau mit seinen Erfolgen, die vor allem auch im Werden eines neuen Menschen bestünden. Und da gäbe es Leute, die das nicht sehen wollten, in Skeptizismus machten und so dem Klassenfeind Tür und Tor öffneten. [...]

Nicht nur Gisela wunderte sich über die vielen Worte, die der Professor auf einen so klei-

nen Anlass verwendete. Es war ihr unklar, wie ein solches Stück Prosa den ganzen Sozialismus erschüttern sollte. [...]

Nach den Auftritten des Herrn Professor gab es bei den Studenten viele Fragezeichen. Einige Studenten liefen mit einer Nummer des „Eulenspiegel“ herum, in dem sich jemand in Form eines Leserbriefes an Homer, den

Griechen wandte, weil der in seiner Odyssee die Seeleute so schwach und unheilig dargestellt hatte. Witzige Köpfe unter den Studenten ergänzten diese Leserbriefreihe durch Beschwerden an Gustav Flaubert, an den man sich im Namen der Frauen wandte, weil die sich durch Madame Bovary diskreditiert sahen. (S. 150–152)

1973 ist Gisela an die Akademie der Wissenschaften gewechselt; ihr Institut wird erkennbar als das Zentralinstitut für Literaturgeschichte. Dieses muss eines Tages in einen Neubau in der Berliner Prenzlauer Promenade umziehen, und das Gebäude liegt an der Protokollstrecke nach Wandlitz. Nun werden Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen zum Abenddienst eingeteilt: Es gebe Ärger, wenn die führenden Genossen am Abend nach Hause chauffiert werden, aber nach 17 Uhr kein Licht mehr im Haus brenne.

1980 findet eine Konferenz des Instituts statt, „ein voller Erfolg. Heiße Eisen waren angepackt worden, man hatte Christa Wolf zitiert mit ihrem Bestehen auf unverwechselbarer Individualität, Volker Braun mit seinen pointiert artikulierten Ansprüchen auf das Ideal, vor dem sich die Wirklichkeit zu schämen habe“. Es tritt aber auch „Annemarie Kleine“ auf, die Gisela noch als Chefredakteurin der „Weimarer Beiträge“ kannte. Das ist Anneliese Löffler (*1928), eine sehr linientreue Genossin, die sich unablässig redaktionelle Entscheidungen im Zentralkomitee bestätigen ließ. Zum Dank erhielt sie 1972 eine Professur für DDR-Literatur, da „nur sie in der Lage sei, ideologisch in diesem Bereich der Humboldt-Universität Ordnung zu schaffen“ (zit. n. Walther 1996: 697). Nun spricht sie über Menschenbild und Volksverbundenheit. Der Vortrag kommt nicht gut an, wie dessen Diskussion zeigt.

Am nächsten Montagmorgen hat das Institut eine schriftliche Anfrage der Berliner SED-Bezirksleitung zu beantworten. Gefordert wird ein Bericht mit politischer Stellungnahme, „in dem sich die Parteileitung ... zu den auf der Konferenz vorgetragenen revisionistischen Positionen äußern sollte. Gefragt wurde, wie eine solche politische Linie prägend werden und der Beitrag einer Genossin, die durch ihren unbeirrbaren Klassenstandpunkt bekannt war, kaum Gehör finden konnte“.

Um 1986 herum gibt es wieder eine Konferenz, nun zur aktuellen literarischen und kulturpolitischen Situation in der DDR, veranstaltet von den „Weimarer Beiträgen“. Hans Koch (1927–1986) muss das Hauptreferat halten. Als Verfasser von „Marxismus und Ästhetik“ (Koch 1961) ist er eine politisch-wissenschaftliche Autorität und am ehemaligen IfG, nun Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED tätig. Seit einiger Zeit hat man ihn mit der Koordinierung der gesamten kultur- und kunstwissenschaftlichen Forschung in der DDR beauftragt, „eine Aufgabe, mit der er sich sichtbar unwohl fühlte“. Gisela kennt ihn noch vom IfG. Nun erlebt sie den Mann als Desaster:

Nach zögerlichem Auftakt wurde die Widerrede lebhaft und deutlich, die Anwesenden artikulierten offen ihre Unzufriedenheit mit der kulturpolitischen Linie der Partei. Man verlangte Offenheit, eine kritische Öffentlichkeit im Interesse der Entwicklung sozialistischer Gesellschaftsverhältnisse. Pochte auf das Eigenrecht des Ästhetischen, wollte die Fähigkeit der Gesellschaft zu kritischer und selbstkritischer Sicht als Voraussetzung weiterer Entwicklung betont sehen. Während der sich steigenden Widerrede gegen die Implikationen des maßgeblichen Genossen wurde dieser am Präsidiumstisch immer kleiner. Er stützte die Hand unters Kinn, schob seine schlaffen Züge zusammen ... Manchmal warf er den Kopf zurück, dann blitzten seine hellen Augen, bevor er wieder in sich

versank Gisela sah einen gebrochenen Mann, als er, den Tränen nahe, die Genossen um Verständnis für die sich bedroht führende Parteiführung bat und angab, daß er sich bereitgefunden hatte und weiterhin bereit finden würde, die Kastanien für sie aus dem Feuer zu holen. „Wenn ich es nicht tue, wer sollte es tun“, rief er in den Saal ... Man spürte seine tiefe Irritation. Er schien bereit, sich zu opfern, gleichzeitig erwartete er, daß solches Opfer auch anerkannt würde. Gisela war bestürzt über den Mann, den sie vor zwanzig Jahren als einen klugen, nicht uncharmanten Mann kennengelernt hatte ... Er war kaputt, ... rang um Nachsicht für seine Lage, die nur zu erahnen war. Wenige Monate später, als Gisela von seinem Selbstmord hörte, überraschte es sie nicht. (S. 311)

Schließlich kommt der unbeabsichtigte Suizid auch des Systems. Im Institut gibt es eine Vollversammlung. „Redner präsentierten sich als Außenseiter innerhalb der DDR und des Instituts. Gisela wunderte sich über diese vielen Außenseiter, die um sie herum waren, ohne daß sie es bemerkt hätte.“ Dann hört sie zum ersten Mal das Wort „Evaluierung“. Im Fremdwörterbuch liest sie mit Erstaunen, dass der Begriff eigentlich vom Pferdemarkt her stammte. Er habe dort die Begutachtung von Körperbau, Fell- und Gebissbeschaffenheit von Pferden zum Zwecke des Verkaufs gemeint. Der Roman schließt mit dem Kapitel „Auf dem Arbeitsamt“.

Peter Jakubeit

Der Flug, der nie zu enden schien. Eine Groteske (1989)

in Peter Jakubeit: Blondes Flittchen. 7 Gesichte eines an zu hellem Licht Erblindeten, Hinstorff Verlag, Rostock 1989, S. 47–70

„Sage mir keiner, es sei makaber, vom Tod zu reden“, so beginnt die Erzählung. „Ich fiel und fiel und fiel, ..., jetzt hatte ichs hinter mich gebracht“, so endet sie. Der Ich-Erzähler, ein nach eigenem Bekunden sehr bekannter Professor, erzählt also post mortem, und zwar das, was vorher passiert war. In Stichworten: ein großes Versprechen, eine darauf aufgebaute Karriere, dann – je nach Sichtweise – Betrug oder Manipulation oder Verblendung, schließlich Scheitern.

Der Erzähler war Direktor eines Zentralinstituts für intermediäre Forschungen (ZIMF), was ihm als „bombastische Funktionsbezeichnung“ vorkam, warum auch immer. Er hatte Philosophie und Medizin studiert, sich dann auf Gehirne Chirurgie spezialisiert, war zum Schluss 50 Jahre alt, hatte eine Familie und parallel über

viele Jahre eine Geliebte. Letztere war auch für seine wissenschaftliche Arbeit von großer Bedeutung gewesen, im Guten wie im Bösen.

Den Ideen seines Direktors folgend, arbeitete das ZIMF-Kollektiv daran, das Leistungsvermögen beliebiger Menschen binnen kurzem total optimieren zu können. Dazu bedurfte es einer manipulativ veränderten Persönlichkeitsstruktur. Dem widmeten sich die Experimente des Instituts. Angekündigt worden war anfangs ein Weg, „dessen Entdeckung auf bisher nicht erahnbare Chancen in der Erziehung des menschlichen Individuums verweist“. Das überzeugte offenbar so, dass recht bald die Mittel zur Institutsgründung bereitstanden. Nun wurde die Methode zur Manipulation des menschlichen Leistungsvermögens vervollkommenet.

Als Versuchsperson – „Medium“ – stand Renate zur Verfügung, die Geliebte des Direktors. Sie wird als außerordentlich kluge Frau geschildert, die nur durch missliche Umstände nie einen höheren Abschluss hatte machen können. Beobachtet wurden dann überraschende Mutationen in Renates Verhalten. In der Hypnose fing sie an, „das ganze Spreicher- und Rezeptionssystem zu bewerten, wie das nur ein hellwacher Mensch vermag. [...] Sie unterbreitete Änderungsvorschläge, die eindeutig emotional und von Vernunft bedingt wurden ..., obgleich wir ... jegliches reflektorische Bewußtsein für die Versuchszeit ausgeschlossen“ hatten.

Dieses Verhalten ließ für die Manipulationsforscher nur einen Schluss zu: „es mußte nun der insgeheim herbeigesehnte, aber ebenso gefürchtete Prozeß der aktiven Anpassung und schließlich der Umstrukturierung des Charakters, des ganzen Wesens der Zielperson eingetreten sein!“ Renate wurde jetzt „in allem“ zu einer „der stolzen Frauen, in denen sich die hohen Ansprüche unseres Gesellschaftssystems zu personifizieren scheinen“.

Allein: „Das Phänomen der totalen Emanzipation einer Frau war das Ergebnis einer ebenso totalen Manipulation!“ Denn Renate hatte in den Hypnoseversuchen alles nur gespielt, anfangs aus Mitleid mit ihrem Geliebten, dem Direktor. Dann begann sie, „den Verantwortlichen dieses ganzen Schwindels“ zu hassen. Sie habe jedenfalls nie an die Möglichkeit geglaubt, im Zustand des Vor- und Unterbewußtseins irgendwelche Daten aufnehmen zu können. Die Texte und Zahlenkomplexe, die ihr die Forscher in der Hypnose einzuflößen versuchten, habe sie sich immer vorher heimlich verschafft und auswendig gelernt. Mit dieser Offenbarung hatte sich der einzige empirische Beleg in Luft aufgelöst. Das ZIMF konnte nicht mehr melden, dass erreicht worden sei, was versprochen worden war. Folglich stand die Schließung des Instituts bevor.

Der wissenschaftskritische Impetus, dem Jakubeit hier Ausdruck verschaffte, war an sich nicht DDR-exklusiv. Gerade Leistungsoptimierung war (und ist) kein nur realsozialistischer Traum. Aber „nicht erahnbare Chancen in der Erziehung des menschlichen Individuums“ – das verweist dann doch auf eine DDR-typische Hybris: In Kindergärten, Schulen und Hochschulen sollte der Neue Mensch ,ge-

macht‘ werden. Die Instrumente dafür waren sowohl subtile als auch grobschlächtige Manipulationstechniken – angefangen bei emotionaler Überwältigung und nicht endend bei der Formatierung von Gesinnung durch strikte Regeln des Sagbaren und Nichtsagbaren.

Die ZIMF-Forscher aber hatten andere rechtfertigende Gründe, um etwaige Skrupel zu ersticken: „Mußten wir nicht ... der westlichen Zivilisation ein gefährliches Mittel entreißen, war es nicht unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit, das neue Mittel der Menschenbeeinflussung für uns zu erkunden ...?“

Holger Karsten Schmidt

Die Toten von Marnow. Ein Fall für Lona Mendt und Frank Elling (2020)

Kiepenheuer & Witsch, Köln 2020, 477 S. Hörbuch: Argon Hörbuch, Berlin 2020

TV-Serie: Andreas Herzog (Regie): Die Toten von Marnow. Vier Teile, NDR 2021 (Erstausstrahlung 13.3.2021), viermal 90 Minuten

„Jemand hat auf der Intensivstation bei Herrn Krohn die Stöpsel gezogen und irgendwie dafür gesorgt, dass dabei der Alarm nicht ausgelöst worden ist.“ Stefan Krohn ist das vierte Opfer einer Mordserie in Mecklenburg, die sich Ende der 2010er Jahre ereignet habe. Er war Mitarbeiter des Landeskriminalamtes Mecklenburg-Vorpommern, aber nicht so unbescholten, wie dieser Umstand es nahelegen könnte. Die anderen Opfer sind der ehemalige Forschungsleiter eines westdeutschen Pharmaunternehmens, ein früherer Leutnant des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) und der gewesene Leiter eines Gutachter-Ausschusses, der bei der Ethikkommission des DDR-Ministeriums für Gesundheitswesens angesiedelt war. Später fallen der tötungsintensiven Handlung auch noch die Chefin des Pharmaunternehmens, der frühere Chefarzt einer mecklenburgischen Klinik, ein amtierender Staatssekretär im Landesgesundheitsministerium, einst Verbindungsmann des Gutachter-Ausschusses zum MfS, und einige weitere zum Opfer.

Die ermittelten Kommissare brauchen eine ganze Weile, um den – wenn auch alsbald vermuteten – Zusammenhang zwischen den Mordfällen tatsächlich erkennen zu können. Doch dann wird immer deutlicher: Irgendwie waren alle Opfer in Medikamententests involviert, die westliche Pharmafirmen in DDR-Kliniken hatten durchführen lassen. Solche Tests fanden tatsächlich seit dem Mauerbau statt. Ganz überwiegend wurden sie an Universitätskliniken realisiert – weshalb dieses Buch auch in unseren Themenkreis gehört, wenngleich die Geschehnisse des Krimis in eine mecklenburgische Provinzklinik verlegt sind.

1983 stand die DDR ökonomisch vor der Pleite, brauchte dringendst Devisen, und alle Wirtschaftszweige waren aufgefordert, entsprechende Reserven zu erschließen. Für das Gesundheitswesen waren das die Tests (und daneben der Verkauf von Blut und Blutprodukten). Infolgedessen wurden die Medikamententests

in der 80er Jahren deutlich intensiviert. Nun, über dreißig Jahre später, ereignet sich die Mordserie, die damit in irgendeinem Zusammenhang steht.

Die kriminalistischen Ermittlungen interessieren hier nicht weiter, aber die Frage nach der zeithistorischen Realitätsverankerung. Diese ist, vorsichtig gesagt, etwas lose. Die ARD hat zur TV-Serie, die auf dem Buch beruht, online Begleitmaterial bereitgestellt, u.a. eine zeitgeschichtliche Einordnung durch einen Medizinhistoriker. Darin wird der DDR-Teil der erzählten Geschichte in seinen zentralen Elementen dementiert:

„Die gesetzlichen Rahmenbedingungen für eine solche klinische Testung ... waren in der DDR ähnlich denen in der Bundesrepublik. Man könnte sogar sagen, es war in der DDR schwieriger, da jede Prüfung vom Gesundheitsministerium abgesegnet werden musste. Im Wesentlichen sah das so aus, dass der westliche Hersteller einen detaillierten Prüfplan einreichen musste, und dieser musste die staatlichen DDR-Gremien durchlaufen. Zwingend vorgeschrieben war bei jeder Testreihe, dass die Probanden aufgeklärt werden mussten. Das war sowohl von westlicher als auch von DDR-Seite vorgeschrieben. Die unzähligen Akten zu den Tests geben keinen Nachweis darüber, dass oder ob die Patienten tatsächlich aufgeklärt wurden. Es gibt jedoch Nachweise, dass die Prüfarzte an den Kliniken mit ihren Patienten über die Tests sprachen. [...] Tatsächlich starben bei einigen Tests etliche Patienten. [...] Soweit nachweisbar, waren die Opfer schwerstkranken Patienten, vor allem mit einem bösartigen Bluthochdruck oder nach einem Schlaganfall. Dass die Probanden durch die Teilnahme an den Tests verstarben oder wegen deren Nebenwirkungen dauerhaft geschädigt wurden, ließ sich ... nicht nachweisen.“ (Erices o.J. [2021])

Der Autor des Krimis dankt dem Historiker auch im Buch, allerdings nicht für Sachinformationen, sondern „für seine Hilfe, die korrekten Signaturen beim Bundesamt für Stasi-Unterlagen zu beantragen“ (eine Formulierung, die auch noch zwei Fehler enthält: beantragt werden nicht Signaturen, sondern die Einsicht in Akten, die Signaturen tragen; die Dienststelle des BStU war kein Bundesamt, sondern hatte eine originelle Rechtsstellung als Bundesoberbehörde mit dienstaufsichtlicher Zuordnung zum Bundesinnenministerium, an das aber nicht berichtet wurde, vielmehr an den Bundestag – Feinheiten, ohne deren Kenntnis man auch durchs Leben kommen kann, aber dann typischerweise nicht darüber schreibt).

Die Einschätzungen des Medizinhistorikers decken sich mit Untersuchungen, die zu den Tests seit 2016 publiziert worden sind, nachdem „Der Spiegel“ 2013 die Vorgänge (zum zweitenmal nach 1991) skandalisiert hatte (vgl. Der Spiegel 1991; „Systematische Tests...“ 2013). Die zentralen Ergebnisse der Studien: Die rechtlichen Regelungen seien in der DDR strikter als in der Bundesrepublik gewesen (Klammt/Büttner/Reisinger 2014). Es sei nicht zu einem systematischen Missbrauch von DDR-Bürgern als Testpatienten westlicher Pharmafirmen gekommen, und trotz gelegentlicher Abweichungen in Detailfragen habe der Probandenschutz Priorität gehabt (Hess/Hottenrott/Steinkamp 2016). Boten die klinischen Studien auch Vorteile für Auftraggeber und DDR-Staat, so seien sie doch nicht zuletzt den Patienten zugute gekommen (Werner et al. 2016). Vergleichbar fielen die Resultate einer Untersuchung zu den Tests aus, die für Boehringer Mannheim durchgeführt

worden waren (Retzar 2016: 126–155, 164f.), ebenso die einer Fallstudie zu einem am Universitätsklinikum Jena getesteten Psychopharmakon (Steger/Jeskow 2018).

Für die beteiligten Ärztinnen und Ärzte waren die Tests häufig die einzige Möglichkeit, anders unbehandelbare Krankheiten mit westlichen Präparaten behandeln zu können (Mau 2014). Wenn in dem Buch „Die Toten von Marnow“ steht, die Probanden seien davon ausgegangen, „dass die Medikamente kurz vor der Zulassung standen und deshalb an Menschen getestet werden dürfen. Aber das durften sie zu diesem Zeitpunkt nicht“, dann ist das ein fiktionales Element – wird als solches allerdings nicht erkennbar. Ebenso wenig hat es den Untersuchungsausschuss des Bundestags zum Thema – der in einem Epilog des Krimis erwähnt wird, als würden noch wichtige zeithistorische Details nachgereicht – je gegeben. Auch existierte der dort erwähnte Ausgleichsfonds, in den angeblich zwei Pharma-Unternehmen eingezahlt hätten, nicht – es war nichts auszugleichen.

So bleibt es ein Rätsel, dass Film und Buch als Beiträge zur zeithistorischen Aufarbeitung beworben wurden, im Falle des Filmes mit den Geldern der Rundfunkgebührenzahler. Der verantwortliche NDR schrieb einerseits auf seiner Website: „Der Krimi beruht auf wahren Tatsachen“; die Ermittler versuchten, „alle Puzzleteile zusammenzusetzen“; sie deckten „Verbindungen aus mehr als drei Jahrzehnten zurückliegenden Ost-West-Zeiten auf; sie würden „mit Seilschaften konfrontiert, die immer noch funktionieren“ (NDR 2021). Letzteres kann schon deshalb kaum sein, weil Akteure, die bereits in der DDR eine Rolle spielten, 30 Jahre danach Mitte siebzig sind.

Andererseits produzierte derselbe NDR eine einstündige Hörfunkdokumentation, die sämtliche dieser „wahren Tatsachen“ als Fake News überführt (vgl. Naedler/Stippeckohl 2021), und stellt auch deren Datei in der Mediathek auf die Seite zum Film. Man weiß nicht recht, was man davon halten soll.

Zwei andere Fragen indes beziehen sich in diesem Kontext auf die auftragserteilenden westlichen Pharmaunternehmen. Zum einen müssen diese sich fragen lassen, inwiefern es ethisch vertretbar war und ist, Medikamententests jenseits der eigenen Rechtsordnung durchzuführen. Diese Frage stellt sich bis heute, wenn deutsche Firmen etwa in indischen Slums Testreihen durchführen (vgl. exemplarisch Baars/Berndt/Riedel 2014; Broich o.J.). Zum anderen lässt sich an die Pharmaunternehmen auch die Frage richten, inwiefern es ethisch vertretbar war, Medikamententests an – anders als die DDR-Probanden – nicht einwilligungsfähigen Kindern, Psychiatriepatienten und Klienten der Behindertenhilfe durchzuführen, wie es in westdeutschen Kinderheimen und anderen stationären Einrichtungen bis Ende der 1970er Jahre routinemäßig geschah (vgl. Wagner 2016; Hähner-Rombach/Hartig 2019; Kaminsky/Klöcker 2020; Beyer et al. 2021). Womöglich waren es diese Fragen, auf die Autor und ARD/NDR mit Buch und Film in sehr subtiler antikapitalistischer Raffinesse eigentlich hatten hinweisen wollen.

Rainer Fuhrmann

Medusa. Utopischer Roman (1985)

Verlag Das Neue Berlin, Berlin [DDR] 1985, 310 S. (bis 1989 zwei Auflagen). Neuausgaben: Heyne, München 1992, BookRix, München 2018, sowie epubli, Berlin 2019

Ein utopischer Roman mit Thrillerqualitäten: Das erste Kapitel heißt „Mai 2095“, und es werden Entwicklungen der Jahre 2055 bis 2095 berichtet. Ein 126-jähriger, Christian Rührntanz mit Namen, erinnert sich kurz vor seinem Tod an seine Erfahrungen mit der medizinischen Forschung. In diese war er als Orthopädiemechaniker involviert, wobei seine Rolle allerdings weit über seinen eigentlichen Beruf hinauswuchs.

Er assistierte einem talentierten Arzt, Dr. Kadenbach, bei dessen Geheimforschungen an einer Universitätsklinik. Dabei entstand aus einem Zellhaufen ein überintelligentes Lebewesen, von seinen beiden Erzeugern Medusa genannt. Nachdem die heilenden und zerstörenden Kräfte, die das Wesen freizusetzen vermochte, erkannt waren, begann ein erbitterter Kampf zwischen beiden. Kadenbach wollte Medusa zu seinem allzeit verfügbaren Werkzeug und damit zum Instrument seiner Karriere machen. Rührntanz versuchte, dem Einhalt zu gebieten.

Ein paar Feinde des Arztes verloren mittels Medusas manipulierten Kräften ihr Leben. Medusa selbst konnte sich nicht allen zerstörerischen Aktionen des Arztes entziehen, da sie darauf angewiesen war, regelmäßig gefüttert zu werden, um nicht zu verhungern und zu verdursten. Mehrere Anschläge, die Kadenbach qua Medusa auf Rührntanz verübte, vermochte sie allerdings so zu inszenieren, dass die Attentatsversuche als nur zufällig gescheitert erschienen (und sie von Rührntanz weiter gefüttert werden konnte).

Dann hatte sich Kadenbach mit Medusa nach Italien abgesetzt. Rührntanz gelang es, ihn dort aufzuspüren und Medusa nach Hause zu holen. Beide lebten, zusammen mit Rührntanz' Frau, fortan in einem Einfamilienhaus auf dem Klinikgelände. Solange Medusa lebte, waren bei allen Klinikangehörigen die Altersprozesse ausgesetzt. Eine bezeichnend erzählte Geschichte, die zur Lektüre wärmstens empfohlen werden kann.

Manches verweist auf die Entstehungszeit des Textes und den DDR-Uni-Klinikbetrieb, ohne aber allein DDR-typisch zu sein. Beispielsweise ist der Erzähler, also Rührntanz, in einen Konflikt zwischen Kadenbach und dem Ökonomischen Direktor Lohmeyer (der dann qua Medusa das erste Todesopfer wird) verwickelt. Es geht um den absehbaren Aufstieg Kadenbachs zum Ärztlichen Direktor:

[Lohmeyer zu Rührntanz:] „Ich sträube mich gegen unsere Leitungspolitik. Die besten Fachleute werden – gewissermaßen zur Belohnung – zu Leitern gemacht, obwohl sie

meist keine Voraussetzungen haben. In dieser Position stürmt eine Unmenge Verwaltungsarbeit und Organisation auf sie ein, die sie langsam aus der Praxis entfernen. Verwaltung

haben sie nicht gelernt, also machen sie auch diese Sache schlecht. Nach wenigen Jahren sind sie ihrem Beruf soweit entfremdet, daß sie nur noch über ihn reden, ihn jedoch nicht mehr ausüben können. [...] Wenn Kadenbach in diese Position nachrückt, hat die Klinik einen ausgezeichneten Chirurgen verloren und – bestenfalls – einen mittelmäßigen ärztlichen Direktor gewonnen. Ich möchte der Basis die fähigen Fachleute erhalten.“

[Kadenbach zu Rührantz:] „Lohmeyer kann mich nicht ausstehen – und ich ihn nicht. Das ist alles, was wir gemeinsam haben. [...] Ein Durchschnittstyp sagte Ihnen seine Abneigung ins Gesicht. Damit ist die Sache ge-

klärt. Aber die Methoden eines intelligenten Menschen sind subtiler, hinterhältiger. [...] In erster Linie unterstehen die Mitarbeiter der Klinik meiner *fachlichen* Anleitung. Und wem wollen sie diese Aufgabe übertragen? Einem Minderbegabten, von dem man froh ist, ihn aus dem OP entfernt zu haben? [...] Als fachlicher und als Ökonomischer Direktor werden wir nicht miteinander auskommen. Ich weiß es, Lohmeyer weiß es. Also versucht er, Leute zu sammeln, die ihn darin unterstützen, meine Perspektive zu torpedieren. Und in welchem Kreis ist die Suche nach Anhängern am wirkungsvollsten? Na? Unter ... meinen Vertrauten.“ (S. 89–91)

Der Ärztliche Direktor, den Kadenbach beerben möchte, wiederum formuliert sehr DDR-typische Klagen:

„Für was alles wird man verantwortlich gemacht: Planerfüllung, Zivilverteidigung, Frauenförderung, Wettbewerb, Fachausbildung, Studentenbetrieb, Kaderpolitik, Brandschutz, Ferienplätze, Mittagessen, Kulturplan, Neuererwesen, Energieeinsparung, Brigadeleben, Erfolgsberichte, fachliche Anleitung, Patienteneingaben und so weiter. Und was steht auf der anderen Seite? [...] Ich

... besitze ... ungenügende Fachliteratur aus dem Ausland – soll aber trotzdem über alles unterrichtet sein und die Entwicklung mitbestimmen –, unzulängliche Laborausrüstungen, ungenügende Versorgung mit neuen Apparaturen, geringe Geldmittel. Bummelanten und Unfähige darf ich nicht rausschmeißen, sondern soll sie – stell dir das vor! – erziehen.“ (S. 241)

Doch eher als auf die DDR-Wissenschaft verweist die erzählte Geschichte auf die generelle Frage, wie weit Wissenschaft im Drang nach Erkenntnis gehen darf. Ein DDR-Bezug mag hier aber darin bestehen, dass in den 80er Jahren eine scharfe Debatte zwischen Naturwissenschaftlern und Schriftstellern über die Grenzen der Genforschung und -technik entbrannt war. Deren zentrale Frage war, ob Wissenschaft alles dürfe, was sie könne. Als ein Beitrag zu dieser Debatte konnte Fuhrmanns Roman durchaus gelesen werden.

Kerstin Hensel

Lärchenau. Roman (2008)

Luchterhand Verlag, München 2008, 445 S. Taschenbuch-Ausgabe: btb, München 2010. Übersetzung ins Litauische

Ein Dorfroman und Arztroman: Gunter Konarske lebt seit seiner Geburt im brandenburgischen Dörfchen Lärchenau. Sein Vater ist ein begnadeter Landarzt, Gunter entwickelt in seiner Jugend Talente als Heiler und studiert dann Medizin.

Es schließt sich eine glänzende Karriere an, die ihn in den 80er Jahren auf eine Professur an der Charité führt.

Privat wird er als höchst problematischer Ehemann und beruflich als Ehrgeizling gezeichnet. Beides führt er zusammen, indem er seine Gattin zur Probandin für seine Forschungen macht. Diese zielen auf das ultimative Mittel, mit dem sich Alterungsprozesse aufhalten und umkehren lassen. Ansonsten verbindet ihn mit seiner Frau vor allem sexuelle Begierde und eine merkwürdige Lust, sich ihr gegenüber herablassend zu verhalten. Als er das 9.-Klasse-Zeugnis seines Sohnes begutachtet, weiß er seiner Gattin zu sagen, „der Junge wäre im Schulhort besser aufgehoben gewesen, als bei einer unterbemittelten Hausfrau, die aus dem Heim“ kommt. Kurz: ein ziemliches Ekel, selbstverständlich offene Parallelbeziehungen zu Assistentinnen in Berlin pflegend.

Auf dem Weg zu seinem alterungsumkehrenden Mittel entwickelt er potenzstimulierende Substanzen, die er bedenkenlos an Tier und Mensch in seiner Umgebung erprobt (der Lärchenauer LPG „Hoffnung“ verschafft dies märchenhafte Erfolge in der Schweinezucht). Das sind allerdings private Geheimforschungen. Er ist aber auch in seiner sonstigen Arbeit erfolgreich, erhält den Vaterländischen Verdienstorden in Bronze, wird Reisekader, erhält für die Entwicklung einer genetischen Suchmaschine, die zur Chimärenforschung dient, einen Ehrendoktor in Illinois.

1990 wird Konarske, politisch unbescholten, vom Münchner Institut für Rekonstruktive Neurobiologie unter Leitung von Prof. Holm Dickscheidt übernommen. Die Verjüngungsforschungen zeitigen Erfolge bei Konarskes Frau. Sie gibt sich ihm mit juvenilem Begehren hin. „Ihr leibliches Drängen registrierte Gunter, verglich es mit der Ergebenheit seiner im zugetanen Assistentinnen, füllte mit seinen Beobachtungen Tabellen aus, zeichnete Erregungsdiagramme und wußte: Seine Erfindung war der Durchbruch.“

Die Forschungen mit Dickscheidt führen schließlich zu einer Nominierung für den Medizinnobelpreis, für Arbeiten an der Evolution des Stammzellengesetzes. Als aber die Verjüngung seiner Frau beängstigende Ausmaße annimmt, beschließt er, das Experiment abubrechen. Dickscheidt dagegen fürchtet, die Kontrolle über das Unternehmen und somit seinen Ruf zu verlieren. Er beendet die Zusammenarbeit mit Konarske und folgt einem Ruf an ein US-amerikanisches Forschungsinstitut.

Am 6. August 2007 erreicht Konarske die Nachricht über die Vergabe des Nobelpreises für Medizin an Holm Dickscheidt, University of Horseheads, USA. „Dessen Arbeit über ‚epigenetische Phänomen-Aktivierung‘, so heißt es, „sei als bahnbrechender Erfolg für das Fortbestehen der Menschheit zu werten.“ Konarskes Frau regrediert in dieser Zeit zu einer Sechsjährigen. Im gleichen Jahr geht Gunter Konarske in Ruhestand.

Sabine Hennig-Vogel
Jahrring. Roman (2018)

Fehnland-Verlag, Rhaderfehn 2018, 210 S.

1983 traf, wie in jedem Jahr, eine Gruppe von Studienanfängern aus der DDR im sowjetischen Woronesh ein. Diesmal waren es sieben, die an die dortige Universität delegiert waren. Sie studierten zwar unterschiedliche Fächer, wohnten aber im selben Internat und waren während der gesamten Studienzeit im Kontakt zueinander.

Beate Wolf gehörte zu dieser Gruppe. Ihr fiel eines Tages etwas auf. Die Briefe, die sie bekamen, hatten auf der Rückseite immer drei Stempel: vom Grenzpostamt, vom Hauptpostamt der Stadt und vom Universitätspostamt. Diese waren meist genau auf die Klebung gesetzt, passten jedoch nicht immer ganz genau zueinander. Da das auch für den Uni-Poststempel zutraf, mussten die Briefe nach der dortigen Stempelung geöffnet und wieder verschlossen worden sein, also im Internat. Sie sprach einige ihrer Kommilitonen darauf an. Es müsse in ihrer Gruppe jemanden geben, der ihre Briefe öffne und über sie, die Gruppenmitglieder, an die Staatssicherheit berichte.

Bestärkt wurde sie darin von dem, was ihr ein sowjetischer Kommilitone berichtete: Er war kurz nach seiner Immatrikulation vom KGB angeworben worden und wusste, dass auf alle ausländischen Studierenden KGB-Spitzel angesetzt seien, nur auf die DDR-Studenten nicht. Die Erklärung: „Die Deutschen hatten ihre eigenen Leute.“ Es muss, so die Schlussfolgerung, in jeder Jahrgangsguppe mindestens einen Inoffiziellen Mitarbeiter (IM) des MfS gegeben haben.

Kerstin Lotz war in Woronesh eine Zeitlang mit Michael Krüger zusammen, musste ihn allerdings mit anderen Bekanntschaften teilen: Krüger war bisexuell. Dann verliebte er sich in die Tochter des ungarischen Botschafters in Moskau, im letzten Studienjahr verlobten sich die beiden. Krüger verband damit wohl auch die Erwartung besserer Karrierechancen im diplomatischen Dienst. Lotz, seine Ex, gab der neuen Freundin einen Hinweis auf den Lebenswandel ihres Verlobten.

Darauf zog deren Familie Erkundigungen ein, Krügers Ausflüge in Schwulenkneipen blieben nicht verborgen, und die Verlobung platzte. Kerstin Lotz begann nach dem Studienabschluss, an der Hochschule des MfS in Potsdam zu arbeiten (was Beate Wolf etwas pikiert registrierte: Kerstin war nicht die Hellste, hatte als einzige ihr Studium nicht mit „Sehr gut“ abgeschlossen, und „dennoch“ hat sie dann an der Stasi-Hochschule arbeiten dürfen – Wolf schien zu unterstellen, dass Leistungsstärke die bedeutsamste Voraussetzung gewesen sei, um beim MfS arbeiten zu können).

Beate Wolf wiederum hatte eine heimliche Beziehung zu einem libanesischen Studenten, Rashid. Diese war heikel, weil den DDR-Auslandsstudierenden sämt-

liche Kontakte zu Angehörigen nichtsozialistischer Drittländer untersagt waren. Im letzten Semester wurde sie schwanger. Auch das musste verheimlicht werden. Sei das Kind erst einmal da, so die Überlegung, dann könnten sie, Beate und Rashid, Familienzusammenführung beantragen, für ihn in der DDR oder für sie im Libanon.

Doch dann kam im Juni 1987 ein Herr Lenz von der Studentenabteilung der DDR-Botschaft zu ihr ins Internat. Auf den Kopf zu sagte er ihr, dass sie schwanger sei – etwas, von dem eigentlich niemand wusste. Er schützte Sorge um ihre Gesundheit vor und nötigte sie, mit ihm ins Krankenhaus zu fahren. Sie verweigerte eine gynäkologische Untersuchung. Eine russische Freundin hatte ihr erzählt, in den sowjetischen Kliniken würden Abtreibungen wie am Fließband vorgenommen, und das ohne Betäubung. Zudem wurden Schwangere, die nicht abtreiben wollten, umgehend in die DDR zurückgeschickt. Beate schrieb aber gerade an ihrer Diplomarbeit.

Der Arzt meinte, er verstehe sie, doch solle sie wenigstens ein Vitaminpräparat mit Folsäure einnehmen. Am nächsten Morgen erlitt sie einen Abort. Sie wurde dann nie wieder schwanger. Seither trieb sie um, wie und durch wen ihre Schwangerschaft bekannt geworden war. Sie hatte es lediglich ihrer besten Freundin in der DDR geschrieben. Dieser Brief blieb ohne Antwort, war offenbar abgefangen worden. Durch den IM in der Gruppe?

Soweit in chronologischer Abfolge das, was im Laufe der Handlung Stück für Stück rekonstruiert wird. Den sieben Studierenden, die in Woronesh eine Gruppe bildeten, konnte all das aber in den 80er Jahren allenfalls in Teilen bekannt gewesen sein. Beate Wolf hat nun in den zurückliegenden Jahren mehrere Anträge auf Akteneinsicht bei der Stasi-Unterlagenbehörde gestellt. Sie wollte wissen, wer der IM in ihrer Gruppe gewesen war. Sie hat einen konkreten Verdacht, der sich aber aus den Akten nicht bestätigen ließ: Kerstin Lotz.

Im Mai 2012 trifft sich die Gruppe zum ersten Mal wieder, da sich ihr Studienabschluss zum fünfundzwanzigstenmal jährt. Beate hat das Treffen organisiert. Sie lebt als Übersetzerin in Wittenberg und wählte als Ort des Treffens den unweit gelegenen Bergwitzsee. In ihre Begrüßung lässt sie eine Art Tischspruch einfließen, der die anderen etwas ratlos macht: „Sechs oder sieben sollen nicht harren auf einen Narren, sondern essen und den Narren vergessen.“

Das ist offenbar eine gezielte Provokation an die anderen. Doch zunächst will keiner von ihnen über das Stasi-Thema reden, „warum auch? Warum jetzt? Wir hatten uns seit mehr als zwanzig Jahren nicht gesehen, da gab es andere Themen.“ Später befragt, was sie mit dem Tischspruch sagen wollte, lautet ihre Auskunft: „Ich wollte, dass der Spitzel sich zu erkennen gibt. Und wir ihn dann vergessen, ausschließen. Falls er keine Reue zeigt. Vergessen, nicht töten.“

Für das Picknick hatten alle etwas mitgebracht, das nun in gelöster Atmosphäre verzehrt wird. Da erleidet Kerstin Lotz plötzlich einen anaphylaktischen

Schock, wohl aufgrund einer Erdnussallergie. Von dieser allerdings wussten alle in der Gruppe, hatten es also gewiss bei der Zubereitung der mitgebrachten Speisen berücksichtigt – oder jemand gerade deshalb nicht. Unfall oder Mord? Oder fahrlässige Tötung?

Die Kripo Wittenberg übernimmt die Ermittlungen. Im Zuge dieser ergibt sich, dass Kerstin Lotz tatsächlich IM gewesen war, verpflichtet 1981, versehentlich mit einem falschen Vornamen abgelegt. Daher hatten Beate Wolfs Akteneinsichtsanträge keinen Treffer erbracht. Ob tatsächlich ein Tötungsdelikt vorliegt, bleibt lange unklar. Jedenfalls gibt es zwei, vielleicht auch drei Verdächtige, die jeweils ein Tatmotiv haben könnten. Die Obduktion erbringt den Nachweis winziger Mengen von Erdnussöl im Magen der Toten. Für einen Allergieschock habe das wohl ausgereicht, meint der Pathologe. Die weiteren Details der Ermittlungen sind für unser hiesiges Thema nicht weiter von Belang.

John Erpenbeck (Hg.)

**Windvogelviereck. Schriftsteller über Wissenschaften
und Wissenschaftler (1987)**

Buchverlag Der Morgen, Berlin [DDR] 1987, 350 S.

Der Klappentext zeigt sehr gut eine der Techniken von DDR-Verlagen, potenziell Heikles rhetorisch abzufedern. Einen Satz aus dem Herausgeber-Nachwort geschickt verdichtend, heißt es da: „Wichtig ist, ob man angesichts der vor uns stehenden Lebensfragen ... in perspektivblindes Klagen fällt oder ob man ... Wissenschaft als ... die einzige Quelle unerschöpflich vieler negativer *und* positiver Möglichkeiten begreift. Das aber ist bei den Autoren dieser Anthologie uneingeschränkt der Fall.“

Dieses „Das“ ist pfiffig gewählt, nachdem zuvor eine Alternative formuliert worden war, also: zwei „Das“. Was genau ist uneingeschränkt der Fall? Vordergründig klingt es, als bezöge es sich auf letzteres, die Wissenschaft als Quelle der unerschöpflichen Möglichkeiten. Syntaktisch aber bezieht es sich auf „Wichtig ist“, damit auf die formulierte Alternative und also auch aufs „perspektivblinde Klagen“. Jedenfalls darf gesagt werden, dass die Klagen den Band dominieren, wenn auch nicht „perspektivblind“, sondern mit Gründen.

Zunächst aber tritt ein Drittel der 25 Autorinnen und Autoren dieses Bandes die Flucht in die Wissenschaftsgeschichte an: Wilhelm Bartsch zu Immanuel Kant (1724–1804), Christoph Hein zu Magie und Magiern, Otto Ermersleben zu Lucilio Vanini (1585–1619), Peter Gosse in eine unbestimmte Vergangenheit, Renate Feyl zu Emmy Noether (1882–1935), Karl Mickel und Volker Braun jeweils zu Karl Marx (1818–1883), Richard Pietraß zu Charles Darwin (1809–1882, hier

aber immerhin eingebettet in das aktuelle Thema Artensterben, und zwar nicht nur auf der Welt im allgemeinen, sondern vor allem in Brandenburg). Zwei Autoren wählen den umgekehrten Fluchtweg, den in die Wissenschaftszukunft: Joachim Walther und Heinz Knobloch (Franz Fühmann, mit einem Nachdruck aus „Saiäns-Fiktschen“, geht diesen Weg nur dem Anscheine nach). Zwei der Autoren weichen zudem in andere Länder aus: Volker Braun nach Frankreich und Wolfgang Kröber in ein unbestimmtes Land jenseits der DDR.

Amüsant ist Helga Schuberts Text „Die Tagung“, einer der vielen Texte, die das Phänomen der wissenschaftlichen Tagung persiflieren (aus „Lauter Leben“, 1975). Rainer Kirsch trägt sein Porträt „Der Verhaltensforscher Professor Tembrock“ (1918–2011) bei (aus „Kopien nach Originalen“, 1978).

Drei Texte verhandeln heikle Probleme aktueller Wissenschaftsentwicklungen. In Irmtraud Morgners „Hexenvortrag“ „Über atheistische Religio“ geht es um den Siegeszug der Abstraktion, der zum Verlust bildlichen Vorstellungsvermögens führe (aus „Amanda. Ein Hexenroman“, 1983). Christa Wolf hält einen Vortrag „Krankheit und Liebesentzug. Fragen an die psychosomatische Medizin“, der auch in der Schriftfassung deutlich vor Augen führt, warum ihre öffentlichen Auftritte regelmäßig den Charakter eines Hochamtes annahmen.

Manfred Wolter bringt seine Rede „Nachdenken über das Verantwortbare“ zum Abdruck, gehalten bei einer der „Gaterslebener Begegnungen“ zwischen Naturwissenschaftlern und Schriftstellern. Er resümiert die Gentechnik-Debatte, die vor allem in „Sinn und Form“ stattgefunden hatte: „die Normalität einer ... Debatte über die ‚Wissenschaft vom Leben‘ wäre für mich dann erreicht, wenn niemand gefragt würde: ‚Sind Sie Biologe?‘ Wer für nukleare Abrüstung ist, wird auch nicht danach abgeklopft, ob er Kernphysiker sei.“

Die meisten Texte sind nicht belletristischer, sondern essayistischer Art, und die meisten spielen nicht in der DDR. Der Ausgangspunkt des Bandes allerdings war schon DDR-spezifisch: „Auch in der DDR gibt es wissenschaftspessimistische Strömungen“, so der Herausgeber im Nachwort, und während Physik und Kybernetik weitgehend aus dem Blickfeld der Literatur verschwunden seien, genossen bioökologische und genetische Fragen größtes Interesse.

Mit drei Texten kommt die spezifische Neugier, die uns im vorliegenden Buch antreibt – wie sind die DDR-Wissenschaftsverhältnisse *belletristisch* gestaltet worden? –, dann doch noch auf ihre Kosten. Franz Fühmann ist mit „Der Haufen“ vertreten, einer dystopischen Erzählung voller DDR-Bezüge (aus seinem Buch „Saiäns-Fiktschen“, s.o. „70er Jahre“). Helga Königsdorf beteiligt sich mit der Kurzgeschichte „Der unangemessene Aufstand des Zahlographen Karl-Egon Kuller“ (aus dem Band „Der Lauf der Dinge“, s.o. „70er Jahre“). Damit bleibt uns hier als belletristische Erstveröffentlichung noch Jens Sparschuhs Erzählung „Stein“. Dazu im folgenden.

Jens Sparschuh
Stein (1987)

in John Erpenbeck (Hg.): Windvogelviereck. Schriftsteller über Wissenschaften und Wissenschaftler, Buchverlag Der Morgen, Berlin [DDR] 1987, S. 293–306

Anselm Stein, „Diplom-Labyrinthiker“, hat die Jahre der Arbeit an seiner Dissertation darauf verwandt, die Nichtexistenz einer „sagenumwobenen zyklischen Schrift“, die als dubios gilt, nachzuweisen. Die Doktorarbeit ist eingereicht, da stößt er in einem Standardwerk auf eine Fußnote, die unzweifelhaft auf die Existenz der Schrift verweist. Noch nicht erholt von diesem Schock, muss er erst einmal in die Einführungsvorlesung seines Professors und Betreuers Blohmke. Dort sitzen Studierende der Sektionen Gartenbau, Wissenschaftskunde, Sozialistische Betriebswirtschaft, nur die aus der Sektion Kriminalistik sind entschuldigt (mit dieser Fächerzusammenstellung wird zugleich die Berliner Humboldt-Universität als Handlungsort erkennbar). Es handelt sich also um das Grundlagenstudium, das hier, bei Sparschuh, nicht Marxismus-Leninismus, sondern Labyrinthik heißt, aber immerhin „m.-l. Labyrinthik“.

Blohmke legt los: Man werde sich zunächst mit dem „Platz der m.-l. Labyrinthik im Gebäude der Wissenschaften“ befassen, anschließend nichtmarxistische Labyrinthkonzeptionen in Augenschein nehmen, sodann die „m.-l. Lehre vom Labyrinth-Triumph der Labyrinthik und schöpferische Weiterentwicklung aller fortschrittlichen Labyrinthtraditionen der Menschheitsgeschichte“ kennenlernen. Am Ende werden die Studierenden „in der jahrhundertewährenden Unendlichkeitstheorie vom Labyrinth lediglich die ideelle Widerspiegelung der objektiv noch nicht herangereiften revolutionären Situation erkennen“.

Anselm Stein ist an dieser Stelle nicht zum ersten Male skeptisch: „Es könne doch eine so einfache, plausible Auflösung aller Labyrinthprobleme, wie Blohmke und die Lehrbücher sie vorgaben („Das Labyrinth hat Gänge und Wände / Hat es einen Anfang, so hat es auch ein Ende!“), nicht jahrhundertlang übersehen worden sein“. Aber aktuell hat er ein anderes Problem. Die Verteidigung seiner Doktorarbeit steht an.

Er versucht zwar, mit Blohmke sein Problem zu besprechen, doch der ist nicht recht bei der Sache oder hat auch keine Lösung. Vor allem aber sorgt sich Blohmke darum, dass Steins jüngste Entdeckung sein Dissertationsgutachten etwas fatal macht. Immerhin hatte er darin Stein bescheinigt, „mit akribischer Quellensicherheit“ die Nichtexistenz der dubiosen Schrift nachgewiesen zu haben – und damit die Nichtexistenz eines schlagenden Einwands gegen den Kern der von Blohmke vertretenen Labyrinthik. Dieser Einwand steht nun wieder im Raum.

Dann also die Dissertationsprüfung. Stein hat sich für Vorwärtsverteidigung entschieden: „Er widerlegte Punkt für Punkt die in seiner Dissertation formulier-

ten Thesen“ und endete mit der Feststellung: „schon dieser eine Fall von Unlösbarkeit, wie es das Beispiel der Zyklisten gezeigt habe, genüge, die postulierte Universalität des Lösbarkeitsaxioms aufzuheben.“ Dieses vermeintlich universal geltende Axiom aber war der Kern der Labyrinthik. Blohmke ergreift das Wort:

Hervorhebenswert ... sei das Bemühen des Promovenden, differenziert die dialektischen Wirkungsbedingungen des Lösbarkeitsaxioms zu hinterfragen ...

Stein zuckte zusammen.

Blohmke ... begann nun ein Plädoyer für Steins Arbeit: Ja, beispiellos geradezu sei es, wie der Promovend es verstanden habe, scheinbar (dieses Wort wiederholte er:) scheinbar plausible Argumente *gegen* das Lösbarkeitsaxiom aufzuführen, die sich dann

jedoch im dialektisch verstandenen Kontext erübrigten [...]

Oder, ergänzte Blohmke, wie hieß es doch so treffend im Autorreferat ...: „... habe sich gezeigt, daß die Universalität des Lösbarkeitsaxioms aufgehoben sei“, wobei, fügte er mit abklingender Stimme hinzu, es selbstredend keines Kommentares bedürfe, daß „aufheben“ hier im dialektischen Sinne von „aufbewahren“, „höherheben“ zu verstehen sei ... (S.305)

Die Labyrinthik hat keinen Schaden genommen. Die Wissenschaft schon.

Wolfgang Kröber

Spielregeln des Zufalls. Eine Tag- und Nachtvision (1990)

Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1990, 265 S.

Die Handlung scheint in eine unbestimmte Zukunft verlegt. Aber der Autor hat hinreichend Fährten ausgelegt, die aus dieser imaginierten Zukunft in die Gegenwart der DDR führen: „Der Autor hat sich alles ausgedacht. Über Ähnlichkeiten mit lebenden Personen, wirklichen Orten und unserer Zeit zu spekulieren, lädt er jedermann ein. Er selbst tut es auch“, so die eingangs platzierte Fiktionalitätsformel. „Man scheint sich wieder für Grafen, Kaiser, Könige und Fürsten zu interessieren“, heißt es in Anspielung auf die Preußen-Renaissance in der späten DDR. „In dieser Stadt grenzt es an ein Wunder, ein Taxi zu bekommen, wenn man dringend eines benötigt“, lautet ein Hinweis auf den DDR-Alltag.

Science Fiction ist das Ganze nicht direkt, es hat auch Krimi-Elemente, solche des Spionageromans und der Groteske. Die verschiedenen Genres, die hier gekonnt verrührt sind, finden zusammen und stehen im Dienste eines dominierenden: der sarkastischen Satire. Deren Gegenstand ist zu wesentlichen Teilen das DDR-Wissenschaftssystem, denn Ott Heinrich Brunner, die Hauptfigur, ist ein eigenbrötlerischer Wissenschaftler, ein Forscher, der aus dem Rahmen fällt.

Zunächst jedoch ist der Rahmen von Brunners Existenz ein anderer: Er sitzt im Gefängnis. Dahin hatte ihn eine Operation gebracht, nach der der Patient verstorben war. Brunner war zwar von Hause aus Chirurg, aber nicht operationsbefugt, da er schon vor längerem seine Approbation zurückgegeben hatte. Er widmete sich seither mysteriösen Forschungen in seinem Wochenendhaus, nutzte

dafür auch ein Labor in seiner alten Klinik, und war auf ein erstaunliches Operationsverfahren gekommen. Worin dieses genau besteht, bleibt im Vagen: „Jedenfalls funktionierten Brunners Experimente. [...] Zertrenntes Rückenmark von Mäusen wuchs wieder zusammen, die Lähmungen verschwanden.“

Am Tag des vermeintlichen Operationsunglücks war das Krankenhaus überfüllt mit den Opfern eines großen Unfalls, sämtliche Ärzte überlastet, ein junger Patient lag triagiert auf dem Gang. Da unternahm Brunner die Operation, und zwar unter Anwendung seines bislang am Menschen unerprobten Verfahrens. So kam es zu Prozess und Urteil. Allerdings stellt sich alsbald zweierlei heraus: Der Patient war nicht an dem Eingriff, sondern einer nicht diagnostizierten Gehirnverletzung verstorben, und Brunners Verfahren löst auf geniale Weise ein seit langem bestehendes Problem. Er wird umgehend aus der Haft entlassen und rehabilitiert: „Ein Brunner gehört in kein Gefängnis. Er hat bewiesen, daß der Fortschritt der Apparatechnik jetzt wieder wissenschaftliche Einzelleistung erlaubt, persönliche Kreativität: effektiver als Hunderte von riesigen Instituten.“

Zugleich sind ausländische Wissenschaftsakademien, die geheimdienstähnlich arbeiten, Brunners Verfahren auf der Spur. Erst durch das Gerichtsverfahren war man dort darauf aufmerksam geworden. Inzwischen ist Brunners Methode Gegenstand intensiver Medienberichterstattung. Die Unterlagen dazu hatte Brunners Assistent nach dessen Haftantritt ins „Akademieinstitut für Überraschende Ereignisse“ gebracht. Der Akademiepräsident ist verärgert, dennoch von nichts zu wissen. Ausländische Nachrichtenagenturen und Akademiepräsidenten fragten bei ihm nach, setzten ihn damit aber erst in Kenntnis von dem erstaunlichen Verfahren.

Umgehend wird nun ein Akademieinstitut für Brunner gegründet, dieser zum Professor, Direktor und Akademiemitglied ernannt. Doch er ist, wie eingangs erwähnt, ein eigenbrötlerischer Mensch. Ihm geht das alles mächtig auf die Nerven. In der einzigen Pressemitteilung, die er herausgibt, teilt Brunner mit, dass er für Interviews und öffentliche Auftritte nicht zur Verfügung stehe. Den Präsidenten eines ganzen Reigens von Hochschulen schickt er ein Rundschreiben – „Sehr geehrte Damen und Herren der Harvard University, der Universität Uppsala, der Lomonossow-Universität, des MIT, der Universität Heidelberg, der Universität Oslo, der Universität Peking und der Ingenieurhochschule Köthen“ –, dankt für die verliehenen Ehrendoktorwürden, aber er habe leider keine Zeit für sich daraus ergebende Verpflichtungen.

Stattdessen macht er sich den Spaß, eine Ulk-Anzeige in die Zeitung zu setzen: „Achtung! Second-hand-shops aller Couleur! Passend zu Ihrem Angebotsprofil liefere ich ab sofort gebrauchte Ideen zum Weiterverkauf und für die Dekoration sowie verbrauchte Einfälle zur Wiederaufbereitung. O.H. Brunner.“ Der Akademiepräsident ist entsetzt und bestellt ihn ein. Brunner sagt, er habe schon bessere Angebote ausgeschlagen, und meint die Direktion des neu gegründeten Instituts

für Brunnerologie. Der Präsident lacht: „Sie sind ein Witzbold, lieber berühmter Kollege. Wie man es mir berichtet hat, genau ein solcher.“

Brunner meint es aber ernst. Als nächstes schreibt er dem Präsidenten, dessen Vermutung, er sei der Akademie-Feierstunde zu seinem Geburtstag aus gesundheitlichen Gründen ferngeblieben, entbehre jeder Grundlage. „Es verhält sich so, daß ich einfach keine Lust hatte. Für die Teilnehmer ist es gewiß auch netter gewesen, daß sie unter sich geblieben sind.“

Er setzt sich ab nach Anshagen, sein Heimatdorf. Eine Parallelhandlung hatte bereits von wundersamen Entwicklungen an diesem Ort berichtet. Wochenlang war es eingeschneit gewesen, und kein Katastrophenhilfsdienst konnte die Außengrenze des Dorfes durchbrechen. Man glaubte zunächst, sämtliche Einwohner seien den Ereignissen zum Opfer gefallen. Wie sich später herausstellen wird, hatte die Akademie dort eine geheime meteorologische Anlage betrieben, die aus dem Ruder gelaufen war. Infolgedessen war im Dorf schönster Sommer, während ringsherum der Schneesturm tobte.

Doch in dieser Zeit des Unkontrolliertseins hatte sich in dem Ort ein eigenartiges politisches Regiment herausgebildet. Zwei merkwürdige Komitees regieren, halb gemeinsam, halb konkurrierend – was an die administrative Doppelstruktur der DDR mit Staats- und Parteileitungen erinnert. Mit der Zentralregierung war ein Abkommen ausgehandelt worden: Es solle keine Untersuchungen zu den Ursachen der Anshagener Ereignisse geben – „damit die Idioten dort die Klappe halten“, wie der Akademiepräsident seinem „stellvertretenden Vizepräsidenten“ sagt. Dennoch wird in Anshagen vermutet, das Abkommen solle unterlaufen werden, als der weltberühmte Brunner auftaucht. Inzwischen haben sich aber auch die Agenten der ausländischen Akademien in Anshagen eingemietet.

Ruhe lässt sich so für Brunner nur schwerlich finden. Das „1. Gremium des Relativ Autonomen Gebiets Anshagen“ (EGRAGA) findet einen Weg, Brunner als vermeintlich klandestinen Rechercheur zu neutralisieren. Er wird mit Ämtern überhäuft: Mitglied des EGRAGA, Leitender RAGA-Arzt, RAGA-Veterinär, Cheftrainer des 1. RAGA-FC „Hervor“, Leiter der Historikerkommission. In letzterer Eigenschaft bekommt er sogleich das Manuskript eines „Kurzen Abriss der neueren Geschichte Anshagens“ auf den Tisch: Er soll „gute Übergänge mit wissenschaftlichem Anstrich“ formulieren. Das Ganze erscheint als Parabel auf eine von der Außenwelt abgeschlossene Gesellschaft, also naheliegenderweise die DDR.

Brunner, der Aussteiger und einst so lustvolle Nestbeschmutzer, verstrickt sich in ein Netz kleinkarierter Herrschaftsstrukturen. Irgendwann ist er so weit, selbst die Idee gutzuheißen, dass Anshagen eine U-Bahn bekommen soll. Dazu passt aber auch die eigene kleine Erkenntnistheorie, die er sich zurechtgelegt hat: „Vorher kann man die Wahrheit nicht wissen ... Hinterher wird sie passend gemacht. Und im Moment des realen Geschehens hat man andere Sorgen.“

Die Akademie ist besorgt, dass Brunners Ideen und seine chirurgischen Apparaturen von den ausländischen Akademien abgeschöpft werden. In den Rundfunknachrichten heißt es nun, „der neuerdings umstrittene Wissenschaftler Ott Heinrich Brunner habe offenbar mit einer geistigen Störung zu kämpfen. Die Akademie werde ein Spezialistenteam nach Anshagen entsenden.“

John Erpenbeck
Gruppentherapie. Roman (1989)

Mitteldeutscher Verlag Halle/Leipzig 1989, 224 S.

Eigentlich geht es um, der Titel verrät es, eine psychologische Gruppentherapie. Professor Schwarzenbach, Mitte 40, Biophysiker und Wissenschaftsreformer, hat einen Zusammenbruch zu verarbeiten. Die Dynamiken in der Therapiegruppe bilden den Handlungsstrang der erzählten Gegenwart. Doch interessiert diese Therapie in unserem Kontext nur insofern, als sie einen Anlass erzeugt: Auf Anregung der Therapeuten soll Rauschenbach aufschreiben, was vor seinem Zusammenbruch gestanden habe.

Das Ergebnis, so die literarische Imagination, liegt nun als Text im Text des Romans vor. Dabei ergeben sich zwei weitere Handlungsstränge. Von diesen wiederum interessiert hier einer nicht: die Entwicklung einer Partnerschaft zu dritt, mit Ex-Frau (fürs Intellektuelle) und Freundin (fürs Sexuelle), in der sich Schwarzenbach zunächst pudelwohl fühlt, die dann aber zum Desaster wird. Neben den privaten Verwicklungen gibt es berufliche. Die sind für unser Thema relevant.

Schwarzenbach hatte nach dem Physikstudium und einer biophysikalischen Promotion das Fach gewechselt. Er ging in die Philosophie, um eine Habilitationsarbeit zu schreiben, Thema: „Die Forschungsmotivation von Naturwissenschaftlern: philosophische und wissenschaftsorganisatorische Aspekte“. Das tat er am „Institut für Wissenschaftswissenschaft der Brandenburgischen Akademie“ (zu entschlüsseln als AdW-Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft):

Damals war der Plan alles, die Motivation nichts; man nahm an, wenn die Überführung von Forschungsergebnissen in die Produktion nur ordentlich geplant und organisiert wäre, so ergäben sich technische Spitzenleistungen schon von selbst. Ich befragte, meine Ergebnisse zu gewinnen, viele Naturwissenschaftler nach ihren Arbeitsantrieben und kam zu einem gänzlich anderen Resultat. Forscher, die in Akademieinstituten und

Hochschulen arbeiteten, berichteten überwiegend von schlechten Erfahrungen mit der Industrie, klagten, sie akzeptiere nur fabriktionsreife Ergebnisse, sei aber zu wirklichen Überführungsarbeiten kaum bereit; die Produktionspläne seien randvoll, da bliebe für Risiken kein Raum. Geld und Geräte der Industrie nähme man zwar gern, doch forsche man, und sei es unter Tarnthemen, lieber zweckfrei.

Wissenschaftler in der Industrie hingegen rügten ihre freier forschenden Kollegen, sie hätten für technische Notwendigkeiten kein Verständnis, deshalb blieben ihre Ergebnisse nutzlos, selbst aber kämen sie, vom Plan geprü-

gelt, nur selten zu grundlegenden Einsichten. So verlerne man allmählich, zweckfrei zu phantasieren, verwechsle Forschung und Entwicklung, glaube, Forschung durch Entwicklung ersetzen zu können. (S. 67f.)

Dann leitet Schwarzenbach, im Auftrag des Akademiepräsidenten, eine Abteilung zur strukturellen Reorganisation der Akademie. Es geht um die Lösung eines Problems, dass die DDR seit den 60er Jahren umtrieb und bereits wesentlich die III. Hochschulreform 1967ff. (die auch eine Akademieform war) motiviert hatte. Aber alle bisherigen „vorsichtigen Umformversuche“, so der Akademiepräsident zu Schwarzenbach, „hätten der Akademie wenig gebracht. Keine Nobelpreise, keine grundlegenden technischen Neuerungen.“

Es ging um zwei Fragen, wie sie auch heute viele Akteure umtreiben: Wie kommt man zu den großen (heute: disruptiven) Erfindungen, Entdeckungen und Entwicklungen? Und wie bloß kommt man dann noch von der Invention zur Innovation? Die III. Hochschulreform war am Ende keine Antwort auf diese Fragen gewesen. Sie erzeugte lediglich ein Wissenschaftssystem, das sämtliche Einrichtungen – Akademien wie Hochschulen – mit der Anforderung befrachtete, gleichermaßen Grundlagen- und Anwendungsforschung zu betreiben. Schwarzenbach will an den Effektivitätsdefiziten ansetzen und sieht dabei, dass Wissenschaft ohne Motivation nichts bringe. Weder Invention noch Innovation können angeordnet werden.

Der neu berufene Akademieformier geht forsch ans Werk (und man meint, hier ein Reformprogramm des Autors John Erpenbeck herauszuhören, gedruckt 1989, womit es eines der Konzepte wäre, mit denen die blockierte zweite Reihe der DDR-Funktionseleite dem zunehmend sedierte Land neues Leben einzuhauchen versuchte):

Ich hatte mir vorgestellt, drei, vier Forschungslabors in großen Industriebetrieben einzurichten, von Leuten unserer Akademie geführt und mit vertraglich geregelten Vollmachten ausgestattet, die eine vollständige Abhängigkeit vom Betrieb verhinderten und forschungsstrategische Wirksamkeit sicherten; diese Leiter sollten sich gegen das Ansinnen kleinlicher Verbesserungstüftelei zur Wehr setzen können, für wirkliche Innovationen aber sofort überbetriebliche Investiti-

onen fordern dürfen. Gleichzeitig hoffte ich, eine ähnliche Anzahl zweckfrei forschender Gruppen, Keimzellen der künftigen Albert-Einstein-Institute, gründen zu können; ihre Leiter sollten nur einem Rahmenbudget und dem eigenen wissenschaftlichen Gewissen verpflichtet sein, ansonsten aber tun und lassen dürfen, was sie für sinnvoll hielten – die Ergebnisse mochte ein Themenrat alle drei Jahre prüfen und werten. (S. 109f.)

Doch es gibt einen notorischen Bremser, Stoppat, Budgetdirektor der Akademie. Der hält ein derartiges Experiment für allzu risikoreich und überdies ökonomisch undurchführbar. „Er billige, nein, bewundere meine Vorschläge, wolle dasselbe wie ich, nur mahne er Vorsicht an, mir zum besten. Ein Betriebslabor, eine Grundlagengruppe, das sei anfangs genug. Aus zahllosen gescheiterten Versuchen,

wissenschaftliche Ergebnisse in die Produktion zu überführen, kenne er – im Gegensatz zu mir – Industriementalitäten recht gut.“

Schließlich werden zwei Gruppen gebildet. Der einen steht ein Favorit Stoppats, ein Mikrobiologe, vor. Dieser „entwickelte wie nebenbei Zukunftspläne, die mich ob ihrer Großartigkeit eigentlich hätten mißtrauisch machen müssen. Er versprach schon für nächste Zeit genetisch manipulierte Organismen, die Abfälle zu Futterstoffen wandeln. Weltpatente, Lizenzexporte seien sicher. Das Kombinat Futtermittelproduktion, worin sein Labor siedeln sollte, würde seine fundamentalen Beiträge bald schätzen lernen. Das alles trug er überzeugt vor, von einem idealisch wirkenden Optimismus beflügelt“. Nach geraumer Zeit wird er sich als genialer Blender herausstellen, und Schwarzenbach fragt sich dann, ob Stoppat wirklich an die Fähigkeiten seines Günstlings geglaubt oder ihn bloß ins Spiel gebracht habe, um seine, Schwarzenbachs, Reformbemühungen von Beginn an zu entwerten.

Für die neue Grundlagenforschungsgruppe kann Schwarzenbach einen eigenen Kandidaten durchsetzen. „Professor Klaus Stoff erwies sich als glücklich gewählt. Aber erst später, nicht nach dem ersten Jahr. Da wollte der Präsident, von Stoppat aufgestachelt, erste Erfolge gemeldet bekommen und erhielt nur ein formelsattes Manuskript mit dem, so schien es, niemand etwas anfangen konnte: ‚Optimale Kontrolle unvollständig bekannter Prozesse‘.“ Stoppat, wie immer gerissen, würdigt die Reform als gut gemeint. Doch leider habe sie sich als undurchführbar erwiesen. Sie würde wohl bald vom Präsidenten beendet werden. Als Stoff dies vernimmt, bittet er sofort den Akademiepräsidenten um ein Gespräch. Als ihm Versagen vorgeworfen wird, reagiert er scharf und stolz:

„Das kann nicht Ihr eigenes Urteil sein, Herr Präsident. Lassen Sie mich sagen, was wir erreicht haben. Wir fanden allgemeinste Gesetzmäßigkeiten des Zusammenhangs zwischen Informationsgewinnung und Optimalstrategien von Regelungsprozessen. Fanden Antworten auf die so einfach erscheinende, so schwer lösende Frage: Wie ist ein teilweise unbekanntes, komplexes, in angemessenen Zeiträumen nicht vollständig und exakt zu beobachtendes reales Objekt zu kontrollieren und zu beeinflussen? Niemals ist alles meßbar, aber nur was man messen, was man wissen kann, ist für ein optimales Han-

deln wesentlich. Information wird damit zur historischen, ihre Wertung zur subjektiven Kategorie. Daraus folgt vieles: praxiswirksame Mikroelektronikalgorithmen, Effektivitätssteigerungen in der Produktion, neuartige ökonomische Planungsstrategien durch Einbeziehen unvermeidlich vorhandener zufälliger Störungen, Neubestimmung des Verhältnisses von Selbst- und Fremdverwaltung, von Plan, Preis, Wert und Markt. Schließlich der Sieg des Gebrauchswerts über den Tauschwert der Information, eine historisch-materielle Revolution“. (S. 112f.)

Der Präsident lässt sich überzeugen. Es darf nicht nur weitergehen, sondern das Experiment wird auch ausgeweitet. Drei Viertel des Akademiepotenzials werden in das Großexperiment einbezogen, sieben Einstein-Institute und neun Industrieforschungslabore entstehen. „Doch der Erfolg brauchte Erfolge, um sich zu rechtfertigen; die blieben aus. [...] Das Ausbleiben großer wissenschaftlicher Resultate

und wichtiger technischer Neuerungen lag nicht zuerst an der Interessenlosigkeit von Betriebsdirektoren, am Mittelmaß von Forschern, an mäßigen Motivationen. Diese waren vielmehr Ergebnis grundlegender ökonomischer Unstimmigkeiten.“ Schwarzenbach aber braucht Erfolge, denn seine Gegner um Stoppat ruhen nicht:

„Wir haben keine Zeit. Wir brauchen keine Reform. Eine Revolution ist notwendig!“ antwortete ich, ruhig vor Wut. „Ein großes Wort. Woran dachten Sie da?“ [...] Immer noch bemühte ich mich, ruhig zu bleiben: „Vielleicht lesen Sie einmal die Beschlüsse des letzten Plenums? Schluß damit, das Wertgesetz un-

ter „Arrest“ zu halten, heißt es da; Schluß mit der Ökonomie des Mangels und der Innovationsfeindlichkeit; her mit Preisen, die den Werten entsprechen und der Planung nach diesen Preisen, nicht nach Gebrauchswerten.“ (S. 156f.)

Hier teleportiert Erpenbeck Aussagen aus Parteidokumenten der 60er Jahre in die endachtziger Jahre, also aus der Vor-Honecker-Zeit in die Honecker-Zeit, eine kleine Boshaftigkeit.

Doch die ganze Sache scheint eine heikle Voraussetzung zu haben. Von den Schwierigkeiten mitgenommen, hat Schwarzenbach aus dem Labor eines befreundeten Pharmakologen eine vermeintlich psychoaktive Substanz geklaut – BTD 11. Diese versetzt ihn in die Lage, alle Emotionen auszuschalten, computergleich zu denken und perfekt rational zu entscheiden. Er erarbeitet sich den Ruf, jedes Problem „wegzurationalisieren“, wird zum „computerklugen und gefühlskalten Monstrum“. Seinen Rang habe niemand mehr bestritten. Der Spottname „commodore“ bestätigte ihn. Er spielte zugleich auf die Fähigkeiten an, die Schwarzenbach durch das BTD 11 zugewachsen waren: „alle störenden Emotionen auszuschalten, alle, auch die geringsten Fakten im Gedächtnis zu speichern und frei über sie zu verfügen, alle Entscheidungen, einem Elektronengehirn gleich, optimal zu retten.“

In der Arbeit gelang bald, woran ich schon nicht mehr geglaubt hatte. Das war nicht allein, nicht einmal zuerst das Verdienst meiner Arbeitsgruppe. Der historische Wirtschaftsbeschuß, ein Jahr zuvor noch Idee, war zu materieller Gewalt geworden, riß, ein schwellender Strom, die beengenden Uferbefestigungen von Bürokratie und Stagnation mit sich fort, uferte bis in die Bezirke der Wissenschaften aus und tränkte den dünnen Boden, bis neue Ideen hervorwuchsen. Die Wirtschaft belebte sich; sie war zunächst zusammengesackt wie eine Marionette, der man die Führungsfäden zerschnitt, nun richtete sie sich langsam auf, begann selbständig zu laufen und lechzte nach kräf-

tiger wissenschaftlicher Kost. Was dort wuchs, wurde hier hungrig erwartet, bessere Bedingungen, unsere Reform zu vollenden, hätten wir uns nicht wünschen können. Unsere Industrieforschungslabors sind zu Zentren materieller, unsere Einstein-Institute zu Zentren geistiger Innovation geworden. Innerhalb des Jahres wurden zwei Erfindungen, der Wetterbildempfänger und eine neue Methode gentechnischer Futtermittelproduktion, zum wirtschaftlichen Welterfolg. Professor Klaus Stoff erhielt die Fields-Medaille, oft als Nobelpreis der Mathematiker bezeichnet, auch andere Forschungsergebnisse nahm man international achtungsvoll zur Kenntnis. (S. 196f.)

Hier zeichnet Erpenbeck ein Bild dessen, was hätte sein können. Indem er es zeichnet, muss dem zeitgenössischen Lesepublikum überdeutlich vor Augen ge-

standen sein, dass es so nicht ist, obgleich es so sein sollte. Das Buch liefert, in der Handlung gleichsam verkleidet, einen Policy-Entwurf, der seinerzeit womöglich Aufsehen erregt hätte, wäre die DDR nicht im Erscheinungsjahr implodiert.

Am Ende stellt sich heraus, dass die psychoaktiven Wirkungen des Mittels, das Schwarzenbach eingenommen hatte, experimentell nicht nachzuweisen sind. Alle vermeintlichen Effekte, so die gutachtliche Äußerung des Pharmakologen, „müssen autosuggestiver Natur gewesen sein“. Die Effektivierung des DDR-Sozialismus in seiner Spätphase, so könnte man deuten, erschien nur noch denkbar, wenn man sich autosuggestiver Techniken bedient.

Gerd Hornawsky

Wahnsinn. Satire über die alltägliche Diktatur (1996)

Helm-Verlag, Berlin 1996, 168 S. Neuauflage: AtheneMedia, Dinslaken 2012

Ende 1985: Berger wird umworben, von Professor Hinz, Direktor eines pharmazeutischen Instituts in Ost-Berlin (das zwar „Zentralinstitut der Zuckerindustrie“ heißt, abgekürzt Zizin, aber offenbar wissenschaftlich weitherzige Betreiber hat): „ich will die freie Stelle mit einem Wissenschaftler besetzen, der neue Gedanken in die Abteilung bringt“. Es ginge um nichts Geringeres als ein Mittel gegen Krebs, und zwar durch die Mobilisierung der heilenden Kraft des Ginkgobaumes. Berger ist Chemiker an einem Berliner Landwirtschaftsinstitut und dort ziemlich unzufrieden mit dem politischen Klima. Professor Hinz dagegen lockt mit den gänzlich anderen Zuständen an seinem Institut: „Bedenken Sie ... das Arbeitsklima, vor allem die politische Toleranz, die bei mir herrscht.“ Hinz war in eine Blockpartei abgetaucht, die CDU, um die SED-Mitgliedschaft zu umgehen. Er verspricht Berger auch sonst das Blaue vom Himmel.

Neue Laborausstattungen seien bestellt und gerade unterwegs. Das Krebsprojekt werde demnächst Staatsplanvorhaben, dann gebe es keinerlei Ressourcenprobleme mehr. Kongressreisen in alle Himmelsrichtungen „sind bei uns eine Selbstverständlichkeit“. Im Park um das Institut, einer ehemaligen Kleingartenanlage, liebten es die Mitarbeiter, sommers zu lustwandeln und den gemeinsamen wissenschaftlichen Disput zu pflegen. Er brauche Umbauten in seinem Labor? Kein Problem, das erledigten die Haushandwerker. Um schnell ins neue Forschungsfeld einzutauchen, werde Berger zu Beginn erst einmal für einige Wochen nach Dänemark geschickt. Jedenfalls könne er, Hinz, ihn als Spezialisten für Zelldiagnostik hervorragend gebrauchen.

Am 1. April 1986 beginnt Berger am Zizin. Neu ausgestattet ist das Labor nicht, umgebaut ist auch nichts. Angekündigte Besprechungen mit Hinz finden nicht statt. Der Reisepass für Dänemark ist nicht beantragt. Im Arbeitsvertrag steht

plötzlich eine geringere Gehaltsgruppe als zugesagt. Zugleich fällt Berger auf, dass sich beinahe alle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen unaufhörlich mit der Person ihres Chefs befassen:

kaum ein Gespräch, das nicht irgendwie auf Professor Hinz Bezug nahm. Hinz wurde ständig zitiert. Jedes Gespräch bekam einen Nachsatz, wie: Damit werden Sie unserem Direktor eine große Freude bereiten! oder Diese Meinung hat Professor Hinz von An-

fang an vertreten! oder Lassen Sie diese Worte möglichst nicht unseren Chef hören! Professor Hinz schien einen großen Raum im Leben seiner Mitarbeiter einzunehmen. (S. 35)

Als Berger sich am Agrarinstitut verabschiedet hatte, gab es eine kleine Irritation, die er zunächst nicht zu deuten wusste. Sein bisheriger Direktor wünschte ihm Glück bei Professor Hinz, und „dann lachte er, als er sagte: dem einzigen parteilosen Stalinisten der DDR“. Nun geben ihm einige der neuen Kollegen gelegentliche Hinweise. Einer rät, „im Hause vorsichtig mit Äußerungen zu sein, der Geheimdienst des Chefs arbeite ausgezeichnet“. In diesem Haus würde „sogar Resignation viel zu viel persönliches Engagement bedeuten“. Die pompös ausgerichtete Jahrestagung „sei schon seit Jahren Schwachsinn, absolut überflüssig“.

Fachlich läuft die Arbeit so, dass Institutsdirektor Hinz permanent auf internationalen Kongressen weilt, dort Stichworte aufschnappt, die in seiner Wahrnehmung innovative Ansätze versprechen, diese, zurückgekommen, zu Leitlinien der Arbeit erhebt und entsprechende Umprogrammierungen vornimmt, die Neuerung alsbald wieder vergisst, sie ihm dann aber mitunter – nicht immer – nach Monaten wieder einfällt, er die Ergebnisse sehen möchte und diese nicht zu seiner Zufriedenheit ausfallen. Dann ist er erneut in seiner Überzeugung bestärkt, dass alle Leute am Institut unfähig sind, „ich bin der einzige vernünftige Mensch in meiner Umgebung“.

Das läuft regelmäßig so wie bei Berbers erster Forschungsaufgabe: „Wir diffundieren“, so Professor Hinz, „markiertes Gingkoprotein F gegen verschiedene Zellen, Krebszellen und gesunde Zellen, und messen die Wanderungstrecken. [...] Eine Krebszelle reagiert anders als eine gesunde Zelle. Wir sortieren also die Krebszelle aus.“ Über die Ergebnisse wolle er spätestens im nächsten Monat auf der großen Zizin-Jahrestagung berichten. „Er beabsichtige, die Ergebnisse umgehend in die Produktion zu überführen und in Form eines diagnostischen Testbestecks zum Sofortnachweis von Krebserkrankungen auf den Markt zu bringen.“

Der auktoriale Erzähler: „Berger ging an die Arbeit. Er hatte nie gedacht, dass das Krebsproblem mit so einfachen Mitteln zu lösen war.“ Da die Laborausstattung vorsintflutlich ist, geht es schleppend voran. Dann endlich die Präsentation der Ergebnisse vor der Hinz'schen Arbeitsgruppe. Der Direktor hebt an:

Sie meinen, das Problem sei damit geklärt?
Zumindest die Aufgabe erfüllt, sagte Berger.
Das dauert aber doch wohl einen ganzen Tag, bis man mit ihrer Methode zu einem Ergebnis kommt?

Bei einer Immundiffusion muss man mit zwei Tagen mindestens rechnen, erklärte Berger. Eine Inkubation von achtundvierzig Stunden ist die Norm.

Zwei Tage? rief Hinz entsetzt. Das geht nicht. Da haben sie schlecht gearbeitet. In Zukunft müssen Sie direkt am Operationstisch Proben nehmen und sofort untersuchen. Das Ergebnis wird noch währen der Operation erwartet. Davon hängt die Therapie ab ... Haben Sie die Sache mal mit horizontaler Überwanderungselektrophorese probiert?
Nein, sagte Berger und überlegte, wie Professor Hinz ausgerechnet auf horizontale Überwanderungselektrophorese kam. [...]

Nicht, sagte Hinz. Aber Sie wissen, wie man

das macht?

Ja, natürlich, sagte Berger. Wenn wir eine Apparatur dafür im Hause haben, ist die Sache kein Problem.

Um die Apparatur hätten Sie sich aber schon längst kümmern können, wie lange sind Sie jetzt am Institut? [...]

Berger sagte schließlich: Meine Zwischenberichte sind doch immer akzeptiert worden.

Was wollen Sie damit sagen? Hinz war beleidigt. [...] Dieter, sagte Hinz dann, antworte du dem Herrn Berger. Ich erwarte von meinen Mitarbeitern, dass sie selbständig denken.

Die meisten sahen zu Boden.

Oder ist dem nicht so? fragte Hinz nach.

Allgemeines Nicken, einzelnes: Doch.

Was wird dann aus der Produktion der Testbestecke? fragte Berger.

Hinz übergang die Frage. Kaschek gab Berger ein Zeichen zu schweigen. (S. 54f.)

Draußen auf dem Korridor sagt Kaschek dann zu Berger, Hinz spinne. Die Überwanderungselektrophorese sei für ihren Fall absolut unbrauchbar. „Da hat er mal irgend etwas gehört. Der weiß doch gar nicht, was das ist. Sonst würde er nicht einen solchen Unsinn reden. Horizontal!“ Ein Kollege ist ratlos. Er verstehe nicht, was Hinz bei Operationen will. Es ginge doch um einen Test für die Diagnostik. „Wenn einer operiert wird, sollte man doch schon wissen, was ihm fehlt.“ Kaschek kann sich immer noch kaum beruhigen: Als ob man während der Operation mit der Chemotherapie beginne. Und wenn, dann warte kein Chirurg auch nur zwei Stunden auf das Ergebnis. Und was soll ich nun machen, fragt Berger. „Na, Überwanderungselektrophorese! sagte Kaschek. Der Alte hat es doch laut genug gesagt.“

Das Ende des Instituts bahnt sich nicht durch solche Kapriolen, sondern die allgemeinen Umstände an. Im Sommer 1988 kommt ein Referent von der sowjetischen Botschaft zu einer Veranstaltung der massenpolitischen Schulung. Er spricht zum Thema „Bedeutung der Perestroika für die Sowjetunion und die sozialistischen Bruderländer“:

Das Interesse war wie immer beiläufig. [...] Aber schon nach wenigen Minuten hatte er alle Aufmerksamkeit gewonnen. Er sagte, der Sozialismus habe höchstens noch ein Jahr Zeit ... Entweder hat die Perestroika dann gesiegt oder wir sind bankrott und landen in der Rumpelkammer der Geschichte. [...] Jemand fragte, was das denn in der Praxis

zu bedeuten habe? Der Referent antwortete: Dann ist es aus. [...] Dann ist der Sozialismus erledigt, dann ist er nur noch ein tragischer Irrtum der Vergangenheit. [...] Ende der UdSSR, Bürgerkrieg.

Einer meldete sich: Wir haben immer gehört, von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen. [...] Sie haben viele Lügen gehört.

Jemand fragte, wie es dazu kommen konnte [...] Wir haben siebzig Jahre gelogen, wir haben siebzig Jahre betrogen, und wir haben

siebzig Jahre jeden beseitigt, der sich dem in den Weg stellte. (S. 92–94)

Tags darauf kreisen die Institutsgespräche um die Veranstaltung. Dr. Kaschek, der stellvertretende Direktor, meint, der Referent habe zu viel Gorbatschow gelesen. Dr. Meier erklärt, die Lage sei sicherlich angespannt, aber ein Zusammenbruch widerspräche schließlich den Grundsätzen der marxistischen Theorie. Dr. Geifler sagt, der Zusammenbruch entbehre nicht einer gewissen Logik, sei aber absoluter Schwachsinn. Die Utopien seien schließlich von der Guillotine bis Workuta und Dachau nichts als Weihrauch für die Gläubigen gewesen. Kaschek protestiert an dieser Stelle energisch, weil Geifler die Utopien Himmlers und Berijas nicht deutlich genug voneinander abhebe.

Es folgt der Herbst 1989. Im Jahre 1990 befindet sich das Institut in Auflösung. Die Abwicklung steht am Horizont. Mitarbeiter werden entlassen, einige gründen Biotech-Firmen. Hinz tobt nach wie vor durch die ganze Welt. In Peru ergreift er die Gelegenheit eines Bades im Pazifik, seinem Leben ein Ende zu setzen.

Die linear durchgezählte Geschichte von sechs Jahren dürfte recht autobiografisch sein: Hornawsky (*1939) ist promovierter Diplomchemiker und war bis 1990 wissenschaftlich in Instituten des Veterinär- und Gesundheitswesens tätig. Satirisch, wie der Untertitel ankündigt, ist sie weniger durch entsprechende Stilmittel, sondern durch die lebensnah berichteten Verwicklungen.

Fiona Rintoul

The Leipzig Affair (2014)

Aurora Metro Books, Twickenham 2014, 295 S. (bis 2016 drei Auflagen)

Die schottische Autorin (*um 1966) war 1986 als Austauschstudentin in Leipzig und schöpft hier aus dieser Erfahrung, um von „der Sache in Leipzig“ zu erzählen. Ihre Hauptfigur, Magda Reinsch, ist eine DDR-Studentin, die an der Karl-Marx-Universität Englisch-Deutsch-Übersetzung studiert. Zuvor war sie aus ihrer bis dahin geradlinigen Bahn geworfen worden. Nach einem Sportunfall ist ihr Bruder bewegungsunfähig (und wird 15 Jahre später sterben). Ohne den Drill des Leistungssports wäre es dazu nicht gekommen, meinte Reinsch und verlor ihren Glauben an die kommunistische Sache.

Fortan wollte sie nur noch raus aus der DDR. Sie rebellierte gegen die Verhältnisse, brach ihr Studium ab, arbeitete bei Untergrundzeitschriften mit, machte subversive Fotos. Ihren Vater, ein hochrangiger Funktionär im Außenministerium, kostete das die Karriere. Aber er hatte noch Verbindungen. Die nutzte er, indem er seiner Tochter eine zweite Chance organisierte. So studiert sie nun wieder in Leipzig.

Doch die Frage, wie sie die DDR verlassen könnte, beherrscht sie weiter. Am einfachsten wäre es, wenn sie ins Programm „Studieren im nicht-sozialistischen Ausland“ aufgenommen würde und für ein Semester nach England dürfte. Um ihre Chance darauf zu vergrößern, unterhält sie eine Affäre mit dem als Widerling gezeichneten Uni-Funktionär Heinz Hencke. Als sie wieder einmal beieinander sind und Hencke sich ziemlich abrackert, hat Reinsch einen „schrecklichen Gedanken: Was, wenn er einen Herzinfarkt bekommt und stirbt, bevor er das Formular unterschreiben kann, das dir erlaubt, zur Universität von Leeds in England zu reisen und nie wieder zurückzukommen?“¹⁴

Er hat ihr versprochen, sich zu kümmern, dass sie in das Programm aufgenommen wird. Einmal im Jahr werden die Entscheidungen, wer fahren darf, an der Wandzeitung der Sektion im Uni-Hochhaus ausgehängt, gleich neben Henckes Büro. Niemand wartet auf die postalische Mitteilung, auch Studierende auswärtiger Hochschulen, die sich für ein Auslandssemester beworben haben, kommen an diesem Tag nach Leipzig. Für Magda ist die Szene beklemmend:

Du bist die beste Studentin des Jahrgangs. Das weiß jeder. Wenn die Plätze allein nach Leistung vergeben würden, bräuchtest du nicht hier zu sein; du wüsstest, dass dein Platz sicher ist. Du hast keine Verwandten im Westen. Abgesehen von deiner rebellischen Vergangenheit gibt es keine Hindernisse. Und du hast eine Geheimwaffe, um das auszugleichen. Du hast Hencke und sein Versprechen an dich. Du gehst auf die Tafel zu. Es ist sehr still auf dem Gang. Alle warten darauf, dass du einen Blick auf die Tafel wirfst. Alle warten auf

Magda Reinsch, die Tochter eines ehemaligen hohen Beamten des Außenministeriums, die rebellierte, was ihren Vater in Ungnade fallen ließ, und dann zur Partei zurückkehrte, um zu erfahren, ob sie einen Studienplatz in England erhalten hat.

Du überfliegst die Liste der Namen. Dein Name ist nicht dabei. Du schaust noch einmal nach. Eine Abwesenheit ist so viel schwieriger festzustellen als eine Anwesenheit. Er ist nicht da. [...] Du schließt die Augen und holst tief Luft. (S. 41)

Hencke will ihr an diesem Tag eigentlich nicht begegnen, doch sie ist auf Abrechnung aus: „Du hast mich angelogen. Du hast mir gesagt, du würdest es in Ordnung bringen, aber das hast du nicht. Ich meine, warum glaubst du, dass ich mit dir vögele, Heinz? Du hast doch wohl nicht gedacht, dass ich dich mag?“ Hencke:

Ich habe Dir nichts versprochen. Vielleicht dachtest du, unser besonderes Übereinkommen würde dir in irgendeiner Weise helfen ... Es ist durchaus verständlich, dass du das gedacht haben könntest. Aber wenn du dir die Sache genau überlegst, wirst du sicher erkennen, was für eine törichte Idee das war. Und nicht nur töricht, kleine Maus, sondern illegal. Gegen alle Ideale und Prinzipien unserer Re-

publik. Im Arbeiter- und Bauernstaat bekommt man einen Platz in einem wichtigen Studienprogramm nicht durch Freundschaften und Verbindungen. Man bekommt einen Platz durch harte Arbeit und Bewerbung. Erinnere Dich an die Worte des Genossen Ernst Thälmann: *Kein Erfolg ohne Mühe und Arbeit*. Ich empfehle dir, diese Worte zu studieren. (S. 48)

14 dies und alles weitere ohne literarische Ambitionen aus dem englischen Original übersetzt

Reinsch ohrfeigt Hencke. Der wechselt vom Du zum Sie:

Diese kleine Enttäuschung über England wird Ihnen bald wie eine Kleinigkeit vorkommen. Wenn Sie Ihren Studienplatz verlieren. Wenn Ihre alten Freunde in Berlin verhaftet werden. Oh ja, ich weiß alles über sie. Wenn Ihr spezieller Freund, Genosse Ma-

rek Dembowski, nach einer seiner Ausgeh-nächte von unserer Volkspolizei aufgegriffen wird. [...] Er schläft mit Männern, wissen Sie. Ziemlich ekelhaft, finden Sie nicht auch? Aber was kann man schon von einem Judenjungen erwarten.“ (S. 49)

Und Hencke ist auf die Situation vorbereitet. Er offeriert Reinsch eine Möglichkeit, vielleicht doch noch einen Nachrückerplatz organisieren zu können. Dazu bedürfe es nur eines gewissen Entgegenkommens. Er wechselt wieder vom Sie zum Du: „Du musst nur diese Erklärung mit eigener Hand abschreiben und unterschreiben.“ Sie liest das Papier: „VERPFLICHTUNG Ich, Magdalena Maria Reinsch, 2034 Leipzig, Tarostraße 14, verpflichte mich freiwillig, für das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) der DDR zu arbeiten. [...] Ich werde das MfS nach besten Kräften unterstützen und dem mir bekanntgegebenen MfS-Mitarbeiter ehrliche, objektive und gründliche Informationen über das bezeichnete Objekt, DEMBOWSKI, Marek, liefern.“

Magda Reinsch starrt auf das Blatt Papier. Es arbeitet in ihr. Es wäre ihr Ticket nach draußen. Vielleicht bekommt sie nie wieder eine solche Chance. Wenn sie Hencke in dieser Sache abweist, wird er ihr alle möglichen Probleme bereiten. Sie weiß nicht, wie weit seine Verbindungen reichen. Einen Moment lang ist sie versucht. Einen Freund verraten, um die Freiheit zu erlangen. Marek müsse es nie erfahren. Niemand müsse es wissen. Und bald würden sie sowieso weg sein, und dann wird nichts mehr davon eine Bedeutung haben. Am Ende legt sie den Stift weg. Mit einem „Verpiss dich“ zu Hencke schnappt sie ihre Tasche und rennt los.

In den nächsten Monaten lernt sie Robert McPherson kennen, einen Schotten, der in Leipzig zu Heinrich Heine arbeitet. Gemeinsam versuchen Reinsch und ihr Freund Dembowski, mit dessen Hilfe einen Weg aus der DDR heraus zu finden. Parallel aber verlieben sich McPherson und Magda Reinsch ineinander, bei Magda nun allerdings ohne instrumentelle Hintergedanken. Beide fahren gemeinsam nach Prag, womit Reinsch ein Tabu bricht: Die Studierenden dürfen keinen näheren Kontakt zu westlichen Ausländern unterhalten. Ein Spitzel in ihrer Seminargruppe, auf sie angesetzt, berichtet der Staatssicherheit davon, wie Reinsch später in ihrer Stasi-Akte lesen wird. Aus dem IM-Bericht:

„Am 15.05.1986 beabsichtigt sie, in die Stadt Prag in der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik zu reisen, um an einer touristischen Exkursion mit einer Person namens MCPHERSON, Robert James („Highlander“), einem britischen Forschungsstudenten, der derzeit in 2034 Leipzig, Straße des 18. Oktober, Nr. 8 wohnt, teilzunehmen. Dieser touristische Ausflug ist nicht als Hin-

weis auf eine romantische Absicht des Überwachungsobjekts zu verstehen. Ihr Ziel ist es vielmehr, den Eindruck einer romantischen Absicht zu erwecken, um die Aufmerksamkeit von anderen geplanten negativ-feindlichen Aktivitäten abzulenken, deren Endzweck die Erleichterung eines illegalen Überschreitens der Staatsgrenze ist.“ (S. 243f.)

Am Schluss des Berichts steht eine Spesenrechnung und in der Stasi-Akte ein Hinweis auf 225 Mark „Stipendium“, das die IM-Kommilitonin vom MfS monatlich bezieht.

Zeitgleich versucht Dembowski, über einen Grenztunnel im Harz nach Westdeutschland zu fliehen. Er wird erschossen, aber niemand seiner Freunde erfährt davon; sie vermuten ihn im Westen. Dann beginnt ein Kesseltreiben. Die Stasi durchsucht Reinschs Wohnung. Sie stiehlt McPhersons Pass, um ihm vorwerfen zu können, dass er diesen verkauft habe. Sie verhört McPherson, droht ihm wegen Passverkaufs mit sieben Jahren Haft. Er wird nach West-Berlin ausgewiesen und sofort von der Staatssicherheit an den Grenzübergang gebracht. Reinsch dagegen kommt in Untersuchungshaft. Es folgt ein Prozess wegen Fluchthilfe. Verurteilung. Mehrere – harte – Monate ist sie in einer Strafvollzugsanstalt. Dann hat ihr Vater im Hintergrund eine vorzeitige Haftentlassung erwirkt. Magda Reinsch übernimmt einen Job als Friedhofsgärtnerin und beginnt wieder zu fotografieren.

Helga Königsdorf

Ungelegener Befund (1990)

Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1990, 118 S. Niederländische Ausgabe 1990. Westdeutsche Ausgabe: Luchterhand-Literaturverlag, Frankfurt a.M. 1991. Neuauflage: Aufbau Digital, Berlin 2016

Biomathematiker ist Dieter Jhanz und Hochschuldozent. Sein Leben scheint wenig ereignisreich, doch in den Briefen, die er schreibt und empfängt, offenbaren sich allerlei Untiefen. Der Briefroman setzt im September 1986 abrupt ein und endet 24 Monate später ebenso abrupt.

Mit einem alten Freund, der als Archivar arbeitet, korrespondiert Jhanz über seinen Vater. Dieser hatte vierzig Jahre ein Kinderheim geleitet, das nun postum seinen Namen erhalten soll. Jhanz ist gebeten, die Festansprache zur Namensverleihung zu halten. Da fördert sein Archivar-Freund Schriftstücke zutage, die eine Beteiligung des Vaters an nationalsozialistischen Verbrechen nahelegen. Der Sohn, tief verstört, lässt die Namensverleihung stoppen. Einige Zeit später gibt es begründete Zweifel, ob die Zuordnung der Schriftstücke zu seinem Vater korrekt ist.

An seiner Hochschule hat Jhanz das Gefühl, allmählich zum Faktotum zu werden. „Unerträglich, welches Mittelmaß sich hier breitmacht. Mittelmaß ist wegen seiner Virulenz nicht so harmlos, wie man gemeinhin denkt“, schreibt er einem Kollegen. Das betreffe auch die Studierenden, die „immer dümmer“ werden: „Ich weiß natürlich, dass bei ihnen heimlich ein Katalog mit meinen Prüfungsfragen existiert. Warum soll ich mir aber das Leben schwer machen. Ich stelle genau diese Fragen. Bestenfalls schnattern sie die Antworten herunter und gehen mit

einem Triumph in den Mienen, als hätten sie mich reingelegt. Sie sind zu stupide, um die Demütigung zu bemerken.“

Dann ergibt sich die Möglichkeit, dass Jhanz an einer anderen Hochschule auf eine Professur berufen werden könnte. Dort geht es um Genom-Kartierung. Helmuth Paul, der Archivar, hat Einwände, die sich Jhanz nicht erschließen. „Es geht doch um das uralte Anliegen der Medizin, Krankheiten zu verhindern und zu heilen.“ Zugegeben, in manchen Ländern spielten genetische Untersuchungen bereits bei Tauglichkeitseinschätzungen eine Rolle. Er habe ja generell eine Abneigung gegen Beurteilungen. Aber wenn sie schon sein müssten, dann zöge er doch die objektiven – er meint: die naturwissenschaftlich begründeten – vor.

An seiner bisherigen Hochschule hat Jhanz einen Meisterschüler, Felix K., ein etwas unsteter Charakter, im Fachlichen weit überdurchschnittlich. Den muss er laufend aus irgendeiner Sache raushauen. So soll Felix K. kein Leistungsstipendium bekommen, da ein verabredeter Sonderstudienplan nicht zustande gekommen ist. Aber, beschwert sich Jhanz beim Direktor für Erziehung und Ausbildung, keiner der Kollegen sei bereit gewesen, etwas vom eigenen Stundenpensum zu erlassen. Jeder habe sein Fachgebiet für unverzichtbar erklärt. Folglich habe Felix K. andere Vorlesungen nur besuchen können, indem er auf zeitgleiche des Pflichtprogramms verzichtete. Und überhaupt: Die ganze Begabtenförderung bleibe fragwürdig, solange jeder, der irgendein Amt hat, mitreden könne, nur die Stimme des fachlich kompetenten Betreuers nichts gelte. Immerhin bekommt Felix K. dann doch das Leistungsstipendium, wenn auch nicht in der ursprünglich beantragten Höhe.

Im sorgfältig verborgenen Hintergrund läuft eine heimliche Beziehungsgeschichte, die Jhanz zu seinem Schüler pflegt. Er schreibt ihm Briefe, die er mit „nicht zum Absenden“ kennzeichnet und nicht absendet. Darin erfindet er sich eine Projektion, wonach der reale Felix dem adressierten „mein liebster“ Felix lediglich sein Gesicht leihe. In diesen briefartigen Notizen teilt er ihm das mit, was er in den abgesandten Briefen nicht schreiben kann. Es kommt auch zu einer tatsächlichen Annäherung zwischen Jhanz und Felix, doch bleibt diese unschuldig, zumal einsetzendes Gerede über eine zu große Nähe zwischen Lehrer und Schüler Zurückhaltung nahelegt.

Jhanz sublimiert seine emotionale Zuneigung in die fachliche Förderung. Um so tragischer ist es, dass er zum Schluss seinem Schüler nicht mehr helfen kann. Erst wird ihm an seiner Diplomhochschule ein Forschungsstudium verweigert. Die Sektionsleitung Biologie versagt ihm „wegen mangelnder menschlicher und politischer Reife“ die Befürwortung. Noch einmal versucht Jhanz zu intervenieren. „Seine fachliche Selbständigkeit kann ich nicht als einen negativen Zug betrachten.“ Die Kollegen dürften sich nur nicht von seinem ‚antiautoritären‘ Diskussionsstil, der sein eigentlicher ‚Fehler‘ sei, abschrecken lassen. Es hilft nichts.

Dann zerschlagen sich auch Jhanz' Bemühungen, Felix mit an die andere Hochschule zu nehmen, an die zu wechseln er plant. Bei dieser zweiten Ablehnung sollen Felix K.s Beziehungen zu jungen Leuten, „die aus nicht näher genanntem Grund mißliebig sind“, den Ausschlag gegeben haben. Der Leser kann aufgrund anderer im Buch verstreuter Informationen nur vermuten, dass es sich um oppositionelle Jugendliche handelt. Felix aber stellt sich währenddessen so, als ginge ihn das alles nichts an. „Es ist“, schreibt Jhanz an Paul, den Archivar, „ein Glorienschein um ihn, als würde er jeden Moment zu den letzten Welträtseln vorstoßen.“ Soweit die Handlung.

Die DDR hatte in den 70er Jahren die Begabungsförderung entdeckt, was sich nicht umstandslos von selbst verstand. Denn aus der gesellschaftspolitischen Programmatik folgte zunächst, dass im Studium gleiche Entfaltungsmöglichkeiten für alle bestehen müssten. Der dennoch hohe Stellenwert der Begabungsförderung wird erklärlich, wenn man sich zweierlei vergegenwärtigt: Die DDR stand unter massivem Druck, ihre wirtschaftliche Leistungsfähigkeit zu erhöhen, und es erschien klar, dass allein mit Durchschnittsbegabungen der Westen wirtschaftlich kaum zu überholen sein werde.

Doch wie so häufig in der DDR: Das als richtig Erkannte kollidierte mit einer Norm, die an anderer Stelle – meist im politischen Bereich – als unaufgebbare galt. Einem solchen Normenkonflikt fiel dann typischerweise nicht die Norm zum Opfer, sondern das als richtig Erkannte. Darin bestand im Kern das Problem von Felix K.: Es war keine herrschende Überzeugung, dass Folgsamkeit und überdurchschnittliche Begabung nicht zwingend zusammenfallen, sondern im Gegenteil die Unbotmäßigkeit eine Entfaltungsbedingung für das Talent sein kann. Felix K. verabschiedet sich am Ende von Jhanz mit einem kryptischen Brief, aus dem nur eines klar zu werden scheint: Hier hat sich der Sozialismus einmal wieder erfolgreich eines Talents entledigt.

Wolfgang de Bruyn

Sigrid (1988)

in Wolfgang de Bruyn: Varianten eines Lebens. Erzählungen über fünf Frauen, Aufbau-Verlag, Berlin [DDR] 1988, S. 85–118

„Dank vorbildlicher gesellschaftlicher Arbeit blieb sie von der Volksbildung verschont.“ Stattdessen durfte Sigrid an ein Ost-Berliner Sprachinstitut, an dem vor allem Sprachaus- und Weiterbildung, aber auch ein wenig Forschung stattfindet. Sie ist leistungsbereit und leistungsfähig. So wurde sie bereits nach einem Jahr zu einem Sommerkurs nach London geschickt – eine unglaubliche Begebenheit, die sich ihre klatschversessenen Kolleginnen und Kollegen nur durch einen vermeintlichen Seitensprung mit dem Wissenschaftssekretär zu erklären vermochten.

Später absolvierte sie ein halbes Jahr Parteischule. Dann, fast zehn Jahre nach ihrem Institutseintritt, sie war inzwischen 33, wurde sie stellvertretende Institutsdirektorin. Auch das gab wieder Gerüchten Nahrung.

Sie sitzt noch an ihrer sprachdidaktischen Doktorarbeit („Untersuchungen zur Erhöhung des Sprechanteils der Studenten unter den Bedingungen kommunikativ-situativer Intensivmethoden“), als der Direktor krankheitsbedingt für vier Wochen ausfällt. Sigrid muss die Institutsleitung wahrnehmen. Sie möchte die Gelegenheit nutzen, einiges anders zu machen, aber das ist nicht von Dauer. So wird ihr Vorschlag, in der Leitungssitzung die räumliche Trennung des Präsidiums aufzuheben und sich im Kreis an einen Tisch zu setzen, als falsche Zurückhaltung ausgelegt und mit ein paar Worten abgetan. Doch sie hat das Gefühl, ihr Erfolg sei nur auf einen unbestimmten Termin verschoben.

Der Direktor, Professor Holdt, kommt wieder zurück. In der ersten Leitungssitzung werden unter anderem Zeitnormative für die wissenschaftliche Arbeit diskutiert. Zu knapp bemessen sind die bestehenden Normen, Vorarbeiten wie Materialsichtung oder Bibliotheksbesuche nicht einkalkuliert. Sigrid hat die Sache vorbereitet, lässt sie aber von einer Kollegin vorschlagen. So kann sie in einem passenden Augenblick Unterstützung von der Leitungsebene her formulieren und Holdt ihr dann schlecht in den Rücken fallen.

Abschließend meint der Wissenschaftssekretär des Direktors, noch ein paar Ermahnungen anbringen zu müssen. Dazu hat er eine Liste mit Soll- und Istwerten der Hospitationen jeder Lehrkraft vor sich. Formalistisch nimmt er die halbe Auswertung des sozialistischen Wettbewerbs vorweg. Aber Sigrid mischt sich nicht ein, da sie weiß, wie es ausgehen wird: „Die Protokolle wurden gegenseitig blanko unterschrieben und irgendwann ausgefüllt.“ Überhaupt, der Wissenschaftssekretär, denkt sie sich: Hinter der anspruchsvollen Bezeichnung verbirgt sich ausschließlich Organisatorisches. „Die selbstinitiierte Sackgasse der eigenen Karriere ... Die Beförderung zum Oberlehrer war das Trostpflaster für wissenschaftlichen Mißerfolg. Die Urkunde sah er als Freibrief an, nun andere nötigen zu dürfen.“

Zu Holdt, dem Direktor, hat Sigrid ein freundlich-sachliches Verhältnis. Nach seiner Rückkehr gab es ein paar Dankesworte an ihre Adresse für die gute geleistete Arbeit in der Zwischenzeit. „Natürlich, mehr als gut konnte es nicht gewesen sein. Sie war nicht gekränkt darüber, eher belustigt.“ Etwas zwiespältig sieht sie seinen Aktivismus (und fragt sich, woher er die Energie nimmt, ihn durchzuhalten):

immer neue Unterrichtsmethoden aus den unterschiedlichsten internationalen Schulen und Strömungen zusammenzubasteln – und jede im Abstand von drei bis vier Jahren mit der gleichen Vehemenz zu verteidigen. Ob psychoaktiv-integrativ, suggesto-kyberne-

tisch oder kommunikativ-situativ, die Kunst bestand im schnellen Wechsel. Als selbsternanntes Leitzentrum hatte man ... auf jeder Konferenz mit einer Überraschung aufzuwarten. Die diesjährige trug das Zauberwort „Video“. (S. 99)

Aber Holdt hat ihr Gelegenheit gegeben, sich über die Jahre hin zu entwickeln, Unsicherheiten abzulegen, organisatorische Abläufe geschickt zu nutzen. Ihr gelingt jetzt auch, wenn nötig, mal ein „kleiner Zug ins unterschwellig Autoritäre, das war ein Zugeständnis ihrerseits“. Demnächst hat sie ihren Dokortitel. Sie wird ihren Weg machen.

Hartmut Mechtel

Mission T (1990)

in Olaf R. Spittel (Hg.): Geschichten vom Trödelmond. Eine Science-Fiction-Anthologie, Verlag Das Neue Berlin, Berlin [DDR] 1990, S. 87–109

Eine intergalaktische Forschungsexpedition fliegt zum Trödelmond, um die dort herrschende Staatsform zu erkunden. Denn genau darüber „schwiegen sich die mittleren technischen Kader, Standardpersonnage der Raumfahrt, natürlich aus“, „technikerfahrene, aber gesellschaftlich unterqualifizierte Fernpiloten“. „Mission T“ ist der Codename für das Unternehmen, das nun endlich Klarheit schaffen soll. Um den Text als DDR-Satire zu lesen, muss man nicht allzu intensiv um die Ecke denken.

Der Trödelmond ist drei Lichtjahre entfernt. Mit der Besatzung der Raumfähre ironisiert der Autor die Zusammensetzung einer realsozialistischen Parteizelle: „einer konnte denken, der zweite handeln, der dritte, Varga, konnte beides nicht.“ Varga ist der Kommandant. Ihm assistiert der praktisch begabte Astronaut Wigor Alrot, jenseits von „Grund- und Fahrschule (Moped)“ ohne Ausbildung, wenn man vom „monatlichen Lehrjahr der Raumfahrergewerkschaft absah, das er leitete“ (in den FDGB-Betriebsorganisationen fand regelmäßig die „Schule der sozialistischen Arbeit“ statt). Uns aber interessiert hier derjenige aus der Besatzung, der denken konnte.

Das ist Robert Weh. Er „war der bedeutendste und einzige Philosoph der Raumflotte“ – also bedeutendster, weil einziger. Die Raumflotte nimmt in ihrem (vermeintlich) fiktiven Heimatland eine Art Führungsrolle ein und hält sich folglich auch einen Philosophen im Bestand. Einer genügt, da dessen zu erwartenden Erkenntnisse ohnehin standardisiert sind. Der auktoriale Erzähler attestiert ihm zwar zumindest Eigenständigkeit, allerdings eine tragische: Weh denke „vor allem über Fragen nach, die bereits vor zwei bis vier Jahrhunderten erschöpfend beantwortet wurden, und obwohl er die Antworten auswendig kannte, gelangte er eigenständig zu Ergebnissen, die um Jahrhunderte älter als die Fragen waren. Dafür wurde er hoch geschätzt.“

Bereits die Namensgebung ist wohl sprechend gemeint: Robert bedeutet soviel wie „von glänzendem Ruhm“ (von althochdeutsch hruod + berah, vgl. Kohlheim/Kohlheim 2013: 324), und „Weh“ steht wohl für Schmerz. „Robert Weh“ also:

ruhmvoller Schmerz. So wird, frei von Schmeicheleien, diese vermeintliche Science-fiction-Figur eingeführt, um dann anhand ihrer eine kleine Allegorie auf die DDR-Philosophie zu schreiben. Dazu schickt der Erzähler Robert Weh ins Marktgetümmel der „Kommerzdemokratie“ des Trödelmonds (das heißt, formulieren wir es entlang der Handlung, Kommandant Varga schickt ihn auf Erkundungsmission, ebenso wie Alrot).

Weh schlendert abgeklärt zwischen den Verkaufsständen umher. Aufmerksam wird er erst, als der Ruf „Weltanschauungen“ an sein Ohr dringt. Er kommt von einer Figur, die als unbeschreibliche „Kreuzung aus Känguruh, Kartoffelsack, Drachen, Krake, Amöbe und Fahrrad“ beschrieben wird. Auf nicht näher ausgeführte Weise wird sie aber während des nun folgenden Gesprächs „beschreiblich“. Dieser Beschreibliche wendet sich direkt an Robert Weh, als er dessen Aufhorchen bemerkt:

„Sie haben viele Fragen [...]. Diese Fragen haben sich so ineinander verhakt, daß Sie sie nicht zu stellen wissen. Ich will Ihnen helfen. Die erste, die sozusagen zentrale, welche man auffrischen, auftischen, von vorn aufzäumen sollte, ist: Kann man Weltanschauungen kaufen?“

„Ich weiß nicht“, Weh räusperte sich voller Erregung, „wo...“

„Woher ich weiß, was Sie fragen wollen. Wenn ich mit Weltanschauungen handle, muß ich in der Lage sein, diejenige meines Gegenübers und damit seinen real existierenden Bedarf an Weltanschauung zu erkennen. Die Ihre zum Beispiel ist wissenschaftlich begründet.“

„Die meine ist wissenschaftlich begründet ...“

„Das sagte ich bereits.“

„Sie haben“, beharrte Weh, „mich nicht ausreden lassen. Was ich sagen wollte, ist: ...“

„... und deshalb ist Ihr Bedarf an Weltanschauung gedeckt“, vollendete der Beschreibliche Wehs Gedanken. „Gestatten Sie mir, Ihnen meinerseits – zu bildend-rhetorischem Zwecke – eine Frage zu stellen.“

Weh überlegte, ob er für ein Interview der Zustimmung seines Vorgesetzten bedurfte. Selbst wenn – der war unerreichbar ... Nach zehn Minuten Bedenkzeit sagte er konziliant und spontan: „Ich bitte darum.“

„Wissen Sie alles?“ stellte der geduldige Be-

schreibliche seine Frage.

„Niemand weiß alles“, erwiderte Weh nachdenklich.

„Woher wissen Sie dann, daß Ihre Weltanschauung nicht ergänzungsbedürftig ist?“

„Gestatten Sie eine Gegenfrage?“

„Oh, bitte, tun Sie Ihrer Neugier keine Gewalt an. Ein bestimmtes Maß an Neugier ist immer zu begrüßen, allzuviel dagegen stört.“

„Wissen Sie alles?“

„Niemand weiß alles“, zitierte der Beschreibliche. „Weil ich jedoch über ein breites Spektrum an Weltanschauung verfüge, weiß ich mehr als Sie, der Sie sich mit einer einzigen und zudem ... wissenschaftlichen und damit trockenen Weltanschauung begnügen müssen.“

„Sie werden verstehen, daß ich Ihre Worte als Angriff deute und unseren Dialog damit als beendet betrachten muß“, sagte Weh, blieb aber sitzen.

„Die Frage, welche jetzt aufzuwerfen auf Ihrer Tagesordnung steht“, sagte der Beschreibliche in das lange Schweigen, „könnte man mit folgenden Worten charakterisieren: Gibt es Weltanschauungen, welche die Ihre flankieren oder bereichern könnten? Die Antwort werden Sie sich am Ende unseres Verkaufsgesprächs selber geben können.“ (S. 92f.)

Der Beschreibliche lächelt freundlich. Wenn er recht unterrichtet sei, dann unterscheide man bei seinem Gesprächspartner die philosophischen Denksysteme nach der jeweiligen Antwort auf die Grundfrage der Philosophie:

„Krieg oder Frieden.“ Weh nickte bestätigend.

„Oh!“ Einen Augenblick lang wurde der Weltanschauungsverkäufer vor Überraschung unbeschreiblich. Schnell faßte er sich. „Da bringen Sie etwas durcheinander, deucht mir. Krieg oder Frieden ist die Grundfrage der Zeit, nicht die der Philosophie. Sie als Philosoph werden sich doch nicht mit so peripheren Themen befassen wollen?“

„Natürlich nicht.“ Weh errötete. „Ich habe

drei Lichtjahre verschlafen, wissen Sie, und bin noch nicht ganz auf der Höhe meiner Zeit.“

„Dann lassen Sie uns gemeinsam den Gipfel erklimmen, den jener Frage, die Sie Grundfrage nennen, wofür Sie sicher einen Grund haben. Was besitzt, wie Sie sagen würden, das Primat, das Sein oder das Denken, die Materie oder das Bewußtsein?“

„Ach *die* Frage!“ Weh schlug sich an die Stirn. (S. 94)

Jetzt hat der Weltanschauungshändler den marxistisch-leninistischen Philosophen Robert Weh soweit, ihm mit einer zwar dialektischen, aber dennoch ungewohnten Beweisführung näher zu treten:

„Sie lassen nur zweierlei prinzipielle Denkmöglichkeiten zu, die eine, die das Primat der Materie behauptet, die andere, die das Primat des Bewußtseins behauptet, präziser gesagt, wenn Sie die Macht dazu besitzen, lassen Sie nur die erstgenannte Ansicht zu. Was aber, wenn es eine dritte Antwort gibt, gar eine vierte oder fünfte? Was zum Beispiel, wenn das Bewußtsein gleichzeitig mit der Materie entstanden ist? Gibt Ihnen die überaus komplizierte und zugleich schematische Anordnung der Elementarteilchen nicht zu bedenken, daß, wo es ein System gibt, der Systemator nicht fern sein kann? Was, wenn es kein Primat gibt, sondern ein Miteinander? [...] Ich greife zum erstbesten Beispiel, das Ihnen, der Sie, wie ich Ihnen ansehe, keine spezielle wissenschaftliche, sondern eine eher allgemeinphilosophi-

sche Ausbildung genossen haben, gerade noch faßlich sein dürfte. Wenn ein Elektron gleichzeitig Welle und Teilchen sein kann, dann ist es offenbar nichts von beiden oder aber beides nebeneinander, auf eine Weise, die sich Ihrer Logik verschließt und nur per definitionem veranschaulicht werden kann. Wenn aber dieses Teilchen dualistisch ist, weshalb dann nicht die Weltanschauung? Vielleicht sind Materie und Bewußtsein Erscheinungen, die Ihnen ebenfalls nur per definitionem faßlich sind? [...] Ist ein Materialist, der an Antimaterie glaubt, ein Antimaterialist, in Ihrem Grundfragenbeantwortungsschema also ein Idealist? Und ein Idealist, der die Existenz von Antimaterie bestreitet – ist dies ein Verbündeter im Kampf um die Durchsetzung des Sieges des wissenschaftlichen Weltbildes?“ (S. 94f.)

Weh erbleicht. Er kann die Argumentation des Weltanschauungshändlers nicht widerlegen, was seine eigene Weltanschauung nachhaltig erschüttert. Ihm eine neue zu verkaufen, gelingt dem Händler zwar auch nicht. Doch immerhin hat er ein breitgefächertes Sortiment, darin offenbar keine favorisierte, sondern ein plurales Angebot an philosophischen Lehren. Die Pluralität war hier die eigentliche Botschaft, die der Text in das Leseland mit der „einheitlichen wissenschaftlichen Weltanschauung des Marxismus-Leninismus“ sendete.

Wigor Alrot hat parallel zu Weh einen Erkundungsgang auf dem Trödelmond unternommen. Auch ihm ist kein richtiger Erfolg beschieden. Doch folgt aus seinem

Ausflug noch ein Konflikt mit den Einheimischen, deren Gebräuche offenbar verletzt wurden. Da setzt sich bei Kommandant Varga die praktische Vernunft durch: Plötzlich weiß er, dass er sie alle „an ihren angestammten Platz bringen mußte. Dort allein war ihr Zuhause. Was hatten sie in der Fremde zu suchen? Nein, sie waren Ausgeburten eines winzigen irdischen Ländchens, und da sollten sie auch leben, fern dem galaktischen Trödel. Varga gab Gas.“ Die DDR sollte sich nicht überheben mit ihren Neigungen, Weltanschauung in alle Welt zu exportieren – so ließe sich das Ende dieser kleinen Erzählung deuten.

Gerhard Johann

Das letzte Stück. Eine kaum vorstellbare Kriminalerzählung (1988)

Verlag Das Neue Berlin, Berlin [DDR] 1988, 62 S.

Der Autor war bis Anfang der 80er Jahre Chefredakteur der Zeitung „Die Kirche“, die von der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg für deren DDR-Gebiete publiziert wurde. Nebenher schrieb er christliche Erzählungen und Krimis. Aktiv in der Gossner-Mission, hatte er dabei offenkundig ein Faible für einfache Menschen und deren Milieus. Dazu passt, dass er auch die dort bevorzugten Lektüreformate bediente, hier die Groschenheft-Serie „Blaulicht“, deren Ausgaben an DDR-Zeitungskiosken zum Preis von 45 Pfennig verkauft wurden.

Die Hauptfigur ist der Chemiker Dr. Vielreuther. Dem Genre und der Handlung gemäß ist die Informationsausbeute zum Wissenschaftsbetrieb gering. Was erfährt man dennoch? Wissenschaftler konnten im privaten Paschas sein, die ihre Ehefrauen als eine Art Hausangestellte sahen, welche den Hintergrund der Karriereentfaltung organisierten. Vielreuther und seine Frau waren sich infolge ihrer jahrelang wenig gepflegten Beziehung fremd geworden:

Sie denkt an viele qualvolle Abende, an denen sie auf ihn gewartet hat. Mitunter hat sie irgendwann allein und mißmutig ihr Abendessen hinuntergewürgt, oft hat sie gar nichts gegessen. Mitunter hatte sie schon geschlafen, wenn er nach Hause kam, oft war sie noch wach. Seine Verspätung erklärte er nicht, er war ihr keine Rechenschaft schuldig, ihr doch nicht! Stillschweigend setzte er sich an den Tisch, und stillschweigend bediente sie ihn, falls sie noch nicht zu Bett gegangen war. Seine einzigen Äußerungen waren Korrekturen ihres Tuns. Einmal wollte er das Bier nicht, das sie ihm hinstellte, sondern Milch. Ein anderes Mal verweigerte er die

Milch und verlangte Tee. Einmal erklärte er, daß Knäckebrot zu dieser späten Stunde bekömmlicher sei, ein anderes Mal bevorzugte er Schwarzbrot. Einmal erwartete er, daß sie bei ihm am Tisch sitzen und zuhören sollte, wenn er sich den Ärger des Tages von der Leber reden wollte. Ein anderes Mal schickte er sie ins Bett, weil er einmal eine Stunde am Tage allein sein wollte. Einmal fragte er jovial nach ihren Tagesereignissen und ermunterte sie zu reden, ein anderes Mal schnitt er ihr sogleich das Wort ab, wenn sie von ihren Erlebnissen berichtete. [...] Er war ein leiser Tyrann, er schrie nicht, sondern er quengelte ... (S. 15f.)

Mit seiner Sekretärin verbrachte Vielreuther gemeinsame Arbeitswochenenden in seinem Bungalow. Dort könne er besser arbeiten, sagte er zu seiner Frau. In privater Hinsicht waren diese Wochenenden wohl unschuldig geblieben. Doch die Vertrautheit von Vielreuther mit seiner Sekretärin erzeugte bei der Ehefrau Missbehagen. Das steigerte sich bis zu der Idee, ihrem Mann ein russisches Roulett aufzunötigen, bei dem einer von ihnen sterben müsste. Am Ende ist, von beiden unbeabsichtigt, die Sekretärin tot. Die Aufklärung dieses Todes bildet die Handlung dieser Geschichte.

Christa Wolf

Störfall. Nachrichten eines Tages (1987)

Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1987, 117 S. (bis 1990 2 Auflagen). Westdeutsche Ausgabe: Luchterhand, Darmstadt 1987 (bis 1988 sieben Auflagen). Buchclub-Ausgaben: Deutscher Bücherbund, Stuttgart/München 1987, Büchergilde Gutenberg, Frankfurt a.M. 1987, und Bertelsmann-Club, Gütersloh 1988. Neuauflagen nach 1989: Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 1994, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2009, Projekte-Verlag, Halle (Saale) 2010, und in Werkausgabe: Luchterhand, Darmstadt 2001. Übersetzungen ins Niederländische, Schwedische, Italienische, Dänische, Finnische, Ungarische, Spanische, zweimal ins Französische (1989 und 1996), zweimal ins Englische (1989 und 2001), Litauische, Tschechische, Portugiesische, Türkische und Japanische

„Am Sonnabend voriger Woche, um ein Uhr fünfundzwanzig Ortszeit, gab es einen Brand im Maschinenhaus des vierten Reaktorblocs. Um ihn auszulösen, mußten mehrere unglückliche Umstände unvorhersehbarer Art zusammentreffen. Was nach Aussage

der Physiker höchstens einmal in 10 000 Jahren hätte geschehen können, ist jetzt geschehen. Zehntausend Jahre sind eingeschmolzen auf diesen Tag. Das Gesetz der Wahrscheinlichkeit hat uns zu verstehen gegeben, daß es ernst genommen werden will.“ (S. 48)

Das Wort Tschernobyl fällt nicht ein einziges Mal in diesem Buch. Das ist auch nicht nötig, es versteht sich von selbst, worum es geht. Geschrieben von Juni bis September 1986, ist die Reaktorkatastrophe in der Ukraine Anlass eines Gedankenstroms, der ein altes Thema Christa Wolfs umkreist: die Risiken der wissenschaftlich-technischen Entwicklungen.

Zeitgleich liegt der Bruder der Ich-Erzählerin in einer Klinik auf dem Operationstisch von Hirnchirurgen, Ausgang ungewiss. Ohne die wissenschaftlichen Möglichkeiten der Operateure gäbe es keine Hoffnung, doch auch diesen Möglichkeiten muss sich die Schwester bedingungslos ergeben. Doppelte Ohnmacht bestimmt so die Stimmung des Tages. Kein Einfluss, nirgends. Die Erzählerin kann nichts weiter tun, als die beiden Operationen abzuwarten, die hinter der brüderlichen Schädeldecke und die zur Beherrschung des geschmolzenen Bruderland-Reaktors:

Wer legt, habe ich denke müssen, die Gefahrenzone ausgerechnet in den Umkreis von dreißig Kilometern? Warum dreißig? [...] Warum nicht neundundzwanzig? Oder einunddreißig? Wäre das ein Eingeständnis, daß

unsere Rechnung nicht aufgeht? Daß sich Natur und Unnatur nach unserem Dezimalsystem nicht richten? [...] Wer, Bruder, legt die Gefahrengrenzen fest, in denen wir leben sollen? (S. 66)

Jede relativ neue Technologie fordere zunächst auch Opfer, „hören wir nun“. In den DDR-Medien war das nicht zu hören. Die Erzählerin informiert sich den Tag über mit Selbstverständlichkeit bei westdeutschen Sendern. Was Christa Wolf in früheren Werken schon thematisierte, kommt hier wieder hoch: Ein wenig beunruhige die Tatsache, dass die Spezialisten „den heiligen Schauder vor den Abgründen ihres Faches nicht mit uns Laien teilen können“:

Kein Chirurg könnte in den Gehirnen der Männer, die sich die Verfahren zur sogenannten friedlichen Nutzung der Kernenergie ausgedacht haben, zu jener Gruppe neuronaler Verbindungen vordringen, die keine Ruhe gab. Deren Dauererregung nur zu stillen war durch die Arbeit an ausgerechnet

den Problemen, die das ungebändigte Atom seinen Bändigern stellte. Ohne dieses Ziel, vermute ich versuchsweise, hätten sie nichts mit sich anzufangen gewusst; hätten maßlos unter ihrer überentwickelten Gehirntätigkeit leiden müssen (S. 36).

Nun aber könnten die Physiker nicht mehr behaupten, dass sie jedes Ding und jedes Problem in den Griff kriegen. Mag dies auch sein Gutes haben? Die Erzählerin ist sich nicht sicher. „Aus irgendwelchen Gründen stehe der Glaube, daß es für all und jedes eine technische Lösung gibt, immer wieder auf.“ Vielleicht sollte man, erwägt sie, die ganze Angelegenheit unter dem Gesichtspunkt eigener Mitschuld untersuchen.

Peter von Bronikowski

Von der Homogenität der Denkbasis. Ein Schelmenroman (1989)

Lihin-Verlag, Berlin [West] 1989, 222 S.

Noch in der ersten Hälfte des Epochenjahres 1989 erschienen, wirbelt dieser Roman munter die Zeitebenen durcheinander und lässt Historisches und Utopisches in einer imaginierten Gegenwart des Jahres 1988 zusammenschießen. Aus späterer Perspektive liest sich der zweite Strang des Plots wie eine Blaupause für kurz darauf – allerdings unter umgekehrten Vorzeichen – einsetzende Entwicklungen.

Zunächst aber wird Karl Mannheim (1893–1947) in die Gegenwart teleportiert, indem er auf dem Soziologiekongress der DDR 1988 als Gastredner auftritt. Der (auch reale) Hintergrund: 1986 war nach langen Vorbereitungen ein Kulturabkommen zwischen Bundesrepublik und DDR geschlossen worden (vgl. Lindner 2015). Teil der Vereinbarungen war, dass auch solche westdeutschen Wissenschaftler in der DDR auftreten können, die bislang in den DDR-Gesellschaftswissen-

schaften wenig gnädige Behandlung erfahren hatten. So sei es, diesem Buch zufolge, zu dem Ost-Berliner Kongressauftritt Mannheims gekommen. Er spricht zur „Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen“ (den Vortrag hielt er tatsächlich, allerdings 1928, auf dem 6. Deutschen Soziologentag in Zürich, vgl. Mannheim 1982).

Mannheim ist im Ton milde, in der Sache provozierend. Er beschreibt vier Typen sozialer Prozesse, in denen die „öffentliche Auslegung des Seins“ zustande kommen könne. Der zweite dieser Typen basiere auf der „Monopolsituation einer auslegenden Gruppe“. Meist werde diese durch sowohl rein intellektuelle Mittel als auch außerintellektuelle Machtinstrumente garantiert. Gekennzeichnet sei sie durch „Homogenität der Denkbasis und die Abgeschlossenheit des Sensibilitätskreises“. Die Denkbasis, setzt er fort, sei vorgegeben und in geheiligten Büchern niedergelegt. Das Denken bewege sich vorwiegend in Text- statt in Seinsinterpretationen. Seien letztere aber dennoch vorhanden, so erhielten auch sie mehr oder minder einen textinterpretativen Charakter. „Das Denken besteht hier im wesentlichen darin, daß man jede auftauchende neue ‚Tatsache‘ in eine vorgegebene ... *Ordo* eingliedert, was zumeist durch Interpretation oder Uminterpretation der ‚Tatsache‘ gelingt.“

Manfred Lötsch (1936–1993), Helmut Steiner (1936–2009) und weitere nickten wohlgefällig angesichts der unübersehbaren Parallelen zu den DDR-Verhältnissen. Diese Parallelen sehen auch andere der Anwesenden, beben allerdings innerlich. Sie müssen sich jedoch zurückhalten, da Freundlichkeit gegenüber den westdeutschen Gästen zur Parteilinie erklärt worden war.

Mannheim spricht nicht nur über die Soziologie im allgemeinen, sondern habe, so die Roman-Fiktion, durchaus vor allem die DDR-Gesellschaftswissenschaften im Blick. Zuvor sei er mehrere Tage in der Bibliothek des Instituts für Marxistische Studien in Frankfurt a.M. gewesen, um sich intensiv mit der DDR-Literatur vertraut zu machen. Aufgrund dieser Lektüren konzidiert er immerhin, die Einheitlichkeit der Denk- und Erlebnisbasis bedeute keineswegs, dass man nicht streite. Nur: die Diskussion bewege sich in einem vorher abgezirkelten Bereich. Über den Umweg der „Summa“ des Thomas von Aquin (1225–1274) liefert Mannheim eine subtile Erläuterung, die sich kaum anders denn als Kommentar zur hohen Priorität des Dialektischen in den DDR-Gesellschaftswissenschaften verstehen lässt: „Die Art und Weise, wie hier Thesen stets gegen Einwände durchgesetzt werden, das erinnert zumindest an Dialektik.“

An dieser Stelle glucksendes Lachen im Auditorium, darauf strenge Blicke vom Präsidium. Doch, so Mannheim stoisch weiter, dies scheine keine wahre Dialektik in dem Sinne zu sein, dass in den Positionen wirkliche Polaritäten des Lebens kämpfen. Vielmehr würden in erster Linie jene Unstimmigkeiten aus dem Wege geräumt, die noch aus einer Situation stammten, als mehrere weltauslegende

Gruppen miteinander konkurrierten – als mithin „die Monopolsituation der zur Herrschaft gelangten Ansicht noch nicht festgelegt war“.

Auch Hans Mayer (1907–2001) nimmt an dem Kongress teil – eine weitere Romanfiktion, aber zumindest soweit in der Realität verankert, als er tatsächlich seit 1986 wieder in die DDR reisen konnte, die er 1963 verlassen hatte. 1986 war er in Ost-Berlin, um in der Akademie der Künste über Karl Kraus zu sprechen, und 1988, um im Deutschen Theater Berlin eine Sonntagsmatinee über „Troilus und Cressida“ und Gustav Landauer (1870–1919) zu gestalten (vgl. Schregel 1991: 320 und DT 1988). Dass zeitgleich der Soziologie-Kongress stattfand, sei für ihn eine Gelegenheit gewesen, akademische Tuchfühlung aufzunehmen.

Wie schon aus seiner früheren Zeit in der DDR bekannt, so sei er auch nun wieder sofort der Mittelpunkt zahlreicher Pausengespräche. Er wisse dabei mit Stegreifmonologen zu brillieren, die niemanden sonst zu Wort kommen lassen. Die Ähnlichkeiten der DDR-Gesellschaftswissenschaften mit einer traditionellen Theologie, so nehme er in einer dieser Pausenreden die Mannheimsche „Summa“-Passage auf, weiteten sich auch auf der praktischen Ebene zur Kirchenähnlichkeit.

Nicht nur, führe Mayer aus, seien im Osten weltanschauliche Kriterien die entscheidenden Wahrheitskriterien und entscheide die Festigkeit im Glauben über Sprecherlaubnis oder Sprechverbot. Auch die Kaderpolitik sei gleichsam römisch-katholisch. Die Weihe zum Professor oder zur Institutsdirektorin – letztere ebenso kirchenähnlich selten – werde in der DDR in einem Vorgang vorbereitet, der stark an die Prozeduren der Bischofsauswahl erinnere. In klandestinen Zirkeln reiften die Entscheidungen zwischen Hochschulparteileitung als Nuntiatur, ZK-Wissenschaftsabteilung als Kongregation für Glaubensfragen und Hochschulministerium als Kongregation für Bischofsernennungen. Den Einrichtungen – Sektions-, Instituts-, Universitäts- oder Akademieleitungen – sei allenfalls die eingeschränkte Rolle eines Domkapitels zugewiesen.

Dagegen komme, so führe Mayer weiter aus, die Fehlbarkeit eines sündigen Menschen in den DDR-Gesellschaftswissenschaften im Grundsatz nicht vor. Das habe durchaus seine Logik. Der Sünder, gemäß katholischer Lehre, lasse das Böse zu oder lasse sich verführen, da er von Gott getrennt sei. Die historischen Gesetzmäßigkeiten jedoch, wie sie der Historische Materialismus offenbare, seien nach herrschender Lehre der Einsicht unmittelbar zugänglich, wenn man sich nur angemessen bemühe. Dennoch, er, Mayer, wisse durchaus: Bekennen und Bereuen, Buße als Abkehr von Fehlhaltungen und Fehlverhalten seien auch für DDR-Gesellschaftswissenschaftler ein gelegentlich möglicher Weg, um nach Fehlritten (politische) Vergebung zu erfahren, gewiss, gewiss. Aber im ganzen doch stelle das Ineinanderschieben des Politischen und des Wissenschaftlichen – „wissenschaftliche Leitung der Gesellschaft“ und „marxistisch-leninistische Gesellschaftswissenschaften“ – eine beidseitige Selbstüberforderung dar. Niemand der Umstehenden widerspricht.

Dann kommt ein erzählerischer Dreh, mit dem der auktoriale Erzähler eine imaginierte Zukunft in die Gegenwart des Jahres 1988 schaltet. Dieser Dreh geht von zwei Umständen aus: Es habe sich inzwischen eine bemerkenswerte Stabilität des DDR-Sozialismus erwiesen, erzeugt wesentlich durch die von Mannheim zart ironisierte Prinzipienfestigkeit der Gesellschaftswissenschaften. Gerade die „Homogenität der Denkbasis“ sei in der DDR zum Erfolgsfaktor geworden, während die pluralistischen Verirrungen der westlichen Wissenschaft („Kakophonie“) zu einem allgemeinen Glaubwürdigkeitsverlust geführt hätten.

Zugleich habe sich die sozialökonomische Krisenhaftigkeit des spätkapitalistischen Systems in der Bundesrepublik massiv zugespitzt. Diese habe unmittelbar nach dem Soziologenkongress – ein Zusammenhang indes wird nicht hergestellt – zu einer dramatischen Auflösungssituation in Westdeutschland geführt. Das findet sich in epischer Breite und mit offenkundiger Freude an den Details des Verfalls geschildert. Als Motto des Kapitels ist ihm ein Zitat aus Enzensbergers „Der Untergang der Titanic“ vorangestellt: „Der Anfang vom Ende ist immer diskret“ (Enzensberger 1978: 9). Am Ende habe der Mauerrückbau gestanden, da endlich ganz Deutschland sozialistisch geworden sei.

Damit erhebe sich unter anderem die Frage, wie das westdeutsche Wissenschaftssystem in die nun als überlegen erwiesenen DDR-Strukturen zu integrieren sei. Eine gewisse Eile sei geboten, denn in den Einrichtungen der elf neuen Bezirke gehe es unterdessen drunter und drüber. Immerhin seien zwar die westdeutschen Studierenden nahezu geschlossen in den Marxistischen Studentenbund Spartakus (MSB) eingetreten, und der wiederum habe einen Vereinigungsantrag an den Zentralrat der FDJ gerichtet. Dort sei man aber unsicher angesichts des überwiegend ideologisch ungefestigten Charakters dieser Mitgliedschaft. Im philosophischen Revier komme es quasi über Nacht zu Absetzbewegungen von den postmodernpoststrukturalistischneopragmatischsozialkonstruktivistisch-analytischen Philosophien. Plötzlich sähen sich dort die Vertreter des Historischen und Dialektischen Materialismus als einzige relevante Figuren übriggeblieben.

Das gewendete westdeutsche Wissenschaftspersonal ist freilich nicht nur anpassungsbereit, sondern vor allem nach wie vor vorhanden. Was tun? Vorruhestand komme nicht infrage, da man schließlich alle Kräfte des Volkes für den kollektiven Wiederaufbau Westdeutschlands brauche. Nun hatten aber in den zurückliegenden Jahrzehnten die DDR-Gesellschaftswissenschaften in stetem Fluss die nicht-marxistisch-leninistische Theorieproduktion nach ihren jeweiligen kognitiven Verfehlungen sortiert. Wie soll jetzt mit genau dem Personal umgegangen werden, das Gegenstand dieser wenig erfreulichen Verdammungen war? Immerhin seien die Urteile in doch wohl durchaus berechtigter Scharfrichtermanier zu den Akten gegeben worden.

Ein offenbar besonders heikler Fall ist „Jürgen H. aus F.“ (also wohl J. Habermas, *1929), worauf auch die SED-Bezirksleitung Hessen in einem Fax an das

Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen hinweist: irgendwie links, jedenfalls nicht konservativ, marxistisch belesen, aber daraus habe er nur wenig gemacht. Noch bei seinem Besuch an der Martin-Luther-Universität in Halle (Saale) 1988 habe er sich uneinsichtig gezeigt gegenüber den epochalen Leistungen der marxistischen Philosophie in der DDR (dieser Besuch in Halle ist tatsächlich verbürgt, vgl. Rauh 2017: 52f.). Inzwischen ist die seinerzeitige Einladung den Hallensern selbstredend einigermaßen peinlich.

Gesetzt den Fall, so fragt die hessische Bezirksleitung, H. würde nach seiner Evaluation als „entwicklungsfähig“ eingestuft: Sollte er dann die Chance bekommen, am Lehrstuhl von „Hans St. aus B.“ (also wohl H. Steußloff, *1929), vormals Parteihochschule „Karl Marx“ in Berlin/DDR und nun in Frankfurt am Main auf der Eckprofessur für Historischen Materialismus, eine auf drei Jahre befristete Oberassistenten zu besetzen? Gegebenenfalls, wird gefragt, könne er sich in dieser Zeit für eine Dauerstelle (außerordentliche Dozentur) im Bereich „Kritik der bürgerlichen Soziologie“ qualifizieren? Oder aber wäre eine Umschulung zum Agitationstexter oder Betriebsökonom angemessener? Erwogen wird auch, ihn in die Produktion zu schicken, auf dass er einen Zugang zum herrschaftsprallen Diskurs der herrschenden Arbeiterklasse finden möge. Am Ende erledigt sich das Problem. H. bekommt in der perestroikabewegten und dadurch ideologisch etwas konfusionierten Sowjetunion eine Professur in Wladiwostok angeboten. Er beeilt sich, die Offerte anzunehmen, da Japan in der Nähe liegt: Dort werde er noch gelesen und geschätzt.

Wie es mit den anderen ehemaligen West-Geistes- und Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern, die sich jetzt korrekterweise Gesellschaftswissenschaftler nennen, weitergeht, lässt der Roman offen.

Annett Gröschner

Moskauer Eis. Roman (2000)

Kiepenheuer Verlag, Leipzig 2000, 288 S. Buchclub-Ausgabe: Büchergilde Gutenberg, Frankfurt a.M. 2001. Taschenbuch-Ausgabe: Aufbau Taschenbuch Verlag, Berlin 2002 (bis 2009 vier Auflagen)

Bühnenfassung von Annett Gröschner/Ralf Fiedler: UA Maxim-Gorki-Theater Berlin 14.1.2005 (Regie Sascha Bunge); Schauspielhaus Magdeburg, EA 1.4.2016

Eine Heranwachsende erzählt, indem sie ihr Heranwachsen als Tochter eines Ingenieurwissenschaftlers, der sich mit Kältetechnik befasst und dabei alle Eigenschaften eines Nerds ausprägt, auch dessen Leben: Das ist die Variante, dieses Buch zu beschreiben, die zu unserem Thema passt. Es wären auch andere möglich.

Der Vater, Klaus Kobe, arbeitete 1961 bis 1991 am Kälteinstitut in Magdeburg (das es tatsächlich gab und an dem der Vater der Autorin auch tatsächlich tätig

war). Ging er einkaufen, hatte er immer ein Thermometer dabei, das er heimlich in die Kühltruhen der Kaufhallen legte. „Das Ergebnis war meist katastrophal. Unter -10 Grad hatte keine Truhe. Er ließ die Verkaufstellenleiterin kommen und hielt ihr einen Vortrag über die konsequente Einhaltung der Kühlkette vom Erzeuger bis zum Verbraucher.“ Die so zur Rede Gestellten antworteten, dann solle man ihnen anständige Truhen geben und nicht diesen Schrott, das Energiekombinat dürfe nicht laufend den Strom abstellen, und wenn eine Truhe defekt sei, müsse halt auch mal ein Monteur vorbeikommen. „Es war nichts zu machen“, resümiert die Erzählerin ihre Erinnerungen an diese ihr peinlichen Szenen: „Die DDR hatte sich gegen die Kühlkette verschworen.“

Direktor des Kälteinstituts, „oberster Kälteingenieur des Landes“ und „Verdienter Techniker des Volkes“, war bis in die 70er Jahre der Großvater der Erzählerin, Paul Kolbe, der sich schlitzohrig durch die Zeiten lavierte. Anfang der 60er Jahre war er einmal nach Paris zum Kongress der Kälteassoziation gereist:

ohne Geld in der Tasche, aber mit einem wissenschaftlichen Vorlauf auf dem Gebiet der Fleischgefrierung. Weil er mit seinem Leibesumfang, seinem guten Anzug und ausgezeichneten Kenntnissen des Französischen eine gewisse Kompetenz ausstrahlte, hielten ihn die französischen Kollegen für den Vertreter Deutschlands und wählten ihn sofort ins Präsidium, was die später eintreffenden Westdeutschen als Ergebnis von Hochstapelei interpretierten. Großvater solle das Präsi-

dium umgehend verlassen, schließlich sei er ein Vertreter des von der Sowjetunion okkupierten Teils Deutschlands. Großvater meinte, sie sollten sich lieber an die eigene Nase fassen und nachzählen, wie viele von ihnen sich vor nicht einmal zwanzig Jahren mit der Konservierung der Lebensmittel des okkupierten Frankreichs beschäftigt hätten, er habe sich im Gegensatz zu ihnen da nichts vorzuwerfen. (S. 72)

Ein ihm gut bekannter Kollege aus Karlsruhe, dem er wertvolle Hinweise bei der Abfassung eines Kältelexikons gegeben hatte, übersah ihn während dieses Kongresses demonstrativ. Einen Monat später rief er Paul Kolbe an und entschuldigte sich. Er habe nicht mit ihm sprechen dürfen, es sei halt Kalter Krieg. „Ein guter Grund, über die Kälte zu reden“, antwortete Kolbe, und so hatten sie sich noch eine gute Stunde beim Stichwort „Kühlen von Eiern“ aufgehalten. Das Thema war keineswegs erschöpft, aber dann brach die Verbindung zusammen.

Sein Sohn, also Klaus Kobe, leitete am Kälteinstitut eine Abteilung, war wissenschaftlich auf der Suche nach der schonendsten Art des Gefrierens, „liebte die DDR und haßte ihre führende Partei“. Für letztere war er als Angehöriger der Bauernpartei DBD auch mitgliedschaftlich unerreichbar. Einen gravierenden beruflichen Einschnitt brachte für ihn der – so die Begründung im Buch – Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker mit sich: Die Forschungen zur Vakuumgefriertrocknung wurden mangels Akzeptanz des Verfahrens in der Bevölkerung eingestellt, und Kolbe musste sich fortan mit „wissenschaftlich einwandfreier Eiskrem“ befassen.

Immerhin: Sein Steckenpferd, die Kühlkette, blieb ihm damit als Problem erhalten. Denn auch das Eis musste gekühlt bei den Konsumenten ankommen. So reiste er einmal ein Jahr lang durch die ganze DDR, da die von ihm verwaltete Kühlkette gerissen war. Schon in der Schule hatte er gelernt gehabt, „daß eine Kette immer so stark ist wie ihr schwächstes Glied (Ernst Thälmann)“. Das sollte sich auch bei der Kühlkette zeigen:

es gab nicht genügend kleine Kühlfahrzeuge, die das Eis aus den Kühlhäusern in die Geschäfte transportieren konnten. Also mußte man ungekühlte Fahrzeuge nehmen. Vaters Aufgabe war es nun, zusammen mit einem Hygieneinspektor in einem ungekühlten Fahrzeug eine bestimmte Strecke abzufahren und dann zu prüfen, ob das Eis ... noch genießbar war. [...] Eingerechnet werden muß-

ten auch Reifenpannen, denn die Fahrzeuge waren meist schon sehr altersschwach, und nur jeder dritte Transport erreichte sein Ziel ohne Panne. [...] Am Ende war Vater in die entlegensten Nester der DDR gefahren, und die Landkarte war über und über mit weißen Kreisen bedeckt. Die abzuarbeiten sah er inzwischen als seine Lebensaufgabe an. (S. 221)

Auch ansonsten war die Eiskrem ein Problem. Ständig mussten neue, billigere oder leichter verfügbare Inhaltsstoffe getestet werden, etwa Pflanzenfett statt MilCHFett. Den Wissenschaftlern oblag es, sicherzustellen, dass es trotzdem irgendwie schmeckte, am besten so wie vorher. Ähnliche Probleme hatten auch Kollegen von Kobe. Eine andere Abteilung des Magdeburger Kälteinstituts befasste sich damit, aus grünen Tomaten Zitronat zu entwickeln, weil die frischen Zitronen in den Handel sollen. Ein Studienfreund vom Obst- und Gemüseinstitut erzählte ihm, sie seien gerade dabei, mithilfe von Lebensmittelfarbe und Aroma aus Möhrenbrei Tomatenketchup zu entwickeln. Bulgarien – im RGW für Tomatenketchup zuständig – hatte sich damals angewöhnt, möglichst viel von seiner Produktion in den Westen zu exportieren.

Es erstaunt den Leser ein wenig, dass in der DDR Ingenieure offenbar auch zum Lebensmittelchemiker taugten, wenn es sein musste, also eine Umprofilierung das erforderlich machte. Kolbe jedenfalls haderte nicht lange mit der neuen Aufgabe und stürzte sich in die Entwicklung neuer Eisprodukte. Der Höhepunkt war ein Eis mit Alkohol. Er bekam vom Ministerium grünes Licht für die Überführung in die Produktion. Dort dann scheiterte die Sache, aber weder an der Rezeptur noch an der Technologie: „Karla“, die Brigadeleiterin, „stellte vor jeder Schicht zehn Flaschen Likör neben den Eismix, und die dafür eingeteilte Kollegin sollte, bevor der Mix portioniert und endgefroren wurde, den Alkohol untermischen. Das Ergebnis war, daß die Frauen, die am Mix gestanden hatten, nach der Schicht alle etwas angetrunken, wenn nicht sternhagelvoll waren und selten unbeschadet die schmale Wendeltreppe des Produktionsgebäudes herunterkamen.“

Schließlich, Ende der 80er Jahre, versuchte Kolbe noch, mit den Kühlungserfahrungen des Kälteinstituts international zu reüssieren. Das Institut hatte sich für den Bau einer Gemüsefrieranlage in Griechenland beworben. Sofort tauchte wie-

der ein unerwartetes Problem auf: Keiner weiß, welches Gemüse in Griechenland angebaut wird. Die Tochter ist etwa ungläubig:

„Das kann man doch in jeder Fachzeitschrift nachlesen.“

„Wir dürfen keine westlichen Fachzeitschriften mehr lesen.“

„Das glaub ich nicht.“

„Doch, wenn ich es dir sage. Zuerst hatten im Institut noch Luise und ich die Genehmigung. Du mußtest die Zeitschrift jeden

Abend in den Panzerschrank einschließen, damit kein anderer sie lesen konnte. Und die Reklame wurde vorher rausgeschnitten. Da konntest du manchmal nicht eine Seite lesen. Aber jetzt ist es ganz verboten. [...] Weißt du, ... die im Westen sollten nur einen Tag lang mal die Arbeit machen müssen, die wir tun. Die würden schreiend wegrennen.“ (S. 261f.)

Was hier zusammenfassend geschildert wurde, ist in dem Roman episodisch in eine Gegenwartshandlung des Jahres 1991 montiert. Diese besteht im wesentlichen darin, dass die Erzählerin Sterbebegleitung bei ihrer Großmutter – Paul Kolbes Witwe, Klaus Kolbes Mutter – leisten muss, und dass sich Klaus Kolbe in einer Gefriertruhe auf minus 18 Grad heruntertemperieren lassen hat und damit als tot gilt. Dass er keine Lust aufs Leben mehr hatte, hing wiederum mit dem Kälteinstitut zusammen: Er hatte es laut Treuhandbescheid bis zum 31. Dezember 1991 abwickeln müssen. Zuvor war das Institut positiv evaluiert worden.

90er Jahre

Renate Feyl

Ausharren im Paradies. Roman (1992)

Kiepenheuer & Witsch, Köln 1992, 454 S. Taschenbuch-Ausgaben: Knaur-Taschenbuch, München 1995, Kiwi-Taschenbuch, Köln 1997, und Taschenbuch Diana Verlag, München/Zürich 2000. Neuauflage: e-book 2015. Übersetzung ins Bulgarische

Im Mittelpunkt des Romans steht die Geschichte Franz Koglers, des 1968 mit Hausverbot belegten Leiters des (hier mindestens halb fiktiven) Slawistischen Instituts der Humboldt-Universität. Diese Geschichte ist oben verhandelt worden (siehe „60er Jahre“). Ein zweiter Handlungsstrang verfolgt das Leben seiner Tochter Katharina Hellberg, das im beginnenden Umbau des ostdeutschen Wissenschaftssystems der 90er Jahre kulminiert.

Hellberg hatte Philosophie an der Humboldt-Universität studiert (wie auch Renate Feyl 1966 bis 1971). Geschickt wich sie schon damals wie auch später den regelmäßigen Nachstellungen, in die Partei eintreten zu sollen, immer wieder aus. Dennoch schaffte sie es auf eine Doktorandenstelle und dann an ein Institut, das sich als AdW-Zentralinstitut für Philosophie identifizieren lässt. Dort blieb sie – mangels Parteimitgliedschaft – dauerhaft in der zweiten Reihe.

Ihr Thema wurde Leibniz (1646–1716). Sie entzog sich der Klassenkampfrhetorik und den zwanghaften Kollektivbekenntnissen, indem sie „lustvoll in die Gegenrichtung ging, sich der Macht des einzelnen zuwandte und unablässig über das Prinzip des Individuellen, über Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung publizierte – wenn auch nur unter dem Aspekt der kritischen Aneignung der klassischen deutschen Philosophie“. Eine größere Abhandlung schrieb sie über die prästabilisierte Harmonie.

Leibniz war ihr Fluchtpunkt und Refugium, „eine Nebenlinie der Forschung, abseitig und doch provozierend, vergangen und doch zeitgemäß“. Sie „hatte sich versteckt hinter ihm, um sich selbst nicht erkennen geben zu müssen, hatte mit seinen Worten alles zur Zeit gesagt, ohne sich selber in Gefahr zu bringen. Mit Leibniz blieb sie unauffällig und war doch da“. Er ermöglichte ihr, dass sie „hinter dem geschriebenen Satz den ungeschriebenen zum Vorschein brachte“.

Dennoch nagte es in ihr. Die, mit denen sie begonnen hatte, waren längst Professoren geworden, „galten als die Begabten, Gescheiten und Erfolgreichen, gaben hin und wieder und vor allem zum richtigen Zeitpunkt ein paar Bekenntnisse ab“. Sie, Hellberg, dagegen „hatte nur den einen unverzeihlichen Fehler gemacht, in die ausgestreckte Hand der Partei nicht eingeschlagen zu haben“.

Eine Affäre verband sie einige Zeit mit einem etwas geheimnisumwitterten Wirtschaftswissenschaftler, der an einer SED-Forschungseinrichtung tätig war:

Er war ein Mann der Nuancen. Er wußte zu deuten, zu kombinieren und hatte alles Geschehen im Auge. Er kannte die Kaderentwicklungen prominenter Professoren und Politiker, achtete darauf, in welche Funktionen der eine und andere berufen wurde, und leitete daraus politische Konstellationen ab. Er zog aus jeder Abwahl seine Schlüsse, verfolgte die kleinsten ideologischen Bewegungen, hörte auf jedes Munkeln, wußte sogar das Semikolon oder den Gedankenstrich in einer Rede diffizil zu werten und achtete auf das, was zwischen und hinter den Zeilen stand, das Unausgesprochene und Ungeschriebene, das sich durch verschlüsselte Assoziationen dem Kenner offenbarte. Allein aus der Art, wie Meldungen im „Neuen Deutschland“ plazierte waren, entnahm er die momentane politische Linie oder folgte auf die zentrale Einschätzung der La-

ge. Jeden Leitartikel durchforschte er nach Hinweisen, wo Kritik verboten, erlaubt oder gar erwünscht war, und verstand, aus ihnen Richtungen und Tendenzen oder auch Kursänderungen herauszulesen. Die Ansicht, daß die Bewegung des Ganzen nur aus seinen Teilen kommen konnte, ließ ihn akribisch vor allem auf jene Vorgänge achten, die sich jenseits der Öffentlichkeit in einflußreichen Gremien, Kommissionen und im Parteiapparat vollzogen und ihm täglich von den verschiedensten Seiten zugetragen wurden, so daß er sich zu denen zählte, die heute schon wußten, was morgen beschlossen wurde. Taktisch geschult, betrachtete er die Gesellschaft wie ein riesiges Schachbrett, bei dem es galt, alle wichtigen Figuren im Auge zu behalten, um im entscheidenden Moment nicht den entscheidenden Zug zu verpassen. (S. 272f.)

Später, 1991, trifft sie ihn zufällig auf der Straße, freigesetzt. Sein Urteil ist präzise und bitter: „Das war kein Sozialismus, was wir hatten, das war Konterrevolution. Vierzig Jahre herrschte in diesem Lande die Konterrevolution.“

Zuvor aber, im Herbst 1989, war Katharina Hellberg in Kirchen, unterschrieb den Gründungsauftrag des Neuen Forums, wurde getragen von der Demokratiebewegung, die schließlich den Staat implodieren ließ: Aufbruch. 1991 wird sie von ihrem Akademie-Institut entlassen: Abbruch. Sie sieht sich nun in eine Reihe gestellt mit allen Gesellschaftswissenschaftlern, „die nichts weiter geleistet hatten, als den Fortschritt dort zu suchen, wo es ihn nicht gab“. Doch „war erst einmal die ganze Zunft in Verruf geraten, dann blieb auch der einzelne nicht frei von Makel“. Hellberg weiß gerade von ihrem eigenen Institut, dass dessen Größe im umgekehrt proportionalen Verhältnis zum Gewicht seiner Leistung stand.

Mit einiger Überwindung muss sie noch einmal zu ihrem ehemaligen Institutsdirektor, um sich ein Arbeitszeugnis ausstellen zu lassen:

Er saß wie immer in Kostüm und Maske eines Allerweltmannes hinter seinem Schreibtisch – Nadelstreifenanzug mit Weste und Pfeife im Mund, korrekter Seitenscheitel und Manschettenknöpfe –, nur das Parteiabzeichen fehlte. Auch sonst tat er gewichtig und geschäftig wie eh und je. Natürlich wußte sie über ihn all das, was jeder Institutsmitar-

beiter wußte: daß er ein Neckermannhaus in einer Prominentensiedlung bewohnte, ein Jahresvisum und einen Pudel besaß, den er aus seinerzeit offiziell untersager, aber stiller Verehrung für Schopenhauer Atma nannte; daß er als zuverlässiger Kongreßteilnehmer die halbe Welt bereist und für den Chefideologen des Politbüros ab und zu eine Rede ge-

schrieben hatte. Und sie hörte wieder seinen Lieblingsspruch, den er stets lächelnd von sich gab, wenn jemand in einer Versammlung sein Unbehagen über die Zustände zum Aus-

druck brachte: Bemühen Sie sich um ein Vertrauensverhältnis zur herrschenden Ordnung, dann werden Sie sich über mangelnde Freiheit nicht beklagen können. (S. 206)

Der Direktor fragt, ob sich Hellberg inzwischen ein paar internationale Referenzen besorgt habe. Wie sollte ich denn, fragt sie zurück. Noch vor gar nicht allzulanger Zeit hatte er ihr mit einem Disziplinarverfahren gedroht, weil sie den Brief eines amerikanischen Forschers nicht gemeldet hatte – weil sie, wie er damals erregt sagte, „unbefugt Kontakte ins imperialistische Lager unterhielt und damit den Namen des Instituts in Verruf brachte“. Nun lächelt der Direktor nur und sagt: „Ja damals. Damals standen wir alle unter Zwang. [...] Schade, daß ich Ihnen jetzt nicht mal internationale Referenzen bescheinigen kann, sehr schade, denn gerade Sie gehörten zu meinen Besten.“

Eine furchtbare Zeit voller Selbstzweifel beginnt, zumal die Entlassungen einer eigenen Logik zu folgen scheinen. Nicht betroffen sind die Abteilungs- und Bereichsleiter, der ehemalige Parteisekretär oder der Institutsdirektor, „der sich mit ungebrochener Selbstüberschätzung noch immer für eine Lichtgestalt der Wissenschaft hielt“. Hier zeigt sich, dass das Buch bereits im Laufe des Jahres 1991 abgeschlossen worden war: Im Dezember 1991 rollte dann die Abwicklungswelle auch über Akademieinstitute hinweg und verschlang in den Gesellschaftswissenschaften Gerechte wie Ungerechte unter den Verbliebenen.

Die Herablassung, die ihr im folgenden seitens der westdeutschen Wissenschaft begegnet, wird Hellberg unerträglich:

Im Wissenschaftszentrum, wo Frauen für ein befristetes Forschungsprojekt gesucht wurden, blätterte der Leiter der Abteilung in ihren Bewerbungsunterlagen, stutzte auf einmal und sagte nicht ohne Anerkennung:

Donnerwetter, zwei Dokortitel, das habe ja nicht einmal ich! Dann sah er sie an und fügte etwas scherzhaft hinzu: Stimmt wohl doch, daß im Osten alles ein bißchen billiger zu haben war. (204f.)

Hellberg hatte erst 1990 habilitieren können. Zuvor stand dem ihre Nicht-Partei-mitgliedschaft im Wege. Schließlich erhält sie, nach quälenden Monaten und einem Vortrag in Hannover, eine zweisemestrige Professurvertretung. Eventuell eine Chance.

Bereits 1991 hat Renate Feyl hier mit staunenswerter Präzision eine Stimmung erfasst und bedrückend lakonisch gestaltet, die ‚Einheitsstimmung‘ sein sollte, aber nicht war. Da sich inzwischen mancher fragt, was in den 90er Jahren im Osten eigentlich schief gelaufen ist: Mit der Lektüre dieses Romans lässt sich recht gut einsteigen, wenn jemand die selbstverschuldete Uninformiertheit beheben möchte.

Rudolf Hagem

Ende einer Berufung. Eine Erzählung zur Abwicklung (1994)

Verlagsbuchhandlung und Agentur Prof. Dr. sc. Hans-Georg Mehlhorn, Leipzig 1994, 135 S.

Der Autorenname ist wohl ein Akro-Pseudonym des Verlegers: Hans-Georg Mehlhorn (1940–2011). Auch scheint der Erzähler einst als Professor das Fach des Verlegers vertreten zu haben: Pädagogische Psychologie. Ort der Handlung ist Leipzig, und alle institutionellen Hinweise verweisen auf die dortige Universität. Damit beginnt der Autor zu fiktionalisieren, vielleicht auch nur zu verfremden, vielleicht aber auch biografische Aspekte seiner Ehefrau Gerlinde Mehlhorn (*1942) mitzuverarbeiten: Sie war bis 1992 Professorin für Bildungssoziologie an der Sektion Pädagogik der Karl-Marx-Universität, während H.-G. Mehlhorn 1985 bis 1993 eine Professur für Pädagogische Psychologie an der Hochschule für Musik in Leipzig innehatte. Das Ehepaar betrieb seine Forschungen zum Thema Kreativität immer gemeinsam.

Hagems Erzähler Feidgen wirkte seit 1986 als Professor an der Karl-Marx-Universität. Dass er das hatte werden können, war besonderen Umständen zu verdanken. Denn es gab vor allem Gründe, dass er es nicht hätte werden dürfen. Feidgen (wie H.-G. Mehlhorn) hatte sich dem Zugriff der SED entzogen, indem er frühzeitig einer Blockpartei beigetreten war. Die Kreativitätsforschung war an der Leipziger Universität wenig gelitten (auch dies durchaus in der Realität verankert: die Mehlhorns mussten ‚ins Exil‘ an die Humboldt-Universität ausweichen, um ihre Dissertation B zu verteidigen). Man wollte Feidgen loswerden, da er die Hälfte des Publikationsoutputs der Sektion Psychologie lieferte. Dies rückte die Produktivität der anderen in ein so ungünstiges Licht, dass es darob Anfragen übergeordneter Leitungen gab. Und in der Buchhandlung sei Sektionsdirektor Professor Knulp, wie dieser Feidgen empört an den Kopf warf, sogar schon gefragt worden, ob er auch aus dem Hause von Feidgen stamme.

Loswerden hieß in diesem Falle wegloben. Feidgen, bisher Oberassistent, sollte an einer Provinzuniversität mit wenig Renommee eine Professur übernehmen. Entweder, so Knulp, gebe er sich mit dieser Professur in C. zufrieden – Feidgen ergänzt in Gedanken: weit weg von der Deutschen Bücherei und rundum unbedeutend und unbekannt. Oder es folge fortan „die Analyse jedes einzelnen Wortes, jedes Satzes, jedes hintergründigen Sinnes, er könne sicher sein, sie würden fündig werden und wachsam sein“. Dann aber sollte ein Brief eine entscheidende Rolle spielen. Um diesen gruppiert sich die weitere Handlung.

1991 hat Feidgen ein Gespräch im Rektorat der Universität, und wie seinerzeit nicht unüblich, so wird in diesem die entscheidende Information nur raunend übermittelt: Jemand von Gewicht, wohl der Prorektor, bedauert, dass man Feidgens Vertrag nicht verlängern könne, allerdings sei sein Bedauern nicht uneinge-

schränkt. Denn man habe im Universitätsarchiv einen Ministerbrief gefunden, der im Zusammenhang mit Feidgens Berufung 1986 stünde. Da sei wohl nicht alles mit rechten Dingen zugegangen. Es erscheine jedenfalls merkwürdig, dass er damals, 1986, gegen den Willen der Sektion Psychologie berufen worden war. „Als Benachteiligter des Systems habe Feidgen sich nicht registrieren lassen, wenn aber die Benachteiligung fehle, dann wöge das damalige Mißtrauen doppelt.“

Den Brief kannte Feidgen nicht und soll ihn auch im weiteren nie zu Gesicht bekommen. Aber er erinnert sich in der Tat an Merkwürdigkeiten, die seine Berufung umrankten. Erst war statt des erwarteten Schreibens mit dem Ruf an die Universität in C. eine Einladung zu einem Gespräch ins Hochschulministerium gekommen. Dann wurde dieses wegen dringender anderer Termine kurzfristig wieder abgesagt. Wenige Tage später wurde er zur Prorektorin zitiert. Dort hatte er überraschend ein Schreiben zu unterzeichnen, dass er einer Berufung an seiner Universität, also der Leipziger, zustimmen würde. Plötzlich unterschrieb er genau das, was zu verhindern sich alle in Leipzig so einig waren, dass er selbst es nicht einmal angestrebt hatte. Er konnte es sich nicht erklären. Hatten ihn seine Sektion und die Universitätsleitung etwas zu sehr gelobt, als sie ihn für die Universität in C. empfahlen?

Er wurde jedenfalls berufen, aber die Atmosphäre an der Sektion Psychologie geriet dadurch auch unerträglich. Irgendwer sah das wohl und sorgte dafür, dass seine Professur von den Psychologen zu den Pädagogen verlagert wurde. Dort empfing man den Nicht-Genossen nicht gerade erfreut – man sei glücklich, dass die Lehrerausbildung ausschließlich von Genossen bestritten werde, sagte man ihm. Allerdings bedeutete das auch mehr Freiheiten für Feidgen.

Im Dezember 1990 bedeutet es, dass Feidgen plötzlich abgewickelt ist. Denn anders die Psychologen gehören die Pädagogen zu den Bereichen, die wegen vormaliger Staatsnähe aufgelöst werden und neugegründet werden sollen. Zuvor, in den Monaten seit dem Herbst 1989, hatte er die neue Freiheit genossen. Einen Kollegen aus Westdeutschland, Professor Gregor J. Geist, der auch auf seinem Gebiet forschte, konnte er endlich an der Universität empfangen. Sie schmiedeten begeistert gemeinsame Pläne:

Er sandte Geist alles zu, er hatte vor dem neu gewonnenen Freund keine Geheimnisse, schickte ihm jede Zeile, noch bevor dieser zum offiziellen Gutachter seiner künftigen Projekte bestellt worden war, umgekehrt undenkbar (und er war trotzdem nicht stutzig

geworden!). [...] Was sollten Warnungen anderer, was interessierte ihn die Sicherung der Urheberschaft an seinen Ideen und Projekten, er hätte sie früher nie und heute nie ohne Unterstützung seines Freundes verwirklichen können. (S. 19f.)

Dann die Abwicklung – und Geist kommt als Gründungsbeauftragter für das Institut für Psychologie nach Leipzig. „Feidgen war voller Freude. Jetzt würde sich alles positiv wenden, jetzt könnten sie hier gemeinsam forschen [...] Wer wohl könnte für ihn ein besserer Partner sein?“ Geist aber hat inzwischen andere

Pläne. Er will dauerhaft in Leipzig bleiben. Zwei Professuren für ihr gemeinsames Spezialgebiet wird es nicht geben. Also muss einer von ihnen weichen.

Da passt der Ministerbrief von 1986, von dem auch Geist nur in Andeutungen weiß. Eine direkte Schuld lasse sich daraus wohl nicht ableiten, so sagt er Feidgen, aber eben Vermutungen. „Wenn solche Materialien wie dieser Brief auftauchen würden, dann könne er auch nichts unternehmen, das sei eine rein ostdeutsche Angelegenheit, in die er sich nicht einmischen könne und wolle und auch moralisch nicht dürfe.“

Feidgen geht vors Arbeitsgericht. Verhandelt wird dort aber nicht direkt sein Fall, sondern die Frage nach der Rechtmäßigkeit der Abwicklung der gesamten Sektion. Geist hat dem Gericht auf Anforderung eine Erklärung geschickt, in der die Rechtmäßigkeit der Lehrstuhlneugründung dargelegt wird. Darin stellt er Feidgen ein fachlich ordentliches Zeugnis aus. Er bedauere zwar die Entwicklung bis hin zu einem Gerichtsverfahren. Doch könne er dem Anspruch des Klägers auf seinen Lehrstuhl kein Verständnis abgewinnen, das sei wahrlich eine Anmaßung. Diese sei „nur verzeihbar angesichts des gestörten Rechtsbewußtseins dieser armen, dieser vierzig Jahre unter einer demokratiefeindlichen Diktatur leidenden bedauernswerten Geschöpfe“, wie Feidgen vermutlich etwas polemisch, doch nicht realitätsfern zusammenfasst. Der Prozess geht zu seinen Ungunsten aus.

Und was hatte es nun mit dem Ministerbrief auf sich gehabt? Obgleich Feidgen das Schreiben nicht kennt, ist er schließlich doch in der Lage, es in die damaligen Geschehnisse einzuordnen. Geist, den er damals erstmals begegnet war, hatte ihm die entscheidenden Informationen bereits 1986 gegeben. Er musste sie nur aus seinen Erinnerungen kramen und etwas kombinieren.

In diesem Jahr sollte in West-Berlin ein Internationaler Psychologenkongress stattfinden, ausgerichtet von einer internationalen psychologischen Fachgesellschaft, der Geist vorsah. Er wusste selbstredend von Feidgens Arbeiten in Leipzig, und er hatte ein heftiges Interesse an mehr Forschungsmitteln für seine eigenen Arbeiten. Daher startete er eine verwegene Aktion. Er schrieb ans DDR-Hochschulministerium, Kopie an das zuständige Politbüromitglied, dass die Wahl des Hauptredners auf dem Kongress zwischen ihm und Feidgen stünde, also: zwischen Bundesrepublik und DDR. Das Ministerium habe es in der Hand, Feidgen reisen zu lassen und damit, so das unausgesprochene Kalkül, der DDR einen Prestigeerfolg zu ermöglichen.

Er selbst, so vertraute er Feidgen an, hätte die Hauptrede nie halten wollen. Aber das Ganze hatte einen anderen Sinn: Nachdem die DDR zugestimmt hatte, dass Feidgen das Referat halten könne, schrieb er an sein eigenes Ministerium. Die Regierung müsse die von Feidgen so glänzend entwickelte Forschung nun bei ihm, Geist, deutlich umfassender fördern. Schließlich könne es nicht angehen, dass die potenteste Forschung dafür im Osten betrieben werde. Das ging auf.

In den nächsten Jahren sollte er dann schwindelerregende Summen für seine Forschungen erhalten.

Das DDR-Hochschulministerium hatte aber mit der Zusage, Feidgen reisen zu lassen, auch ein neues Problem. Soeben sollte ja dieser im Westen, wie sich zeigte, so hochgeschätzte Leipziger Psychologe an die Universität in C. versetzt werden. Ihn nun aber auf dem internationalen Kongress als Professor dieser Randhochschule, die niemand kannte, sprechen lassen? Das könnte hochnotpeinlich werden und womöglich Nachfragen produzieren. Daher kam es dann zu dem Ministerbrief und der plötzlichen Eile. Feidgen musste schnellstmöglich international präsentabel gemacht werden: als Professor an der Universität, in der einst, verbunden mit dem Namen Wilhelm Wundt (1832–1920), die Wiege der psychologischen Forschung gestanden hatte.

Volker Braun

Der Wendehals. Eine Unterhaltung (1995)

Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1995, 125 S. (bis 2000 drei Auflagen)

Schaber war negativ beschieden worden von der Evaluierungskommission. Es waren böse Tage gewesen, „da er gewogen und bewertet wurde. Er hatte auf der westlichen Waage gestanden mit seinem bekannten Gewicht ..., er hatte versucht, sich schwer und darauf leicht zu machen“. Denn eines war ziemlich unklar: „War es gut, etwas auf die Waage zu bringen, oder *belastend*? War es besser, wenig aufzuweisen?“ Das Ereignis habe ihm den Kopf verwirrt, „die Scham darüber, daß er der Kommission zum Mund geredet, daß er sich angestrengt hatte, dem Feind zu gefallen: der ihn dennoch durchschaut und geschlagen hatte, vernichtet hatte auf seinem Feld, auf dem er überlegen war“.

Der Erzähler war einst Schabers Mitarbeiter. Auch er ist nicht mehr an der Akademie. Doch während Schaber bei einer sog. Finanzakademie – „eine *Akademie* noch immer!“ – untergekommen ist, stellt er sich als arbeitslos vor: „wie alle Weltanschauer und Veränderer hier, innerlich abgewickelt und entlassen von der zahlungsunfähigen Geschichte“. Er kann der Sache auch positives abgewinnen. „Was für ein Genuß ..., nicht denken zu müssen. Nicht dafür sein zu wollen oder, dem Naturell gehorchend, dagegen. Nichts beweisen zu müssen!“

Neulich, erzählt er, habe er zwei der Besten seines Faches getroffen, die Philosophen Gosing (also wohl Alfred Kosing, 1928–2020) und Eichholz I (also wohl Wolfgang Eichhorn I, *1930). Sie seien gleichfalls ihrer Funktionen enthoben und in die Wüste geschickt worden. Er fragte sie, warum sie nicht nachgedacht hätten, als sie die installierten Denker waren. „Das haben wir, erwiderten sie, wir haben alles erkannt, uns war die Misere bewußt. Wir haben das schriftlich niedergelegt. – Aber es war doch nie zu lesen. – Ja, wie denn auch? [...] Man hat nicht auf uns gehört.“

Schaber, dem ehemaligen Chef des Erzählers, seien nun seine ehemaligen Ziele abhanden gekommen. Aber in seiner Finanzakademie gehe er täglich ans Werk, ohne irgendeinen Zweck zu verfolgen. Er reite auf kein Ideal mehr zu, er sei nur in Trab. Seit dem Tag vor der Evaluationskommission sei ihm sein voriges Denken vollkommen aus dem Kopf geblasen worden. So sehr, „daß man, je nachdem, meinen konnte, er habe den Verstand verloren oder er sei zu Verstand gekommen“. Das Je-nachdem kann sich die Leserin, der Leser dann erschließen anhand einer Unterhaltung von Schaber und dem Erzähler.

Werner Mittenzwei

Die Brocken-Legende. Aus den nachgelassenen Fragmenten des Schweizer Gelehrten Tobias Bitterli kommentiert von Christine Moser. Ein deutscher Mentalitätsspiegel (2007)

Verlag Faber & Faber, o.O. [Leipzig] 2007, 253 S.

Auf dem Brocken hat die DDR ein Gulag für oppositionelle Intellektuelle betrieben. So sei es Anfang der 90er Jahre der Presse zu entnehmen gewesen. Dem Zürcher Literaturhistoriker Tobias Bitterli, 1990 pensioniert, ist diese – fiktive – Meldung Anlass, über ein tiefergehendes Problem nachzudenken: Wie könne man in einer streitsüchtigen Welt die Objektivität befestigen?

Er sieht hier einen Zusammenhang zu den deutsch-deutschen Kalamitäten: Es komme darauf an, Engagement und Objektivität miteinander zu versöhnen. Dies könne nicht dadurch geschehen, dass bestimmte politische Haltungen als unannehmbar klassifiziert, andere zur gesellschaftlichen Norm qualifiziert werden. Vielmehr sei zu erörtern, wie mit Engagement so umzugehen ist, dass es mit der Objektivität versöhnbar wird. Dabei gelte es auch zu zeigen, welche Möglichkeiten die Individuen hatten, sich innerhalb der Widersprüche klug zu verhalten, immer eingedenk dessen, dass der Mensch zu handeln gezwungen sei und sich damit in der einen oder anderen Weise schuldig mache.

Im Zusammenhang mit den Gerüchten über den Brocken-Gulag taucht regelmäßig ein Name auf: Markus Leppin. Diese Figur – Mittenzwei hat sie offenkundigst an Wolfgang Harich (1923–1995) angelehnt – fasziniert Bitterli:

Es muß das herausfordernde Engagement dieses Mannes, gepaart mit Klugheit, Witz und Aggressivität gewesen sein ... Leppin forderte Berühmtheiten zu Entscheidungen heraus, ... spielte sich als Scharfrichter auf, der keinen Zweifel hatte, was falsch und richtig war. Er schreckte vor keinem noch so ver-

nichtenden Urteil zurück. Wenn er angegriffen wurde, wehrte er sich mit hemmungsloser Polemik. [...] Selbst diejenigen, die nicht mit ihm übereinstimmten, schätzten ihn ... wegen der Brillanz, mit der er zu argumentieren verstand.“ (S. 10)

Es fügt sich, dass Bitterlis Schülerin Christine Moser 1997 auf eine Professur an einer ostdeutschen Universität berufen wird. Sie spannt er ein, um dem auf die Spur zu kommen, was dem Brocken-Gulag-Gerücht zugrundeliegt und was Leppin damit zu tun hatte. Moser startet etwas, das sich wie eine Ermittlung liest. Dabei taucht sie, eher unerwartet, tief in die Abgründe des Wissenschaftsumbaus im Ostdeutschland der 90er Jahre ein.

Eigentlich war Moser nicht sehr darauf erpicht, allzuviel von dem, was sich vor ihrer Ankunft dort zugetragen hatte, an sich heranzulassen. Je mehr sie jedoch auf Menschen trifft, die unmittelbar betroffen waren, es aber von ihrer Qualifikation her nicht hätten sein dürfen, desto stärker erscheint ihr das Ganze als ein unglaublicher und empörender Vorgang. Die Schweizer Herkunft erlaubt ihr dabei eine gewisse Neutralität und öffnet Zugänge.

Was ihr schlichtweg nicht entgehen kann, ist die weitgehende Abwesenheit von Ostdeutschen in den Geisteswissenschaften. Von ihren Kolleginnen und Kollegen gewinnt sie den Eindruck, dass die meisten dies völlig in Ordnung fänden. „Würden sie das nicht, müssten sie ihre Tätigkeit hier in Frage stellen. Einige ... bedauern es vielleicht, wie mit einzelnen verfahren wurde. Den Gesamtprozess verteidigen oder ignorieren sie.“

Der Autor Mittenzwei nutzt erzählerisch die Bekanntschaften, die sie macht, und die Personen, von denen ihr berichtet wird, um vor den Augen des Lesers ein typologisches Figurenkabinett zu entfalten. Dabei sind manche der Figuren als reine Typenzeichnungen konzipiert, andere an entschlüsselbare Realpersonen angelehnt. Erkennbar werden neben dem schon erwähnten Philosophen Wolfgang Harich der Musikwissenschaftler Georg Knepler (1906–2003, hier als Martin Sander), der Philosoph Matthäus Klein (1911–1988, hier namenlos als „stellvertretender Institutsdirektor“), der Vize-Kulturminister Klaus Höpcke (*1933, hier Götz Wurlitzer), der Schriftsteller Erich Loest (1926–2013, hier Lutz Hochreuther), der Germanist Wolfgang Frühwald (1935–2019, hier Eberhard Dürkheim) und Werner Mittenzwei selbst (hier als Norbert Querfeld).

Die Auskünfte, die zum Brocken-Gulag zu erlangen sind, bleiben zunächst widersprüchlich. Ein ostdeutscher Hermann-Hesse-Spezialist erklärt Moser: „Diese verrückte Idee stammt doch von Leppin selber. Er redete einigen verantwortlichen Kulturpolitikern ein, man müsse ein rotes Kloster, am besten im Grenzstreifen in der Nähe des Brocken, für enttäuschte Marxisten einrichten. Die Stasi nahm diesen Plan ernst. Sie verwirklichte ihn mit ihm als Insassen. So hat selbst die verrückteste Idee ihre Pointe.“

Ein Ost-Berliner Germanist meint, dass die Idee nicht von Leppin gestammt habe. Er hätte nur mit dem Mann in Verbindung gestanden, der sie aufgebracht hat. Dann wird mit Norbert Querfeld eine, nach anfänglichem Widerstreben, sprudelnde Quelle aufgetan.

Ja, es habe den Plan eines Roten Klosters gegeben. „Doch was daraus wurde, darüber gibt es nur Gerüchte. [...] Die am wenigsten wissen, haben darüber am meisten zu berichten.“ Die Idee habe weder Leppin noch ein Kulturfunktionär gehabt, sondern ein Historiker. Dieser war 1938 im sowjetischen Exil verhaftet worden und dann 15 Jahre in sibirischen Lagern. Er trug die Idee mit sich herum, dass es die Partei sein müsse, die ihre eigenen stalinistischen Opfer dokumentiere, nicht nur ihre Siege. Der Fortschritt des Marxismus müsse – anders als beim antiken Boten, der die Nachricht von der Niederlage überbringe – darin bestehen, „daß für diese Niederlageforscher nicht der Tod, sondern das Rote Kloster bereitstehe“.

Gemeinsam mit dem Kulturfunktionär Götz Wurlitzer habe er die Idee weiterentwickelt. Ein Ort für enttäuschte Marxisten sollte es sein, wo – abgeschildert von der Öffentlichkeit und dem Einspruchsrecht der Partei – nach einer Erneuerung gesucht werden könne. Dort könnten die Bücher zur Rettung des Sozialismus entstehen. Das sei man den Opfern der Lager schuldig. Der Funktionär habe diese Idee in den Apparat getragen. Man sei belustigt davon gewesen. Aber dann müsse die Idee „an ein anderes Ministerium gelangt sein, wo man das keineswegs so absurd fand“.

Von einem früheren Mitarbeiter dieses Ministeriums, des MfS, kommt schließlich die Auflösung der Geschichte. Einen Vorgang „Rotes Kloster“ habe es nicht gegeben, nur einen „Vorgang Leppin“. Leppin habe die Kloster-Idee aufgegriffen, das MfS sie dann im Hintergrund unterstützt. Es wurde dafür ein Armeeeobjekt in Schierke/Harz, im Sperrgebiet gelegen, gefunden. Interessiert gewesen sei man nur an Leppin, der schon immer observiert wurde, aber auch um Hilfestellungen bat. Offenbar hielt man ihn in monastischer Abgeschlossenheit für ungefährlicher als in Berlin.

Vier Wissenschaftlern, die jeweils ein großes Werk schreiben wollten, wurde der Aufenthalt angeboten. Alle sagten zu. Leppin – von den anderen zum „Abt“ gewählt – erwies sich in der Gruppe plötzlich als aufmerksamer Pädagoge. Die historischen Probleme lenkte er auf die Frage, „warum sich Marxisten bisher als unfähig erwiesen hatten, über ihre eigene Geschichte aufrichtig, kritisch zu schreiben, obwohl ihre Methode doch die kritische Sicht auf die Gesellschaft, auf jede Gesellschaft, fordere“. Im Dezember 1989 löste sich das Rote Kloster auf.

Mittenzwei hat mit diesem Buch im Alter von 80 Jahren belletristisch debütiert. Deuten ließe sich der Text vielleicht so: Er hat mit der Geschichte eine Metapher für Zonen der Autonomie um den Preis der Einflusslosigkeit entwickelt, die es auch in der DDR gab. In genau solche – inklusive des Preises der Einflusslosigkeit – fanden sich nach deren Ende die meisten ihrer Gesellschaftswissenschaftler versetzt.

Im Zuge ihrer Ermittlungen trifft Christine Moser viele dieser Ost-Wissenschaftler. Einem gesteht sie, dass sie damit gerechnet habe, in Ostdeutschland

mit profunden marxistischen Ansichten konfrontiert zu werden. Doch das sei nicht eingetreten. Dies möge Außenstehenden so erscheinen, lautet die Antwort, aber so sei es nicht. „Die Marxisten sind aus der Universität vertrieben worden.“ Man treffe sich in Vereinen, doch sei man dort weitgehend isoliert, von der Öffentlichkeit ausgeschlossen. Und, so ein anderer, die wenigen Ostdeutschen, die im akademischen Betrieb verbleiben konnten, ließen sich in diesen Vereinen nicht sehen. „Uns zu kennen lohnt sich nicht mehr.“ Er könne auch nicht sagen, dass er sich von der Öffentlichkeit verabschiedet habe, „eher sie von mir“. Seine Schüler griffen unter anderen Lehrern auch nicht mehr zu seinen Büchern. „Sie werden nicht nur in ihrem Wissen überprüft, sondern auch, ob sie in der neuen Zeit angekommen sind.“

Schließlich hat Moser eine Begegnung mit Eberhard Dürkheim (man darf darin Wolfgang Frühwald [1935–2019] erkennen, 1992 bis 1997 DFG-Präsident), der einen Vortrag an ihrer Universität hält. Er war führend an der Umgestaltung im Osten beteiligt. Das Gespräch ergibt Einschätzungen, wie sie von vielen Beteiligten formuliert wurden, nachdem alles vollbracht war. Dürkheim:

„Man hat hier die Wissenschaft in etwas hineingezogen, worauf sie nicht im geringsten vorbereitet war. Wir bewegten uns wie in einem Strudel, in den wir immer tiefer hineingezogen wurden. Plötzlich sahen wir uns mit Meinungen konfrontiert, die wir früher nicht wahrgenommen hatten. Waren früher Differenzierungen gefragt, wurden jetzt Konsequenzen gefordert. [...] Man dachte nicht daran, dem Osten das westdeutsche System überzustülpen. Aber weil wir auf keine Strategie zurückgreifen konnten, lief alles darauf hinaus, es so zu machen wie bei uns. [...] Ein

Grundsatz hieß: Im Zweifelsfall für die Abwicklung. [...] Der scharfe klinische Schnitt wäre nicht nötig gewesen. Wir hätten trotz unseres Überhangs an Habilitierten die ostdeutschen Professoren nicht in dieser Zahl ausschließen müssen. Hätte man fünf Jahre gewartet, dann hätte man sie entsprechend der Altersstruktur in die Rente schicken können. [...] Die gesamte Durchmischung der Kräfte, da muss ich Ihnen recht geben, ist gescheitert. Dadurch ist es zu einer Beeinträchtigung der Pluralität gekommen. [...] Wir waren zu Fehlern verurteilt.“ (S. 87–90)

Christoph Hein
Verwirrnis. Roman (2018)

Suhrkamp Verlag, Berlin 2018, 303 S. Hörbuch: Der Audio Verlag, Berlin 2018

Friedeward Ringeling, Germanist, hatte sich 1965 habilitiert (und sein Weg zuvor ist oben geschildert, siehe „60er Jahre“). Er galt als exzellent, und die Karl-Marx-Universität Leipzig wollte ihn keinesfalls verlieren. Doch die Bemühungen, ihn zum Professor zu berufen, zogen sich dann ganze 15 Jahre hin: Ringeling war kein SED-Mitglied.

Seine Habilitationsschrift war in drei Übersetzungen erschienen, u.a. ins Französische und Englische, was sein Ansehen im In- und Ausland beträchtlich för-

derte. Das gab „ihm an der Universität eine unvergleichliche Souveränität“ und machte seine Position nahezu unangreifbar. Zunächst wurden zwar seine Anträge, westlichen Einladungen folgen zu können, noch abgelehnt. Doch um 1975 herum gestattete man ihm, eine dreimonatige Gastprofessur in Boston wahrzunehmen. Fortan wurden ihm Westreisen grundsätzlich genehmigt.

Zu Hause in Leipzig war er Teil des „Tabakskollegiums“, einem kleinen Kreis aus Dozenten verschiedener Fachrichtungen, der sich jeden dritten Donnerstag des Monats im Coffe Baum traf. Zu den anderen Teilnehmern gehörte auch der Mathematiker Carsten Johannes Cornelius (angelehnt an den Chemiker Cornelius Weiss, 1933–2020). Abgeschirmt von den anderen Gästen, tauschte man sich

über die Ereignisse an der Universität aus, spottete freimütig über den Bürgermeister ... und die Politiker in Berlin und war darum bemüht, einander in Sottisen und zynischen Bemerkungen zu übertreffen. Ihre Gespräche waren nicht für fremde Ohren bestimmt und schon gar nicht sollten Studenten mitbekom-

men, wie ihre Professoren und Dozenten in privater Runde über den Staat und seine Vertreter herzogen, zumal einige der Herren Mitglieder der Partei waren und innerhalb ihrer Institute ihre gelegentlichen kritischen Einwände sehr viel zurückhaltender formulierten. (S. 261)

1980 wurde Ringeling endlich auf einen Lehrstuhl an der Sektion Germanistik berufen. Für 1982 plante die Republik Österreich eine Germanistentagung aus Anlass des 75. Geburtstages von Hans Mayer (1907–2001). Der war einst Ringelings Doktorvater gewesen. Mayer, mit dem er seit dessen Weggang aus Leipzig keinen Kontakt mehr gehabt hatte, wünschte ihn als Laudator. Ringeling sagte umgehend zu, doch wurde sein Reiseantrag abschlägig beschieden. Das Ministerium sei der Ansicht, dass die Ehrung einem Staatsfeind der DDR gelte, „der nach seiner Republikflucht nichts unterlassen habe, jenen Staat, der ihn in Amt und Würden gebracht habe, zu verleumden. Und nun solle das Ministerium den österreichischen Staat auch noch dabei unterstützen, ein Loblied auf einen erklärten Gegner des Staates zu singen?“

Ringeling legte umgehend Protest ein. Die Reisegenehmigung wäre auch im Interesse der DDR, denn ein Ausreiseverbot würde zu diplomatischen Störungen führen – er hätte auch bereits zugesagt, und der österreichische Bundespräsident werde persönlich an der Ehrung Mayers teilnehmen. Daraufhin suchte ihn jemand auf, der angeblich vom Innenministerium kam. Er teile Ringelings Bedenken und habe deshalb beim Staatssekretär eine Reisegenehmigung erwirken können. Das Ministerium verlange im Gegenzug lediglich einen Bericht über den Verlauf der Reise und die in Wien erfolgten Gespräche.

Ringeling ist empört über dieses Ansinnen. Der Gesprächspartner beschwichtigte erst: „Sie berichten, was Sie berichten wollen. Das ist alles Ihnen überlassen, wichtig ist allein, dass der unersättliche Rachen der Bürokratie mit einem Bericht gefüttert wird.“ Ringeling bleibt störrisch. Daraufhin wird der Ministeriumsmitarbeiter undeutlich-deutlicher: „Sehr verehrter Herr Professor Ringeling, wir müs-

sen uns nichts vormachen. Wir sind gut über Sie unterrichtet, und ich versichere Ihnen, wir haben tiefstes Verständnis für sie. Mehr noch, wir sind Ihnen gerne dabei behilflich, Ihre kleine, nun sagen wir, *Besonderheit* weiterhin in einen Mantel des Schweigens gehüllt zu lassen.“

Oder eben auch nicht, so die unausgesprochene Drohung. Ringelings „Besonderheit“ ist seine Homosexualität. Also: eine subtile Erpressung. Er fuhr nach Wien. Anschließend übertrug er das offizielle Tagungsprogramm samt Uhrzeiten und den angegebenen Pausen auf seinen Kopfbogen, schrieb „Reisebericht“ darüber und unterzeichnete. Bei der Übergabe des Berichts an den Ministeriumsmitarbeiter sagt dieser, gut, wir brauchten einen Bericht, und wir haben ihn bekommen. „Danke für Ihre Bereitschaft. Ich hoffe auf eine weitere gute Zusammenarbeit.“ Ringeling: „Leben Sie wohl und behelligen Sie mich nicht weiter.“ Letzteres tritt dann auch tatsächlich ein.

Dann implodiert die DDR. Carsten Cornelius, der Freund aus dem Tabakskollegium, wird zum Rektor gewählt, nachdem er 1988, mit 58 Jahren, endlich auf eine (außerordentliche) Professur berufen worden war. Er bereut es schnell, sich das Rektorsamt aufgeladen zu haben. Im Juni 1993 erreicht ihn ein Schreiben der Landesregierung: Man habe beim Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen ein Dokument gefunden, dass die Zusammenarbeit von Herrn Professor Ringeling mit dem MfS zweifelsfrei belege. Er werde daher als Inoffizieller Mitarbeiter eingestuft. Da er wahrheitswidrig in Fragebögen das Gegenteil angegeben habe, müsse er entlassen werden. Als „Beweis“ lag eine Kopie von Ringelings „Reisebericht“ bei, darauf eine handschriftliche Bemerkung, dass der Führungsoffizier von einer weiteren Kontaktaufnahme mit Ringeling abrate.

Cornelius bittet Ringeling zu sich. Dieser muss nun alles erzählen, was er auch vor ihm sorgfältig als Geheimnis bewahrt hatte: Denn nur mit der seinerzeit vom MfS angedeuteten Drohung, seine Homosexualität publik zu machen, lässt sich heute der Vorgang einordnen. Nachdem das unbemäntelt offengelegt ist, versichert Cornelius, damit sei die Sache vom Tisch. Er werde mit dem Minister sprechen.

Der Minister (also Hans Joachim Meyer, *1936), meint zunächst, er habe den aufs Sorgsamste geprüften Entscheidungen der Behörde des Bundesbeauftragten zu folgen. Dann aber lässt er sich doch überzeugen. Er bitte lediglich um ein Schreiben zu seiner Absicherung. In diesem solle Ringeling den Vorgang mit sämtlichen Details schildern. Er, der Minister, werde das Schreiben als vertraulich einstufen und so gut wie möglich unter Verschluss halten. Ringeling wird von Panik ergriffen:

„Ich soll das aufschreiben, Carsten?“

„Ja, und bitte lückenlos.“

„Ich soll mich hinsetzen und schreiben, dass ich schwul bin? Das kann ich nicht. Das ist

völlig ausgeschlossen.“

„Es ist und bleibt vertraulich. Niemand wird dieses Schriftstück je zu sehen bekommen. Und der Minister braucht es, wenn er dem

Entscheid der Behörde des Bundesbeauftragten nicht folgen will.“

„Kannst du mir das garantieren, Carsten, dass nie jemand dieses Schreiben in die Hand bekommen wird.“ [...]

„Nein, Friedeward, das kann ich dir nicht garantieren. Er hat mir versprochen, es keinem zu zeigen. Aber wenn es für ihn eng werden sollte, wenn die Behörde gegen seinen Entscheid protestiert, wenn ein Journalist deinen Reisebericht in die Hand bekommt und aufjault oder einer dieser wildgewordenen Bür-

gerrechtler, dann wird er nicht eine Sekunde zögern und deinen Brief hervorholen, um sich zu rechtfertigen. Um zu beweisen, dass du nicht Täter, sondern Opfer bist. [...] Er wird deinen Brief der Öffentlichkeit vorlegen, um seinen Posten zu retten, seinen Hals.“

„Genau das befürchte ich, denn wozu sonst braucht er ein solches Schreiben Punkt. – Nein, Carsten, nein, das kann ich nicht. Das will ich nicht. Das werde ich nie tun.“ (S. 295f.)

„Des allen müd bin ich gegangen. Friedewald Ringeling. Leipzig, am 18. Juni 1993, 22:30.“ Dieser Brief findet sich auf seinem Schreibtisch, bevor sein Leichnam zur gerichtsmedizinischen Untersuchung abtransportiert wird. Die tragische Pointe der Handlung ist, dass der entscheidende und finale biografische Schlag nicht durch die von Ringeling erduldete DDR, sondern durch die politischen Usancen der nachfolgenden Umgestaltung der Hochschulen in Sachsen erfolgte.

Uwe Timm

Johannisnacht. Roman (1996)

Kiepenheuer & Witsch, Köln 1996, 280 S. (fünf Auflagen). Buchclub-Ausgabe: Bertelsmann, Rheda-Wiedenbrück/Zug 1997. Taschenbuch-Ausgabe: DTV, München 1998. Neuauflage: Kiepenheuer & Witsch, Köln 2005. Übersetzungen ins Niederländische, Englische, Spanische, Russische und Italienische

Hier ist das, was uns interessiert, mehr ein Aufhänger als eigentlicher Gegenstand. Der Erzähler, Schriftsteller in München, gerät im Zuge einer Recherche Mitte der 90er Jahre nach Ost-Berlin. Was ihm dort widerfährt, schildert er gleich einem Ethnologen, der Einfühlungsvermögen mit Sachlichkeit verbindet. Der erzählerische Aufhänger: Es ist die Suche nach einem Kartoffelarchiv, die ihn in teils abstruse Situationen geraten lässt, und dieses Kartoffelarchiv stammt von einem abgewickelten Ost-Berliner Agrarwissenschaftler. Dr. Rogler hatte Jahrzehnte damit zugebracht, Material zu sammeln, um die Kartoffel in ihrem gesamten Sortenspektrum biologisch und ernährungsphysiologisch zu rehabilitieren. Dazu gehörte auch eine Kulturgeschichte der Kartoffel, an der er parallel arbeitete.

Anlass der Recherche des Erzählers ist, dass er einen Zeitschriftenauftrag angenommen hat, einen Essay über die Kartoffel zu schreiben. Durch einen Zufall wird er auf den Ost-Berliner Kartoffelforscher Rogler aufmerksam. Ein Hamburger Bekannter, jetzt in Berlin Unternehmensberater, schildert ihn als einen der abgewickelten Akademie-Forscher, die früher „in irgendwelchen baufälligen Instituten herumhockten und vor sich hin forschten, über so aparte Dinge wie die

Geschichte der Sonnenschreiber, oder sie erstellten eine Grammatik des Altusbekischen, zählten die Steine der Ruinen von Theben. Wenn“, fügt er mokant an, „sie nicht damit beschäftigt waren, Berichte übereinander zu schreiben.“

Der Erzähler möchte Rogler interviewen, kommt aber knapp zu spät. Es stellt sich dessen kürzliches Ableben heraus. Immerhin, es gibt da noch sein Kartoffelarchiv, für das sich überdies niemand interessiert. Das scheint unserem Erzähler die Lösung zu sein, um langwierige Bibliotheksstudien vermeiden zu können. Also begibt er sich auf die Suche nach dem Archiv. Die Begegnungen, die ihm diese Suche beschert, erzeugen ein Bild von Rogler und prägnante Einsichten ins Berlin der 90er Jahre.

So stößt er unter anderem auf Dr. Spranger, der in einer WG mit einem arbeitslosen Friseur wohnt. Dessen Auskünfte über seinen Mitbewohner sind schnörkellos. Was Spranger jetzt mache? „Nix. Gelegenheitsarbeiten, nachdem er von euch n Tritt jekriegt hat. [...] Doktor Spranger hat über Zigeunersprache gearbeitet. Jetzt liejen all die Doktoren uf de Neese. Schaden kanns ja ooch nich, dat se mal int Leben riechen.“ Spranger ist nun damit befasst, in einem Blumenladen Frischblumen zurechtzuschneiden und zu Hause nebenerwerbstätig Konstruktivisten zu kopieren (warum Konstruktivisten? Er könne nicht malen, und wenn man nicht gerade farbenblind sei, ließen die sich leicht kopieren).

Ebenso stößt der Erzähler auf Rosenow, einen Freund Roglers, der an der Akademie über Raumordnungsplanung von der Jahrhundertwende bis 1945 in Berlin und Brandenburg geforscht hatte. „Was mir heute, wie Sie sich vorstellen können, nach dem Fall der Mauer, recht nützlich ist.“ Denn seither ist er im Immobiliengeschäft tätig. Er liefert dem Erzähler ein Charakterbild Roglers. Dieser habe sich maßlos darüber ärgern können, dass in der DDR durch staatlichen Eingriff die Sortenzahl der Kartoffel stark reduziert worden war. Zudem seien die sozialistischen Kartoffelsorten immer schlechter geworden, genau genommen immer geschmackloser. Hinzu kamen die fehlerhafte Lagerung und die langen Transporte auf dem maroden Schienennetz. All dem entgegenwirkend, arbeitete Rogler an einem Geschmackskatalog für die Kartoffel. Dabei dachte er das Ganze in einem ziemlich großen Zusammenhang:

Vor allem das Bewußtsein sollte sich ändern, nicht nur die Eigentumsverhältnisse. Rosenow sah mich prüfend an.

Gramsci, sagte ich, erst die Veränderung der Gewohnheiten, der Emotionen, von Erotik, Kleidung und Essen bringt eine neue Gesellschaft hervor.

Aha, Rosenow lächelte fein, ich sehe, Sie ha-

ben also auch so eine linke Kurve in Ihrer Vergangenheit. Ja, Rogler hatte Gramsci gelesen, hatte dafür sogar Italienisch gelernt, weil die meisten Schriften in der DDR nicht übersetzt waren, jedenfalls nicht die kritischen, die sich gegen den Proletkult richteten und diese stalinistische Plattfußtheorie: Allein das Sein bestimmt das Bewußtsein. (S. 41)

Rogler habe gemeint, dass man die DDR durch eine Kulturrevolution verändern müsse. „Und das hieß auch, weg von den Wurstplatten, den fetten Koteletts, den Dampfkartoffeln“, die auf den Speisekarten Sättigungsbeilagen hießen: „Das Wort

müssen Sie sich mal auf der Zunge zergehen lassen“. Er habe sozusagen für eine konsequente Privatisierung des Geschmacks plädiert, „wollte den Sozialismus mit menschlichem Antlitz an der Kartoffel exemplifizieren“. „Sie verstehen“, so der Freund, „daß Rogler schnell an die Grenze dessen kam, was die Parteileitung für erlaubt hielt.“

Eine Ausstellung sollte die Kartoffel ins Bewusstsein der Öffentlichkeit heben. Mit deren Vorbereitung brachte Rogler Jahre zu. Immer wieder hat er Konzepte erarbeitet, die immer wieder durch die Parteileitung abgelehnt wurden. „Drei mal drei Jahre Arbeit, ... Rogler hat die jeweils neue Einschätzung der Partei eingearbeitet, die sich nach drei Jahren aber schon wieder geändert hatte. Drei Ablehnungen. Danach hat er sich geweigert, das Konzept zu ändern. Er hat dann die Jahre still vor sich hingearbeitet, und man hat ihn in Ruhe gelassen. Dann fiel die Mauer.“

Eine der Freuden, die dem Kartoffelforscher nach 1990 noch widerfuhren, war die Begegnung mit einer Germanistikstudentin, die ihre Magisterarbeit über das Motiv der Kartoffel in der Literatur nach 1945 schrieb. Deren Auskünfte gegenüber dem Erzähler:

da fiel ihm gleich total viel ein. Er hatte ja über Jahre alles, was mit der Kartoffel zusammenhing, gesammelt. Hatte die Literatur nach dem Kartoffelmotiv durchgearbeitet und aufgeschlüsselt nach Stichworten wie Anbau, Rezepte, Bildmotiv, Sprichwörter. De dümmsten Buurn harrn de dicksten Katüffeln. Die Kartoffel als literarisches Motiv. Die

Kartoffel bei Hermann Kant, bei Strittmatter, Bobrowski, Christa Wolf. Leider war die Kartei von Rogler etwas einseitig auf ostdeutsche Literatur ausgerichtet, allerdings spielt sie dort ja auch eine größere Rolle als bei den Schweizer Autoren Frisch oder Dürrenmatt, wo sie so gut wie gar nicht vorkommt. (S. 113)

Rogler hat dann nach dem Ende der DDR noch versucht, die Ausstellung zu realisieren, nun zusammen mit einer Ethnologin aus West-Berlin. Gestört wurde er dabei lediglich von den Vermittlungsbemühungen des Arbeitsamtes, obgleich dieses seine spezifische Qualifikation durchaus zu berücksichtigen suchte. So versuchte das Amt einmal, ihn zu McDonalds für die Öffentlichkeitsarbeit zu vermitteln. Pommes frites, so die Begründung, hätten ja etwas mit Kartoffeln zu tun. Parallel war die Ethnologin auf Sponsorensuche:

„Eine große Firma, die Instantknödel und Kartoffelmus in Frischhaltetüten herstellt, zeigte Interesse. Und was sagte mein Freund Rogler dazu: Das gibt nur Einheitsbrei. Den hatten wir schon in der DDR gehabt, wenn auch nicht so gut. Es komme aber gerade darauf an, die einzelne Sorte, ja die jeweils einzelne Kartoffel zu schmecken. Rosenow lachte und schüttelte den Kopf. Das sagte

er den Managern mit ihren Instantknödeln und dem Kartoffelpulver aus der Tüte. Dabei hatten die Leute seinen Ausstellungsplan mit großem Wohlwollen geprüft. Ein paar Reklame- meta-feln? Nein. Hinweise wenigstens auf die Firma, die gerade in amerikanische Hände übergegangen war. Nein. Genaugenommen hat Rogler weder die eine noch die andere Gesellschaft verstanden.“ (S. 44f.)

Helga Königsdorf
Im Schatten des Regenbogens. Roman (1993)

Aufbau Verlag, Berlin 1993, 174 S. Buchclub-Ausgabe: Bertelsmann-Club, Rheda-Wiedenbrück 1994. Neuausgabe: Aufbau Digital, Berlin 2016

Der Roman lässt in einer Ost-Berliner Hochhauswohnung verschiedene Menschen zusammenkommen, die nicht mehr gebraucht werden. Die Hauptmieterin war Chefsekretärin am „Zahlographischen Institut“ des „VVB der Wissenschaft“ (also der Akademie der Wissenschaften). Nach und nach nimmt sie die anderen Gestrandeten auf: ihren ehemaligen Direktor, eine einst hoffnungsvolle, nun aber gleichfalls abgewickelte Mathematikerin und andere. Die beiden Genannten sind schon aus früheren Veröffentlichungen der Autorin bekannt: „der Alte“ (früher auch „der Papst“) und Astrid, die in ihrer Dissertation das (fiktive) berühmte Kurzsche Problem gelöst hatte (was in „Meine ungehörigen Träume“, siehe oben „70er Jahre“, als Missverständnis verhandelt worden war).

Man wohnt in dieser durchaus spannungsreichen WG, weil allein zu leben noch unerträglicher wäre. So stützen sich nun die Insassen, indem sie Erinnerungen an die DDR teilen und das neue Leben im vereinten Deutschland zu verstehen versuchen. Vereint aber scheint in diesem Deutschland wenig. Der Alte, also der frühere Direktor, wird in seiner alten Rolle als Fuchs gezeichnet, der den Verhältnissen abzutrotzen verstand, was möglich war. Es war nur leider nicht viel möglich:

Nachdem der Alte an das Institut für Zahlographie gekommen war, zog dort ein neuer Geist ein. Der machte auch vor der Parteiorganisation nicht halt. „Die führende Rolle, Herrschaften, wie wie stellt ihr euch denn das vor! Doch wohl nicht so, daß die einen führen und die anderen die Köpfe dazu ha-

ben.“ In seinem Munde erhielt die Ideologie plötzlich einen Glanz, der sie salonfähig machte. Zwar blieben die Irrtümer, wie sich später herausstellte, immer noch Irrtümer. Aber sie wurden wenigstens brillant begründet. (S. 85)

Ein Mitarbeiter, Dr. Schlingwein, vertrat am Institut eine wichtige Richtung, und der Alte machte ihn zum Abteilungsleiter. Mehr sei dann für ihn auf der Karriereleiter nicht gegangen, aus fachlichen wie politischen Gründen. Eines Tages kam er zum Institutsdirektor und teilte herausfordernd mit: „Ich war bei einem Friedensgebet.“ – „Ja und?“ – „Ich nehme an, das ist ihnen bekannt.“ – Es war dem Alten nicht bekannt. „Es ging Ihnen nicht ums Beten.“ – „Nein. Ich habe das Gefühl, ich müßte ein Zeichen setzen.“ – Der Alte hatte keine Zweifel, dass sich Schlingwein sofort auf ihn berufen würde, wenn es ihm nötig schien. Also las er ihm gehörig die Leviten. Dann informierte er, um ihm zuvorzukommen, die Parteileitung, dabei „die Sache sogleich von den Füßen auf den Kopf“ stellend: Zur Stabilisierung des Mannes sei es dringend nötig, dass er reisen dürfe. Ein Jahr später trat Schlingwein zum ersten Mal eine Dienstreise in den Westen an.

Alice erinnert sich mit einer gewissen Hochachtung, wie der Alte mit Direktiven umging. In den Sitzungen der Kreisleitung sei mittels langatmiger Referate die Marschrichtung vorgegeben worden. Von dort wurde sie über alle anderen Komandostrecken nach unten durchgestellt. So konnte es geschehen, dass man das gleiche Referat dreimal hörte. Die dahinter stehende Regieleistung hätte eigentlich eine Würdigung verdient:

Hochkarätige Fachleute mit überlastetem Stundenplan waren dazu gebracht worden, Stunde um Stunde abzusitzen, brav auf ihr Stichwort zu warten und sich genau an den vorgegebenen Text zu halten. [...] Eigenständige Wortmeldungen vielen der „fortgeschrittenen Zeit“ zum Opfer. „Ich schlage euch vor, sie schriftlich nachzureichen.“ [...].

Es war ihr unmöglich, das Wesentliche aus den Referaten herauszufiltern. Sie hatte meistens überhaupt nichts Wesentliches entdeckt. [...] Um so mehr hatte sie den Alten bewundert, der in kühnen eigenen Worten den richtungsweisenden Referaten genau das entnahm, was er entnehmen wollte. Selbst wenn es nicht drinstand. (S. 106f.)

Nun, 1992, gehört der Alte zu den WAP-Leuten, die für eine Übergangszeit im „Wissenschaftler-Anpassungs-Programm“ finanziert werden. Wofür, interessiert keinen. Er hat einen kläglichen Platz in einem Raum, den er mit fünf seiner ehemaligen Mitarbeiter teilt. „Und das war schon ein Entgegenkommen.“ Zuvor hatte es die zweistufige Evaluation gegeben, erst die fachliche:

Der Alte kannte die meisten der Westevaluierer schon seit vielen Jahren, und auch sie kannten ihn sehr gut. Man hatte sich auf Tagungen getroffen, Publikationen voneinander gelesen. [...] Es hatte Zeiten gegeben, wo sie seine scharfzüngigen Urteile gefürchtet hatten. Früher war der Glanz einer Tagung fast gesichert gewesen, sagte er seine Teilnahme zu.

Aber die Evaluierer überwandten ihre Anfangsverlegenheit schnell. Sie behandelten den Alten mit eingeschränkter Achtung, so als hätten sie jemanden vor sich, dem man zwar gewisse Verdienste nicht absprechen konnte, der sie aber über den Grad seiner

Verstrickung getäuscht hatte. [...]

Der Oberevaluierer war früher ein sehr bedeutender Wissenschaftler gewesen. Er gehörte zu den Invaliden der Wissenschaft, die sich selbst überleben ... Er lächelte manchmal traurig vor sich hin, so, als wollte er fragen: Warum habe ich mich auf das hier eingelassen? Diese Frage quälte ihn, seit er den Job übernommen hatte. [...] Er empfand eine gewisse Sympathie für den Alten, der genaue und sehr treffende Auskünfte gab. Eine Sachlichkeit, durch die sich die übrigen Kommissionsmitglieder aus irgendeinem Grund gestört fühlten. Sie schnitten dem Alten das Wort ab. (S. 50f.)

Dann kam die Integritätskommission. Deren Leiter, ein westdeutscher Personalchef im Ruhestand, macht sich während der Anhörungen so seine Gedanken:

Das alte Machtgefüge mußte zerschlagen werden, selbst da, wo es punktuell etwas zum Blühen gebracht hatte. Das hätten die Leute schon bei ihrem Lenin nachlesen können. Aber die schienen nicht einmal in ihren Parteilehrjahren richtig aufgepaßt zu haben. [...]

er gab sich auch Mühe, die anderen zu verstehen. Aber wenn er es dann ständig nur mit Schadensbegrenzern zu tun hatte, entstand doch die einfache Frage, woher denn der ganze Schaden kam, den sie da immerfort begrenzt hatten. (S. 59)

Alice hatte sich dem Auftritt vor der Integritätskommission entzogen. Es sei ihr unmöglich gewesen, ein Begriffssystem zu finden, das für ein solches Gespräch nötig gewesen wäre. So erklärt sie auf Nachfrage des Kommissionssekretärs. Die Mitglieder sind daraufhin einhellig der Meinung, dass man nicht einmal den Verdacht einer Verhöhnung der Kommission aufkommen lassen dürfe.

Bei Alice wächst im Laufe der Zeit die Empörung darüber, dass diese Leute sich anmaßen, über sie derart Gericht zu halten. „Als wollten ihr lüsterne Greise die Kleidung vom Leib reißen, um ihre Unschuld zu beurteilen. Wenn sie sich dieser Prozedur unterzöge, würde sie hinterher eine andere sein.“ Also lässt sie es. Die Kommission nahm mit der Entlassungsempfehlung inkauf, dass es international wohl Kopfschütteln geben werde, da Alice mit ihrer Lösung des Kurzschens Problems außerhalb des Landes hohe Wertschätzung genießt.

Denkt man Integritätsprüfung und fachliche Evaluation zusammen, so kommt heraus: „Die Ostdeutschen waren entweder Reisekader gewesen oder ohne Auslandserfahrung. Beides war keine Empfehlung.“

Für den Alten, der ja analytisch nicht unbegabt ist, fällt die Bewertung seiner eigenen Situation ambivalent aus. Einerseits mache sich niemand die Mühe, die komplizierten Verantwortlichkeiten nachträglich noch zu entwirren. Er aber sei als einziger für alle sichtbar gewesen. Dass die neue Herrschaft irgendjemand in die Ecke stellen müsse, dafür habe er durchaus Verständnis. Andererseits: Setze man das Wissenschaftspotenzial, das er einbrachte, in Beziehung zu den Bedingungen, unter denen er es zur Reife gebracht hatte, dann müsste er eigentlich das Bundesverdienstkreuz bekommen. Und schließlich: Die Sieger „sollten erst mal so in die Klemme kommen wie das untergegangene System. Mal sehen, was von ihrer ‚Tugend‘ übrigblieb.“

Die rezensensorische Aufnahme des Buches bestätigte seinen Inhalt. Sie war im Osten freundlich und würdigte die feine Ironie (z.B. Gutsche 1993). Im Westen zeigte man sich hämisch, erkannte die (zu) feine Ironie nicht und zimmerte aus Königsdorfs Ambiguitäten nostalgieverdächtige Eindeutigkeiten (z.B. Martin 1993). Es hat einige Zeit gedauert, aber unterdessen ist das, was Königsdorf 1993 mitteilte, gesamtdeutscher Meinungsmainstream geworden. Und zwar wesentlich deshalb, weil bislang eine Aufgabe offenkundig misslungen ist, die im Buch bereits benannt wurde: „ein außer Rand und Band geratenes Volk in kürzester Zeit wieder regierbar zu machen“. Das, für forensische Leser sei es hinzugefügt, war ironisch, nicht diktaturnostalgisch gemeint.

John Erpenbeck
Aufschwung. Roman (1996)

Eulenspiegel-Verlag, Berlin 1996, 223 S. Neuauflage: Goldmann, München 2000

Edgar Rothenburg war Professor für Historischen Materialismus mit einem Faible für Philosophiegeschichte, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, an der er auch forschte, und hielt Lehrveranstaltungen an der Hochschule für Ökonomie in Berlin-Karlshorst. Nun, mit Mitte fünfzig, sitzt Rothenburg zu Hause, denn die Akademie ist aufgelöst, er selbst war „devaluiert“ worden. Vorruhestand.

Ein wenig befasst er sich mit Wertphilosophie, ist damit „zu den Klassikern geflohen“, hat ein paar kleinere Arbeiten dazu verfasst, die in italienischen, österreichischen und amerikanischen Zeitschriften publiziert wurden. „In diesen Ländern, die deutscher Gründlichkeit und deutscher Säuberungswut ohnehin skeptisch gegenüberstanden, hatte sein Name als Philosophiehistoriker noch Gewicht. Die Carnegie University in Pittsburgh hatte ihn sogar zu einem Gastaufenthalt eingeladen. In seiner finanziellen Situation war daran allerdings kaum zu denken, weil er nicht einmal den Flug bezahlen konnte.“

Freundschaften waren zerbrochen. „Wer arbeitslos war, hatte sich ... zurückgezogen; wer Arbeit hatte, wollte nicht mit seinen glückloseren Freunden zusammenkommen – wie hätte er sie trösten, wie ihnen helfen können?“ Einmal geht Rothenburg zu einer Sitzung der Gundling-Gesellschaft. Unter dem Namen des verachteten und verlachten Akademiepräsidenten aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. (1688–1740) hatten sich abgewickelte Akademiemitglieder zusammengeschlossen. Sie treffen sich einmal im Monat, aber Rothenburg empfindet die Zusammenkunft im Versammlungsraum eines Betonplattenbaus, früher von Hausgemeinschaften für Feste genutzt, als gespenstisch. „Zukunftsgestaltung als Evolutionsprozeß“ ist das Thema der Veranstaltung, und neue Forschungsergebnisse sollten präsentiert werden:

Der Philosoph, ein alter Bekannter und Widersacher, schlug die Schlacht um antagonistische und nichtantagonistische Widersprüche noch einmal. Der Historiker erklärte, warum Wende und Wiedervereinigung gesetzmäßig gewesen waren; vor Wendezeiten hatte er allerdings, ebenso überzeugt, den gesetzmäßigen Zusammenbruch des Kapitalismus beschworen. [...] Die Diskussion war ein wunderliches Gemisch aus Betroffenheit

und Abstraktion. Einige berichteten von ihren Leben nach der Wende, von den Gefühlen der Sinnlosigkeit und Leere. Andere gaben scharfsinnige theoretische Kommentare, ein intellektuelles Feuerwerk, das in allen Hauptstädten außerhalb Deutschlands mit Hochachtung bedacht worden wäre. Hier blieb es innerhalb der dumpfen Betonmauern. (S. 75f.)

Manchmal kramt Rothenburg seine alten Texte heraus, findet sie einerseits nicht schlecht, sieht andererseits aber auch, was das Gegenwartsproblem mit diesen Texten ist:

Freilich, wer des dialektischen Sprachspiels unkundig war, konnte die Texte für bloße Häufungen ideologischer Versatzstücke halten, nach unbekannten Regeln aneinandergereiht. Sie bedurften kundiger Deutungen und Deuter, um Wichtiges und Neues darin zu entdecken. Wie bei mittelalterlichen Schriften war hermeneutische Mühe erforderlich. [...] Wer damals Edgars Bücher las, kannte alle Kodierungen und wußte seinen Mut zu schätzen, dem Individuum größere Rechte und Freiräume einzufordern. Gegen Marx maß Philosophie, die sich nach ihm

benannte, dem Einzelnen in der Gesellschaft nur unwesentliche Bedeutung zu. Mit Marx versuchte Edgar, vorsichtig genug, dagegen anzugehen. „Die Entwicklung des sozialistischen Menschen“, „Das Menschenbild in der marxistisch-leninistischen Philosophie“, „Marxismus und Theorie der Persönlichkeit“, „Gesellschaftliche und persönliche Freiheit im Sozialismus“ ... lauteten einige der wenig aufregenden Titel, die durchaus für Aufregungen sorgten. ... Edgar musste um Sätze und Bücher kämpfen. (S. 33)

Zufällig trifft er seine frühere Studentin Gerda von der HfÖ wieder, inzwischen promoviert und dann im Außenhandelsministerium tätig gewesen, nun gleichfalls arbeitslos. Beide verbindet eine amourös grundierte Erinnerung und der Gedanke daran, an diese vielleicht wieder anzuknüpfen. Um ihre Hand halten zu können, liest Rothenburg ihre Handlinien, eine alte Marotte von ihm. Er hatte sich gelegentlich in Texte zur Chiromantie vertieft, erklärt aber rational, was da vor sich geht: „Man sieht sich einen Menschen genau an. Seine Kleidung, seinen Gang, seine Gesten, sein Minenspiel. Man hört ihm aufmerksam zu, fragt ihn vorsichtig aus, lässt sich unmerklich Vermutungen bestätigen. ... Schaut man dann in die Hände, kann man viel darin lesen.“

Ein paar Tage später kündigt ihm Gerda, die sehr zielstrebig denkt, eine Idee an: „Wir haben eine klare Krisensituation in diesem zusammengejeteten Deutschland – nicht wahr? ... das bedeutet Arbeitslosigkeit, sozialen Abstieg, Armut für viele und Unsicherheit für fast alle, sogar für Aufsteiger und die neuen Herren.“ – „Wär ich nie drauf gekommen ... Ist das Idee?“ – „Spar dir die Ironie noch einen Augenblick auf. Womit kann man in solchen Zeiten Geld verdienen? Indem man in Bereiche einsteigt, die dieser Krise ihren Boom verdanken. [...] Was meinst du, wovon Anlageberater, Versicherungen und Wachgesellschaften leben? [...] Wahrsager, Astrologen, Traumdeuter haben in Krisenzeiten Konjunktur.“ Also warum nicht auch Handlinienlesen?

Rothenburg ist es unbehaglich. Was sollen seine ehemaligen Kollegen von ihm denken? Einer ist auch prompt unter den ersten Klienten, die sich nach einer Anzeige des neu erfundenen „Wissenschaftlichen Instituts für wissenschaftliches Handlinienlesen Tes Chiro“ angemeldet haben. „Du, Egar? Ich kanns nicht glauben ... Der Ober-Histmatschik und Parteisekretär der Klasse Gesellschaftswissenschaften – ein Handlinienleser ...“ – „Und wie kommt der Ober-Ägyptologe und Klassensekretär Professor Heinze dazu, zum Handlinienlesen zu gehen?“

In der Anzeige hatten sie eine „wissenschaftlich fundierte Diagnose von psychischen Zukunftspotentialen“ versprochen und eine „nach neuesten Erkenntnissen der Chiromantie zu ca. 85 % zutreffende Schicksalsprognose“. 57 Briefe waren

daraufhin eingegangen. Die Klienten verpflichten sich, das „Institut“ zumindest zweimal in den nächsten beiden Jahren kurz über Zutreffen oder Nichtzutreffen der Prognose zu unterrichten.

Der wissenschaftliche Eindruck, den das Ganze vermittelt, stärkt erheblich das Vertrauen der Klienten. Honorare werden nicht genommen, nur diskrete Spenden in einen Ablasskasten am Ausgang. Das spart die Steuer. Die Spenden pegeln sich bei 100 bis 150 Mark pro Klient.in ein. Die Sache beginnt zu expandieren, denn Rothenburg versteht es, seine Besucher geschickt zu lesen und ihnen Selbstbewusstsein einzuhauchen – daran vor allem mangelt es vielen, die zu ihm kommen.

So plötzlich zu Geld gekommen, leisten sich die beiden einen Trip in die USA, die Einladung der Carnegie University liegt ja vor. Seine Vorträge hinterlassen einen tiefen Eindruck. „Besonders eifrig besprach man Egards Bemerkung, zu jeder der Krisenzeiten hätte Astrologie, Kartenlegen und Handlinienlesen Hochkonjunktur gehabt, nur achtundsechzig habe der Marxismus-Leninismus in mancher Hinsicht deren Funktion übernommen.“ Eine Zufallsbekanntschaft, 1938 aus Deutschland geflohen und inzwischen erfolgreicher Unternehmer, erfährt von dem, was die beiden tatsächlich treiben. Seine Diagnose: „Wachstumsbranche Illusionsindustrie!“

Zurückgekehrt, entscheiden sich Gerda und Rothenburg, der ganzen Sache die inzwischen angemessene Form zu geben. Es wird ein Unternehmen gegründet. In Berlin-Mitte mieten sie Räumlichkeiten an. Eine befreundete Malerin, ostdeutsch, also auftragslos, malt die Räume spektakulär aus und verdient so erstmals wieder Geld. Ein Nachbar, Bekannter oder früherer Kollege nach dem anderen findet Verwendung in der Firma, die einen atemberaubenden Geschäftserfolg hinlegt. Verstecken kann sich Rothenburg mit seiner ungewöhnlichen Beschäftigung nun natürlich nicht mehr.

Das Wochenmagazin „Der Reflektor“ tut, was „Der Spiegel“ seit den 90er Jahren immer tat, um die Einheit zu fördern: Es betreibt, was als investigativer Journalismus gilt. Man interessiere sich dafür, „wie ausgerechnet ein Professor für marxistische Philosophie dazu kommt, ein Unternehmen zum Handlinienlesen zu gründen“, lautet die Anfrage. Man könne den Artikel auch ohne ein Interview schreiben, man besitze genügend Informationen über alle Beteiligten. Es folgt ein angenehm wirkendes Gespräch mit dem Journalisten, der aus seiner altlinken Gesinnung kein Hehl macht. Um so bestürzender das Ergebnis: „Kommunistischer Hexenmeister. Der Berliner Professor Edgar Rothenburg, ehemals marxistisch-leninistischer Dogmatiker, macht eine neue Karriere“. Glaube niemand, heißt es in dem Artikel, Kommunisten wüssten sich nicht Marktverhältnissen anzupassen.

Die Reaktionen sind unerwartet: mehr als 200 Briefe treffen in der neuen Firma ein, die meisten davon Terminanfragen. Das Konkurrenzmagazin „Brennpunkt“ druckt gern eine Antwort von Rothenburg an den „Reflektor“ (also: „Fokus“ gegen „Spiegel“): „Nur nicht noch eine solche Story! Der Angriffe können

wir uns erwehren. Die Boshaftigkeiten nehmen wir gelassen hin. Aber mit dem Erfolg, den uns Ihre geschätzte Aufmerksamkeit bescherte, werden wir nur schwer fertig.“

Es müssen neue Räume angemietet werden. Qualifizierungslehrgänge sind nötig, denn Rothenburg kann das Geschäft nicht mehr als einziger Handlinienleser bewältigen. Ein von ihm verfasstes „Brevier der Chiromantie“ (im Roman auf andersfarbigem Papier abgedruckt) hält sich elf Wochen in der Sachbuch-Bestsellerliste des „Reflektor“. Unternehmen erkennen das Handlinienlesen als hocheffektive Methode, über Motive und Werte der Mitarbeiter ins Gespräch zu kommen und sie positiv zu verändern. Filialen in Ost- und Westdeutschland müssen gegründet werden. Um die Treffgenauigkeit der Prognosen zu erhöhen, wird eine Gesellschaft namens ChiroInvestigations ausgegründet, die öffentlich zugängliche Quellen über die Klienten auswertet. Eine Unternehmensberatung auf chiromantischer Grundlage tritt hinzu und hat vor allem bayerische Kunden. Dann werden elektronische Handlinienlese-Automaten entwickelt und in Spielhallen aufgestellt.

Schließlich trägt das Ganze, auf Vorschlag eines „Wirtschaftsbeirats Aufschwung Ost“, Rothenburg das Bundesverdienstkreuz ein, als einem der erfolgreichsten Existenzgründer Ostdeutschlands. Der Bundespräsident würdigt bei der Verleihung, dass es der Tes Chiros GmbH und ihrem Leiter geglückt sei, „eine menschheitsalte Erfahrung, die Chiromantie, okkulten Fragwürdigkeit zu entreißen und sie wissenschaftlich zu begründen“.

Die Ausgezeichneten an diesem Tag sind alles Ostdeutsche, die trendwidrig im Osten unternehmerischen Erfolg organisiert haben: neben Rothenburg alte Betriebsdirektoren, die sich auf ein Management-buy-out-Wagnis eingelassen hatten, aber auch ein junger Software-Firmenchef, der sich darauf spezialisiert hat, Unternehmen bei der Bewältigung der „bürokratischen Revolution in den neuen Bundesländern“ zu unterstützen. Dieser saloppe Typ witzelt im Kreise der Preisträger: „Wir könnten doch eine ‚Parteilgruppe Bundesverdienstkreuz‘ bilden“. Edgar Rothenburg, ironisch: „Wir wissen gar nicht, was Sie meinen.“

Rita Kuczynski

Staccato. Roman (1997)

Frankfurter Verlags-Anstalt, Frankfurt a.M. 1997, 184 S. Taschenbuchausgabe: List Taschenbuch Verlag, München 2000

Eine ostdeutsche Philosophin lässt die Leserin, den Leser teilhaben an ihrer Wanderung durch die Zeit nach der Vereinigung. Was sie erlebt, ist oder wird ihr praktisch alles fremd. Sie nennt diese neue Zeit „die Moderne“. Die Zeit davor sei von „den Feinden“ beherrscht gewesen, eine Chiffre für den Machtapparat in der

DDR. Diesen Feinden hält sie allenfalls zugute, dass sie nachts gefahrlos durch einen Park laufen konnte. Jetzt „passiert andauernd etwas“, „auch mit öffentlichen Verkehrsmitteln ist es kreuzgefährlich zu fahren“. Doch auch ansonsten ist die neue Zeit überhaupt nicht zu fassen. Qua innerem Monolog werden Details mitgeteilt.

Demnach ist „die Moderne“ von einer „Gemeinschaft der Feindlosen“ bevölkert. Entmündigung wird durch Institutionen repräsentiert, die sich nicht einmal als Feinde identifizieren lassen. Sie verdanken ihre Macht, mit der sie alles Individuelle verhindern, durch objektivierte Normen: Arbeits- und Sozialämter, Krankenkassen, Therapiegruppen, Institute zur Anbahnung von Partnerschaften, Bewilligungsgremien für Projektanträge. Wenn irgendetwas von all dem zu begreifen sei, dann nur, dass sie als ostdeutsche Geisteswissenschaftlerin keinerlei Chance hat, schon gar nicht die auf Selbstbestimmung – obwohl sie und ihre Bekannten die individualisierte Gesellschaft perfekter simulieren, als diese tatsächlich funktioniert. Ein Projektantrag an die EU beeindruckt dort durch seine Perfektion, schon mit dem Titel – „Zukunft als Risiko der Überlebensgesellschaft“. Sie hatte sich ziemlich beliebig ein Konzept zusammengedacht:

Rein mathematisch ist mir da ein Modell gelungen, gegen das nicht viel zu sagen war, weil es in seiner Weite alles, also nichts umfaßt. Solche Allaussagen gehören zum Einmaleins strategischer Denkmodelle, das weiß ich noch aus der Zeit, da es die Feinde gab. Daß diese Modelle auch in der Moderne mit Zustimmung angenommen werden, hängt wahrscheinlich mit ihrer Beliebtheit zusammen. Sie stören niemanden.

Albert gab mir den Tip, Gelder für die Veranstaltungen bei der Europäischen Union zu beantragen. Projekte mit Allaussagen werden dort gefördert, weil sie zur weltweiten Verständigung beitragen, so Albert. [...]

Von den Geldern, die wir aus Brüssel bekamen, konnten dann sechs Veranstaltungen finanziert werden. Bei zwei von ihnen habe auch ich gesprochen. Dabei habe ich über Dinge geredet, die ich in keiner Weise durchdacht hatte. Das ging erstaunlich gut. Die Leute haben wie verrückt diskutiert über Dinge, von denen auch sie nichts verstanden. Das war schon faszinierend. Wir redeten auf ganz natürliche Weise aneinander vorbei. Jeder redete seins. Vielleicht habe ich an diesen Abenden das Geheimnis des modernen Diskurses verstanden. Es besteht darin, daß sich

in einem Gespräch inhaltlich keiner auf keinen bezieht. Dieses Geheimnis darf natürlich niemand aussprechen. Weil es ja sonst kein Geheimnis mehr ist.

Nachdem ich das begriffen hatte, entstand eine Weite, vor mir, hinter mir. Das war schon erstaunlich. Wie sich Raum dehnte, indem ich sprach. Wie das Volumen meiner Stimme zunahm. Sie bekam einen so hellen Klang. Meine Worte gewannen eine Leichtigkeit, die auf mich übersprang. Nur ungern überließ ich dem nächsten Sprecher das Wort. Die Diskussion nahm ihren Lauf. Für einen Moment schloß ich die Augen. Ich sah, wie jeder mit seiner Meinung treffsicher an der Meinung des anderen vorbei spazierte. Ich begriff, die Kunst des Spazierens hier besteht darin, daß niemand niemanden berührt ... dies Nebeneinander von Meinung und Meinung, die einander nicht stören wollten. [...] Ich glaube, an diesen Abenden den modernen Diskurs nicht nur in seinem logischen Ansatz verstanden zu haben: Wenn jeder so für sich redet, entsteht auch schon wieder etwas. Es hat zu tun mit einem Sich-Zurechtfinden im Ungefähr, mit einem Sichersein im Ungenauen. (S. 39–43)

Karl-Dieter Keim

Die kühneren Tage. Ein west-östlicher Roman (2011)

Berlin University Press, Berlin 2011, 260 S.

Eine Wildostgeschichte aus den 90er Jahren um Immobilien, Investmentfonds, Leuna und Elf Aquitaine, die Beraterplage usw. Hineingerutscht, wenngleich immer halb am Rande verbleibend, war auch die Hauptfigur Jörg Kemmler, ein Raum- und Regionalforscher. Für diese Figur schöpft der Autor augenscheinlich aus eigenem Erleben. Er war, nach zehn Jahren als Professor an der Universität Bamberg, 1992 Direktor eines raumwissenschaftlichen Instituts geworden, des heutigen Leibniz-Instituts für raumbezogene Sozialforschung Erkner (IRS) in Erkner b. Berlin; 2003 wurde er pensioniert. Die Hauptfigur des Romans kam Anfang der 90er Jahre aus Süddeutschland nach Berlin, übernahm ein raumwissenschaftliches Institut und kam etwa 20 Jahre später bei einem Badeunfall ums Leben.

Die Zeit der eigentlichen Romanhandlung ist 1999/2000. Kemmler muss sich auf eine Anhörung in einem Untersuchungsausschuss des Brandenburger Landtags vorbereiten. Der Ausschuss versucht Licht ins Dickicht kommerzieller und politischer Verflechtungen bei der Privatisierung und Verwertung von Immobilien zu bringen. Die Vorbereitung darauf zwingt Kemmler zur Rekapitulation seiner Zeit im Osten. Dabei spielt dann auch sein Institut eine Rolle. Für den Plot braucht der Autor dessen Privatisierung, die es beim realen IRS so nicht gegeben hat. Doch die Anlässe, die im Roman zur Privatisierung führten, hatte es tatsächlich gegeben.

Das IRS war 1992 aus den Trümmern der zerschlagenen Bauakademie der DDR entstanden, konkret aus dessen Institut für Städtebau und Architektur (ISA). Beteiligt waren an der Neugründung – im Leben wie im Buch – der Bund und die Länder Berlin und Brandenburg. Zunächst saß die Einrichtung auch noch in Berlin-Mitte. 1997 stieg Berlin aus der Mitfinanzierung aus, und das Institut zog über die Landesgrenze nach Erkner. Dann, 1999, so nun wieder im Roman, wurde das Institut infrage gestellt, „wie es schien aus heiterem Himmel“: „Man habe sich mit der Neugründung wissenschaftlicher Einrichtungen in den östlichen Ländern übernommen und müsse jetzt zurückrudern. [...] Der Bund müsse sich jetzt stärker dem Nachholbedarf im Westen zuwenden.“

Aber der Kuratoriumsvorsitzende des Instituts hat sich bereits gekümmert: Es gebe eine Stiftung, „Science for Development – SCIDE“, die in die Finanzierung einzutreten bereit sei. Das klang zunächst und eine ganze Weile lang auch ganz passabel. Praktisch wurde das Institut damit – im Roman – privatisiert und geriet später in Korruptionsermittlungen, denn hinter SCIDE stand eine dubios agierende Finanzgruppe. Aber auch, wenn hier die Romanhandlung und das IRS-

Leben nicht kongruent sind: Man wird diese Privatisierungsgeschichte wohl als sarkastisch zugespitzte Meinungsbekundung ihres Autors lesen können, nämlich dazu, dass dem IRS nahegelegt wurde, mehr auf Drittmittel zu setzen (es warb damals rund 870.000 DM zusätzlich ein, etwa 18 Prozent des Institutsbudgets, vgl. Wissenschaftsrat 2000: 163).

Überhaupt, man kommt gar nicht umhin, Keims Buch mit der Bewertung seiner Aufbauzeit durch den Wissenschaftsrat zu vergleichen. Im Roman stöhnt Kemmler: „sieben Jahre schon raubt mir dieses Institut die Kräfte“. In der IRS-Evaluation des Wissenschaftsrates heißt es: „Das anspruchsvolle Forschungsprogramm ... kann mit den gegenwärtigen ... Möglichkeiten ... nicht verwirklicht werden“ (ebd.: 131f.). Das könnte für das Forschungsprogramm und gegen die Möglichkeiten sprechen. Der Wissenschaftsrat weiß um die Auswege: Es müsse fokussiert und mehr Drittmittel eingeworben werden (ebd.: 132, 159). Soweit, so womöglich hinnehmbar. Dann aber verstrickt sich der Wissenschaftsrat in unauflösbare Widersprüche: Das Institut müsse „für die Frage des Transfers seiner Forschungsergebnisse in die Praxis nach Lösungen suchen“. Zugleich aber solle es längerfristig „mehr Beiträge zur Theoriebildung“ leisten. Dabei wiederum möge jedoch „von allzu anspruchsvollen Formulierungen abgesehen werden“. Die Publikationen in internationalen referierten Fachzeitschriften seien sofort steigern. (Ebd.: 158f.)

Also: mehr Transfer, mehr Theoriebildung, weniger Anspruch, mehr Fokussierung, viel mehr internationale Veröffentlichungen. Es drängt sich ein etwas schräger Eindruck auf, der die Romanhandlung als verfremdete Realgeschichte des Instituts in Erkner zu lesen nahelegt: Keim versuchte im Ost-Chaos der 90er Jahre, aus den Resten eines DDR-Instituts eine neue Einrichtung aufzubauen und über wacklige Finanzierungsstrukturen hinweg zu stabilisieren. Währenddessen fiel dem Wissenschaftsrat bei seiner Begutachtung exakt das ein, was ihm immer einfällt, unberührt von der konkret evaluierten Situation. Und so ist man als Leserin geneigt, den fiktiven Untersuchungsausschuss im Brandenburger Landtag als die reale Evaluationskommission des Wissenschaftsrates zu lesen.

Anna Sperk

Die Hoffnungsvollen. Roman (2017)

Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2017, 544 S.

Ein (Schlüssel-)Roman des Übergangs: von der DDR-Universität in die gesamtdeutsche Wissenschaftsrealität. Alex, die Protagonistin, ist in Karl-Marx-Stadt/Chemnitz aufgewachsen. 1992, mit 18, geht sie nach Linden (das ist Leipzig), um an der dortigen Universität Ethnologie und Informatik zu studieren. Sie trifft

auf eine Uni, in der das Gestern noch nicht vergangen ist und das Heute noch nicht richtig angekommen. Das wird in einer unpräzisen Sprache erzählerisch entfaltet.

Erfunden scheint dabei sehr wenig in dem Buch (dass das Religionswissenschaftliche Institut aus dem früheren Fachgebiet Wissenschaftlicher Atheismus hervorgegangen sei, dürfte eher auf einem Missverständnis beruhen als eine bewusste literarische Erfindung sein). Die Handlung bewegt sich entlang der Biografie der Autorin. Die Schauplätze in Linden/Leipzig und Halle (im Buch „Solau“) sind eindeutig benannt oder leicht zu identifizieren. Halle spielt eine Rolle, weil dort das Max-Planck-Institut für Ethnologie sitzt, an dem Alex nach ihrem Studium arbeiten wird. Zu diesem Zeitpunkt ist die Handlung bereits in den 2000er Jahren angelangt – und da geht es dann um die prekäre Arbeits- und Lebenssituation des wissenschaftlichen Nachwuchses, die Absurditäten von Projektanträgen, Förderlogiken, Abhängigkeiten von den Hierarchen des Wissenschaftsbetriebs einschließlich der Abwehr sexueller Avancen, Fördermittelbürokratie, Wissenschaftszeitvertragsgesetz.

Im ersten Teil des Romans hingegen ist die DDR an der Universität Linden noch allgegenwärtig, bei den Informatikern in Gestalt frauenfeindlicher Arroganz der Professoren: „Studieren Sie doch lieber Geisteswissenschaften oder Pädagogik, wie alle Frauen“, rät ihr 1992 der Institutsdirektor. Nach dem Vordiplom gibt Alex hier entnervt auf, konzentriert sich fortan auf die Ethnologie und belegt zusätzlich Zentralasienwissenschaften.

In der Ethnologie ist die DDR in anderer Weise präsent. Alle Seiten – ostdeutsche Lehrende, westdeutsche Lehrende, ostdeutsche und westdeutsche Studierende – thematisieren beständig den Kontrast des früheren und heutigen Universitätslebens. Und dann erschüttert der Fall des Direktors das Institut. Dieser wird hier sehr nah an den realen Geschehnissen entlang erzählt, in denen „Prof. Ulrich“ Dietrich Treide war, den die Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde im Oktober 1991 zu ihrem Vorsitzenden gewählt hatte (vgl. Pommerening o.J. [1993] und Treide 2012):

Die Studenten begrüßten die politische Seite der Evaluierung. Dagegen wurden immer mehr kritische Stimmen gegen die wissenschaftlichen Eignungsprüfungen laut. Sie sahen, dass mangelnde Eignung leicht gegenüber Kollegen herbeizureden war, besonders wenn man die ungünstigen Bedingungen des Wissenschaftssystems der DDR als Argument gegen die Universitätsmitarbeiter ausspielte. Die Lehrenden selbst mieden das Thema, bis die Ergebnisse feststanden. Sprach man sie darauf an, winkten sie ab und verschwanden

in ihren Zimmern. Doch Druck und Angst vibrierten in den Räumen der Alma Mater. [...]

„Ulrich hat eine Kündigung aus ‚Mangel an Bedarf‘ bekommen. Aber jetzt wollen sie die Stelle, für die es an Bedarf mangelt, neu besetzen.“ Der Student lachte leise.

„Das ist ja eine Schweinerei!“ Alex hatte erwartet, dass Ulrich an der Universität bleiben würde. Außerdem wurde doch Ulrich nun auch gesamtdeutsch gewürdigt. Und die deutschsprachige Ethnologie feierte

seit einigen Monaten die Wiedervereinigung Deutschlands mit der Wahl des Ostdeutschen Ulrich zum Vorsitzenden der Bundesdeutschen Vereinigung für Ethnologen. [...]

„Es ist der völlige Hohn, dass Ulrich nun auch noch eine Aufforderung bekommen

hat, sich auf seine eigene Stelle zu bewerben. [...] Jedenfalls gibt es deutschlandweit Ethnologen, die dazu aufrufen, sich nicht auf diese Stelle zu bewerben. Trotzdem soll es schon Bewerber geben.“ (S. 114–120)

Die Berufungskommission fällt eine Entscheidung. Ulrich kam nicht auf die Liste, und das Institut bekam einen westdeutschen Leiter. Da Ulrich nach seiner Evaluierung nichts vorzuwerfen war, klagte er gegen seine Kündigung und gewann. Die Universität musste ihn wieder einstellen, doch Ulrich wechselte das Institut. Anstatt in der Ethnologie lehrte er dann in den Kulturwissenschaften. „Kennst du den?“, fragten sich die Studenten in der Raucherecke gegenseitig: „Zwei Professoren treffen sich auf dem Flur zum Rektorat. Sagt der eine zum anderen leise: ‚Noch der Liebert, dann sind wir ostrein.‘“

Die Autorin studierte bei der Ethnologin Erika Taube, eine der Ostdeutschen, die ohne Arbeitsgerichtsverfahren übriggeblieben waren. Ihr setzt sie als Frau Dr. Spitz ein kleines Denkmal:

Alex sah die bevorzugten Unterrichtsthemen von Frau Dr. Spitz durchaus kritisch. Neben Volksdichtung waren das Glaubensvorstellungen und Brauchtum zentralasiatischer Nomaden, wie sie selbst ihre Forschungsschwerpunkte in einer altertümlichen Terminologie bezeichnete. Die Studenten hörten ihr gern zu, obwohl sie allzu gut wussten, dass Frau Spitz' Wissenschaftsauffassung vor ihren westdeutschen Kollegen keinen Bestand hatte. In einer Zeit, in der die Studenten der Universität Linden für den internationalen Arbeitsmarkt fit gemacht werden sollten, ... waren Frau Spitz' wissenschaftliche Ambitionen für Alexandra romantische Träumereien, die sie sich eigentlich nicht leisten konnte. Themen von aktueller oder gar politischer Relevanz, Theorien und Methoden hielt Frau Spitz für entbehrlich, genauso wie die Lektüre englischsprachiger Literatur, deren gute Kenntnis eine Grundvoraussetzung für eine zukünftige erfolgreiche Karriere der Studenten war. In russischsprachiger Literatur dagegen kannte sie sich aus. Keiner ihrer westdeutschen Kollegen konnte sich hier auch nur annähernd mit ihr messen. Und es war unter den Studenten bekannt, dass Frau Spitz unter osteuropäischen

und russländischen Wissenschaftlern einen hohen Bekanntheitsgrad genoss. Dort wurde ihre Arbeit beachtet und oft sehr geschätzt, in den alten Bundesländern dagegen wurde sie kaum wahrgenommen.

Auf der anderen Seite, waren es denn nicht gerade ihre antiquierten wissenschaftlichen Begriffe, mit denen sie in der DDR jede politische Vereinnahmung geschickt umschiffte hatte? Waren es nicht ihre Forschungsthemen, dieselben, die jetzt belächelt wurden, die ihr dazu verholfen hatten, frei von unehrlicher Propaganda zu bleiben, und hatte nicht gerade ihr Hang zu diesen abgelegenen Fragen des Brauchtums und der Volksdichtung sie während der Evaluierung gerettet? Wenn es so war, ... dann sollte doch gerade jetzt ihre Standhaftigkeit auch von westlichen Kollegen geschätzt werden, die ihrerseits nie bewiesen hatten, dass sie in derselben Situation auch dasselbe Rückgrat gehabt hätten. Man konnte doch nicht erwarten, dass Frau Spitz mit über sechzig Jahren jetzt noch die aktuellen westlichen Wissenschaftsstandards aufholte. Alex wusste, ihre Dozentin ärgerte sich maßlos über die Missachtung, die man ihr entgegenbrachte. (S. 133f.)

Peter von Bronikowski

Die Physikerin. Eine kybernetische Novelle (2021)

Ulenspiegelverlag, Halle-Wittenberg 2021, 1.989 S. (bis 2023 16 Auflagen). Übersetzungen in alle Sprachen der EU-Mitgliedstaaten und ins Chinesische (Taiwan)

Ein ziemlich atemberaubender Plot, der hier entfaltet wird, wenn auch etwas dick aufgetragen: Es ist praktisch kaum vorstellbar, dass in einer stabilen Demokratie wie der deutschen eine solche Ansammlung von Unwahrscheinlichkeiten, wie sie in dieser „Novelle“ zusammengemüht ist, wirksam werden könnte. So ist die einhellige Kritik, die Autor und Buch in den Rezensionen erfahren haben, denn auch kaum verwunderlich. Der Autor erklärte daraufhin zwar, er habe doch lediglich einen „Tatsachenroman“ geschrieben, verkündete dies aber in der „titanic“. Seither gilt er als begnadeter Satiriker mit maliziöser Erzählhaltung und erzählerisch unbewältigter Übertreibungsneigung. Fasst man den stellenweise etwas länglich geschriebenen Text auf seine Kernpunkte zusammen – was, wie nachfolgend zu sehen, recht übersichtlich gelingt –, dann erweist sich das Werk als Schmonzette.

Es ist der Oktober 1989. Eine Problem- und Strategieguppe (ProSt) im Ministerium für Staatssicherheit, angeführt von den Geheimdienstgelehrten der Juristischen Hochschule in Potsdam-Golm, hat seit längerem schon die Lage analysiert. Sie ist zu dem Schluss gekommen, dass die DDR nicht zu halten sein wird. Als Ursache wurde revolutionäre Ungeduld ausgemacht. Es habe sich als Verhängnis erwiesen, zu schnell voranschreiten zu wollen auf dem Weg zum Sozialismus. Historisch seien vierzig Jahre nur ein Wimpernschlag, und da habe man, nun ja, ein wenig überreizt. Jetzt brauche man einen langen Atem, nach all der Atemlosigkeit von DDR-Gründung, Aufbau-des-Sozialismus-Beschluss, Kirchenkampf, Chemieprogramm, Mauerbau, Neuem Ökonomischen System, Wissenschaftlich-technischer Revolution, Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik, Biermann-Ausbürgerung, Mikroelektronik-Programm, Luther- und Friedrich-II-Vereinnahmung. Stattdessen sei nun revolutionäre Geduld gefragt, aber natürlich keine tatenlose.

Dazu hat die ProSt ein wissenschaftliches Konzept unter dem Namen „Dialektischer Reform-Revolutionarismus“ (DiaRefRev) erarbeitet. Ein wichtiges Element darin: Es wird ein Kader benötigt, der ebenso unauffällig wie gerissen ist. Am besten sei eine Physikerin. Einer solchen könne es wohl – unterstützt von talentierten Führungsoffizieren – am ehesten gelingen, qua stochastisch-mechanischer Kräfteverschiebungen das kapitalistische System in der BRD an den Rand der Selbstauflösung zu bugsieren. Warum aber kein Physiker? Den nehme man unter Umständen zu ernst. Man würde ihm Ambitionen zutrauen, die dann rechtzeitig ausgebremst würden. „Jetzt aber, Genossen, müssen wir auf Nummer sicher gehen.“

Nach dem Studium mehrerer tausend Kaderunterlagen fällt die Wahl auf Dr. Jaqueline Müller, bislang still in einem Ost-Berliner Akademieinstitut vor sich

hinarbeitend, in einem christlich-sozialistischen Elternhaus aufgewachsen, bisher in keinerlei Hinsicht auffällig geworden, ein paar Jahre Agit-Prop-Sekretärin ihrer FDJ-Grundorganisation, also wohl nicht illoyal, und vor allem: ihrer belanglos scheinenden Existenz etwas überdrüssig, wie dem angefertigten Persönlichkeitsprofil zu entnehmen ist. Sie lässt sich tatsächlich gewinnen für die Aufgabe.

Die Führungsoffiziere müssen ihr zunächst nur die spontane Neigung ausreden, das Ganze ließe sich am besten durch einen Eintritt in die SPD angehen. Mit dieser Partei, so die historisch gut informierten Genossen, sei man noch nie einen Schritt in Richtung Sozialismus vorangekommen. Nein, jetzt gehe es nicht mehr um Einheitsfrontpolitik, sondern um geschickt taktierendes Aufweichen der kapitalistischen Bastionen von innen heraus.

Also: CDU. Dort müsse sie hinein. „Mit der CDU will ich eigentlich nichts zu tun haben“, beharrt Jaqueline Müller. Aber, aber, so die Genossen: Es brauche eine endlich wirksame praktische Anwendung der wissenschaftlichen Weltanschauung, und zwar endlich auch dort, wo man sich davon tatsächlichen Erfolg versprechen könne. Dazu müsse ein, wie sie es nennen, „Physikalisch-politischer Stufenplan“ (Phypost) umgesetzt werden. Auch den gibt es schon, als Teil des DiaRefRev. Für diesen haben die MfS-Genossen kybernetische Modelle, die seit Honeckers Machtantritt 1971 etwas vernachlässigt worden waren, reaktiviert.

Der Untergang des Kapitalismus, heißt es in den „Physikalisch-politischen Prämissen“ des Phypost, müsse technologisiert werden, denn auch hier sei aus der Vergangenheit zu lernen: Die ständige Behauptung, alles, was politisch gewollt werde, geschehe gemäß den gesellschaftlichen Entwicklungsgesetzen, habe sich ja als wenig überzeugungskräftig erwiesen. Doch gemeint sei eigentlich gewesen: Es ist alternativlos. Genau so müsse man das künftige Handeln erscheinen lassen. Das instabile System benötige dabei aber eine stabile Drehzahlregulierung, um es – noch! – nicht aus dem Ruder laufen zu lassen. Denn zunächst müsse die Aufweichung von innen gelingen: Diese sei langfristig wirksamer, als es Brachialaktionen mit reihenschließenden Reaktionen auf der anderen Seite wären. Daher müssten Rückkopplungen hergestellt werden, am besten durch freie – „haha!“, schallt es belustigt durch die Runde – Wahlen. An die ließen sich dann die nötigen Manipulationen anschließen. Der Phypost umfasst drei übersichtliche Stufen:

- Stufe eins: vorhandene Konkurrenten systematisch beiseite räumen. Dafür bedürfe es keiner weiteren wissenschaftlichen Vorarbeiten, denn es stehe eine ausgearbeitete und zudem beim MfS praktisch bewährte Methodik namens „Zersetzung“ zur Verfügung.
- Stufe zwei: stille Eroberung der Machtpositionen. Dafür würden Westdeutsche benötigt, um erst gar keinen Anfangsverdacht aufkeimen zu lassen. Hier könne aber problemlos auf das umfangreiche, derzeit temporär deaktivierte Reservoir an westdeutschen HVA-Agenten zurückgegriffen werden. Die Konrad-Adenauer-Stiftung sei zu nutzen, um die Qualifikationskurse zu Führungsoffizieren zu

legendieren, die EU-Kommission und die Wirtschaft dazu, um Widerspenstige zu entsorgen (man denkt, aus späterer Perspektive, unwillkürlich an Günther Oettinger und Roland Koch). Bei der zentralen Figur aber, also bei Jaqueline Müller, müssten die Fäden zusammenlaufen.

- Stufe drei: die CDU als kapitalistische Machtbastion zerstören, indem das, was sie ausmacht, systematisch abgeräumt wird. Also: D-Mark ersetzen, Wirtschaft radikal neoliberalisieren, zugleich aber die Infrastruktur verlottern lassen und unauffällig die Digitalisierung sabotieren („Das Internet ist für uns alle Neuland“), Familienbild und Mutterrolle neu definieren, Kinder ganztags staatlicher Betreuung zuführen, Wehrpflicht abschaffen, durch Einsparungen systematisch das Selbstwertgefühl und die Schlagkraft der Bundeswehr untergraben, aus der Atomenergie aussteigen, gleichgeschlechtliche Ehe einführen und auch sofort gezielt lesbische und schwule Bundesminister und -ministerinnen berufen, Einwanderung forcieren, Frauenquoten durchsetzen, schließlich das, was in der DDR die „Nationale Front“ war, als GroKo wiederherstellen.

Bei all dem müsse aber ein Fließgleichgewicht gesichert bleiben, um die Veränderungen unmerklich vonstatten gehen zu lassen. Also waren für diesen Stufenplan vierzig Jahre vorgesehen. Doch dann die Überraschung: Bereits nach dreißig Jahren ist er umgesetzt. „Weltniveau!“, beglückwünschen sich die Genossen gegenseitig begeistert: Nie sei ein wissenschaftliches Konzept, das seine Wurzeln in der DDR hatte, erfolgreicher gewesen! Nie habe der Wissenschaftliche Sozialismus so viel Praxiswirksamkeit entwickelt wie mit diesem Konzept!

Angesichts des grandiosen Erfolgs gestatten die Führungsoffiziere Jaqueline Müller sogar eine letzte öffentliche Bemerkung im Stile ihrer unterdessen unnachahmlich entwickelten Ironie – mit der sie über all die Jahre hin stupend kaschiert hat, wie sehr es sie belustigte, dass niemand mitbekommt, was sie da im Kanzleramt eigentlich treibt. So formuliert sie am Ende ihrer Amtszeit süffisant, was sie von der CDU hält, die sie lange Jahre als Vorsitzende ertragen hat, ohne zu bemerken, wie sie, die CDU, von ihr erledigt wurde: Das sei die Partei, die „mir nahesteht“. Verschmitzt lächelt sie in die Bundespressekonferenz. Es ist ein verdecktes Signal an alle Eingeweihten: Es hat geklappt!

Seither ist von Jaqueline Müller nichts mehr zu hören gewesen. Dem Vernehmen nach ist sie an der privaten und etwas unklar finanzierten Fernuniversität „Karl Liebknecht“, die eine Postanschrift in Potsdam-Golm angibt, tätig. Sie lehre dort, den Gerüchten zufolge, Politische Ironie und sitze an einer mehrbändigen Grundlegung dieses noch untertheoretisierten Faches.

Ein Rätsel ist vielen Beobachtern des literarischen Betriebs, was den immensen und nach wie vor anhaltenden Publikumserfolg dieses ziemlich dickleibigen Buches bewirkt. Manche vermuten, es seien wohl vor allem von Uwe Tellkamps „Schlaf in den Uhren“ (2022, eine Art Fortsetzung von „Der Turm“, dazu s.o. „80er Jahre“) Enttäuschte, die sich die „Die Physikerin“ vornehmen. Dafür spricht

zumindest eines: Nachdem Denis Scheck in seiner TV-Sendung „Druckfrisch“ Tellkamps Buch als „Kurzfassung der ‚Physikerin‘ mit Ergänzungen“ – „904 statt 1.989 Seiten“ – bezeichnet hatte, war ein bedeutsamer Anstieg der Verkaufszahlen zu beobachten. Wohlgemerkt: der Verkäufe nicht des „Schlafes“, sondern der „Physikerin“.

Einige Ähnlichkeiten sind in der Tat unübersehbar. Bei Tellkamp ist Anne Hoffman seit 2015 Kanzlerin des vereinigten Treva, wird „Mutti“ genannt, ein Geheimdienst spielt eine zentrale Rolle im politisch-medialen Komplex usw. Dass Tellkamp den Plot plagiiert habe, wurde nicht nur so implizit vorgetragen, wie es Denis Scheck tat. von Bronikowski reagierte darauf in seinem Verlautbarungsorgan „Titanic“ so amüsiert wie gelassen: Der Kollege Tellkamp habe ihn dermaßen an Handlungsarmut übertroffen, dass „Die Physikerin“ seither als Pageturner gelte. Sein Buch werde nicht nur gekauft und angefangen, sondern, anders als „Der Schlaf in den Uhren“, auch bis zum Ende gelesen. Das sei eine Leistung, für die er Tellkamp sehr dankbar sei.

Es ist in der Tat staunenswert. Denn insbesondere ab dem zweiten Drittel, wenn die Handlung bei Stufe 3 des Phypost angelangt ist, passiert auch in der „Physikerin“ eigentlich nichts mehr, was sich Handlung nennen ließe. Eher im Stile eines mit Anekdoten durchsetzten Forschungsreports wird die Wirksamkeit des kybernetischen Instrumentariums analysiert. Auf einer Doppelseite findet sich gar der Netzplan abgedruckt, der die Aktionen anleitet, und dann mehrseitig in all seinen Einzelheiten durchdekliniert.

Ein weiterer Hinweis aber ist gegeben worden, der womöglich eine noch überzeugendere Erklärung für den Erfolg des Buches liefern könnte: „Die Physikerin“ lasse sich wohl nur mit Johannes J. Voskuils Siebenbänder „Das Büro“ vergleichen (Voskuil 2015–2017). Diese vor faszinierender Ereignislosigkeit berstende Schilderung eines dreißigjährigen Bürolebens war hunderttausenden Leserinnen und Lesern zu einem „Buch des Trostes“ geworden (Erik van Halsema, zit. in Busse 2016: 590). Frappierend, so hieß es in den Feuilletons, sei die Ähnlichkeit des Amsterdamer wissenschaftlichen Beamten Maarten Koning und der Berlinerin Jaqueline Müller: Diese versah ihr Bundeskanzlerinnenamt exakt so, als sehe sie sich gleichfalls als wissenschaftliche Beamtin. Nur: Welches Trostbedürfnis mag es sein, das „Die Physikerin“ beim Publikum befriedigt? So lautet die immer wieder gestellte, anhaltend unbeantwortete Frage.

Zu den Autorinnen und Autoren

Für die Angaben zu den Autorinnen und Autoren wurde auf folgende Quellen zurückgegriffen: Meyers Taschenlexikon „Schriftsteller der DDR“ (Böttcher 1974), die beiden vom Deutschen P.E.N.-Zentrum (Ost) publizierten Autorenlexika (o.J. [1995] und o.J. [1996]), Metzlers Lexikon DDR-Literatur (Opitz/Hofmann 2009) und die biografischen Datenbanken der Bundesstiftung Aufarbeitung.¹⁵ Soweit sich diese Quellen als unergiebig erwiesen, wurden ergänzende Netzrecherchen durchgeführt. Dabei erwies sich bei solchen Autoren, zu denen ansonsten nahezu oder vollständig keine Informationen recherchierbar waren, häufig die Online-Enzyklopädie Wikipedia als weiterführend.

Wolfram Adolphi (*1951) studierte 1971–1976 Außenpolitik an der Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft in Potsdam-Babelsberg, 1980 Promotion an der Humboldt-Universität zu Berlin, 1980–1985 Korrespondent der DDR-Wochenzeitschrift „horizont“ in Tokio, 1987/1988 Studienaufenthalt in China und 1989 Promotion B an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ab 1990 war er Berliner Landesvorsitzender der PDS und Mitglied des Abgeordnetenhauses von Berlin. 1991 machte er seine inoffizielle Arbeit für den Auslandsgeheimdienst der DDR (Hauptverwaltung Aufklärung des MfS) öffentlich und trat von allen Mandaten zurück. In den folgenden Jahren Projektarbeiten, Abgeordnetenmitarbeiter im Bundestag und bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung Berlin sowie Journalist. Seit 2004 Veröffentlichung mehrerer Romane.

Charlotte Bechstein (1939–2015) lernte Stahlbauschlosserin und ging 1956 für ihr Abitur an die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät in Jena. Danach Philosophie-Studium an der Friedrich-Schiller-Universität. Wegen „politischer Unreife“ im vierten Jahr zwangsexmatrikuliert. Ausbildung zur Bibliothekarin, Tätigkeit als Leiterin der Stadtbibliothek Waltershausen (Thüringen), 1972 erste Buchveröffentlichung. Ab 1974 Leiterin der Tourist-Information Gotha. Ihr Drehbuch „Die Bibliothekarin“ wurde 1976 verfilmt und mehrfach im DDR-Fernsehen gesendet. 1984–1996 Leiterin der Abteilung Information und Dokumentation am Institut zur Ausbildung von Ingenieurpädagogen Gotha.

Marcel Beyer (*1965) wuchs in Kiel und Neuss auf. 1987–1991 Studium der Germanistik, Anglistik und Literaturwissenschaft an der Universität Siegen. 1990 bis 1993 Mitarbeiter der Literaturzeitschrift „Konzept“, 1992–1998 „Spex“-Autor. Seit 1996 lebt Beyer in Dresden. Er schreibt Romane und Gedichte. Mitglied der Berliner Akademie der Künste, der Sächsischen Akademie der Künste, der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung und des PEN-Zentrums Deutschland. 2016 Georg-Büchner-Preis.

Gert Billing (*1932) wurde in Leipzig geboren und ist Schriftsteller und Drehbuchautor. Er studierte bis 1954 Journalistik in Leipzig. Anschließend neun Jahre Redakteur beim Allge-

¹⁵ <https://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/de/recherche/kataloge-datenbanken/biographische-datenbanken?term=>

meinen Deutschen Nachrichtendienst in Berlin und bei der Studentenzeitschrift „Forum“. Dann als freier Redakteur Reiseberichte für die „Weltbühne“. Größere Bekanntheit erlangte er durch die siebenteilige Fernsehspielfolge „Die lieben Mitmenschen“ (1972). Überwiegend war er als Bühnenautor tätig.

Ulrich Bock (*1947) studierte 1965–1970 evangelische Theologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Dann Forschungsstudium daselbst und 1973 Promotion mit einer Arbeit über Dostojewskis Roman „Der Jüngling“ bei Konrad Onasch und Klaus-Peter Hertzsch. 1975–1987 Pfarrer in Queienfeld, Superintendentur Meiningen. 1987 mit Familie Ausreise in die Bundesrepublik und dort zunächst Lehrer, dann Schulpfarrer an der katholischen Ursulinenschule Fritzlar. 1995–2012 Pfarrer in Fritzlar (Nordhessen), in einem sozialen Brennpunkt. Bock publizierte fünf Bücher, deren Erlöse an soziale Projekte gingen.

Johanna Braun (1929–2008) und **Günter Braun** (1928–2008) publizierten publizierten immer als Autorenpaar, und zwar Abenteuer-, historische sowie utopische Erzählungen und Romane. Günter Braun diente 1945 noch kurze Zeit als Soldat, anschließend u.a. Apothekegehilfe, Theaterkritiker und Bibliothekar. Ab 1955 freischaffender Autor. Johanna Braun war nach dem Abitur Landarbeiterin, Sekretärin, Kaufmannslehrling und Stenotypistin. Ab 1955 freiberufliche Autorin. Das Ehepaar lebte in Magdeburg, später in Schwerin. Wegen der immer wieder anklingenden Gesellschaftskritik konnten viele Bücher der Brauns ab den 1980er Jahren nur noch in der Bundesrepublik erscheinen.

Volker Braun (*1939) arbeitete nach dem Abitur drei Jahre in der Industrie incl. Maschinistenausbildung, studierte 1960–1965 Philosophie an der Karl-Marx-Universität Leipzig und war bereits als Student literarisch tätig. Neben seiner schriftstellerischen Arbeit 1965–1967 Dramaturg am Berliner Ensemble und 1972–1977 am Deutschen Theater Berlin. 1976 Mitunterzeichner des Protestbriefs gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns. 1979–1990 Hausautor am Berliner Ensemble. 2000 Georg-Büchner-Preis. 2006–2010 war Braun Direktor der Sektion Literatur an der Akademie der Künste (Berlin). Er lebt in Berlin. Er zählt neben Peter Hacks und Heiner Müller zu den bedeutendsten Dramatikern der DDR und war, wie die beiden anderen auch, bereits zu DDR-Zeiten ein gesamtdeutsch geschätzter Autor.

Peter von Bronikowski (*1963) studierte 1985–1988 Interkulturelle Religionsinformatik/ Vertiefungsrichtung Genomanalyse an der Universität Rinteln und wurde 1990 an der Universität Altdorf mit der Arbeit „Lexikalische Nihilistik in hyperinterdisziplinärer Perspektive“ promoviert. Er lebt als Privatgelehrter und Romanautor vornehmlich auf La Gomera/ Euroafrika. An der Universität Wittenberg nimmt er einen Lehrauftrag wahr (<https://www.uni-wittenberg.de/artistische-fakultaet/lehrkoerper/>). Neben seinen belletristischen Arbeiten fachliche Publikationen zur Geschichte der Lexikokratie und zur Theorie der Qualität, als deren Begründer er gilt.

Jurij Bržan (1916–2006), zeitweiliges Pseudonym: **Dušan Switz**, gilt als der bedeutendste sorbische Schriftsteller des 20. Jahrhunderts; er schrieb auf Obersorbisch und Deutsch. Seine Bücher wurden in 25 Sprachen übersetzt. In den 30er Jahren hatte er Volkswirtschaft studiert, dann Ausschluss vom Studium, aktiv in einer sorbischen Widerstandsgruppe, Exil in Prag, 1938–1939 Gefängnis, 1942 Wehrmachtssoldat, 1944 amerikanische Kriegsgefangenschaft, 1945 Jugendfunktionär der Domowina, seit 1949 freischaffender Schriftsteller. 1964 wurde Bržan Mitglied des Deutschen PEN-Zentrums Ost und West und 1965 der Ost-Berliner Akademie der Künste. 1969 bis 1989 war er Vizepräsident des DDR-Schriftstellerverbandes. jurij-brzan.de

Elfriede Brüning (1910–2014) veröffentlichte mit 16 Jahren erste Artikel. 1930 Mitglied der KPD und 1932 des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller bei. 1935 Verhaftung, der Prozess wegen Landesverrats endete 1937 mit Freispruch. Seit 1950 lebte Brüning als freie Schriftstellerin in der DDR, wo sie Dutzende Romane, Erzählungen und Reportagen publizierte und zahlreiche Preise erhielt. Sie behandelte häufig Frauenschicksale und setzte sich kritisch mit gängigen Frauenbildern auseinander.

Günter de Bruyn (1926–2020) wuchs in Berlin auf. 1943 Luftwaffenhelfer und schwere Verwundung, kurze Kriegsgefangenschaft, dann Ausbildung zum Neulehrer. Nach den drei Pflichtjahren Bibliothekar. 1953–1961 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Zentralinstitut für Bibliothekswesen in Berlin und erste Erzählungen. Seit 1961 freischaffender Schriftsteller. 1978 Mitglied der Akademie der Künste der DDR (Austritt 1991) und 1986 der West-Berliner Akademie. Im November 1976 gehörte er zu den Erstunterzeichnern der Petition gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns. 2002 Nationalpreis der Deutschen Nationalstiftung. Seit den 90er Jahren literaturgeschichtliche Biografie und kulturhistorische Essayistik zu Themen der märkischen und preußischen Kultur-, Regional- und Literaturgeschichte.

Wolfgang de Bruyn (*1951) studierte ab 1971 Germanistik und Anglistik an der Humboldt-Universität zu Berlin. 1978–1981 Fernstudium am Leipziger Literaturinstitut „Johannes R. Becher“. 1985 Promotion an der Humboldt-Universität mit der Arbeit „Ernest Hemingway und das Autobiographische anhand ausgewählter Werke“. Dann als Autor, Übersetzer und Englischlehrer tätig. 1990–2007 Amtsleiter für Kultur und Denkmalpflege im Kreis Beeskow/Landkreis Oder-Spree. 2007–2016 Direktor des Kleist-Museums in Frankfurt (Oder). de Bruyn lebt in Görsdorf bei Beeskow.

Hans Christoph Buch (*1944) wuchs in Wetzlar, Wiesbaden, Bonn und Marseille auf. Ab 1963 Studium der Germanistik und Slawistik in Bonn und West-Berlin. 1972 Promotion an der TU Berlin bei Walter Höllerer. Bereits 1963 hatte Buch bei einem Treffen der Gruppe 47 aus eigenen Werken gelesen. In den 70er Jahren Lektor im Rowohlt Verlag und Herausgeber der von ihm begründete Zeitschrift „Literaturmagazin“. Später Gastdozent an zahlreichen Universitäten in den USA und Lateinamerika. Er hat ein umfangreiches literarisches Werk vorgelegt, das sich häufig einer eindeutigen Genre-Zuordnung entzieht und oftmals politisch polarisiert. www.hans-christoph-buch.de/

Eve Coleé (*1951) wuchs in Ost-Berlin auf. Nach einer Gärtnerlehre Studium an der Ingenieurschule für Gartenbau in Werder/Havel. Seit 1975 Arbeit als Erzieherin in Jugendheimen, parallel literarische Texte. 2004 nach einem Fernstudium an der privaten Frankfurter Cornelia Goethe-Akademie für literarisches Schreiben das Schriftsteller-Diplom.

Stefan Dähnert (*1961) studierte 1981–1984 Philosophie, Kunstgeschichte und Theaterwissenschaften in Wien und Berlin. 1985–1987 war Regieassistent am Schauspielhaus Köln und am Deutschen Theater Berlin. 1985 erhielt er den Gerhart-Hauptmann-Preis für sein erstes Theaterstück „Erbe um Erbe“. 1986 wurde sein Stück „Herbstball“ – „das erste Theaterstück, das von der Bundeswehr handelt“ (Der Spiegel) – uraufgeführt. Seit 1988 Tätigkeit als freier Autor und Regisseur für Film und Fernsehen, unter anderem für den ARD-„Tatort“. Seit 1999 Dozent für Drehbuch an der Filmakademie Baden-Württemberg und 2013 Ernennung zum Honorarprofessor. Dähnert ist Mitglied der Deutschen Filmakademie.

Sigrid Damm (*1940) studierte 1959–1965 Germanistik und Geschichte an der Universität Jena. Dann wissenschaftlich in Jena und Berlin tätig. 1970 Promotion mit einer Arbeit Probleme der Menschengestaltung bei Hauptmann, Hoffmannsthal und Wedekinds. Seit 1978

freie Schriftstellerin in Berlin und Mecklenburg. 1993 Gastdozentin an den Universitäten in Edinburgh und Glasgow, 1994 an der Universität Hamburg. Mitglied des PEN-Zentrums Deutschland und der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur.

Dietmar Dath (*1970) studierte Physik und Literaturwissenschaft an der Universität Freiburg. Seit 1990 veröffentlicht er literarische und journalistische Beiträge zu gesellschaftlichen und popkulturellen Themen. 1998–2000 Chefredakteur der Zeitschrift „Spex“. 2001–2007 und seit 2011 wieder Feuilletonredakteur der F.A.Z., wo er als Marxist eine gewisse Sonderrolle spielt. Literarisch wie journalistisch ist er einer der produktivsten deutschen Autoren. Dath lebt in Freiburg.

Wolfgang David (*1948) lernte Schriftsetzer mit Abitur und studierte dann Kulturwissenschaft und Soziologie. Ein Forschungsstudium am Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig schloss er mit der Promotion ab. Anschließend war er u.a. Direktor des Otto-Lilienthal-Museums in Anklam, seit 1983 freier Autor.

Thea Derado (*1936) studierte Chemie zunächst 1954–1958 in Leipzig, dann in München. Promotion am Max-Planck-Institut für Biochemie München bei Adolf Butenandt. 1964 bis 1968 wissenschaftlicher USA-Aufenthalt. Von 1970 bis 1992 lehrte sie an der European Division der University of Maryland in München. Im Rentenalter begann sie, belletristisch zu schreiben.

Horst Drescher (1929–2019), gelernter Werkzeugmacher, gelangte über die Arbeiter- und Bauernfakultät zum Studium der Germanistik in Leipzig (1953–1957). Danach kurzzeitig beim Mitteldeutschen Verlag tätig. Bis Ende der 1970er blieb sein künstlerisches Schaffen weitgehend unbekannt. Die Filmpremiere seines Films „Studenten“ war durch die Staatssicherheit untersagt worden; ebenso wurden ein Theaterstück und ein Erzählungsband verboten; ein weiterer Film gilt als in den DEFA-Archiven verschollen. Ab 1980 konnte er gelegentlich kürzere Prosastücke in der Zeitschrift „Sinn und Form“ veröffentlichen.

Karl Georg Egel (1919–1995) studierte 1938–1944 Medizin und war 1945–1946 in britischer Kriegsgefangenschaft. 1946–1948 Journalist beim NWDR sowie beim Bayerischen Rundfunk. Wegen des Verdachts nachrichtendienstlicher Tätigkeit für die sowjetische GRU 1948 Flucht nach Ost-Berlin. Dort 1948–1950 Mitarbeiter beim Berliner Rundfunk und Redaktionsleitung des Deutschlandsenders. Ab 1952 Drehbuchautor der DEFA, 1953–1956 Chefdramaturg des Spielfilm-Studios. Er schrieb u.a. das Drehbuch für den Film „Spur der Steine“ (1966), der drei Tage nach der Premiere verboten wurde.

John Erpenbeck (*1942) studierte bis 1965 Physik mit Spezialisierung Biophysik. 1968 Promotion zum Dr. rer. nat. mit einer Arbeit zum Thema Gegenstromdiffusion in flüssiger Phase mit anschließender Zirkulationsvervielfachung. Anschließend Experimentalphysiker am Institut für Biophysik der Akademie der Wissenschaften und 1971–1973 im Bereich Kernforschung/Kosmosforschung des Ministeriums für Wissenschaft und Technik. Dann bis 1990 am Zentralinstitut für Philosophie der AdW, Bereich Philosophische Fragen der Wissenschaftsentwicklung, wo er sich mit Problemen der Psychologie kognitiver, emotional-motivationaler und volitiver Prozesse befasste. 1978 Promotion B zu Erkenntnistheorie und Psychophysik kognitiver Prozesse. 1984 Ernennung zum Professor der AdW und im selben Jahr Honorary Fellow in Writing der Universität von Iowa (USA). Seit 1991 verschiedene Forschungs- und Lehrtätigkeiten im Bereich Kompetenzentwicklung und -messung incl. zahlreicher Fachpublikationen zum Thema. Seit 2007 Professor an der School of International Business and Entrepreneurship (SIBE) in Herrenberg. Parallel veröffentlichte Erpenbeck seit 1972 fortlaufend Romane. www.johnerpenbeck.de/

Siegmар Faust (*1944) studierte ab 1964 Kunsterziehung und Geschichte an der Karl-Marx-Universität Leipzig. Im zweiten Studienjahr Zwangsexmatrikulation wegen „Disziplinlosigkeit und politischer Unzuverlässigkeit“. Dann „Bewährung in der Produktion“ und ab 1967 Studium am Leipziger Literaturinstitut, auch dort aus politischen Gründen zwangsexmatrikuliert. 1971/72 und 1974–1976 aus politischen Gründen inhaftiert, dann Ausreise in die Bundesrepublik. Dort wieder Tätigkeit als Schriftsteller, Drehbuchautor und Rezensent. 1987–1990 Chefredakteur der von der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte herausgegebenen Zeitschrift „DDR heute“. 1996–1999 Landesbeauftragter für die Stasi-Unterlagen im Freistaat Sachsen. Ab 2008 Besucherreferent in der Gedenkstätte Hohenschönhausen in Berlin und 2018 Ausschluss von dieser Tätigkeit aufgrund von „AfD-nahen und den Holocaust relativierenden Äußerungen“ (Hubertus Knabe). Faust lebt in Berlin und schreibt für „The European“, „Preußische Allgemeine Zeitung“ und „Junge Freiheit“.

Renate Feyl (*1944) wurde in Prag geboren und verlebte ihre Kindheit in Jena. Nach dem Abitur Ausbildung zur Buchhändlerin. 1966–1971 Studium der Philosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seit 1970 freie Schriftstellerin. 1965–1979 Leitung der ständigen Kommission Kultur als Bezirksverordnete in Berlin-Friedrichshain. Nach 1990 weiterhin erfolgreich als Autorin tätig.

Fritz Rudolf Fries (1935–2014) übersiedelte 1942 mit seinen Eltern aus Spanien nach Deutschland. 1953–1958 Studium der Anglistik und Hispanistik bei Werner Krauss an der Leipziger Universität. 1960–1966 Krauss-Assistent an der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Literarisches Debüt 1966. Die Veröffentlichung des Romans „Der Weg nach Oobliadooh“ (1966) wurde in der DDR untersagt. Nachdem ihn Fries in der Bundesrepublik veröffentlicht hatte, verlor er seine Anstellung an der Akademie der Wissenschaften. Seitdem freier Schriftsteller. 1972 P.E.N.-Mitglied. Sein Roman „Das Luftschiff“ wurde 1983 durch Rainer Simon verfilmt.

Jürgen Fuchs (1950–1999) studierte ab 1971 Sozialpsychologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und wurde kurz vor Abschluss seines Diploms 1975 aus politischen Gründen zwangsexmatrikuliert. 1976 Verhaftung wegen „staatsfeindlicher Hetze“, 1977 Zwangsausbürgerung nach West-Berlin. Dort Tätigkeit als Schriftsteller und Sozialpsychologe und kontinuierliches politisches Engagement für Frieden und Menschenrechte. Auch im Westen war er weiterhin Ziel von sog. Zersetzungsmaßnahmen des MfS. 1991–1997 im Bereich Bildung und Forschung des Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen tätig. 1999 infolge einer Leukämieerkrankung verstorben.

Franz Fühmann (1922–1984) wurde in Rochlitz (heute Rokytnice/Tschechien) geboren. 1938 Beitritt zur Reiter-SA. 1941 Notabitur und Immatrikulation im Fach Mathematik an der Universität Prag, dann Kriegsdienst. Ab 1945 in sowjetischer Kriegsgefangenschaft, 1947 Antifa-Schule und 1949 Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft. Fühmann geht nach Ost-Berlin. 1950–1958 Leiter der Hauptabteilung Kulturpolitik der NDPD. Ab 1958 freier Schriftsteller. Er verfasste Erzählungen, Novellen, Essays, Gedichte und Kinderbücher. 1952–1977 Vorstandsmitglied des Schriftstellerverbandes. 1972 Austritt aus der NDPD. 1956 Heinrich-Mann-Preis, 1982 Geschwister-Scholl-Preis. 1984 starb Fühmann an einer Krebserkrankung. <https://www.franz-fuehmann.de>

Rainer Fuhrmann (1940–1990) lernte Dreher, arbeitete als Mechaniker, erwarb einen Meisterbrief als Mechanikermeister und brach ein Studium der Maschinenbautechnologie ab, um mehr Zeit zum Schreiben zu haben. Seit 1980 freischaffender Schriftsteller. Er gilt als einer der herausragenden Science-Fiction-Autoren der DDR. Sein Roman „Kairos“,

sechs Jahre nach dem Tod des Autors veröffentlicht, ist in verschlüsselter Weise eine Abrechnung mit der späten DDR.

Michael Göring (*1956) wuchs in Lippstadt auf und studierte Anglistik, Wirtschaftsgeographie, Amerikanistik und Philosophie an den Universitäten Köln, Swansea (Großbritannien), Wayne State Detroit (USA). 1983 Staatsexamen und 1986 Promotion in englischer Literaturwissenschaft. Seit 1988 Tätigkeiten bei der Studienstiftung des deutschen Volkes, der Alfred Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung Essen und der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius Hamburg. Seit 2005 Vorstandsvorsitzender der ZEIT-Stiftung und 2014 bis 2018 auch Vorstandsvorsitzender des Bundesverbandes Deutscher Stiftungen. Seit 2001 zudem Honorarprofessor für das Fach Stiftungswesen am Institut für Kultur- und Medienmanagement der Hochschule für Musik und Theater Hamburg. 2011 beginnend, hat Göring fünf Romane veröffentlicht. www.michael-goering.com/

Günter Görlich (1928–2010) besuchte die Mittelschule und war ab 1944 Flakhelfer. 1945 bis 1949 sowjetische Kriegsgefangenschaft im nördlichen Ural. Dann Bauarbeiter, ein Jahr Volkspolizist, einjähriges Pädagogikstudium, anschließend Erzieher in einem Jugendwerkhof und einem Lehrlingswohnheim. Seit Anfang der 50er Jahre Veröffentlichung kleinerer erzählerischer Arbeiten. Sein erster Erfolg wurde sein erstes Jugendbuch „Der schwarze Peter“ (1958). 1958–1961 Studium am Literaturinstitut „Johannes R. Becher“ in Leipzig, 1961–1964 Sekretär des Schriftstellerverbandes, 1969–1989 Vorsitzender des Bezirksverbands Berlin des Schriftstellerverbandes. Daneben weitere politische Funktionen: 1964–1967 Mitglied des FDJ-Zentralrats und der Jugendkommission beim SED-Zentralkomitee, 1974–1989 Mitglied der SED-Bezirksleitung Berlin, 1976 Kandidat und 1981–1989 Mitglied des SED-Zentralkomitees. Die Veröffentlichung seines Romans „Eine Anzeige in der Zeitung“ (1978), der einen Lehrersuizid behandelt, erfolgte aufgrund von Auseinandersetzungen mit der Zensurbehörde erst mit zweijähriger Verzögerung. Görlich war in der DDR erfolgreich mit erzählerisch konventionell gehaltenen Büchern, die eine Tendenz zur Unterhaltungsliteratur aufweisen. Nach 1990 veröffentlichte er vor allem Kinder- und Jugendbücher.

Martin Goyk (*1941) studierte Medizin an der Leipziger Universität, arbeitete dann dort als Assistenzarzt und schloss 1972 seine Ausbildung zum Facharzt für Neurologie und Psychiatrie ab. Er war später Schiffsarzt und nach 1990 niedergelassener Psychotherapeut. Parallel schrieb er zahlreiche Romane („Arztnovelle“ war sein erster), der jüngste wurde 2020 veröffentlicht.

Roland Gräf (1934–2017) gehörte zu den wichtigsten Regisseuren der DEFA. Er hatte eine Lehre als Industriekaufmann absolviert, erwarb an der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät in Jena die Hochschulreife und studierte 1954–1959 an der Deutschen Hochschule für Filmkunst in Potsdam-Babelsberg Kamera. Ab 1960 im DEFA-Studio für Spielfilme, prägte er ab Mitte der 1960er Jahre maßgeblich den Kamerastil eines poetischen Realismus mit. 1970 Regiedebüt. Mit seinen Filmen über die DDR-Wirklichkeit erreichte er große Aufmerksamkeit im In- und Ausland. 1978 Hauptpreis des Internationalen Filmfestivals Karlovy Vary für „Die Flucht“. 1992 entstand sein letzter Kino-Film („Die Spur des Bernsteinzimmers“). Drei dreireihe Bücher konnte er danach nicht mehr realisieren. 1997 baute er an der Hochschule für Film und Fernsehen „Konrad Wolf“ Potsdam-Babelsberg den Studiengang Medienspezifisches Schauspiel auf, den er bis 2001 leitete. Gräf verfilmte zwei Bücher, die im Romanführer oben vorgestellt werden: „Märkische Forschungen“ (1982, nach Günter de Bruyn) und „Der Tangospieler“ (1991, nach Christoph Hein), für letzteren 1991 Bundesfilmpreis.

Annett Gröschner (*1964) studierte 1983–1989 Germanistik an der Humboldt-Universität zu Berlin. 1992–1996 Historikerin am Prenzlauer Berg Museum. Seit 1997 freiberufliche Journalistin. Seit 2002 zudem Dozentin für Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus an der Universität Hildesheim und 2015–2020 Gastprofessorin für Kulturjournalismus an der UdK Berlin. Gröschner erhielt 2021 den Großen Kunstpreis Berlin sowie den Klopstock-Preis. Sie lebt in Berlin. annettgroeschner.de/

Egon Günther (1927–2017) war zunächst Schlosser, technischer Zeichner, 1944 Wehrmachtssoldat. Nach der Flucht aus der Kriegsgefangenschaft in den Niederlanden Tätigkeit als Neulehrer in der SBZ. 1948–1951 Studium der Pädagogik, Germanistik und Philosophie an der Universität Leipzig; anschließend erneut Lehrer, dann Lektor beim Mitteldeutschen Verlag. Ab 1961 freier Schriftsteller und Regisseur in Potsdam-Babelsberg. Nach Vorwürfen gegen seinen Film „Ursula“ (nach Gottfried Keller) 1978 Ausreise aus der DDR. Nach 1990 Dozent an der Filmhochschule Potsdam-Babelsberg.

Rudolf Hagem, Pseudonym für Hans-Georg Mehlhorn (1940–2011), studierte 1961–1965 Pädagogik, Geschichte und Germanistik an der Karl-Marx-Universität Leipzig. Anschließend dort Assistent im Bereich Geschichtsmethodik und Promotion. 1970–1985 am Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig. 1975 Promotion B an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sein Forschungsschwerpunkt war Hochbegabung unter Jugendlichen. 1985–1993 Professor für Pädagogische Psychologie an der Hochschule für Musik Leipzig. Seit 1991 Aufbau von Kreativitätsschulen und -zentren, die dann an zahlreiche Standorte expandierten.

Claus Hammel (1932–1990) war zunächst Journalist: 1955 Theaterkritiker des „Neuen Deutschland“, 1957 Redakteur der „neuen deutschen literatur“ und 1959 redaktioneller Mitarbeiter des „Sonntag“. Debüt als Dramatiker 1964. Seit 1969 künstlerisch-wissenschaftlicher Mitarbeiter des Intendanten des Rostocker Volkstheaters, Hanns Anselm Perten. Hammel schrieb neben Theaterstücken auch Drehbücher für die DEFA.

Jürgen Hart (1942–2022) studierte 1963–1967 Deutsch, Musik und Pädagogik an der Universität Leipzig. 1966 Mitbegründer des Studentenkabarets „academixer“, das sich dann professionalisierte. 1977–1991 war er dessen Leiter. Nach 1991 freier Autor und Kabarettist, sowohl für die „academixer“ als auch in eigenen Programmen mit seiner Frau Katrin Hart. Sein 1979 veröffentlichtes Lied „Sing, mei Sachse, sing“ wurde fast 200.000 Mal verkauft.

Christine Hartmann (*1968) studierte ab 1989 Theaterwissenschaften an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Anschließend Tätigkeit als Regieassistentin und Dramaturgin für Theater und Fernsehen, Besuch von Seminaren bei Marc Travis am American Film Institute Los Angeles. Ab 1996 freie Autorin für Drehbücher. Regiedebüt mit dem Film „Es geht nicht immer nur um Sex“ (2001). Regie für verschiedene Folgen der ARD-Krimireihe „Tatort“. 2009 Inszenierung ihres ersten Kinofilms („Hanni und Nanni“). 2021 inszenierte sie die dritte Staffel der ARD-Serie „Charité“.

Jochen Hauser (*1941) studierte 1962–1966 Dramaturgie an der Hochschule für Film und Fernsehen Potsdam-Babelsberg. Ab 1966 Tätigkeit als Dramaturg in der Abteilung Hörspiel für Erwachsene im Staatlichen Komitee für Rundfunk. 1978 Veröffentlichung von „Familie Rechlin. Ein Roman aus Berlin“. Ab 1982 Tätigkeit als freier Autor für Fernsehproduktionen und Romane. Ab 1999 Kolumnist für die Programmzeitschrift „FF dabei“, Drehbücher unter anderem für die ZDF-Serie „Der Landarzt“ (2003/2006). Lebt er in Berlin.

Werner Heiduczek (1926–2019) absolvierte nach kurzer sowjetischer Kriegsgefangenschaft eine Neulehrerausbildung und berufsbegleitend ein Pädagogikstudium. 1947–1961 Lehrer, Schulinspektor und Kreisschulrat in Merseburg, dann bis 1964 Deutschlehrer in Burgas (Bulgarien) und Dozent am Herder-Institut in Leipzig. Ab 1965 freier Schriftsteller in Halle, später in Leipzig. Heiduczek vertrat sozialistische Ideale, ohne sich als Sprachrohr der Ideologie instrumentalisieren zu lassen. Sein autobiografisch gefärbter Roman „Tod am Meer“ (1977) war dem MfS Anlass für eine operative Personenkontrolle (OPK). 1978 Verbot der zweiten Auflage des Buches. Gegen die um 2000 herum grassierende Ostalgie setzte er den Begriff „Gulagwehmut“.

Christoph Hein (*1944) wuchs in Bad Döben als Sohn eines Pfarrers auf. Als solcher blieb ihm die EOS in der DDR verwehrt. Er arbeitete zunächst als Montearbeiter, Schauspieler, Buchhändler und Kellner, holte 1964 das Abitur auf der Abendschule nach und studiert 1967–1971 in Berlin und Leipzig Philosophie. Anschließend Dramaturg, später Autor der Ost-Berliner „Volksbühne“. Seine Theaterstücke handeln von revolutionären Umbrüchen. Ab 1979 freier Schriftsteller und 1980 Debüt als Prosaautor. 1982 durchschlagender, auch internationaler Erfolg mit „Der fremde Freund“. Auf dem DDR-Schriftstellerkongress 1987 aufsehenerregender Diskussionsbeitrag gegen die Zensur in der DDR. 1998–2000 war Hein der erste Präsident des nun gesamtdeutschen P.E.N.

Reinhart Heinrich (1946–2006) studierte Physik an der TU Dresden und wurde 1971 mit einer Arbeit zur theoretischen Festkörperphysik bei Hans-Georg Schöpf promoviert. Anschließend am Institut für Biophysik der Humboldt-Universität zu Berlin. 1977 gemeinsam mit Tom A. Rapoport Dissertation B zum Thema „Theoretische Untersuchung zur Regulation von Stoffwechselsystemen insbesondere der Erythrozytenglykolyse“. Seine Arbeiten zur Metabolischen Kontrolltheorie gehören zu den meistzitierten Aufsätzen eines DDR-Wissenschaftlers. 1990 bis zu seinem Tod war er Professor für theoretische Biophysik an der Humboldt-Universität.

Johannes Helm (*1927) war Professor für Klinische Psychologie an der Humboldt-Universität zu Berlin, hatte in der DDR entscheidend die Gesprächspsychotherapie entwickelt und etabliert, aber 1986 vorzeitig seine Professur aufgegeben. Fortan war er vor allem als Maler tätig.

Sabine Hennig-Vogel (*1962) wuchs in Roßlau (Elbe) auf und studierte Geschichte in Krasnodar (Sowjetunion). Danach – inzwischen gab es die DDR nicht mehr – Tätigkeiten als Sekretärin, Kursorganisatorin, Museumsmitarbeiterin, Projektleiterin, Arbeitsvermittlerin, Erwachsenenbildnerin. Heute freie Übersetzerin in Wittenberg.

Kerstin Hensel (*1961), aufgewachsen in Karl-Marx-Stadt, war zunächst Krankenschwester und studierte 1983–1985 am Literaturinstitut „Johannes R. Becher“ in Leipzig. Ab 1988 freischaffende Schriftstellerin. Seit 2001 Professorin für Deutsche Verssprache und Diktion an der Schauspielschule Ernst Busch in Berlin. <http://www.kerstin-hensel.de/>

Gabriele Herzog (*1948) studierte Theaterwissenschaften an der Theaterhochschule Leipzig und arbeitete zunächst als Dramaturgin am Landestheater Halle, dann 1973–1990 als Dramaturgin und Drehbuchautorin im DEFA-Studio für Spielfilm. 1991–2002 als Dramaturgin, Produzentin und Autorin bei privaten Filmproduktionsfirmen. Seit 2003 freischaffende Drehbuchautorin. Für den Film „Der Tangospieler“ (1991) nach dem gleichnamigen Buch von Christoph Hein schrieb sie das Drehbuch.

Stefan Heym, Pseudonym für Helmut Flieg (1913–2001), wuchs in Chemnitz auf. Am Tag nach dem Reichstagsbrand vom 28.2.1933 Flucht nach Prag, ab 1935 in den USA und Germanistikstudium. Sein erster literarischer Erfolg war 1942 der Roman „Hostages“ („Der Fall Glasenapp“). Als US-Soldat nahm in einer Einheit für psychologische Kriegsführung am Zweiten Weltkrieg teil. Seit 1943 amerikanischer Staatsbürger, ging er aufgrund der von McCarthy geprägte Atmosphäre 1952 in die DDR. Nach dem 17. Juni 1953 bekam er dort zunehmend Schwierigkeiten. Fortan war er ständigen Schikanen ausgesetzt, die Publikation seiner Bücher wurde behindert oder verboten, das Ministerium für Staatssicherheit überwachte ihn. Nach 1989 wurde der zuvor im Westen hofierte Dissident im deutsch-deutschen Literaturstreit zu einem der prominentesten Angriffsziele. 1994 gewann er als Parteiloser für die PDS ein Bundestagsdirektmandat und eröffnete, brüskiert von Kanzler Helmut Kohl und der gesamten Regierungskoalition, als Alterspräsident den Bundestag. <http://www.stefan-heyms.de/>

Ursula Höntschi (1934–2000) kam 1945 aus Schlesien in die SBZ, schrieb später neun Jahre lang für die „Wochenpost“ Reportagen. Des permanenten Gefeielsches um Formulierungen überdrüssig, begann sie 1968 noch einmal ein Studium (Geschichte) und arbeitete danach freiberuflich als Autorin. 1985 erschien ihr erster Roman, „Wir Flüchtlingskinder“. Er war zugleich der erste DDR-Roman über die Vertreibungen 1945, damit ein Tabubruch, was das Buch zu einer politischen Sensation machte.

Gerd Hornawsky (*1939), studierte Chemie und promovierte in diesem Fach. Dann Tätigkeiten in den Staatlichen Museen Berlin sowie in Instituten des Veterinär- und Gesundheitswesens. Er schreibt seit 1962 Theaterstücke, Hörspiele und Drehbücher sowie Lyrik, Prosa und Sachbücher.

Hannes Hüttner (1932–2014) studierte zunächst Journalistik an der Karl-Marx-Universität Leipzig. Anschließend bei der „Täglichen Rundschau“ und bis 1963 Chefreporter der „Wochenpost“. Parallel Promotion zu einem Außenwirtschaftsthema in Berlin. 1965–1970 Studium der Medizin, dann bis 1980 Bereichsleiter für Medizinsoziologie an der Akademie für Ärztliche Fortbildung in Berlin-Lichtenberg. Einer breiten Öffentlichkeit bekannt wurde Hüttner durch seine mehr als 30 Kinderbücher. Daneben schrieb er Szenarien für Filme, so für den oben vorgestellten „Die Flucht“ (1977). Nach 1989 war er wieder als Medizinsoziologe tätig und verantwortete bis 1997 am Robert-Koch-Institut das Fachgebiet Prävention für Kinder und Jugendliche.

Karl-Heinz Jakobs (1929–2015) besuchte eine Handelsschule, absolvierte eine Maurerlehre, arbeitete als Bauarbeiter und später als Journalist. 1956 Studium am Literaturinstitut Johannes R. Becher in Leipzig. Nachdem er gegen die Ausbürgerung Biermanns protestiert hatte, wurde er 1977 aus der SED ausgeschlossen, 1979 auch aus dem Schriftstellerverband, weil er seinen Roman „Wilhelmsburg“, der in der DDR nicht erscheinen durfte, in Westdeutschland publiziert hatte. 1981 Übersiedlung in die Bundesrepublik. Ab 1990 betreute er einige Jahre die neueingerichtete Seite „Sonntagsgeschichten“ in der Zeitung „Neues Deutschland“.

Peter Jakubeit (1939–2018) wuchs in Bernburg auf und studierte von 1960–1963 ohne Abschluss Philosophie an der Universität Leipzig. 1967–1971 Studium der Theater- und Filmwissenschaften, dann bis 1991 Dramaturg beim Fernsehen der DDR und der DEFA. Daneben schrieb er Erzählungen, Romane, Hörspiele und Dramen.

Manfred Jendryschik (*1943) studierte 1962–1967 Germanistik und Kunstgeschichte an der Universität Rostock. Anschließend Lektor im Mitteldeutschen Verlag in Halle (Saale)

und seit 1976 freier Schriftsteller. 1990–1996 Kulturdezernent der Stadt Dessau. Seit 1996 Mitglied des PEN-Zentrums Deutschland.

Gerhard Johann (1919–2000) hatte Theologie studiert, war Pfarrer und dann Chefredakteur der Zeitung „Die Kirche“, die von der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg für deren DDR-Gebiete publiziert wurde. Daneben und nach seiner Pensionierung schrieb er christliche Erzählungen und Krimis.

Hermann Kant (1926–2016) lernte Elektromonteur und war 1945–1949 in polnischer Kriegsgefangenschaft. Dann machte er an der Arbeiter- und Bauer-Fakultät Greifswald das Abitur und studierte 1952–1956 Germanistik an der Humboldt-Universität zu Berlin. 1957–1959 war er Chefredakteur der Studentenzeitschrift „Tua res“. 1962 kam als erste literarische Veröffentlichung der Erzählband „Ein bisschen Südsee“ heraus. „Die Aula“ war sein erster Roman und machte ihn in Ost und West schlagartig bekannt. 1972 folgte nach mehrjährigen Auseinandersetzungen mit der DDR-Kulturbükratie der Roman „Das Impressum“, später „Der Aufenthalt“ und nach 1990 weitere. Kennzeichnend für seinen Stil war (Selbst-)Ironie. Kant erzielte hohe Auflagen und wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt. Neben der schriftstellerischen Arbeit war er politisch aktiv: 1974–1979 Mitglied der SED-Bezirksleitung Berlin, 1978–1990 Präsident des Schriftstellerverbands, 1981–1990 Abgeordneter der Volkskammer, 1986–1989 Mitglied des SED-Zentralkomitees. Seine politische Rolle wird widersprüchlich bewertet, zwischen Ermöglicher von Literatur (so auch sein Selbstbild), der den Schriftstellerverband und seine Mitglieder zu schützen habe, einerseits und Exekutor der SED-Kulturpolitik andererseits.

Karl-Dieter Keim (*1939) studierte 1966–1970 Soziologie, Politikwissenschaft und Öffentliches Recht an der Universität Mannheim und forschte dann bis 1982 am Deutschen Institut für Urbanistik in Berlin. 1979 Promotion, 1982 Habilitation für Soziologie. 1982–1992 Professor für Urbanistik und Sozialplanung an der Universität Bamberg, 1993 bis zur Pensionierung 2004 war er Professor für Stadt- und Regionalentwicklung an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus und Direktor des Leibniz-Instituts für Regionalentwicklung und Strukturplanung (jetzt Leibniz-Institut für raumbezogene Sozialforschung, IRS) in Erkner b. Berlin.

Eduard Klein (1923–1999) wuchs in einer jüdischen Kaufmannsfamilie auf und besuchte die Handelsakademie in Wien. 1938 Flucht und 1939–1953 Exil in Chile, dort Beginn schriftstellerischer Arbeit. Seit 1953 Rückkehr in Ost-Berlin lebend. 1959–1961 hauptamtlicher Sekretär des Schriftstellerverbands. Klein verfasste gesellschaftskritische Romane und Erzählungen, die zum Abenteuergenre zählen und vorwiegend in Südamerika spielen.

Brigitte Klump (1935–2023) volontierte nach dem Abitur 1953 bei der Wochenzeitung „Der Freie Bauer“. Ab 1954 Journalistik-Studium an der Karl-Marx-Universität Leipzig. 1957 Flucht aus der DDR nach West-Berlin, Fortsetzung ihres Studiums an der Freien Universität Berlin. Als ihr Neffe 1978 nach einem Fluchtversuch aus der DDR verhaftet wurde, kämpfte Klump für seine Freilassung. Sie sammelte ähnliche Fälle und reichte als private Beschwerdeführerin eine Petition bei der Menschenrechtskommission der Vereinten Nationen ein. Daraufhin durften ihr Neffe und in den folgenden Jahren tausende DDR-Bürger ausreisen. In ihrem Buch „Freiheit hat keinen Preis, ein deutsch-deutscher Report“ (1981) schrieb sie darüber. Für ihr Engagement 1984 Bundesverdienstkreuz.

Michael Köhlmeier (*1949) studierte von 1970 bis 1976 Politikwissenschaft und Germanistik an der Universität Marburg, 1977–1980 Zweitstudium der Mathematik und Philosophie an der Universität Gießen. Seit Anfang der 70er Jahre Hörspiele im Österreichischen

Rundfunk und kürzere Prosatexte, seit Anfang der 80er Jahre Romane. Daneben freie Nacherzählungen antiker Sagenstoffe, biblischer Geschichten und Märchen für den Österreichischen Rundfunk und BR-alpha. Zudem Autor von Liedtexten und langjährig Moderator einer Fernsehdiskussionssendung. Übersetzungen ins Englische, Französische, Griechische, Koreanische, Rumänische, Slowenische, Spanische und Türkische. Politisch regelmäßig Auseinandersetzungen insbesondere mit der FPÖ. Lebt als freier Schriftsteller in Hohenems und Wien.

Helga Königsdorf (1938–2014) studierte Physik, wurde 1963 promoviert und habilitiert sich 1972. 1974 bis zu ihrer vorzeitigen Emeritierung 1990 Professorin für Mathematik an der Akademie der Wissenschaften in Ost-Berlin, dort Leitung der Abteilung für Wahrscheinlichkeitsrechnung und Statistik. Als Mathematikerin veröffentlichte sie unter ihrem Ehenamen Namen Helga Bunke. 1978 literarisches Debüt mit einem Erzählungsband, dem zahlreiche weitere folgten. 1987 Mitglied des P.E.N.-Zentrums der DDR, dann P.E.N.-Zentrum Deutschland.

Wolfgang Kröber (*1951), geboren in Halle (Saale), studierte 1970–1972 ohne Abschluss Physik an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, dann 1972–1977 Architektur an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee. Nach kurzer Tätigkeit 1977/78 als Architekt schriftstellerisch tätig und seit 1981 Mitglied des Schriftstellerverbandes der DDR.

Heinz Kruschel (1929–2011) lernte Modelltischler und studierte 1949/50 am Lehrerbildungsinstitut Staßfurt. Anschließend 1950–1958 Lehrer in Sandersdorf, Magdeburg und Egeln, parallel Fernstudium der Germanistik. 1958–1961 Direktor der Erweiterten Oberschule Havelberg, dann Kulturredakteur bei der Magdeburger Tageszeitung „Volksstimme“. Seit 1963 freier Schriftsteller in Magdeburg. Ein Großteil seiner Romane und Erzählungen erschien, thematisch begründet, im Militärverlag der DDR.

André Kubiczek (*1969) wuchs in Potsdam auf. Germanistikstudium ohne Abschluss in Leipzig und Bonn. Belletristisches Debüt 2002. Lebt als freier Schriftsteller in Berlin.

Rita Kuczynski (*1944) wuchs in Ost- und West-Berlin auf. 1956–1962 Musikstudium (Klavier, Orgel), u.a. am Konservatorium in Leningrad. 1965–1970 Philosophiestudium an der Karl-Marx-Universität Leipzig und der Humboldt-Universität zu Berlin. 1971 Assistentin am Zentralinstitut für Philosophie der Akademie der Wissenschaften der DDR. 1972–1998 mit Thomas Kuczynski verheiratet. 1975 Promotion über Hegel. 1981–1990 freie Schriftstellerin. 1987 Gastprofessur für Philosophie und Literatur an der University at Buffalo und 1991 für Sprachen an der Universidad de Chile. Seither als freie Journalistin und Publizistin tätig. www.rita-kuczynski.de/cms/

Günter Kunert (1929–2019) durfte aufgrund der nationalsozialistischen Rassengesetze (seine Mutter war Jüdin und während des Zweiten Weltkrieges Zwangsarbeiterin in einem Rüstungsbetrieb) keine höhere Schule besuchen. Daher 1943 Lehrling in einem Bekleidungsgeschäft. 1946–1947 Grafikstudium ohne Abschluss an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee. Seither freier Autor. 1972/73 Gastdozentur an der University of Texas und 1975 Writer-in-Residence an der Universität Warwick. 1976 Aufnahme in die Akademie der Künste der DDR. Seit Mitte der 60er Jahre Probleme mit der DDR-Kulturbürokratie, war Kunert 1976 einer der Erstunterzeichner der Petition gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns. Daraufhin Ausschluss aus der SED und 1979 Übersiedlung nach Westdeutschland. 1981 Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung und 1988 der Freien Akademie der Künste Hamburg. 2005–2018 Vorstandspräsident des P.E.N.-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland.

Joochen Laabs (*1937) studierte Verkehrsingenieurwesen an der Hochschule für Verkehrswesen Dresden und war mehrere Jahre in einer Forschungsstelle für städtischen Verkehr in Dresden tätig. 1970 literarisches Debüt mit dem Lyrikband „Eine Straßenbahn für Nofretere“. Seit 1975 lebt er als freier Autor in Berlin und Mecklenburg. 1976–1978 Redakteur der Zeitschrift „Temperamente. Blätter für junge Literatur“, bis die komplette Redaktion aus politischen Gründen abgelöst wurde. 1993–1998 Generalsekretär des P.E.N.-Zentrum Ost, danach Vizepräsident des gemeinsamen deutschen P.E.N.

Erich Loest (1926–2013) war 1947–1950 Volontär und Redakteur bei der „Leipziger Volkszeitung“. Danach freier Schriftsteller und 1955–1956 Studium am Literaturinstitut Johannes R. Becher in Leipzig. 1957 wurde Loest die Teilnahme an einem Diskussionszirkel zum Verhängnis. Er wurde wegen „staatsfeindlicher Gruppenbildung“ zu siebeneinhalb Jahren Zuchthaus in Bautzen verurteilt. Nach der Haftentlassung 1964 wieder literarisch tätig. 1979 Austritt aus dem Schriftstellerverband. 1981 Übersiedlung in die Bundesrepublik. 1989 Gründung des Linden-Verlags, in dem auch seine Werkausgabe erschien, 1990 Zweitwohnsitz in Leipzig, seit 1998 wieder ausschließlich dort. 2013 Freitod.

Monika Maron (*1941) wurde durch Heirat ihrer Mutter Stieftochter von Karl Maron, 1955–1963 DDR-Innenminister und ab 1954 Mitglied des SED-Zentralkomitees. 1962–1966 Studium der Theaterwissenschaft und Kunstgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin, dann u.a. Regieassistentin beim DDR-Fernsehen. Ab 1976 arbeitete sie als Reporterin („Für Dich“ und „Wochenpost“). 1976 Eintritt in die SED und 1978 Austritt. Keines der Bücher, die Maron in der DDR schrieb, wurde dort veröffentlicht. 1986 verlor sie ihren Autorenstatus und wurde, da offiziell ohne Arbeit, als Hausfrau geführt. 1988 Übersiedlung in die Bundesrepublik und seither anhaltende literarische Tätigkeit.

Hartmut Mechtel (*1949) volontierte nach dem Abitur 1967 bei der „Märkischen Volksstimme“ und studierte 1970–1974 Journalistik an der Karl-Marx-Universität Leipzig. 1974–1978 Lokalredakteur der „Freien Erde“, ab 1978 freier Autor für Zeitung und Hörfunk. 1980 Mitbegründer des ersten freien Theaterensembles der DDR „Zinnober“ und ab 1996 als Schauspieler tätig. Autor von Romanen, Erzählungen, Drehbüchern, Hörspielen und Essays. Er bekam für seinen Roman „Der unsichtbare Zweite“ den Friedrich-Glauser-Preis (1997) und für seine Parr-Trilogie den Berliner Krimifuchs (2001). www.hartmut-mechtel.de/

Dieter Meichsner (1928–2010) studierte 1946–1948 Germanistik, Geschichte und Anglistik an der Humboldt-Universität zu Berlin. 1948 wechselte er an die neugegründete Freie Universität im Westteil Berlins. Zunächst freier Schriftsteller, war er ab 1966 Chefdramaturg des Norddeutschen Rundfunks in Hamburg und 1968–1991 Leiter der NDR-Hauptabteilung Fernsehspiel. Er hat vier Romane, zwei Hörspiele und zahlreiche Drehbücher geschrieben.

Gottfried Meinhold (*1936) studierte nach dem Abitur 1954 am Pädagogischen Institut Erfurt. Ab 1956 Tätigkeit als Deutschlehrer und dann Studium der Sprechwissenschaft und Germanistik an der Universität Jena. 1964 Promotion an der Humboldt-Universität zu Berlin, 1968 Habilitation und 1971 Ernennung zum Dozenten für Phonetik und Sprechwissenschaften an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. 1985 ao. Professor daselbst. 1989/90 Gastprofessur an der Universität Heidelberg. 1990–1993 Prorektor für Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften der Universität Jena. 2001 Pensionierung. Seit den 60er Jahren schrieb Meinhold neben seiner wissenschaftlichen Arbeit auch Romane, Erzählungen, Lyrik und Essays.

Karl Mickel (1935–2000) wuchs in Dresden auf und studierte 1953–1958 Wirtschaftsplanung und Wirtschaftsgeschichte in Ost-Berlin. Seit 1959 Lyrik-Veröffentlichungen, im weiteren insgesamt elf Lyrikbände, daneben Theaterstücke, Opernlibretti, Prosa, ein Roman, Reden, Essays sowie ein Filmdrehbuch. Gerade zu DDR-Zeiten löste Mickels Lyrik immer wieder politische Diskussionen aus. Seine Gedichte wurden ins Englische, Russische, Chinesische und Ungarische übersetzt. 1965–1971 Assistent und Dozent an der Hochschule für Ökonomie Berlin-Karlshorst, später Redakteur der Zeitschrift „Junge Kunst“ und Dramaturg am Berliner Ensemble. 1978 Dozent für Diktion an der Schauspielschule „Ernst Busch“ Berlin, wo er 1992 zum Professor für Schauspielkunst berufen wurde. <https://sites.google.com/view/karlmickel>

Werner Mittenzwei (1927–2014) war nach sowjetischer Kriegsgefangenschaft ab 1946 Neu-lehrer. Dann Studium der Pädagogik, Germanistik und Gesellschaftswissenschaften. 1960 Promotion und Dozent, 1964 Habilitation, 1966 Professor am Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED. Ab 1967 an der Akademie der Wissenschaften und 1969–1973 Direktor des Zentralinstituts für Literaturgeschichte der Akademie. 1992–1995 am Zentrum für Literaturforschung Berlin. Literatur- und theaterwissenschaftliche Arbeiten, u.a. zur Exilliteratur (Mit-Hrsg. „Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil 1933–1945“ 7 Bde., Leipzig 1978 ff.) und eine seinerzeit aufsehenerregende Biografie Bertolt Brechts (1986).

Irmtraud Morgner (1933–1990) studierte von 1952 bis 1956 Germanistik und Literaturwissenschaft an der Universität Leipzig und arbeitet von 1956 bis 1958 in der Redaktion der Zeitschrift „neue deutsche literatur“ mit. Seit 1958 lebte sie als freie Schriftstellerin in Berlin. Sie war, neben Christa Wolf, die bedeutendste Schriftstellerin der DDR. Mit ihrem 1974 erschienenen Roman „Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz de Dia nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura“ erlangte sie auch in der damaligen Bundesrepublik große Aufmerksamkeit.

Frank Naumann (*1956) studierte Philosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin. 1984 Promotion A und 1989 Promotion B, jeweils zu Fragen zwischen Philosophie und Naturwissenschaften. 1989–1998 an der Humboldt-Universität im Bereich Kommunikationspsychologie tätig. Seit 1989 zahlreiche Hörspiele, seit 1995 auch populäre Sachbücher. Lebt als freier Autor in Berlin. www.dr-frank-naumann.de/

Erik Neutsch (1931–2013) studierte 1950 bis 1953 Journalistik in Leipzig, war dann Wirtschafts- und Kulturredakteur der SED-Bezirkszeitung in Halle „Freiheit“ und seit 1960 freischaffender Schriftsteller. Ab 1963 gehörte er der SED-Bezirksleitung Halle an und absolvierte 1970/71 einen freiwilligen Dienst als NVA-Politoffizier. 1974–1991 Mitglied der Akademie der Künste der DDR. Neutsch gilt als ebenso parteitreu wie nichtkonformistischer Autor. Mit dem Roman „Spur der Steine“ (1964) lieferte er das Hauptwerk des Bitterfelder Weges, das Heiner Müller 1965 mit „Der Bau“ in eine Theaterfassung brachte, die nach dem 11. Plenum verboten wurde und von der sich Neutsch distanzierte, und dessen Verfilmung durch Frank Beyer 1966 gleichfalls verboten wurde.

Dieter Noll (1927–2008) studierte 1948–1950 Germanistik, Kunstgeschichte und Philosophie an der Universität Jena. Seit 1950 lebte er in Berlin und war zunächst Redakteur der Zeitschrift „Aufbau“ und danach beim „Neuen Deutschland“. Ab 1956 freischaffender Autor. 1969 Mitglied der Akademie der Künste der DDR. Sein größter Erfolg war sein Debütroman „Die Abenteuer des Werner Holt“ (1960), er wurde weltweit mehr als zwei Millionen Mal verkauft und 1965 von der DEFA verfilmt.

Claus Nowak (*1938) studierte bis 1961 Chemie. Dann bis 1965 Technologe im VEB Gärungschemie Dessau, anschließend Industriezweig Agrochemie auf den Gebieten Planung, Prognose und Forschung tätig. 1974 Promotion zum Dr. rer. nat. über Strategiebildung in der Forschung. Lebte seit 1966 in Halle-Neustadt und war seit der zweiten Hälfte der 80er Jahre als Schriftsteller tätig.

Kurt Nowak (1942–2001) arbeitete nach dem Abitur (1961) am Städtischen Theater Leipzig. Dann, 1964–1969, Studium der Theologie in Leipzig und Jena. 1971 Promotion A zum Dr. theol., 1978 theologische Dissertation B und 1984 Dr. phil. für eine geschichtswissenschaftliche Arbeit. 1987 Berufung zum Professor für Neuere und Neueste Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Leipziger Universität, dort auch als Universitätsprediger tätig. 1991 Wahl zum Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften. Nebenberuflich Autor belletristischer Werke.

Walter Nowowski (1931–2012) erwarb das Abitur an die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät Potsdam und studierte 1952–1956 Germanistik an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ab 1956 Lektor im Verlag „Neues Leben“, ab 1959 Redakteur beim Rundfunk der DDR. 1969 wurde er Leiter der Abteilung „Dramatische Kunst“ beim Fernsehen der DDR und 1974 aus politischen Gründen entlassen. 1975–1990 Chefredakteur der Zeitschrift „Neue Deutsche Literatur“ und Präsidiumsmitglied des Schriftstellerverbands der DDR. Einer breiteren Öffentlichkeit wurde er vor allem durch seine Tätigkeit als Herausgeber der Tagebücher Victor Klemperers bekannt.

Rainer Otto (*1939) studierte am Leipziger Literaturinstitut „Johannes R. Becher“ und wandte sich früh dem Kabarett zu. Ab 1964 Dramaturg der Leipziger „Pfeffermühle“ und 1981–1992 deren Direktor. Parallel schrieb er für fast alle DDR-Kabaretts sowie für die Zeitschrift „Unterhaltungskunst“ und wirkte in Kinderfilmen des DFF mit. 1993–2006 Arbeit mit dem Leipziger Ensemble „Sanftwut“. Otto lebt in Leipzig.

Hildegard Maria Rauchfuß (1918–2000) besuchte eine Handelsschule und absolvierte dann eine Ausbildung als Sängerin. Während des Zweiten Weltkriegs Bankangestellte. 1945 Flucht aus Breslau und ab 1947 in Leipzig. Seit Beginn der 1950er Jahre freie Schriftstellerin. Rauchfuß schrieb Romane, Erzählungen, Kinderbücher, Gedichte und Liedtexte, Fernsehrehbücher sowie Kabaretttexte. Die Vertonung ihres Gedichts „Am Fenster“ durch die Ost-Berliner Band City (1977) wurde zum erfolgreichsten Rocksong der DDR.

Ursula Reinhold (*1938) war zunächst Bibliothekarin, studierte dann Germanistik, promovierte und habilitierte sich, arbeitete als Redakteurin, 1973–1991 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentralinstitut für Literaturgeschichte der Akademie der Wissenschaften und schließlich 1991–1996 als Lehrbeauftragte an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Fiona Rintoul (*um 1968) studierte in den 1980er Jahren Germanistik an der St. Andrews University und war in dieser Zeit Austauschstudentin an der Universität Leipzig, später absolvierte sie das Programm für kreatives Schreiben der Universität Glasgow. Sie schreibt für Zeitungen zur Finanzen, Kunst und Literatur, übersetzt aus dem Französischen und Deutschen ins Englische und verfasst Kurzprosa. „The Leipzig Affair“ war ihr erster Roman. Rintoul lebt in Glasgow. <https://fionarintoul.com/>

Eugen Ruge (*1954) studierte Mathematik an der Humboldt-Universität zu Berlin und war dann wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentralinstitut für Physik der Erde der Akademie der Wissenschaften. Seit 1986 Schriftsteller, Dokumentarfilmer, Drehbuchautor und Übersetzer. 1988 siedelte er in die Bundesrepublik über und lebt heute in Berlin.

Irene Ruttmann (*1933) wuchs in Chemnitz auf und studierte in Leipzig, Ost-Berlin und Frankfurt a.M. Germanistik, Anglistik, Theaterwissenschaft und Kunstgeschichte. 1972–1976 an der Goethe-Universität Frankfurt tätig und Promotion. Seither in Bad Homburg freie Autorin für Verlage und Rundfunk. Bekannt wurde sie vor allem als Autorin von Kinder- und Jugendbüchern.

Hans Joachim Schädlich (*1935) studierte 1954–1959 Germanistik und Linguistik an den Universitäten in Ost-Berlin und Leipzig. 1960 Promotion mit einer Arbeit zur Phonologie des Obervogtländischen. 1959–1976 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Akademie der Wissenschaften in Ost-Berlin. Erste literarische Texte Ende der sechziger Jahre mit der Folge von Ablehnung und Zensur aus politischen Gründen. Er verlor seine Stelle an der Akademie der Wissenschaften und geriet ins Visier des MfS, nachdem er sich 1976 an den Protesten gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns beteiligt hatte. 1977 erschien Schädlichs Debüt „Versuchte Nähe“ im Rowohlt Verlag. 1977 Übersiedlung in die Bundesrepublik. Zahlreiche literarische Auszeichnungen und 2014 Bundesverdienstkreuz. Schädlich lebt in Berlin.

Michael Schindhelm (*1960) machte sein Abitur 1979 in einer Spezialklasse für Chemie – im Rahmen der hochschulinternen Oberschule der TH Merseburg – und studierte anschließend an der Universität Woronesch in der Sowjetunion. Nach dem Diplom als Quantenchemiker war er 1984–1986 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentralinstitut für physikalische Chemie der Akademie der Wissenschaften in Ost-Berlin. Die folgenden Jahre verbrachte er mit Übersetzungen aus dem Russischen und dem Großziehen eines Kindes in Nordhausen. 1990 wurde Schindhelm Referent des Intendanten des Theaters Nordhausen und dann Direktor. Die weiteren Stationen: 1992 Intendant der Bühnen der Stadt Gera und 1994–1996 Generalintendant des Theaters Altenburg-Gera, 1996–2006 Intendant des Theaters Basel, 2005–2007 Generaldirektor der Stiftung Oper in Berlin, 2007–2009 Kulturmanager in Dubai (VAE). Seither ist Schindhelm international als Kulturberater öffentlicher Einrichtungen tätig. Daneben wirkte und wirkt er als Autor, Librettist sowie Übersetzer aus dem Russischen. <https://michaelschindhelm.com/>

Holger Karsten Schmidt (*1965) studierte 1989–1992 ohne Abschluss Germanistik, Politikwissenschaft und Medienwissenschaften an der Universität Mannheim, dann bis 1996 Drehbuch/Spielfilm an der Filmakademie Baden-Württemberg (Ludwigsburg). Dort ist Schmidt auch seit 1998 Dozent für den Bereich Drehbuch. Er arbeitet als freier Drehbuchautor für Fernsehen und Kino sowie seit 2011 als Romanautor. Er ist unter anderem dreifacher Grimme-Preisträger. www.holger-karsten-schmidt.de/

Klaus E. Schneider (1933–?) leistete ab 1952 Dienst bei der KVP und NVA (Luftstreitkräfte), besuchte eine Offiziersschule und legte ein Staatsexamen als Dolmetscher und Übersetzer für Russisch ab. Danach Redakteur und Reporter bei der „Leipziger Volkszeitung“, deren Redaktion er 1961 nach einem Parteiverfahren verlassen musste. Dann Lektor im Fachbuchverlag Leipzig und Übersetzer beim VEB Intertext, gleichfalls in Leipzig. 1964–1967 Studium am Literaturinstitut „Johannes R. Becher“ Leipzig. Autor von Reiseportagen und Erzählungen. Ab 1979 Drangsalierungen, indirektes Berufsverbot und 1984 Austritt aus der SED. In den 90er Jahren Kritiker des politischen und wirtschaftlichen Systems des vereinigten Deutschlands.

Joachim Schöne (1933–2005), geboren in Glauchau. Schöne war evangelischer Theologe und Leiter des Kunstdienstes der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens.

Helfried Schreiter (1935–1992), zunächst NVA-Offizier, wurde später ein erfolgreicher Krimiautor. 1968 Debüt als Lyriker, 1969 als Drehbuchautor und Dramatiker, 1972 als Romanautor, daneben zahlreiche Hörspiele. 1987 kritisierte er während eines Aufenthaltes in der Bundesrepublik in einem offenen Brief die Politik von Erich Honecker, nahm Partei für die politischen Reformen von Michail Gorbatschow, kehrte dann nicht mehr in die DDR zurück und wurde Redakteur beim „Stern“. 1989 kehrte Schreiter nach Ostdeutschland zurück, brachte als Verleger mehrere Zeitschriften heraus (keine von Dauer) und gründete den Buchverlag Edition Fischerinsel.

Wolfgang Schreyer (1927–2017) trat 1944 der NSDAP bei und diente bis zum Ende des zweiten Weltkriegs als Flakhelfer in der Wehrmacht. 1945/46 US-amerikanische Kriegsgefangenschaft. Dann Ausbildung zum Drogisten (1947–1949) und ab 1950 Geschäftsführer eines Werks der pharmazeutischen Industrie. Romandebüt mit „Großgarage Südwest“ (1952), seitdem Autor von Romanen, Film- und Fernsehdrehbüchern und Hörspielen. Erhielt für seinen Kriegsroman „Unternehmen Thunderstorm“ den Heinrich-Mann-Preis (1956). Mehrere seiner Romane wurden von der DEFA verfilmt. Lebte bis 1972 in Magdeburg, dann bis zu seinem Tod in Ahrenshoop. Mit seinen populär geschriebenen Büchern, die häufig in entfernten Weltgegenden spielten, gehörte er zu den auflagenstärksten Autoren der DDR. wolfgangschreyerblog.wordpress.com/

Marc Schweska (*1967) hat Elektroniker gelernt sowie Kulturwissenschaften und Europäische Ethnologie studiert. Einige Jahre arbeitete er am Theater. Er schreibt Prosa, Essays, kunstkritische und wissenschaftliche Aufsätze, Kritik und Hörstücke. Daneben Crossover-Projekte mit Bildenden Künstlern und Forschern. Schweska lebt in Berlin.

Jens Sparschuh (*1955) besuchte 1972/73 die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät in Halle (Saale), studierte 1973–1978 Philosophie und Logik in Leningrad und war danach Assistent an der Humboldt-Universität zu Berlin. 1983 Promotion. Seither freier Schriftsteller. Mitglied des P.E.N.-Zentrums der Bundesrepublik Deutschland.

Anna Sperk, Pseudonym für Anett Christine Oelschlägel (*1974), studierte Ethnologie, Religionswissenschaft und Zentralasienwissenschaften an der Universität Leipzig und arbeitete dann 2005–2013 am Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung in Halle (Saale). 2011 Promotion. Seither freischaffend als literarische und wissenschaftliche Autorin in Halle (Saale) lebend.

Martin Stade (1931–2018) absolvierte eine Lehre als Rundfunkmechaniker, war 1949–1958 Funktionär bei der FDJ und arbeitete als Dreher und als Kranführer. 1967 begann er ein Studium am Leipziger Literaturinstitut. Dort aus politischen Gründen 1968 zwangsexmatrikuliert. Ab 1969 freier Schriftsteller, Mitglied des Schriftstellerverbandes. 1976 Ausschluss aus der SED und Austritt aus dem Schriftstellerverband der DDR. 1989/1990 Mitarbeit im Neuen Forum und dann in der SPD.

Hans-Jürgen Steinmann (1929–2008), aufgewachsen in Breslau und dort 1945 als Flakhelfer für die Verteidigung der „Festung Breslau“ verpflichtet, war bis Ende 1947 in sowjetischer Kriegsgefangenschaft. 1948–1950 Chemiarbeiter in den Leuna-Werken, dann Volontariat in der Redaktion der Hallenser Tageszeitung „Freiheit“ und 1951–1957 Tätigkeit für den Kulturbund in Schwerin. 1958–1961 Studium am Literaturinstitut „Johannes R. Becher“ Leipzig. Ab 1961 freier Schriftsteller zunächst in Halle (Saale), dann Halle-Neustadt. Langjähriger Vorsitzender des Bezirksverbandes Halle des DDR-Schriftstellerverbandes. Seine eigene im engeren Sinne schriftstellerische Arbeit währte bis Ende der 70er Jahre.

Uwe Tellkamp (*1968) wuchs im Dresdner Villenstadtteil Weißer Hirsch auf. Um sein geplantes Medizinstudium abzusichern, verpflichtete er sich nach dem Abitur dreijährigen NVA-Dienst. Weil seine Einheit im Oktober gegen Demonstranten am Dresdner Hauptbahnhof eingesetzt werden sollte, unter denen Tellkamp seinen Bruder vermutete, verweigerte er den Befehl. Es folgten zwei Wochen Arrestierung und Beurlaubung. Ab 1990 Studium der Medizin an der Universität Leipzig, in New York und Dresden. Dann Arzt an einer unfallchirurgischen Klinik in München. 2000 erster Roman („Der Hecht, die Träume und das Portugiesische Café“), 2004 Ingeborg-Bachmann-Preis und seither freier Schriftsteller, nunmehr wieder in Dresden am Weißen Hirsch lebend.

Gerti Tetzner (*1936) wuchs in Gotha auf und studierte 1955–1959 Rechtswissenschaft an der Universität Leipzig. Anschließend Arbeit als Notarin. Ab 1962 freiberufliche Schriftstellerin, studierte sie ab 1966 am Literaturinstitut „Johannes R. Becher“. 1968 die Zwangsexmatrikulation und MfS-Überwachung. 1975 Förderpreis des Literaturinstituts „Johannes R. Becher“. In den 1980er Jahren griff Tetzner vor allem ökologische Themen auf und verarbeitete diese in dokumentarischen Texten. Nach 1990 war sie in der Schuldnerberatung sowie als Juristin tätig. Seit 1996 Mitglied des PEN-Zentrums Deutschland.

Reiner Tetzner (*1936) lernte Maschinenschlosser und studierte Philosophie mit Nebenfach Physik an der Karl-Marx-Universität Leipzig. Bis 1975 dort wissenschaftlicher Mitarbeiter und 1966 Promotion über Abstraktionsprozesse bei der physikalischen Theoriebildung. Seit 1976 freier Autor, u.a. zahlreiche Bücher über griechische und germanische Götter- und Heldensagen. 1995–2019 Vorsitzender des Arbeitskreises für Vergleichende Mythologie und 1995–2001 des Sächsischen Literaturrats.

Uwe Timm (*1940) lernte Kürschner und übernahm 1958 das Hamburger Pelzgeschäft seines verstorbenen Vaters. Abitur auf dem zweiten Bildungsweg. 1962 Studium der Philosophie und Germanistik in München und ab 1966 in Paris. 1967–1969 aktiv im Münchner SDS. Er schrieb politische Lyrik und Straßentheaterstücke. 1971 Promotion zum Dr. phil. mit einer Arbeit über „Das Problem der Absurdität bei Albert Camus“. Seither freier Schriftsteller. 1971 gründete er die „Wortgruppe München“ und war Mitherausgeber der Zeitschrift „Literarische Hefte“. Seit 1994 ist Timm ordentliches Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt, des PEN-Zentrums Deutschland und der Akademie der Künste (Berlin). Zudem Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste sowie der Freien Akademie der Künste in Hamburg. Timm lebt in München und Berlin.

Claire Vernay (*1943), bürgerlich Elke Seel-Viandon, wuchs in Helbra (Sachsen-Anhalt) auf. Ab 1961 Romanistik-Studium an der Universität Leipzig. 1964 Heirat mit dem Pariser Regisseur Robert Vernay (Robert Georges Viandon) und Übersiedlung nach Paris. Sie arbeitete mit ihrem Ehemann zusammen und war parallel als Dolmetscherin und Übersetzerin tätig, studierte Jura an der Universität von Paris und schloss 1979 mit einer Promotion zum Thema „La Fiducie en Droit Comparé et en Droit International Privé Français“ ab. Danach Anwältin mit eigener Kanzlei. 1979 nach dem Tod ihres Ehemanns Übersiedlung in die Bundesrepublik und Geschäftsführerin deutscher und französischer Unternehmen sowie Tätigkeit als Beraterin. Seit 1998 fünf Romane.

Peter Vogel: Autor des Romans „Zwischenspiel“ (1979). Keine biografischen Angaben ermittelbar. Autorennamen ggf. ein Pseudonym.

Winfried Völlger (*1947) lernte Fotograf und studierte 1968–1973 in Halle (Saale) Mathematik ohne Abschluss. Dann, beginnend mit Kinder- und Jugendbüchern, freier Schrift-

steller, daneben auch als Regisseur, Grafiker und Bildhauer tätig. In den 80er Jahren mehrere Romane, die sich jeweils zum Geheimtipp entwickelten. 1994 gab er das belletristische Schreiben auf, da er für sich kein Publikum mehr sah. Seither bildnerische Arbeiten, Skulpturen und Grafiken, mehrere Ausstellungen, daneben pädagogische Tätigkeiten und Lehraufträge (Kreatives Schreiben, Kulturgeschichte). 2006–2011 Studium Musik- und Theaterwissenschaften an der Universität Leipzig mit Bachelor- und Master-Abschluss. Heute in Leipzig lebend und vor allem als Musiker, auch Straßenmusikant tätig. fraglos.org/

Joachim Walther (1943–2020) studierte 1963–1967 Kunstgeschichte und Literaturwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin. Dann ein Jahr Lehrer, 1968–1976 Lektor beim Buchverlag Der Morgen in Ost-Berlin und 1976–1978 Redakteur der Zeitschrift „Temperamente“, einem Blatt für Nachwuchsautoren, dessen Redaktion 1978 aus politischen Gründen komplett ausgewechselt wurde. Seit 1983 freier Schriftsteller. Neben erzählender Prosa schrieb er zahlreiche Hörspiele. Seit 1991 Mitglied des P.E.N.-Zentrums. 2001 Mitbegründer des Archivs unterdrückter Literatur in der DDR. www.taulos.de/

Inge[borg] von Wangenheim (1912–1993) besuchte nach dem Lyzeum eine Schauspielschule und war dann Mitglied eines Schauspielkollegiums. 1930 Eintritt in die KPD. 1933 Emigration zunächst nach Paris, dann nach Moskau. Dort bis 1935 Mitglied der „Deutschen Theater Kolonne Links“ und Tätigkeit als Journalistin. 1937/38 Mitarbeiterin der Redaktion „Das Wort“, 1939–1941 Sprecherin der deutschen Redaktion eines Moskauer Radiosenders. 1941 Evakuierung nach Chistopol, Kasan und Taschkent. 1943–1945 erneut in Moskau und beim Sender „Freies Deutschland“ tätig. November 1945 Rückkehr nach Berlin. Schauspielerin und Regisseurin, u.a. am Deutschen Theater Berlin, und Filmtätigkeit. Ab 1949 vor allem schriftstellerische Tätigkeit.

Martin Wendland (Pseudonym für Wilhelm Strube) (1925–1999) war nach Reichsarbeitsdienst, Fronteinsatz und Überlaufen in britische Gefangenschaft 1946 kurze Zeit Stadtleiter der FDJ in Hildesheim und begann 1947 in Leipzig einen Vorbereitungskurs für das Hochschulstudium. Anschließend Studium der Geschichte, Philosophie und Politischen Ökonomie an der Universität Leipzig, dann 1952–1961 Assistent an der Universität Rostock, am Institut für Literatur in Leipzig, Doktorand an der Universität Leipzig und 14 Jahre an der AdW. 1961 Promotion A und 1975 Promotion B zu chemiegeschichtlichen Themen des 18. Jahrhunderts. 1975 politisch bedingte Entlassung aus der Akademie und Ausschluss aus der SED. Danach freischaffender Schriftsteller (Mitglied des Schriftstellerverbandes bereits seit 1966). Strube veröffentlichte naturgeschichtliche Sachbücher und Biografien besonders zur Geschichte der Chemie, erzählerische Texte für Kinder, Jugendliche und Erwachsene sowie – unter dem Pseudonym Martin Wendland – vier Kriminalromane.

Ernst Wenig (*1944) aufgewachsen in Dessau und zwischenzeitlich fünf Jahre in Regensburg, kam über einen Zirkel Schreibender Arbeiter zum Schreiben. Nach dem Abitur Sortimenter im Dessauer Buchhandel, Kohlearbeiter im VEB Gärungschemie Dessau, Wehrdienst und Produktionsarbeiter im Institut für Zement. 1967–1971 Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. 1971 bis 1974 Tätigkeit in einem Dessauer Projektierungsbetrieb des Bauwesens. 1975–1986 freiberuflicher Schriftsteller und 1982–1986 Mitglied im Schriftstellerverband, ab 1983 Mitglied des Bezirksvorstandes Halle. Letzte Veröffentlichung 1986.

Hans-Joachim Wiesner studierte an der ABF in Jena, der Karl-Marx-Universität in Leipzig (KMU) sowie an der Lomonossow-Universität in Moskau. Dann wissenschaftlicher Assistent an der Sektion Journalistik der KMU und Promotion. 1975 aus politischen Gründen

Berufsverbot für Lehre, Forschung und Publikationen. Bis 1989 arbeitet er dann als Autor und Regisseur, ab 1981 auch als Chefmethodiker bei der DEWAG Leipzig.

Tom Wittgen, Pseudonym für Ingeburg Siebenstädt (*1932), Besuch des Seminars für Soziale Frauenberufe in Chemnitz, Abitur an der ABF in Leipzig, dann Germanistikstudium in der Universität Leipzig und der Humboldt-Universität zu Berlin. Anschließend Reporterin und Redakteurin bei Radio DDR, Lektorin im Verlag des Ministeriums des Innern, ab 1963 im Verlag Das Neue Berlin, wo sie die Kriminalheftreihe „Blaulicht“ betreute, in der sie selbst 1967 debütierte. Seit 1970 freischaffende Autorin. Wittgen/Siebstädt schrieb Drehbücher für den „Polizeiruf 110“ des DDR-Fernsehens und wurde zur führenden Kriminalautorin der DDR. 1994 Auszeichnung mit dem Ehrengläser der Autorengruppe Deutsche Kriminalliteratur „Das Syndikat“. 1999 erschien ihr letzter Roman.

Benito Wogatzki (1932–2016) wuchs in Berlin auf, sein jüdischer Vater floh vor dem Nationalsozialismus aus Deutschland. Wogatzki absolvierte eine Tuchmacherlehre in Luckenwalde und machte das Abitur an der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät in Potsdam. Dann Studium der Journalistik an der Karl-Marx-Universität Leipzig. Danach Tätigkeit als Reporter und Publizist, Autor für Hörfunk und Fernsehen. Romandebüt „Romanze mit Amélie“ (1977). Mitglied der Akademie der Künste der DDR. Ab 2005 lebte er in Südfrankreich.

Christa Wolf (1929–2011) hatte 1949–1951 an der Universität Jena und 1951–1953 bei Hans Mayer an der Universität Leipzig Germanistik studiert. 1949 Mitglied der SED und Austritt im Juni 1989. 1953–1957 als wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Deutschen Schriftstellerverband, im Anschluss Cheflektorin des Verlags Neues Leben und 1958–1959 Redakteurin bei der Zeitschrift „neue deutsche literatur“. 1961 literarisches Debüt („Moskauer Novelle“). 1963–1967 Kandidatin des SED-Zentralkomitees. Auf dem 11. Plenum des ZK 1965 („Kahlschlagplenum“) sprach sie als einzige Rednerin gegen die neue restriktive Kulturpolitik. 1974 Mitglied der Akademie der Künste der DDR. Ab 1975 mehrfach in den USA zu Studien- und Lehraufenthalten. 1976 Mitunterzeichnerin des Offenen Briefes gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns. Daraufhin SED-Parteiverfahren mit „strenger Rüge“. 1979 Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt und 1980 als erste DDR-Autorin Georg-Büchner-Preis. 1981 Mitglied der Akademie der Künste in Berlin (West) und 1984 Mitglied der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste in Paris. 1987 Nationalpreis der DDR für Kunst und Literatur 1. Klasse. 1990 löste ihre Erzählung „Was bleibt“ den sog. deutsch-deutschen Literaturstreit aus. 2002 Deutscher Bücherpreis für das Lebenswerk.

Rosemarie Zeplin (*1939) studierte 1957–1961 Theaterwissenschaften an der Theaterhochschule Leipzig, war 1962–1967 Dramaturgin beim Rundfunk der DDR und ab 1967 in der Informationsverarbeitung tätig. Seit 1980 schriftstellerische Tätigkeit. Langjährige Lebensgefährtin von Günter de Bruyn.

Ingo Zimmermann (*1940) studierte nach dem Abitur in Dresden Evangelische Theologie an der Leipziger Universität. 1965 dort Promotion, danach wissenschaftlicher Oberassistent an der Theologischen Fakultät. Anschließend bis 1973 Lektor beim Union-Verlag. 1974–1976 Mitarbeit bei der Tageszeitung „Die Union“. 1975 Reservistendienst als Bausoldat. Ab 1977 freier Schriftsteller. 1990–1994 Mitglied des Sächsischen Landtags (CDU). 1994–2004 Professor für Kulturgeschichte an der Musikhochschule Dresden. 1995–2003 Präsident des Sächsischen Musikrats und 2002–2008 der Sächsischen Akademie der Künste. 2007 Austritt aus der CDU. Lebt in Dresden.

Udo Zimmermann (1943–2021) sang in seiner Jugend im Dresdner Kreuzchor. Er studierte Komposition, Gesang und Dirigieren an der Musikhochschule Dresden. 1970–1985 Dramaturg an der Staatsoper Dresden. 1974 Gründer des „Studio Neue Musik“ und ab 1979 Professor für Komposition an der Musikhochschule Dresden. 1997–2011 Künstlerische Leitung der Reihe „musica viva“ des Bayerischen Rundfunks. 1990–2001 Intendant der Oper Leipzig, 2001–2003 Generalintendant der Deutschen Oper Berlin. Komponist zahlreicher Werke, seine Oper „Die Weiße Rose“ gehört zu den meistgespielten Werken zeitgenössischer Musik.

Hartmut Zwahr (*1936) wuchs in Bautzen auf. 1953–1955 Fachschule für Bibliothekare Leipzig, 1955 Abitur an der ABF Leipzig und 1955–1960 Studium der Geschichte, Germanistik und Pädagogik an der Karl-Marx-Universität Leipzig. 1963 Promotion mit einer Arbeit über die antisorbische Staatspolitik des kaiserlichen Deutschlands 1900–1914. 1974 Habilitation mit einer Arbeit zur Konstituierung des Leipziger Proletariats. 1978–2001 Professor für Geschichte an der KMU Leipzig. Zwahr gilt als einer der führenden deutschen Sozialhistoriker, seine Habilitationsschrift als Standardarbeit deutscher Sozialgeschichtsschreibung.

Gerhard Zwerenz (1925–2015), gelernter Kupferschmied und 1942–1944 Wehrmachtssoldat, desertierte im August 1944. Bis 1948 sowjetische Gefangenschaft. 1952–1956 Studium der Philosophie in Leipzig. Seit 1956 freier Schriftsteller. 1957 SED-Ausschluss, Verhöre durch das MfS, Flucht nach West-Berlin. Zwerenz lebte dann in München, Köln, Offenbach a.M. und in Oberreifenberg/Taunus. Er verfasste über 100 Bücher und arbeitete für Funk, Fernsehen, Theater und Presse. 1994–1998 Mitglied des Deutschen Bundestages.

Nachwort:
Zum zeithistorischen Informationsgehalt
der Wissenschaftsbelletristik

Perspektivierung

An literaturwissenschaftlichen Analysen der DDR-Wissenschaftsbelletristik mangelt es nicht direkt, auch wenn selbstredend nicht alle Titel germanistische Aufmerksamkeit gefunden haben. Nicht zuletzt in den Jahrzehnten nach der DDR ist eine ganze Reihe von Studien entstanden, davon bemerkenswert viele an nicht-deutschen Universitäten. Deren untersuchungsleitende Fragestellungen sind überwiegend das literarische Bild der Intelligenz in der DDR, Darstellungen der wissenschaftlich-technischen Revolution und Artikulationsweisen von Wissenschaftskritik.¹⁶ Auch gibt es mehrere Untersuchungen, die wissenschaftsbelletristische Texte in einer frauen- bzw. geschlechterspezifischen Perspektive analysieren.¹⁷ Der größte Teil der Studien ist – schon deshalb, weil es häufig akademische Qualifizierungsarbeiten sind – auf kleinere Gruppen von Texten oder einzelne Titel bzw. Autorinnen/Autoren fokussiert.¹⁸

Mit all diesen Untersuchungen soll nun nicht konkurriert werden. Zwar steht an dieser Stelle gleichfalls ein Text über Texte – wie immer, wenn über Literatur geschrieben wird: Es entsteht ein Text nicht über etwas, das man umgangssprachlich ‚das Leben‘ nennt, sondern über die formvermittelte Realität der literarischen Texte. Ob und was diese mit einer außerliterarischen Realität zu tun haben, ist zunächst unbestimmt. Nur die Leser können entsprechende Bezüge herstellen (oder dies unterlassen): Fantasie und Empirie kommen gültig erst in der Rezeption zusammen.

Hier, in diesem Nachwort nun, werden, wie in allen Texten über erzählende Texte, deutende Annahmen formuliert, die sich auf literarische Annahmen beziehen: nämlich Annahmen zu literarischen Erfindungen, denen gleichfalls Annahmen zugrunde lagen. Dabei lauert immer das latente Risiko, Erfindungen zu Erfindungen zu produzieren. Dieses Risiko ist im Grundsatz unvermeidbar, lässt sich aber für die hier interessierende Literatur einhegen, wenn zweierlei unterlassen wird. Weder wäre es sachgerecht, eine platte Abbildvorstellung zugrunde zu legen, wonach der literarische Text nichts weiter sei als erzählerisch gestaltete Dokumentation der DDR-Wissenschaft. Noch sollte aber der Umstand, dass es sich um literarische Texte handelt, als ein Manko begriffen werden, das der z.B. sozialhistorischen Auskunftsfähigkeit über diese DDR-Wissenschaft im Wege stünde. Bedeutsamer ist: Die literarische Form war in der DDR häufig die einzige

16 vgl. Wege (1996); Kreifsig (2002); Scharsich (2003); Creagh (2008)

17 vgl. Mittman (1992); Herminghouse (1992); Rossbacher (2000); Schaffrath (2011)

18 An der Spitze der untersuchten Autoren steht, soweit es um Wissenschaftsbelletristik geht, Christoph Hein: vgl. Kiewitz (1995), Černá (2005), Ritland (2008) und Welling (2008). Zu Helga Königsdorf, auf deren Arbeiten auch in den anderen Untersuchungen immer wieder rekurriert wird, siehe Buck (2007). Gleiches gilt für Monika Maron (Chou 2006). Daneben kann auf Analysen zu Stefan Heym (Temme 2000), Gottfried Meinhold (Kratschmer 1996) oder Fritz Rudolf Fries (de León Schillgalies 2006) verwiesen werden.

Form, in der ansonsten Tabuisiertes oder in anderen Textsorten nur undeutlich Thematisiertes verhandelbar war.

Dass aber in der DDR-Literatur etwas deutlicher als andernorts gesagt werden konnte, heißt wiederum nicht, dass Deutung verzichtbar wäre. Denn bei allen Spielräumen, die in der DDR-Belletristik bestanden, wurde auch eine gewichtige Einschränkung wirksam: Während die Subjektivität der Autoren und ihrer Figuren mehr oder minder deutlich Authentizität erzeugte, unterlag diese zugleich einer spezifischen ‚Objektivierung‘: dem Druckgenehmigungsverfahren, das Zensur und Selbstzensur mit sich brachte. Dieser Umstand führte wohl häufig zu Verundeutlichungen, etwa indem Botschaften in die subtextuelle Ebene verlegt wurden. So lässt sich hier der berühmten Frage, was die Autorin, der Autor ihrer Leserschaft sagen wollte (wenn sie denn etwas Bestimmtes sagen wollten), also der deutenden Anstrengung, kaum ausweichen.

Wollte etwa Irmtraud Morgner mit der Figur des skeptischen Journalisten Uwe in „Rumba auf einen Herbst“ (1992 [1966]) einer Skepsis gegenüber einer Kernphysik Ausdruck verleihen, die sich verantwortungsfrei in so unbekanntes wie – seit der Bombe bekanntermaßen – potenziell apokalyptisches Terrain hineinschraubt?¹⁹ Oder sollte Journalist Uwe die exemplarische Verkörperung des Wissenschaftsignoranten sein, der Erkenntnisproduktion für zweitrangig gegenüber praktischer Erkenntnis-anwendung erachtet? Der es folglich für Firlefanz hält, dass die Physiker an etwas arbeiten, das nach deren eigener Aussage vielleicht in 80 Jahren nützlich werden könnte – was man sich aber in der aktuellen Lage nicht leisten könne? Mit anderen Worten: Hinterließ uns Morgner eine Warnung vor den gewissensunbekümmerten Kernphysikern oder eine Warnung vor den Utilitaristen, die einen Gedanken, die erst einmal frei statt anwendungsgebunden vor sich hin flottiert, nur als Ressourcenverschwendung denunzieren können?

Also: Erfindungen zu Erfindungen? Zu der Frage passt, dass die hier thematisierte Wissenschaftsbelletristik in doppelter Weise erfunden ist. Nicht nur setzt sie sich aus literarischen Erfindungen zusammen. Sie ist auch als ‚geschlossener‘ Textkorpus erst für den Zweck der hiesigen Darstellung konstruiert worden: Es sollte eine nicht auswahlbasierte, sondern möglichst vollständige belletristische Wissenschaftsgeschichte der DDR präsentiert werden. Das einzige Kriterium, nach dem dieser Korpus gebildet wurde, war der thematische Bezug, und um diese Bezüge vor allem soll es auch im folgenden gehen. Es sollen an dieser Stelle keine literaturwissenschaftssimulierenden Betrachtungen angestellt, sondern lediglich, aber

19 so die Deutung bei Patricia Herminghouse: Der – gemäß der Darstellung bei Morgner fachlich vollständig ahnungslose – Journalist Uwe wird hier zum Träger scharfer Kritik an „fanatisierten Wissenschaftlern“: „Kritisiert wird nicht nur, daß ihre kostspieligen Forschungen eine unververtretbare Extravaganz für ihr kleines und von praktischeren Problemen bedrängtes Land darstellen, sondern daß die Wissenschaftsideologie selbst zu einer Art Religion geworden ist.“ (Herminghouse 1992: 84f.)

immerhin einige zeithistorische Einordnungen und Lesehilfen gegeben werden: Was lässt sich durch die Lektüren an Wissen über die Funktionsweisen der DDR-Wissenschaft und die Lebensweisen ihrer Milieus ermitteln, das andernorts nicht zu gewinnen ist? Wie korrespondieren literarische Darstellungen mit Realentwicklungen? Ergeben sich überraschende Entdeckungen? Welches Bild gewinnen sowohl die kundige Leserin als auch der thematisch weniger eingeweihte Leser, wenn sie sich über belletristische Literatur die DDR-Wissenschaftsverhältnisse erschließen möchten?

Tabuisierte Themen gab es, wie gesagt, in den literarischen Texten zwar auch, aber in geringerem Maße, als das für zeitgenössische wissenschaftliche oder politische Texte galt. Denn die erzählende Literatur in der DDR konnte niemals vollständig politisch sediert werden, da dem eine Reihe von wirksam werdenden Faktoren entgegenstand: ihr literarischer Charakter, die politisch als notwendig erachtete Sicherung der Loyalität der Schriftsteller, die Ausweichmöglichkeit des Publizierens in westdeutschen Verlagen, Differenzen zwischen der Kulturbürokratie und anderen politischen Administrationen sowie, seit den endsiebziger Jahren, die Option der DDR-Autorinnen und -autoren, mit der Ausreiseabsicht zu drohen. Daher steht vieles über die Wissenschaft in der DDR, das andernorts nicht zu erfahren ist, in den oben vorgestellten Texten.

Liest man diesen überkommenen Informationsspeicher nicht aus, dann fehlt die Kenntnis von sozialen Tatsachen, die für manches, das bislang nur unzulänglich erklärt ist, Erklärungen liefern könnte. Nutzt man aber diese Informationen, dann kann Wissen über Strukturen, Prozesse, Akteurskonstellationen, Handlungsmuster und -motive erlangt werden, das mitzuteilen in zeitgenössischen nichtliterarischen Texte vermieden wurde oder unmöglich war. Ebenso ist diese Belletristik auch daraufhin lesbar, welche Vorstellungen von Wissenschaft sich dort zeigen, welche Bilder von ihr der Leserschaft vermittelt wurden und wie sich die Wissenschaft ins Verhältnis zu ihren gesellschaftlichen Rahmenbedingungen gesetzt fand.

Die letztere Perspektive steht im Mittelpunkt des Sammelbandes „Die DDR-Literatur und die Wissenschaften“, herausgegeben von Angela Gencarelli (2022).²⁰ Er führt Einzeluntersuchungen zu Autorinnen/Autoren bzw. einzelnen ihrer Werke

20 der die Beiträge eines Workshops „Das Wissen der DDR-Literatur. Ansätze einer wissenschaftlich akzentuierten Literaturgeschichte“ 2017 in Lüneburg dokumentiert

zusammen²¹ und ergänzt sie um rahmende Großperspektiven.²² Es hat vergleichsweise lang gedauert, bis dieses Thema eine solch multiperspektivische Aufmerksamkeit gefunden hat. Selbst in der DDR hatte es wohl keine literaturwissenschaftliche Arbeit gegeben, die dem „Bild von Wissenschaft und Wissenschaftlern, Technik und Technikern“ in der erzählenden Literatur nachspürt, so die Auskunft von John Erpenbeck (1987: 335).

In dem Gencarelli-Band nun geht es überwiegend um Wissenschaft als Fortschrittsbedingung wie -problem. Sein Thema ist, wie das Verhältnis von wissenschaftlichem Wissen und nichtwissenschaftlicher Literatur in der DDR gestaltet war, und aus dieser Betrachtung öffnen sich auch gelegentliche Sichtachsen auf den DDR-Wissenschaftsbetrieb. In unserer Darstellung, die sich um Aufklärungen über die Wissenschaft in der DDR als sozialem System bemüht, ist die Gewichtung umgekehrt. Hier geht es um die Verhältnisse im DDR-Wissenschaftsbetrieb und seinen Milieus, und davon ausgehend öffnen sich auch gelegentlich Sichtachsen auf die literarische Verarbeitung wissenschaftlichen Wissens, wissenschaftlicher Konzepte und wissenschaftsgestützter Hoffnungen. Aufgrund dieser unterschiedlichen Perspektivierungen – wissenschaftsgeschichtlich versus sozialgeschichtlich – kann dazu geraten werden, beide Bände parallel zur Kenntnis zu nehmen.

Vermessung der Wissenschaftsbelletristik

Da das einzige Kriterium, nach dem der hier relevante Textkorpus gebildet wurde, der thematische Bezug war, fasst er literarisch und inhaltlich recht Disparates zusammen. Bevor wir uns thematischen Sichtachsen widmen, die sich durch diese Disparatheit schlagen lassen, soll die ostdeutsche Wissenschaftsbelletristik zunächst nach den Regeln der quantifizierenden Gegenstandserschließung vermessen werden.

21 angefangen bei Fallstudien zu den literarischen Aneignungsweisen der Wissenschaften bei DDR-Schriftstellerinnen und -schriftstellern, so zu „Spuren naturwissenschaftlichen Wissens in Sarah Kirschs Lyrik und Prosa“ (Katja Stopka), über „Wissenschaftspolitische und -geschichtliche Reformprozesse in Dieter Nolls Roman Kippenberg“ (Marlen Arnolds), „Krankheit und medizinisches System in Schriften von Brigitte Reimann, Maxie Wander und Christa Wolf“ (Sonja E. Klocke), „Die instrumentelle Funktion der Wissenschaften. Zu Fritz Rudolf Fries' dystopischem Roman Verlegung eines mittleren Reiches“ (Stefan Descher), „Nonsense der Wissenschaftskultur. Die Erzählung *Der unangemessene Aufstand des Zahlographen Karl-Egon Kuller* von Helga Königsdorf“ (Marlene Meuer) bis hin zur Darlegung einer „Hermeneutik des Einverständnisses in Brechts Lehrstücktheorie und Heiner Müllers Mauser“ (Maria Kuberg)

22 Die Herausgeberin führt unter dem Titel „Produktivkraft Wissenschaft‘ als ‚großer Gegenstand‘ der DDR-Literatur“ ins Thema ein (Gencarelli 2022a) und vertieft dies mit einer Studie zur „vergessene[n] ‚Zwei-Kulturen‘-Debatte in der DDR (1959–1989)“ (Gencarelli 2022b). Zudem gibt es eine Studie „Medizinisches Wissen in der Literatur der DDR“ von Katrin Max.

Kernsegment und Ergänzendes

Wie eingangs angekündigt: Hier wurde die Fiktion eines geplanten und dann realisierten Vielbänders erzeugt, der die DDR-Wissenschaftsgeschichte incl. ihrer Schlussphase in den 90er Jahren vom Anfang bis zum Ende durcherzählt – und sie schließlich durcherzählt hat. Der erste Band dieses imaginierten Vielbänders erschien 1952 (Brüning 1952), die bislang letzte Veröffentlichung zum Thema kam 2021 (Göring 2021). Insgesamt waren es 162 erzählende Hervorbringungen in sieben Jahrzehnten, 43.489 Seiten Text (im Durchschnitt rund 600 Seiten pro Jahr), geschrieben von 114 Autoren und Autorinnen.

Dabei haben wir den Begriff „Wissenschaftsbelletristik“ eher weit gefasst und uns die Freiheit genommen, auch erzählerische Randbereiche einzubeziehen. Auf die drei Dramen und ein Opernlibretto sowie die ohnehin nur zwei Spielfilme (davon eine Fernsehserie), die jenseits ihres Drehbuchs keine Vorlage hatten, sollte nicht verzichtet werden, da sie den literarischen Werken in ihrem Erzählcharakter ähneln. Auch die zwei Bändchen, in denen thematisch relevante Kabaretttexte publiziert wurden, drohten unseren Gegenstand nicht zu dominieren, liefern aber eine aufschlussreiche ergänzende Facette. Autobiografien mit (halbwegs) romanhaftem Charakter wurden gleichfalls aufgenommen. Da sich der Begriff „DDR-Wissenschaftsbelletristik“ aufs Thema, nicht auf den Erscheinungsort bezieht, wurden auch zwölf Titel einbezogen, die bis 1990 ausschließlich in Westdeutschland hatten veröffentlicht werden können. Gleiches gilt für drei Titel, die zwar vor 1990 in der DDR entstanden, aber erst nach 1990 erscheinen konnten (Fries 1997 [1957], Morgner 1992 [1966] und Kunert 2019 [1975]).

Definiert man das Kernsegment der DDR-Wissenschaftsbelletristik über die zwei Kriterien „bis 1990 entstanden“ und „eindeutig der Gattung Prosa (mit Genres wie Roman, Erzählung, Novelle) zuzuordnen“, so besteht es aus 98 Titeln. Um dieses Kernsegment herum sind ergänzende Schichten von insgesamt 64 Titeln angelagert, die entweder anderen Gattungen zugehören (Dramatik, Kabarett, Film, Oper, literarische Autobiografie) oder/und nach 1990 entstanden sind. 111 der oben vorgestellten Titel stammen aus der Zeit bis 1990, während 51 Titel nach 1990 entstanden (Tafel 1). Die nachfolgenden Auswertungen beziehen sich grundsätzlich immer auf alle 162 Titel, was fallweise ausdifferenziert wird.

Tafel 1: Die DDR-Wissenschaftsbelletristik: Kernsegment und Ergänzungsschichten

Segment	Textsorte, Medienart		Erscheinungszeitraum		Summe
			bis 1990	nach 1990	
Kernsegment	Romane, Erzählungen, Novellen bis 1990		98		98
Ergänzungs- schichten	Romane, Erzählungen, Novellen nach 1990			27	27
	Autofiktionales und literarische Autobiografien		6	23	29
	Benach- bartes	Dramen	3		8
		Kabaretttexte	2		
		Film, TV-Serie	1	1	
		Oper	1		
Summe			111	51	162

Im weiteren werden drei differenzierende Begriffe für unseren Gegenstand verwendet: „DDR-Wissenschaftsbelletristik“ für die bis 1990 entstandene einschlägige Literatur; „DDR-bezogene Wissenschaftsbelletristik“ für die Gesamtheit der Texte, welche sich mit den DDR-Verhältnissen befassen und sowohl bis als auch nach 1990 entstanden sind; „ostdeutsche Wissenschaftsbelletristik“ (vereinfachend für DDR- und Ostdeutschland-bezogene) als Sammelbegriff für die Literatur, die sich mit den DDR- und/oder den Post-DDR-Wissenschaftsverhältnissen auseinandersetzt.

Entstehungs- und Handlungszeiten, Wissenschaftssegmente und Handlungsorte

Die Erscheinungs- bzw. Entstehungsjahre der Bücher verteilen sich ungleichmäßig auf die Jahrzehnte.²³ In den 50er Jahren waren fünf wissenschaftsbelletristische Titel geschrieben worden, was sich im darauffolgenden Jahrzehnt auf 13 steigerte. Ihren quantitativen Höhepunkt erreichte die DDR-Wissenschaftsbelletristik in den 70er Jahren mit 51 Titeln. Die 80er Jahre mit 42 Titeln wirken dann zwar wie ein gewisser Abfall, sind allerdings das Dreifache der 13 Bücher, die in den 60er Jahren erschienen. Nach dem Ende der DDR, also in mittlerweile drei Jahrzehnten, entstanden 51 Titel, die sich den DDR- bzw. ostdeutschen Wissenschaftsverhältnissen widmeten. Davon befassen sich elf Titel wesentlich mit den Umbauprozessen der 90er Jahre, die anderen mit Vorgängen in der DDR. (Tafel 2)

23 Die o.g. drei in der DDR entstandenen Bücher, die erst nach 1990 erscheinen konnten, werden im folgenden nach ihrer Entstehungszeit eingeordnet.

Tafel 2: Entstehungsdaten der wissenschaftsbelletristischen Titel nach Jahrzehnten

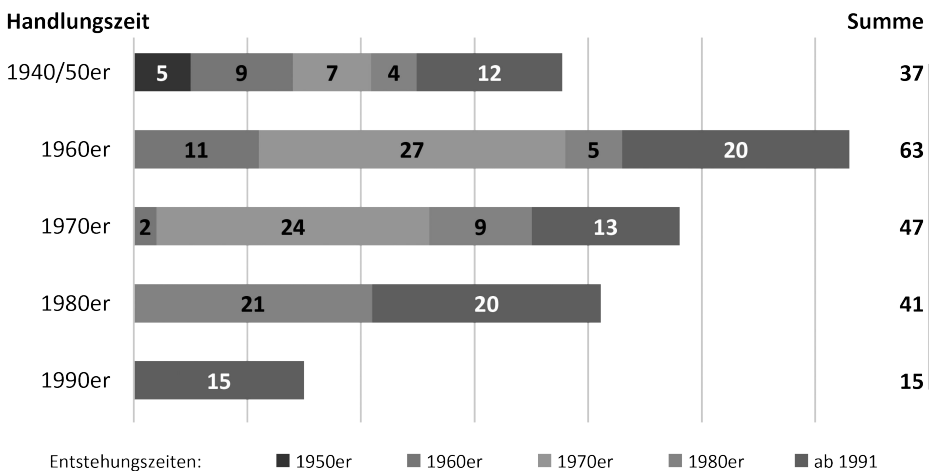
Entstehungszeitraum*								Summe
bis 1990				ab 1991				
1950er	1960er	1970er	1980er**	ab 1991	2000er	2010er	(2020er)	
5	13	51	42	16	18	14	3	162
111				51				

* Im Grundsatz werden die Erscheinungsdaten zugrunde gelegt. Nicht berücksichtigt werden kann mangels Informationen, ob Autoren an einzelnen Texten zwei oder mehr Jahrzehnte gearbeitet hatten. Für fünf Titel ließ sich eindeutig ermitteln, dass sie in einem Jahrzehnt erschienen sind, das nach ihrem Entstehungsjahrzehnt lag. Sie werden hier nach ihrem Entstehungsjahrzehnt eingeordnet, da es an dieser Stelle vor allem darum geht, den zugrundeliegenden Erlebnis- und Wissenshorizont zu markieren, innerhalb dessen die Texte geschrieben wurden.

** Inklusive der sechs im Jahre 1990 erschienenen Titel, da diese noch vor dem Zusammenbruch der DDR geschrieben worden waren.

Die Handlungszeiten haben einen eindeutigen Schwerpunkt auf den 60er Jahren (in 63 Titeln). Von diesen entstanden elf im gleichen Jahrzehnt und 23 im darauffolgenden; die restlichen wurden später publiziert. Ebenfalls hohe wissenschaftsbelletristische Aufmerksamkeit haben die 70er Jahre gefunden (in 48 Titeln). Im Teilkorpus der ab 1991 entstandenen Titel ist die Aufmerksamkeit relativ gleichmäßig auf sämtliche Jahrzehnte der ostdeutschen Wissenschaftsgeschichte verteilt: von zwölf Titeln, die (unter anderem) die 50er Jahre behandeln, bis zu jeweils 20 Titeln, die (unter anderem) in den 60er und den 80er Jahren spielen. (Tafel 3)

Tafel 3: Handlungszeiten und Entstehungszeiten



* Die Handlungszeiten einer Reihe von Titeln umfassen jeweils mehrere Jahrzehnte, weshalb die Summe der angegebenen Zahlen mehr als die 162 Titel des Gesamtkorpus ergibt.

Sieben der Romane umspannen lange Zeiträume, die hier als „mindestens drei Jahrzehnte“ operationalisiert werden.²⁴ Sie sind sämtlich nach 1990 entstanden. Vier dieser Bücher bilanzieren Lebensgeschichten über die gesamte Zeit der DDR und das nachfolgende Umbruchsjahrzehnt. (Tafel 4)

Tafel 4: Bücher mit drei und mehr Jahrzehnte umfassenden Handlungen

Autor.in: Titel	Handlungszeit				
	40/50er	60er	70er	80er	90er
Renate Feyl: Ausharren im Paradies (1992)					
Uwe Timm: Johannisnacht (1996)					
Annett Gröschner: Moskauer Eis (2000)					
Ursula Reinhold: Schwindende Gewißheiten (2002)					
Kerstin Hensel: Lärchenau (2008)					
Eugen Ruge: In Zeiten des abnehmenden Lichts (2011)					
Christoph Hein: Verwirrnis (2018)					

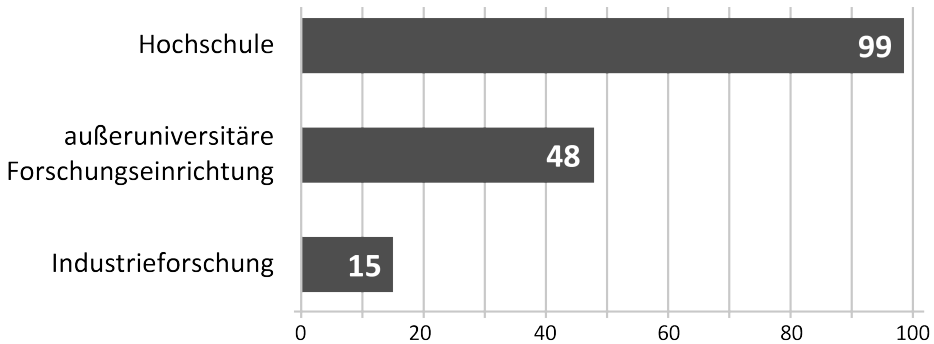
Hinsichtlich der organisatorisch zu unterscheidenden Hauptsegmente des DDR-Wissenschaftssystems – Hochschulen, außeruniversitäre Forschung, d.h. vor allem Akademieinstitute, und Industrieforschung – ist die wissenschaftsbelletristische Aufmerksamkeit ungleich verteilt. Mehr als doppelt so viele Titel wie an außeruniversitären Instituten (47 Texte, davon 41 an Akademie-Instituten) spielen an Hochschulen (99 Texte²⁵), und Entwicklungen in der Industrieforschung sind in nur 17 Büchern gestaltet. Das kollidiert deutlich mit den Realverhältnissen. Die Institute aller Wissenschaftsakademien beschäftigten 1989 knapp 32.000 Wissenschaftlerinnen/Wissenschaftler und damit fast ebenso viele wie die Hochschulen mit 39.000. Die Industrieforschung verfügte mit 86.000 Forschern über mehr als die beiden anderen Großsegmente zusammen.²⁶

24 Ihre Einordnung in die nach Jahrzehnten geordneten Kapitel oben (in „Die Romane in der Reihenfolge ihrer Handlungszeiten“) erfolgte jeweils danach, wo zeitlich die zentralen wissenschaftsbezogenen Geschehnisse stattfinden bzw. die Handlung kulminiert. Zwei Bücher wurden jeweils in zwei Jahrzehnte-Kapiteln verhandelt, weil sie gleichgewichtige Handlungsstränge haben, die in je unterschiedlichen Jahrzehnten handeln oder kulminieren: „Ausharren im Paradies“ von Renate Feyl (1992) und „Verwirrnis“ von Christoph Hein (2018).

25 Um es ganz präzise zu sagen: Von den 99 Texten spielt einer an einer selbstständigen Fachschule (Coleé 2015), ein weiterer an einer Medizinischen Fachschule innerhalb eines Universitätsbereichs Medizin (Neusch 1989) und einer an einem Pädagogischen Institut, das während der Handlung zur Pädagogischen Hochschule wird (Kruschel 1971).

26 Datenquellen: Julier (1990: 5, Akademieinstitute), Burkhardt (1997: 11, Hochschulen), Pleschak/Fritsch/Stummer (2000: 6, Industrieforschung)

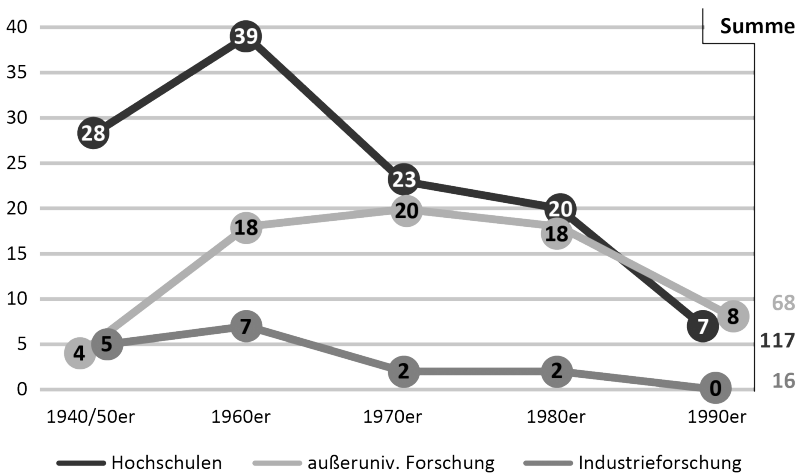
Tafel 5: Arten der wissenschaftlichen Einrichtungen (Anzahl der Titel)



n=154

Ein Vergleich der Handlungsjahrzehnte zeigt, dass die wissenschaftsbelletristische Aufmerksamkeit der Entwicklungen im Hochschulbereich und in der außeruniversitären Forschung relativ geringen Schwankungen unterlag. Es stechen lediglich die Hochschulen der 60er Jahre heraus, auf die allein 39 Prozent aller an Hochschulen spielenden Titel entfallen. Für die ohnehin nicht sehr stark vertretene Industrieforschung schwächelt die Aufmerksamkeit ab den 70er Jahren. (Tafel 6)

Tafel 6: Wissenschaftsbelletristische Aufmerksamkeit nach Handlungszeiten und Wissenschaftssegmenten*



* Mehrere Titel handeln in mehr als einem Segment oder/und Jahrzehnt, daher hier andere Summen als in Tafel 5.

Häufig sind den Romanen Fiktionalitätsmarker vorangestellt. Diese können meist als mehr oder weniger kunstvoll formulierte Information gelesen werden, dass es sich um alles andere als nur Fiktion handele. „Angesichts der vorhersehbaren Bereitschaft, hinter den Figuren dieses Romans lebende Personen zu vermuten, erklärt der Verfasser, dass er – mit Ausnahme der eigenen Person – nur von Prototypen ausgegangen ist“, so stellt Wolfgang Schreyer seinem Buch „Der sechste Sinn“ voran (Schreyer 1987: 4). Im Nachwort der Neuauflage von 2012 dementiert er dies dann dadurch, dass er einige Hinweise zu Zusammenhängen zwischen Figuren und Personen gibt (Schreyer 2012a: 450, 454–456).

Hartmut Zwahr vermerkt in seinem Uni-Leipzig-Roman, dass alle Ähnlichkeiten in Ort und Zeit, auch Namensgleichheiten mit Lebenden und Toten zufällig und dem Umstand geschuldet seien, „dass Figuren und Strukturen unter bestimmten Bedingungen einander entsprechen“ (Zwahr 2019: 4). Zugleich nennt er sämtliche Professoren bei ihren Klarnamen. Peter Jakubeit erklärt alle Personen und Geschehnisse seines Romans „Katzenwald“ zu Produkten seiner künstlerischen Phantasie (Jakubeit 2000: 4), um zugleich die Hauptfiguren mit schwach verfremdeten Namen auftreten zu lassen: Georg Mayer als Dreyer, Ernst Bloch als Blech, Klaus Zweiling als Zwieling, Hans Mayer als Leyer.

Da solche durchschaubaren ‚Anonymisierungen‘ häufig vorkommen, lassen sich bei einem Großteil der Texte nicht zuletzt über die auftretenden Personen auch die Institutionen, von denen die jeweilige Handlung inspiriert wurde, relativ leicht entschlüsseln, wenn sie nicht ohnehin direkt benannt werden: In insgesamt 104 der 162 Titel sind die konkreten Institutionen erkenn- oder entschlüsselbar. Selten trifft das lediglich für die Texte zu, die in der Industrieforschung spielen. Zwar haben sich die Autorinnen und Autoren dieser Texte häufig vorbereitend in Betrieben aufgehalten, um Material für die Handlung zu gewinnen. Doch bleiben die Betriebe meist anonym, nicht zuletzt vermutlich deshalb, weil Erfahrungen und Erzähltbekommenes aus mehreren Betrieben eingeflossen sind, sich die Autoren Gestaltungsfreiheit sichern wollten und/oder niemand bloß gestellt werden sollte.

Soweit sie identifizierbar sind, spiegeln die geografischen Orte der Handlungen recht exakt wider, wie die Wissenschaftseinrichtungen innerhalb der DDR räumlich verteilt waren. Nimmt man Berlin und Sachsen zusammen, so hatte die DDR dort die Hälfte ihres Wissenschaftspotenzials konzentriert.²⁷ Auch in der Wissenschaftsbelletristik finden sich die häufigsten Handlungsorte in Berlin und den drei sächsischen Bezirken Leipzig, Dresden und Karl-Marx-Stadt: Berlin ist in 49 Titeln identifizierbar, und in 43 Texten liegen die Orte der Handlung in Sachsen. Bei letzteren ist vor allem Leipzig mit 35 Titeln auffällig; Dresden kommt

²⁷ in Sachsen 32 % und in Berlin 19 % des wissenschaftlichen Personals der DDR, hier ohne Industrieforschung; vgl. Julier (1990: 3)

achtmal vor. Daneben sind auch Halle und Jena jeweils achtmal als Handlungsorte zu identifizieren.

Auffällig ist für Leipzig und Berlin zudem, dass sie zeitlich durchgehende wissenschaftsbelletristische Aufmerksamkeit erfuhren, anders als alle anderen Städte (Tafel 7). Insgesamt spielen die 117 Bücher, deren Orte benannt oder entschlüsselbar sind, an nur zwölf Orten. 45 der Titel handeln an rein fiktiven bzw. nicht erkennbaren Orten.

Tafel 7: Berlin und Leipzig als wissenschaftsbelletristische Handlungsorte im Zeitverlauf (Anzahl der Titel)

Stadt	n	40/50er	60er	70er	80er	90er ff.
		Entstehungszeit*				
Berlin	49	2	2	13	14	22
Leipzig	35	2	4	9	8	12
		Handlungszeit*				
Berlin	49	8	21	12	19	7
Leipzig	35	11	15	10	3	3

* Die Summen der Spaltenangaben sind höher als die Anzahl der Titel in Spalte 2, da die Handlungszeit bzw. Entstehungszeit mehrerer Titel zwei oder mehr Jahrzehnte umfasst.

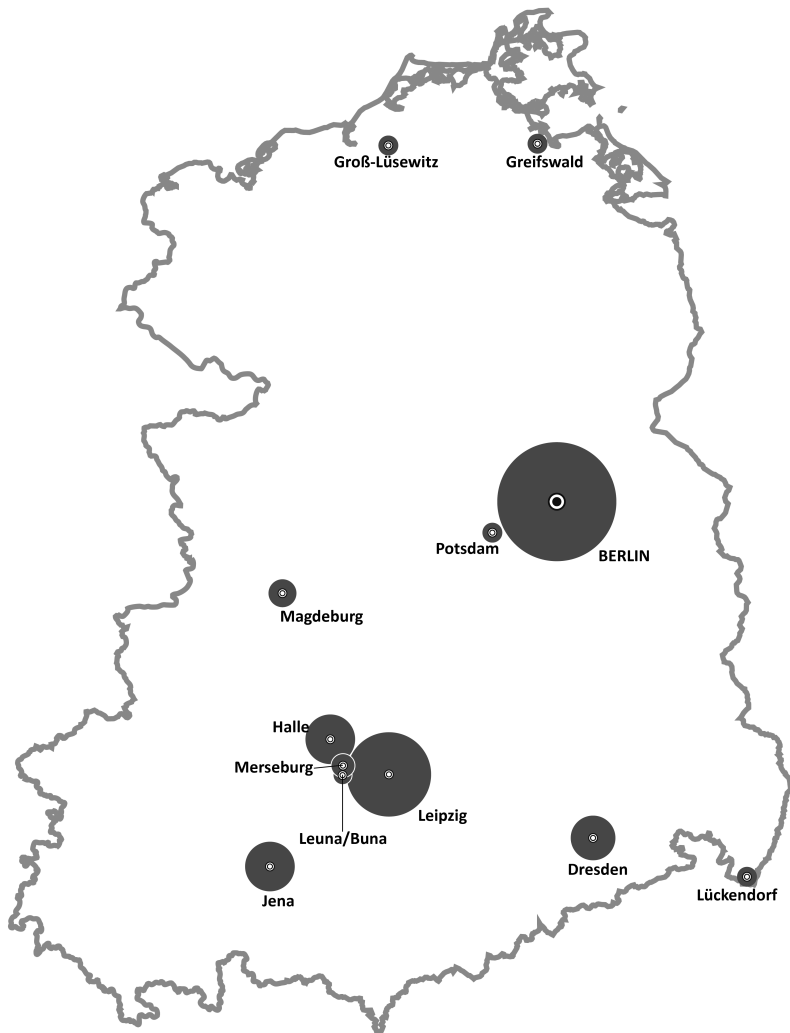
In der DDR-Karte (Tafel 8) sind die Handlungsorte der Wissenschaftsbelletristik abgebildet. Dort spiegeln sich die erwähnten räumlichen Ungleichverteilungen der wissenschaftlichen Ressourcen wider: Einerseits bestand innerhalb der DDR ein Nord-Süd-Gefälle. Andererseits gab es mit der Region Brandenburg insgesamt und dem West-Ost-Korridor Nord-Brandenburg/Süd-Mecklenburg-Vorpommern nahezu hochschul- und wissenschaftsfreie Zonen in der DDR. Hierin wurden historische Pfadabhängigkeiten sichtbar, die durch zahlreiche Neugründungen von (Spezial-)Hochschulen nach 1945 zwar gemildert, aber nicht vollständig aufgebrochen werden konnten.²⁸

Die beiden größten DDR-Universitäten sind auch die in der Wissenschaftsbelletristik am häufigsten vorkommenden Institutionen: die Humboldt-Universität zu Berlin mit 18 Titeln und die Universität Leipzig (1953 bis 1991 Karl-Marx-Universität) mit 27 Texten. Die Leipziger Universität fällt zudem in zweierlei Hinsicht auf. Zunächst spielen elf der 27 Uni-Leipzig-bezogenen Titel in den 50er Jahren, und das heißt: in der Zeit, als dort eine ganze eigene Mischung aus originellen Geistesgrößen versammelt war, zusammengesetzt aus verbliebenen bürgerlichen

28 Zu Beginn der DDR bestanden 22 Hochschulen (Buck-Bechler/Jahn/Lewin 1997: 48). Am Ende, also 1989, waren es 53.

Gelehrten einerseits und in unterschiedlicher Weise unorthodoxen Marxisten andererseits. Darauf wird noch zurückzukommen sein.²⁹

Tafel 8: Die geografische Verteilung der wissenschaftsbelletristischen Handlungsorte



n=116. Die Größe der Kreise gibt an, wie häufig der jeweilige Ort in der Wissenschaftsbelletristik als Handlungsort präsent ist.

Eine zweite Auffälligkeit ist, dass die Leipziger Universität einen literarischen Chronisten gefunden hat, der sie seit 1974 ununterbrochen bis in die Gegenwart

29 s.u. „Figurenzeichnungen“

begleitet: Christoph Hein. Gleichsam nebenher – er hat zahlreiche weitere Arbeiten vorgelegt – schreibt Hein so etwas wie eine erzählerische Chronik der Universität Leipzig, an der er einst selbst studiert hatte: angefangen bei „Schlötel oder Was solls“ (1974) über „Horns Ende“ (1985) und „Der Tangospieler“ (1989) bis hin zu „Weiskerns Nachlass“ (2011) und „Verwirrnis“ (2018). Die Leipziger Universität ist in jenen Texten Heins, die im Wissenschaftsmilieu spielen, fast immer die (manchmal etwas kaschierte) Bühne der Handlung. Zu notieren ist dabei auch, dass er dies über den Systemwechsel 1989/90 hinweg weiterbetrieben hat.

So kann man sich bei Christoph Hein über die Leipziger Universität von den 1960er bis in die 2010er Jahre informieren, und zwar zuverlässig immer über Themen, die in den jeweiligen Erfolgsberichterstattungen der wechselnden Zeiten und Umstände nicht vorkamen. „Horns Ende“ ereignet sich in den 50er Jahren, nachdem der Historiker Horn, von der Universität in ein Heimatmuseum strafversetzt, eine zweite Untersuchung wegen Revisionismus über sich ergehen lassen musste. „Der Tangospieler“ ist ein Historiker, dem geheimpolizeilicher Übereifer 1966 eine Haftstrafe einträgt. In dem Bühnenstück „Schlötel oder Was solls“, um 1970 spielend, wird ein Soziologe von der Universität in die betriebliche Praxis abgeschoben. Dort führt er vor, dass es zum Nichtaushalten sein kann, wenn man die sozialistische Programmatik der DDR ernst nimmt und dies auch noch mit einem wissenschaftlichen Ethos verbinden möchte. In „Verwirrnis“ ist die tragische Pointe der Handlung, wodurch und wann der entscheidende und finale biografische Schlag erfolgt: nicht durch die vom Protagonisten, einem Germanistikprofessor, erduldete DDR, sondern im Zuge der politischen Usancen, nach denen die Umgestaltung der Leipziger Universität in den 90er Jahren erfolgt.³⁰

In „Weiskerns Nachlass“ – nicht mehr im engeren Sinne ostspezifisch, aber Leipzig betreffend – hat sich Hein dann den völlig anders gearteten Problemen einer Universität 20 Jahre nach dem Versinken der DDR gewidmet. Seit 15 Jahren sitzt Stolzenburg, 59jähriger Oberassistent der Kulturwissenschaft, auf einer halben Stelle. Die ihm angekündigte volle Stelle wird erst von Jahr zu Jahr verschoben, dann erlischt die Aussicht darauf vollends: Die Kulturwissenschaft kämpft in Sparexzesen um ihr Überleben. Dass sie drittmittelschwach ist, erleichtert es, ihr im inneruniversitären Hauen und Stechen die schlechtesten Karten zuzuspielen. Erzählerisch ist Hein damit ein souveräner Übergang in die gesamtdeutsche Wissenschaftsrealität gelungen.

Merkwürdig indes mag eines erscheinen: An der Leipziger Universität hat bislang offenbar niemand bemerkt, dass ihr Alumnus sie seit fast 50 Jahren belletristisch (und einmal dramatisch) porträtiert. Immerhin könnte es eine Hochschule auch als Glücksumstand sehen, einen solch talentierten Chronisten zu haben. Von einer Würdigung dieser Bemühungen ist allerdings nichts bekannt.

30 Auch hierauf wird noch einmal zurückzukommen sein, s.u. „Wissenschaftsumbau der 90er Jahre“.

Neben der Leipziger und der Ost-Berliner Universität sind die Universität Jena (sieben Titel) und die MLU Halle-Wittenberg (fünf Titel) häufiger institutionelle Handlungsorte. Drei Hochschulen wurden, soweit identifizierbar, zweimal zu Anregern wissenschaftsbelletristischer Texte: die TU Dresden, die Hochschule für Verkehrswesen Dresden und die TH Leuna-Merseburg. Je einmal ließen sich folgende Hochschulen namhaft machen: Universität Greifswald, Kunstakademie Dresden, Theaterhochschule Leipzig sowie Pädagogisches Institut (später PH) Magdeburg.

Die Wissenschaftsakademien bzw. einzelne ihrer Institute sind in 27 Büchern eindeutig als institutionelle Orte der Handlung zu erkennen. Von diesen bleiben neun Titel hinsichtlich eines konkreten Instituts unbestimmt (sie spielen in den Fächern Philosophie, Geschichtswissenschaft, Physik, Chemie, Agrarwissenschaft, Genetik und Medizin). In 18 Texten hingegen lassen sich insgesamt zehn reale Vorbilder ausmachen. An der Spitze steht hier das Karl-Weierstraß-Institut für Mathematik der AdW, was auf den Umstand zurückzuführen ist, dass mit Helga Königsdorf eine der aktivsten ostdeutschen Wissenschaftsbelletristinnen dort Professorin war.

Daneben sind die AdW-Zentralinstitute für Philosophie und für Geschichte jeweils dreimal als Handlungsorte auszumachen. Die AdW-Arbeitsstelle für deutsche und französische Aufklärung ist zweimal präsent (beide Texte von Fritz Rudolf Fries, der dort nach der Veröffentlichung seines Romans „Der Weg nach Oobliadood“ bei Suhrkamp [Fries 1966] entlassen worden war). Zwei weitere gesellschaftswissenschaftliche AdW-Institute kommen jeweils einmal vor: das Zentralinstitut für Literaturgeschichte und das Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft. In den Naturwissenschaften sind zwei AdW-Institute identifizierbar: das Institut für Physikalische Chemie und das Zentralinstitut für Kybernetik und Informationsprozesse. Mit dem Institut für Pflanzenzüchtung Groß-Lüsewitz hat es auch ein Institut der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften in die Wissenschaftsbelletristik geschafft, und indirekt, nämlich über die Nachfolgeeinrichtung in den 90er Jahren, ist das Institut für Architektur und Städtebau der Bauakademie präsent.

Einige Segmente der DDR-Wissenschaft schließlich sind in der Belletristik nahezu oder völlig abwesend. So ist die ministerielle Ressortforschung,³¹ 1989 aus immerhin 77 Instituten bestehend, kaum vertreten. Als Ausnahmen können wohl ein Generalsekretariat für Kosmosforschung in John Erpenbecks „Der Blaue Turm“ (1980) und das pharmachemische Institut in Dieter Nolls „Kippenberg“ (1979)

31 Die Bezeichnung war in der DDR ungeläufig, doch gab es auch keine andere für diese Einrichtungen, die unmittelbar einem Fachministerium zugeordnet waren und in deren Auftrag forschten, z.T. aber auch – dem dualen Staatsaufbau der DDR folgend – dem SED-Zentralkomitee unterstellt waren (vgl., auch für die folgenden Zahlenangaben, Grelak/Pasternack 2024).

gelten.³² Letzteres ist ein Institut, das direkt einem Ministerium zugeordnet ist und nur errichtet worden war, um seinen Direktor in der DDR zu halten. Die Gruppe der Partei-Institute spielt in vier Titeln eine Rolle, wobei es jeweils das Institut (später Akademie) für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED ist, das als einer der dortigen Bezugs- oder Handlungsorte identifiziert werden kann.³³ Belletristisch nahezu völlig unverhandelt blieben auch die 39 Sonderhochschulen, also SED- und organisationseigene sowie Offiziershochschulen. Eine Ausnahme bildet, mit randständiger Thematisierung, nur das Institut für Internationale Beziehungen an der Akademie für Staats- und Rechtswissenschaften Potsdam, an dem die DDR-Diplomaten ausgebildet wurden (in Ruge 2011).

Tafel 9: Handlungsorte der Wissenschaftsbelletristik*

Kategorien			Titelanzahl	
häufigste Regionen	Berlin (Ost)		49	
	Bezirke Dresden, Leipzig, Karl-Marx-Stadt (=Sachsen)		43	
Städte	identifizierbare Orte (in 117 Titeln): 12			
	häufigste	Berlin (Ost)	49	
		Leipzig	35	
		Dresden, Halle, Jena	je 8	
Wissenschaftssystem-Segmente	Hochschulen	Titel mit identifizierbarem Handlungsort Hochschulen		99
		häufigste	Uni Leipzig	27
			HU Berlin	18
			Uni Jena	7
			Uni Halle-Wittenberg	5
			TU Dresden, HfV Dresden, TH Leuna-Merseburg	je 2
	Wissenschaftsakademien	Titel mit identifizierbarem Handlungsort Akademie		41
		häufigste Institute (alle Berlin)	Karl-Weierstraß-Institut für Mathematik	6
			ZI für Philosophie, ZI für Geschichte	je 3
			Arbeitsstelle für dt. und franz. Aufklärung	2
	ministerielle Ressortforschung		2	
	SED-Institute	Institut/Akademie für Gesellschaftswissenschaften		4
	Sonderhochschulen		0	
	Industrieforschung		17	

* Die Angaben gelten jeweils für die Titel, in denen der oder die Handlungsorte zu identifizieren, ggf. zu entschlüsseln sind.

32 Bei vier anderen außeruniversitären Instituten wird ihr Zuordnungs- und Unterstellungsverhältnis nicht deutlich.

33 Feyl (1992), Damm (1992), Buch (1998) und Reinhold (2002)

Fächergruppen und Disziplinen

Unterscheidet man nach Fächergruppen, so ergibt sich, dass die Gesellschaftswissenschaften am häufigsten verhandelt wurden. Sie bilden in 93 Titeln die oder eine der Handlungsarenen. Die andere große Fächergruppe – Natur-, Medizin- und Ingenieurwissenschaften – ist fast gleich stark vertreten (88 Titel). Darin wiederum dominieren die Naturwissenschaften im engeren Sinne mit 60 Titeln, während die akademische Medizin (19 Titel) und die Ingenieurwissenschaften (neun) noch mit einer gewissen Häufigkeit vertreten sind. Künstlerische Hochschulen (fünf Titel) und Theologie (zwei) führen in der Wissenschaftsbelletristik ein Randdasein. Sonderfälle in der Fächersystematik bilden die Psychologie (acht Titel) und Kybernetik (drei Titel), insofern sie nicht eindeutig einer einzelnen Fächergruppe zuzuordnen sind. (Tafel 10)

Vergleicht man diese Präsenz der Fächergruppen in der Wissenschaftsbelletristik mit den realen Größenordnungen des DDR-Wissenschaftssystems, so ergibt sich eine Überrepräsentanz der Gesellschaftswissenschaften. Das Personalverhältnis zwischen diesen einerseits und Natur-, Medizin- und Ingenieurwissenschaften andererseits betrug, Akademien und Hochschulen zusammengekommen, 1 zu 3. Wird auch die Industrieforschung (die in 17 Romanen den Handlungsort bildet) einbezogen, so ergibt sich eine Personalrelation von 1 : 8.³⁴ Dem steht in der Wissenschaftsbelletristik ein Verhältnis der Gesellschaftswissenschaften zu MINT und Medizin von 57 zu 54 Prozent der Titel gegenüber.³⁵

Die, gemessen an den Realverhältnissen (1 zu 3), deutliche Überrepräsentanz der Gesellschaftswissenschaften ist auch deshalb bemerkenswert, weil die Expansion des Hochschulsektors seit 1949 (von 22 auf am Ende 53 Hochschulen, Buck-Bechler/

34 Berechnungsgrundlagen sind folgende Daten für das wissenschaftliche Personal im Jahre 1989: Gesellschaftswissenschaften an Akademien: 3.294 (Julier 1990: 5), und an Hochschulen: 13.426 (Burkhardt 1997: 11); MINT und Medizin an Akademien: 28.334 (Julier 1990: 5), und an Hochschulen: 21.438 (Burkhardt 1997: 11); Industrieforschung: 86.208 (Buck-Bechler/Jahn/Lewin 2000: 6). Einige Unschärfen, die freilich für die Gesamtschau wenig relevant sind, ergeben sich aus dreierlei: (1) Die Akademie-Daten geben Vollbeschäftigteneinheiten (VBE, entspricht Vollzeitäquivalenten) an, während die Hochschuldaten pro Kopf-Angaben sind. Da jedoch Teilzeitbeschäftigung in der DDR-Wissenschaft nur marginal vorkam, fällt dies kaum ins Gewicht. (2) Die Hochschuldaten enthalten, da sie auf die Systematik des Statistischen Bundesamtes umgerechnet sind, auch die „Fächergruppe“ Kunst/Kunstwissenschaften (in der DDR aus 1.021 Beschäftigten bestehend, Burkhardt 1997: 11). Diese „Fächergruppe“ muss einst von einem wissenschaftsfernen Beamten eingeführt worden sein, wird seither aber zur Wahrung überzeitlicher Vergleichbarkeit in der Bundesstatistik mitgeschleppt. Daher enthalten die Angaben für die Gesellschaftswissenschaften oben auch das Lehrpersonal der künstlerischen Hochschulen. (3) Schwer in die Fächergruppensystematik einzuordnen sind die Sportwissenschaften (an den DDR-Hochschulen 1.181 Personen, Burkhardt 1997: 11), doch ist das hier unschädlich, da die Sportwissenschaften in keinem wissenschaftsbelletristischen Titel eine Rolle spielen und sie daher auch in den o.g. Personalzahlen nicht berücksichtigt wurden.

35 Die Summe der Prozentzahlen ergibt mehr als einhundert, da einige Titel ebenso im gesellschafts- wie im naturwissenschaftlichen Bereich spielen.

Jahn/Lewin 1997: 48) vor allem strukturpolitischen Schwerpunktsetzungen folgte: Insbesondere die Fachrichtungen Wirtschaft (in drei wissenschaftsbelletristischen Titeln der disziplinäre Handlungsort) und Ingenieurwesen (neun Titel) wurden gefördert. Dies ergab sich daraus, dass der Ostteil Deutschlands zunächst ein allein nicht existenzfähiger Wirtschaftsraum war. In diesen mussten ganze Industrien, Verkehrsstrukturen und produktionsorientierte Dienstleistungsstandorte eingepflanzt werden, was sich entsprechend auch in den (Spezial-)Hochschulgründungen niederschlug.

Tafel 10: Fächergruppenrepräsentanz in der Wissenschaftsbelletristik*

Fächergruppe	Titelanzahl	Summe
Gesellschaftswissenschaften	93	100
Theologie	2	
Künstlerische Hochschulen	5	
Naturwissenschaften	60	88
Akademische Medizin	19	
Ingenieurwissenschaften	9	

* n=159. Einige Texte spielen in mehreren Fächergruppen, weshalb die Summe der Titel (Spalte 3) das n überschreitet. Psychologie und Kybernetik sind jeweils hälftig bei Gesellschafts- und Naturwissenschaften berücksichtigt.

Der Begriff „Gesellschaftswissenschaften“ wiederum integrierte der Sache nach zwei Fächergruppen: die Geisteswissenschaften als historisch-hermeneutische und die Sozialwissenschaften als empirisch-analytische Disziplinen. Beide waren in den Ostblock-Staaten begrifflich zusammengefasst zu den Wissenschaften von der Gesellschaft, die nicht in idealistischer Tradition unterschieden werden sollten zwischen den Wissenschaften von den Ideen und den Wissenschaften vom Handeln.³⁶ So wurden die Gesellschaftswissenschaften dann definiert als die „Gesamtheit der Wissenschaften von den gesellschaftlichen Verhältnissen der Menschen, von den Gesetzmäßigkeiten und Triebkräften ihrer geschichtlichen Entwicklung“ (Eichhorn 1976: 487).

Trennt man aber die beiden als „Gesellschaftswissenschaften“ integrierten Fächergruppen, so überwiegen die Geisteswissenschaften deutlich (65 Titel) gegenüber den Sozialwissenschaften (25 Titel). Innerhalb der Geisteswissenschaften wie auch der gesellschaftswissenschaftlichen Fächergruppe insgesamt kommen die

³⁶ Zum Beispiel wurden, als wieder einmal eine Theorieströmung – hier der Strukturalismus in der Linguistik – einem politischen Verdikt unterlag, zeitgenössisch zwei Kritiken formuliert: Die Mehrzahl der strukturalistischen Schulen pflege „die bewußte oder unbewußte Ausklammerung der gesellschaftlichen Funktion und Determiniertheit der Sprache“, und so werde die „Zugehörigkeit der engeren Sprachwissenschaft zu den Gesellschaftswissenschaften“ infrage gestellt (Motsch 1974: 9).

Philosophie, Geschichtswissenschaften und Germanistik am häufigsten vor. Diese drei Fächer zusammen bilden in 51 Texten die Schauplätze der Handlungen.

Tafel 11: Die Gesellschaftswissenschaften in der Wissenschaftsbelletristik*

Gruppe	Disziplin	Titelanzahl	Summe
Gesellschaftswissenschaften allgemein		3	3
Geisteswissenschaften	Philosophie	22	65
	Geschichtswissenschaften	17	
	Germanistik	12	
	Romanistik	5	
	Theologie	2	
	Asienwissenschaften, Aufklärungsforschung, Designtheorie, Dramaturgie, Kunstgeschichte, Theaterwissenschaft, Ethnologie	je 1	
Künstlerische Hochschulen		5	5
Sozialwissenschaften	Pädagogik	8	25
	Journalistik	6	
	Soziologie	4	
	Wirtschaftswissenschaften	3	
	Kulturwissenschaft, Rechtswissenschaft, Wissenschaftlicher Sozialismus, Wissenschaftsforschung	je 1	
Hybridfächer**	Psychologie (Gewi und Nawi)	8	5,5
	Kybernetik (Gewi und Nawi)	3	
Summe			100,5

* Mehrere der Texte spielen in mehreren Fächergruppen und sind daher mehrfach berücksichtigt. ** In den Summenbildungen hier hälftig berücksichtigt.

Einen gewissen Sonderfall stellt die Theologie dar, insofern sie im sozialistischen Hochschul- und Wissenschaftssystem der DDR eine Randexistenz führte (vgl. Grelak/Pasternack 2016). Zwar hatte sie, neben kirchlichen Einrichtungen, auch immerhin sechs Fakultäten (seit 1969 Sektionen) an den staatlichen Universitäten, doch wurde sie selbstredend nicht zu den marxistisch-leninistischen Gesellschaftswissenschaften gezählt. Die Theologie ist einmal in einem Titel vor 1989 der disziplinäre Ort der Handlung; dort findet sich auch die einmalige Darstellung eines kirchlichen Predigerseminars als postgraduale Ausbildungsstätte. Dieses wird ambivalent gezeichnet, wenn derselbe Dozent sowohl sagt: „Viel zu lange haben wir an der feudalen und bürgerlichen Verzahnung von Kirche und Welt teilgenommen und daraus unseren Nutzen gezogen“, als auch: „Wenn wir heute die Frauen ins Amt lassen, meine Brüder, haben wir in fünfzig Jahren eine Weiberkirche“ (Schöne 1967: 154, 158). In einem anderen Buch, nach dem Ende der DDR entstanden, spielt die

Handlung vor allem in einem Theologenkonvikt, also einem theologischen Studentenwohnheim (Bock 2000). (Tafel 11)

Innerhalb der Texte zu den Naturwissenschaften im weiteren Sinne, also MINT-Fächern und akademischer Medizin, entspricht die Präsenz in etwa der realen Größe und Bedeutung der Fächer. Von Mathematik, Physik, Chemie, Biologie, Medizin und Ingenieurwissenschaften handeln jeweils neun bis 16 Titel. Akademische Psychiatrie und Psychologie kommen zusammen auch auf zehn Bücher. (Tafel 12)

Tafel 12: MINT und Medizin in der Wissenschaftsbelletristik*

Gruppe	Disziplin	Titelanzahl	Summe
Mathematik und Informatik	Mathematik	10	11
	Informatik	1	
Naturwissenschaften	Chemie	16	43
	Physik	10	
	Biologie (davon Genetik)	11 (4)	
	Agrarwissenschaft	2	
	Pharmazie, Pharmakologie	2	
	Naturwissenschaften allgemein, Hydrologie	je 1	
Medizin	alle ohne Psychiatrie	17	19
	Psychiatrie***	2	
Ingenieurwissenschaften		9	9
Hybrid-fächer	Psychologie (Gewi und Nawi)**	8	5,5
	Kybernetik (Gewi und Nawi)**	3	
	Kosmosforschung (Nawi und Ingwi)	1	1
Summe			88,5

* Mehrere der Texte spielen in mehreren Fächergruppen und sind daher mehrfach berücksichtigt. ** In den Summenbildungen hier hälftig berücksichtigt. *** Es gab weitere Titel, die in der Anstaltspsychiatrie spielen bzw. psychiatrierelevante Fragen behandeln. Hier aber ist allein die Universitätspsychiatrie berücksichtigt, da nur sie zur Wissenschaftsbelletristik gerechnet werden kann.

Die Autorinnen und Autoren

Werden allein die beteiligten Schreibenden gezählt (also etwa bei Filmen nicht die Regisseurinnen), dann waren insgesamt 114 Autoren und Autorinnen an dem hier behandelten Werkkorpus beteiligt. 75 davon haben bis 1990 zum Thema publiziert und 48 nach 1990. Darin enthalten sind neun Autoren, die sich sowohl bis als auch nach 1990 der DDR-Wissenschaft belletristisch gewidmet haben:

Volker Braun, John Erpenbeck, Renate Feyl, Christoph Hein, Peter Jakubeit, Helga Königsdorf, Monika Maron, Erik Neutsch³⁷ und Jens Sparschuh. Einige dieser Autoren hatten auch bereits bis 1990 mehrfach das Sujet DDR-Wissenschaftsbetrieb und/oder -Wissenschaftsmilieu erzählerisch verhandelt. Besonders häufig waren dies mit je fünf Titeln John Erpenbeck, Helga Königsdorf, Erik Neutsch und Christa Wolf. Christoph Hein ist bis 1990 mit vier Texten im Sample vertreten, und Günter de Bruyn, Stefan Heym und Manfred Jendryschik haben je drei Titel beigetragen.

Sechs hauptberufliche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler finden sich unter den DDR-Autoren, die literarisch über Wissenschaft schrieben. Häufiger waren das der Physiker und Wissenschaftstheoretiker John Erpenbeck sowie die Mathematikerin Helga Königsdorf,³⁸ beide damals an Akademie-Instituten in Berlin tätig. Je ein wissenschaftsbelletristischer Titel stammt von dem Leipziger Kirchenhistoriker Kurt Nowak, dem Leipziger Psychiater Martin Goyk und dem Jenenser Sprechwissenschaftler Gottfried Meinhold, die alle auch im übrigen literarisch aktiv waren.³⁹ Der Biophysiker Reinhart Heinrich hatte mit „Jenseits von Babel“ (1987) einmalig einen Roman vorgelegt. Drei unter den freien Schriftstellern, die literarisch zu unserem Thema beigetragen haben, hatten aus politischen Gründen eine wissenschaftliche Laufbahn aufgeben müssen: Fritz Rudolf Fries (Romanistik), Martin Wendland (Pseudonym für Wilhelm Strube, Naturwissenschaftsgeschichte) und Hans Joachim Schädlich (Sprachwissenschaft).

Erwähnen lässt sich in diesem Zusammenhang auch, dass es einige weitere DDR-Wissenschaftlerinnen und -wissenschaftler gab, die parallel zu ihrer Forschungstätigkeit eine dauerhafte Schriftstellerkarriere betrieben, ohne dabei allerdings über Wissenschaft zu schreiben. So verfassten die Althistorikerin Liselotte Welskopf-Henrich Indianerromane, die in der DDR Bestseller waren (vgl. Lorenz 2021 zur Belletristin und Stark 2005 zur Althistorikerin), oder Werner Gilde, 1953–1985 Direktor des Zentralinstituts für Schweißtechnik Halle, historische Romane (vgl. Gilde 1973; 1976; 1987). Zugleich kann festhalten werden, dass einige der bekannteren DDR-Autoren darauf verzichtet haben, die Wissenschaftsverhältnisse oder das wissenschaftliche Milieu zu ihrem Thema zu machen. Beispielsweise liegen von Peter Hacks, Heiner Müller oder Erwin Strittmatter keine entsprechenden Texte vor.

37 Er stellt in dieser Reihe ein Sonderfall dar, da er „nur“ seine 1974 begonnene Romanserie „Friede im Osten“ um ihren fünften Band ergänzte (Neutsch 2013). Daneben publizierte Neutsch nach 1990 auch anderes, das nicht zur Wissenschaftsbelletristik gehört.

38 Vgl. auch die Zusammenstellung einiger „Satiren und Geschichten aus dem Gebiet der Wissenschaften“ in Königsdorf (1990), die aus diversen Erzählungsbänden verschnitten worden ist, dabei leider unter Auslassung einiger Texte, die thematisch in die Sammlung gehört hätten. Wir haben oben jeweils die Originalausgaben herangezogen.

39 zu Nowak vgl. Kranich (2011) und zu Meinhold vgl. Kratschmer (1996a)

Die seit 1990 neu in die DDR-bezogene Wissenschaftsbelletristik eingetretenen Autorinnen und Autoren waren einerseits einige etablierte (Hans Christoph Buch, Sigrid Damm, Kerstin Hensel, Michael Köhlmeier, Günter Kunert mit einem erstveröffentlichten Text von 1975, Karl Mickel, Irene Ruttmann, Uwe Timm) bzw. inzwischen etablierte Autoren (Inka Bach, Marcel Beyer, Dietmar Dath, Horst Drescher, Annett Gröschner, André Kubiczek, Rita Kuczynski, Eugen Ruge, Uwe Tellkamp). Andererseits und überwiegend aber handelt es sich bei den Schreibenden nach 1990 um Debütanten, die autobiografischen Erfahrungen literarischen Ausdruck verschafften, also meist in der DDR wissenschaftlich tätig waren. Hinsichtlich der literarischen Schöpfungshöhe unterscheiden sich deren Texte meist und naturgemäß stark von denen der professionellen Schreiber.

Betrachtet man, wer immer wieder die Wissenschaft als Sujet wählte, sowohl bis als auch 1990 zum Thema publizierte und derart eine hohe Zahl hier einschlägiger Titel vorzuweisen hat, dann lassen sich vier Langstreckenläufer der ostdeutschen Wissenschaftsbelletristik identifizieren: Helga Königsdorf (fünf Titel bis 1990, zwei danach), Christoph Hein (vier und zwei), Erik Neutsch (fünf und einer) und John Erpenbeck (fünf und einer).

In geschlechtsspezifischer Perspektive waren unter den bis 1990 wissenschaftsbelletristisch Hervorgetretenen 60 Autoren und 15 Autorinnen. Diese hatten 84 bzw. 26 Texte zur DDR-bezogenen Wissenschaftsbelletristik beigetragen.⁴⁰ Während die Autorinnen also einen Anteil von 20 Prozent ausmachten, gingen 26 Prozent der Titel auf ihr Konto. Nach 1990 betrug das Verhältnis 32 Männer zu 16 Frauen, hat sich mithin deutlich zugunsten letzterer verschoben, ohne die männliche Dominanz aufzuheben. 33 der ab 1991 publizierten Texte stammten von Männern und 18 von Frauen. War damit der Frauenanteil an der Autorenschaft nach 1990 33 Prozent, so trugen die Autorinnen 35 Prozent der veröffentlichten Texte bei.

Insgesamt, von den 50er Jahren bis heute, ergibt sich eine Relation von 75 Prozent Autoren zu 25 Prozent Autorinnen (absolut: 86 zu 28⁴¹). Männer schrieben 73 Prozent und Frauen 27 Prozent der ostdeutschen Wissenschaftsbelletristik (117,5 zu 44,5 Titel). (Tafel 13)

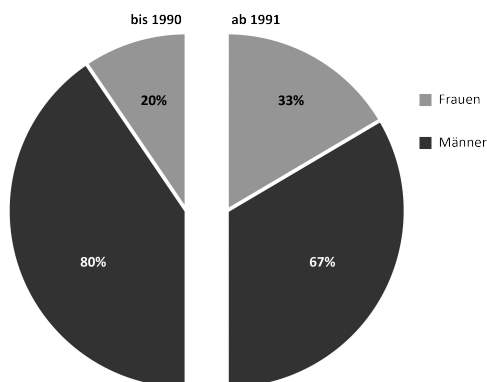
Diese Geschlechterrelationen sind auch inhaltlich relevant: Mit den Autorinnen gelangten Sichtweisen auf die Wissenschaft in unseren Textkorpus, die sich von denen der männlichen Autoren unterschieden. Patricia Herminhouse hat bei Schriftstellerinnen wie Christa Wolf, Helga Königsdorf und Irmtraud Morgner eine „vernichtende, geradezu als feministisch zu bezeichnende Kritik“ an einem Denkstil identifiziert, der von ihnen als „männlicher Wissenschaftsfanatismus“ charakterisiert werde. Diese Kritik habe sich gegen eine Herrschaftsideologie gerichtet, die „anderen, ihnen als Frauen vertrautere emanzipatorische Erkenntnis-

40 zzgl. ein Roman von einem gemischtgeschlechtlichen Autorenpaar

41 Hierbei ist der Umstand berücksichtigt, dass neun Autorinnen und Autoren sowohl bis als auch nach 1990 wissenschaftsbelletristik aktiv waren.

weisen“ verdrängt. Ihre Darstellungen entblößten den „vorherrschenden, scheinbar neutralen wissenschaftlichen Diskurs als geschlechtsspezifische Ideologie“. (Herminghouse 1992: 71f.)

Tafel 13: Geschlechterrelationen innerhalb der wissenschaftsbelletristischen Autorenschaft



n=114

Dabei geht es einerseits um die Durchsetzung und Selbstbehauptung von Frauen in einem maskulin und durch „fanatischen Leistungszwang“ bestimmten Wissenschaftsbetrieb. Andererseits werden von den Autorinnen spezifische Zugänge zu den dominanten Paradigmen des wissenschaftlichen Fortschritts entwickelt. Auch wenn Kritiken an der wissenschaftlich-technischen Revolution, vor allem der maßlosen Umweltzerstörung, nicht allein von Frauen formuliert worden seien:⁴² Die letzteren hätten „die phantasievollsten Subversionen des Fortschrittsdiskurses“ hervorgebracht. Zugleich machte Herminghouse darauf aufmerksam, dass die weiblichen Perspektiven auf Wissenschaft in der DDR-Literatur einen Unterschied zur damaligen – 1992 – Bundesrepublik markierten: „Dort gab und gibt es, verglichen mit der DDR und den USA, so wenig Frauen in den Wissenschaften ..., daß feministische Ansätze noch auf sich warten lassen.“ (Ebd.: 88f., 78f., 94)

Oben hatten wir bereits festgestellt, dass Berlin in 49 Titeln und Leipzig in 35 Texten als Orte der Handlungen identifizierbar sind. Die beiden dort bestehenden Universitäten sind in 18 (Humboldt-Universität) bzw. 27 (Universität Leipzig) der Texte als Handlungsbühne erkennbar. Vergleicht man dies mit den Studienorten der Autorinnen und Autoren, dann wird nochmals deutlicher, wie stark diese offenbar aus ihren biografischen Erfahrungen geschöpft haben. Von 86 der insgesamt 114 Autoren sind die Hochschulen recherchierbar, an denen sie selbst studiert

⁴² vgl. unten „Wissenschaftsskepsis und Wissenschaftskritik“

hatten.⁴³ Von diesen haben 36, d.h. beachtliche 42 Prozent,⁴⁴ ein Studium an der Leipziger Universität absolviert. Es ließe sich also wohl sagen: Die (Karl-Marx-)Universität hat wie keine andere ostdeutsche Universität prägende Erfahrungen produziert, die dazu drängen, erzählerisch gestaltet zu werden.

14 der Autoren hatten an der Humboldt-Universität zu Berlin studiert (16 %). Ansonsten sind noch die Universität Jena (acht Autorinnen) und das Literaturinstitut „Johannes R. Becher“ in Leipzig (sechs Autoren) auffällig. Erwähnenswert ist zudem, dass vier Autorinnen in der Sowjetunion (Krasnodar, Leningrad, Moskau, Woronesh) studiert haben. Nimmt man die vier genannten DDR-Hochschulen in Leipzig, Berlin und Jena zusammen, dann sind aus diesen 74 Prozent aller DDR-Wissenschaftsbelletristen hervorgegangen. Die sonstigen 49 ostdeutschen Hochschulen teilen sich weniger als das verbleibende Drittel.⁴⁵

Auch eine weitere oben festgestellte Überrepräsentanz dürfte sich zu einem beträchtlichen Teil aus den Autorenbiografien – hier deren Studienfächern – begründen: das deutliche Überwiegen der Gesellschaftswissenschaften als disziplinäre Handlungsorte. Von 98 der 114 Autorinnen und Autoren ließ sich das Studienfach ermitteln.⁴⁶ Lediglich 14 von diesen (und damit auch 14 Prozent⁴⁷) hatten ein naturwissenschaftliches Studium absolviert, 84 hingegen ein gesellschafts- bzw. geistes- oder sozialwissenschaftliches (86 Prozent). Schaut man sich die Fächer der letzteren an, so haben zehn Autoren Philosophie studiert und vier evangelische Theologie. 27 der Autorinnen können auf ein germanistisches Studium verweisen und weitere 24 auf literatur- bzw. schreibaffine Fächer wie nichtgermanistische Philologien, Theaterwissenschaften, Journalistik oder ein Studium am Leipziger Literaturinstitut.

Innerhalb der Bücher, die in den Gesellschaftswissenschaften spielen, überwiegen die Geisteswissenschaften deutlich (65 Titel) gegenüber den Sozialwissenschaften (25 Titel) – eine deutliche Korrespondenz zu den Studienfächerverteilungen bei den Autoren und Autorinnen. Innerhalb der geisteswissenschaftlichen Fächergruppe sind die Philosophie (22mal), Geschichtswissenschaften (16mal) und Germanistik (zehnmal) die häufigsten disziplinären Handlungsarenen der Wissenschaftsbelletristik. Die Geschichtswissenschaften stellen dabei die einzige Asynchronität dar, die zwischen den Häufigkeiten der Autoren-Studienfächer und der disziplinären Präsenz in den Texten besteht: Geschichte hatten nur eine Au-

43 vgl. das Kapitel „Zu den Autorinnen und Autoren“ oben

44 hier und nachfolgend auf die Grundgesamtheit der 86 Autoren bezogen, für die sich der Studienort recherchieren ließ

45 Drei der Autoren und Autorinnen, die zur ostdeutschen Wissenschaftsbelletristik beigetragen haben, hatten vor 1945 studiert, vier während der DDR-Jahrzehnte in der Sowjetunion und zwölf an westdeutschen Universitäten.

46 vgl. wiederum das Kapitel „Zu den Autorinnen und Autoren“ oben

47 hier und nachfolgend auf die Grundgesamtheit der 98 Autoren bezogen, für die sich das Studienfach recherchieren ließ

torin als Hauptfach und vier Autoren als Nebenfach belegt; sechsmal kommt Kunstgeschichte als Studienfach vor.

Publikationsbiografien und Medienadaptionen

Von den 111 wissenschaftsbelletristischen Titeln, die bis 1990 erschienen waren, sind 105 auch in der DDR geschrieben worden.⁴⁸ Von diesen scheiterten elf Texte (zunächst) am Druckgenehmigungsverfahren. Neun davon wurden stattdessen in Westdeutschland veröffentlicht,⁴⁹ und ein weiterer Roman war erst gar nicht eingereicht worden (Günter Kunerts „Die zweite Frau“, 2019 [1975]). Dieser und zwei andere zunächst ungedruckt gebliebene Texte („Septembersong“ von Fritz Rudolf Fries, 1997 [1957], und Irmtraud Morgners „Rumba auf einen Herbst“, 1992 [1966]) erschienen nach 1990. Die Erstausgaben von 94 der Texte konnten in der DDR publiziert werden. Vier der zunächst nicht in der DDR gedruckten, aber dort geschriebenen Texte wurden dann später noch in der DDR veröffentlicht.⁵⁰ So konnten schließlich 98 der 105 wissenschaftsbelletristischen Titel, die in der DDR geschrieben worden waren, auch die dortige Leserschaft ohne den Umweg über Westpakete erreichen. Diese und weitere publikationsbiografische Daten präsentiert Tafel 14.

Eine Reihe von Titeln hat auch Medienadaptionen erfahren. Sie wurden dramatisiert oder zu Vorlagen für Hörspiele bzw. Filme. So sind insgesamt neun Texte in 24 Schauspiel- und Hörspielfassungen überführt worden, darunter am häufigsten Stefan Heyms „König David Bericht“ (1972). Dieser ist zudem nicht nur vor dem DDR-Zusammenbruch (darunter als Rockoper in Ungarn, vgl. Kemenéy/Kocsák/Miklós 1985), sondern auch weit danach adaptiert worden. Das geschah durchgehend, indem der historische Stoff zum Nennwert genommen, die Geschichte um König Salomo und den Geschichtsschreiber Ethan quasi-faktual nacherzählt und eine allgemeine überzeitliche Botschaft darübergespannt wurde: Geschichtsschreibung ist Machtsicherung. Der DDR-wissenschaftsbelletristische Clou, dass Heym die Entstehungsgeschichte der achtbändigen „Geschichte der Arbeiterbewegung“ unter Chefredakteur Walter Ulbricht im althistorischen Gewand persifliert hatte (vgl. Lokatis 2003 und 2021: 704f.), ging in den Bühnenadaptionen unter. Falls dieser Umstand den Bearbeitern bewusst war, galt er aber möglicherweise als nicht (mehr) relevant.

48 Die nicht in der DDR geschriebenen Titel waren Meichsner (1954), Zwerenz (1971), Fuchs (1977), Klump (1978), Faust (1980) und Fuchs (1988).

49 und zwar: Schädlich (1977), Schreyer (1978; 1978a), Stade (1979), Heym (1972; 1981), Wolf (1981), de Bruyn (1984), Maron (1986)

50 Heym (1973; 1988), de Bruyn (1985), Wolf (1989)

Tafel 14: Publikationswege der DDR-Wissenschaftsbelletristik bis 1990

Kategorie		Titelzahl
Wissenschaftsbelletristik bis 1990		111
davon in der DDR geschriebene Titel		105
davon Erstausgaben in der DDR		94
am Druckgenehmigungsverfahren (zunächst) gescheitert		11
Erstausgabe in einem westdeutschen Verlag		9
DDR-Ausgabe, nachdem Erstausgabe in Westdeutschland erschienen		4
Erstausgabe nach 1990, obgleich früher geschrieben		3
westdeutsche Ausgaben von DDR-Titeln bis 1989		26
	davon in DDR-unterstützten Verlagen*	3
internationale Ausgaben**	Ostblock	22
	Westblock	20
weitere Auflagen bzw. Neuausgaben nach 1990	in etablierten Verlagen	21
	in ostdeutschen Nischenverlagen	9

* Röderberg Frankfurt a.M., Damnitz München. ** Gezählt sind die Titel, nicht die Anzahl der Übersetzungen. Einige Titel waren in mehrere Sprachen übersetzt worden.

Tafel 15: Dramatisierungen und Hörspielfassungen*

Autor.in / Titel	Dramatisierung	Hörspiel
Christa Wolf: Der geteilte Himmel (1963)	2013, 2015; Musical: 2023	
Hermann Kant: Die Aula (1965)	1972	1967, 2001
Erik Neutsch: Haut oder Hemd. Schauspiel (1972)	1971 (zwei Inszenierungen)	1970
Stefan Heym: Der König David Bericht (1972)	2016, 2017; (Rock-)Oper: 1984, 1989/1990	1995
Jurij Brězan: Krabat oder Die Verwandlung der Welt (1976)	2006	
Dieter Noll: Kippenberg (1979)	1980	
Annett Gröschner: Moskauer Eis (2000)	2005, 2016	
Uwe Tellkamp: Der Turm. Geschichte aus einem versunkenen Land (2008)	2010 (drei unterschiedliche Bühnenbearbeitungen)	
Eugen Ruge: In Zeiten des abnehmenden Lichts. Roman einer Familie (2011)	2013	2012, 2018
Summen	9	6

* Zu Details der Adaptionen vgl. die Publikationsbiografien der einzelnen Titel im Romanführer-Teil des vorliegenden Bandes.

Tafel 16: Filmadaptionen in zeitlicher Reihenfolge ihres Entstehens

Titel	Vorlage	Regie	Filmografische Angaben
Der geteilte Himmel	Christa Wolf: Der geteilte Himmel (1961)	Konrad Wolf	DEFA 1964, 114 Minuten
Dr. Schlüter	Karl-Georg Egel: Dr. Schlüter. Filmerzählung (1966)	Achim Hübner	Deutscher Fernsehfunf 1965/66, 5 Teile, 643 Minuten
Alchimisten	Eduard Klein: Alchimisten (1968)	Wolfgang Luderer	DEFA (für DFF) 1968, 2 Teile, 81 + 66 Minuten
Eine Pyramide für mich	Karl-Heinz Jakobs: Eine Pyramide für mich (1971)	Ralf Kirsten	DEFA 1975, 102 Minuten
Das Grashaus oder die Aufteilung von 35000 Frauen auf zwei Mann	Joochen Laabs: Das Grashaus oder die Aufteilung von 35000 Frauen auf zwei Mann (1971)	Helmut Krätzig	Fernsehen der DDR 1975, 83 Minuten
Kippenberg	Dieter Noll: Kippenberg (1979)	Christian Steinke	Fernsehen der DDR 1980, 2 Teile, 167 Minuten
Akte Nora S.	Erik Neutsch: Akte Nora S. (1970)	Georg Schiemann	Fernsehen der DDR 1981, 81 Minuten
Märkische Forschungen	Günter de Bruyn: Märkische Forschungen (1979)	Roland Gräf	DEFA 1982, 197 Minuten
Selbstversuch	Christa Wolf: Selbstversuch (1974)	Peter Vogel	DEFA 1989 im Auftrag des Fernsehens der DDR, 101 Minuten
Der Tangospieler	Christoph Hein: Der Tangospieler (1989)	Roland Gräf	DEFA 1991, 96 Minuten
Der Turm	Uwe Tellkamp: Der Turm (2008)	Christian Schwochow	Mitteldeutscher Rundfunk 2012, 172 Minuten
In Zeiten des abnehmenden Lichts	Eugen Ruge: In Zeiten des abnehmenden Lichts (2011)	Matti Geschonneck	Oliver Berben Produktion 2017, 101 Minuten
Die Toten von Marnow	Holger Karsten Schmidt: Die Toten von Marnow (2020)	Andreas Herzog	Norddeutscher Rundfunk 2021, 4 x 90 Minuten
Summe			13
Filme ohne literarische Vorlage:			
Die Flucht	Szenarium von Hannes Hüttner, Drehbuch Hüttner und Roland Gräf	Roland Gräf	DEFA, Gruppe „Roter Kreis“ 1977, 94 Minuten
Charité – Staffel 3. Sechsteilige Fernsehserie	Drehbuch von Stefan Dähnert, Regine Bielefeldt, John-Hendrik Karsten, Christine Hartmann	Christine Hartmann	Mitteldeutscher Rundfunk 2021, 6 x 45 Minuten
Gesamtsumme			15

Medienspezifisch breitenwirksamer als die Bühnen- und Hörspielfassungen waren die Verfilmungen, die insgesamt 13 Romane erfuhren, davon zehn in der DDR (die anderen drei hatten nach 1990 erschienene Bücher zur Grundlage). Neben den Filmadaptionen gibt es auch einen Film (vor 1990) und eine Fernsehserie (nach 1990) ohne belletristische Vorlage, die sich mit Stoffen aus dem Wissenschaftsleben der DDR befassen. (Tafel 16) Drei der verfilmten Romane waren ebenso für die Bühne bearbeitet worden: Christa Wolfs „Der geteilte Himmel“ von 1963, Dieter Nolls „Kippenberg“ aus dem Jahre 1979 und Uwe Tellkamps „Der Turm“ von 2008

Die Wissenschaftsbelletristik als Informationsspeicher

Dass ein Werkkorpus wie der hier behandelte, zusammengesetzt aus fiktionalen und halbfikionalen Texten, Auskunftspotenziale enthält, die andere Zugänge nicht eröffnen, ist nicht völlig neu. Für die Forschung über Hochschulen und Wissenschaft sind belletristische Texte auch schon andernorts entsprechend hervorgehoben worden. So haben John R. Thelin und Barbara K. Townsend in dem US-amerikanischen Handbuch „Higher Education: Handbook of Theory and Research“ von 1988 einige mögliche Funktionen von Hochschulromanen für die Forschung benannt:

- Sie seien eine mögliche Quelle der Information über und Einsicht in das Hochschulwesen. Ihre Analyse könne die dominierende Fragebogenforschung über die Erfahrungen mit und das Verhalten in der Institution ergänzen.
- Zwar müsse bedacht werden, dass Hochschulromane nicht unmittelbar Informationslücken schließen. Aber die verwendeten Bilder, Ereignisse und Symbole könnten dekodiert und dann mit anderen Informationsquellen verknüpft werden.
- In sozialgeschichtlicher Perspektive könnten Hochschulromane Aufschlüsse über Sitten, Gebräuche, Rituale, Jargons oder Moden geben und damit auf institutionelle Praktiken hinweisen. Dies gelte auch für Auskünfte darüber, wie sich hochschulpolitische Veränderungen auf Sitten, Gebräuche und Einstellungen der Hochschulangehörigen auswirken. (Thelin/Townsend 1988: 202–205)

Ausgangspunkt der hiesigen Darstellung war die Beobachtung, dass Teile der DDR-bezogenen Wissenschaftsbelletristik bislang zwar durchaus germanistisch ausgewertet worden sind, diese Belletristik aber nicht in zeithistorischen Arbeiten als Quelle herangezogen wird. Letzteres gilt im übrigen auch für die Verarbeitung der literaturwissenschaftlichen Untersuchungen selbst, von denen sich einige

explizit sozialgeschichtlich relevanten Themen widmen.⁵¹ Sie könnten durchaus auch als Materialaufbereitungen genutzt werden, die zu eigenen Auswertungen der Belletristik hinführen. Einige im weiteren offerierte Lesehilfen mögen verdeutlichen, was sich aus der Wissenschaftsbelletristik inhaltlich herausholen ließe, wenn man auch diese Literatur als Quellenbestand für zeitgeschichtliche Untersuchungen erschlosse.

Tonalitäten

Indem das vorliegende Buch „Von Campus- bis Industrieliteratur“ heißt, sind zwei Pole der hier behandelten Wissenschaftsbelletristik bezeichnet. Zwischen diesen findet sich neben konventioneller Gegenwartsliteratur auch eine gewisse Diversität, insofern auch Satiren und Grotesken, historische und utopisch-fantastische Verkleidungen von Gegenstandsstoffen oder gelegentlich formale Auffälligkeiten, die herkömmliche Erzählformen durchbrechen, zu entdecken sind. Der zweite Pol im Titel dieses Buches ist die „Industrieliteratur“ – genauer: Texte, in denen es ausschließlich oder unter anderem um betriebliche FuE oder industrienähe Forschung geht. Großteils sind das faktische Produktionsromane, in denen aber die Produktivkraft Wissenschaft besonders intensiv gestaltet wird. Dieser Teilbestand umfasst 17 Romane und ist mit zehn Prozent des Gesamtkorpus ein nur kleines Segment innerhalb der DDR-bezogenen Wissenschaftsbelletristik.

Zum ersten Pol ist bereits darauf hingewiesen worden, dass es in der DDR kaum eine solche Campusliteratur gab, wie sie etwa aus dem angelsächsischen Raum unter den Namen *campus novel* oder *college novel* bekannt ist (seit den 1970er Jahren aber auch im deutschsprachigen Raum eine gewisse Verbreitung erfahren hat⁵²). Die Unterschiede zu den angloamerikanischen Campusromanen ergeben sich vor allem daraus, dass die DDR-Wissenschaftsbelletristik ganz überwiegend von einer offensiven normativen Bindung an die politischen Ziele eines intentionalistischen Systems getragen war. Aus dieser, von den Schreibenden wie ihren Figuren meist bejahten Bindung an das sozialistische Projekt leitete sich dann nicht nur ab, was an (politisch und/oder von den Autoren) erwünschten Entwicklungen gestaltet wurde. Ebenso motivierte die eigene sozialistische Über-

51 z.B. „The Representation of Academic Institutions in Literature of the GDR and the New Germany“ von Morven Margaret Creagh (2008), die Studie zu „Darstellungsformen und Funktionen der ‚Intelligenz‘ im DDR-Roman“ von Anja-Franziska Scharsich (2003), Christl Kiewitz’ Untersuchung von „Krise und Kritik der sozialistischen Intelligenz im Werk Christoph Heins“ (1995) oder die Arbeit „Das Wissenschaftskollektiv in den Romanen *Respektloser Umgang* und *Im Schatten des Regenbogens* von Helga Königsdorf“ von Constanze Buck (2007)

52 vgl. etwa Michael Zellers „Follens Erbe“ (1986), Hartwig Spitzer „Elfenbeinturm“ (1993), Wilhelm Händlers „Kongreß“ (1996) oder von Dietrich Schwanitz „Der Campus“ (1998) und „Der Zirkel“ (1994)

zeugung die Schreibenden dazu, Probleme, Unzuträglichkeiten bis hin zu Ungeheuerlichkeiten im Wissenschaftsbetrieb zu thematisieren. Von solchen ist diese Literatur angefüllt, gestaltet als Hemmnisse der politischen Zielerreichung. Das ergibt sich zwar schon aus literarischen Gründen, da ohne Probleme und Konflikte kaum eine Handlung zu entwickeln ist. Aber dadurch ist diese Literatur auch informationsdicht im Blick darauf, was sich aus anderen Quellen kaum erfahren lässt.

Für die DDR-Literatur insgesamt hat Wolfgang Beutin konstatiert, sie habe sich „in einem Raum mit den Feldern Systemhörigkeit, Systemzugehörigkeit und Systemsprengung“ vollzogen, „wobei es zwischen diesen Feldern durchaus gleitende Übergänge gab“ (Beutin 1992: 465). Das kann auch für die bis 1990 erschienene DDR-Wissenschaftsbelletristik Geltung beanspruchen. Unter den Titeln finden sich ebenso Dokumente eines historischen Optimismus wie solche der Desillusionierung, aber jedenfalls mit einer Gemeinsamkeit: Sieht man von den nicht in der DDR publizierten Texten ab, so gingen die literarischen Äußerungen nahezu ausnahmslos von der Unvorstellbarkeit eines Untergangs des Systems aus. Immerhin sei es das fortschrittlichere und der Fortschritt gesetzmäßig.

Dazu passte es, dass formal die realistische Schule im Sinne des damaligen Realismusverständnisses dominant war (wie allerdings über die Zeit hin im DDR-Literaturbetrieb auch daran gearbeitet wurde, dessen Grenzen zu verschieben). Der Sozialistische Realismus war einst als Kunstdoktrin in der Sowjetunion entwickelt worden. In der DDR brachte man ihn zunächst in Stellung gegen den „Formalismus“, eine (vermeintliche) Überbetonung der Form in Gestalt „lebensfremde[r] Abstraktion“,⁵³ deren Ablehnung freilich auch sowjetischen Ursprungs war. Die DDR-Kulturpolitik bemühte sich um teils recht umfangreiche Anforderungskataloge, mit denen dem Sozialistischen Realismus der Charakter einer Konzeption verschafft werden sollte. Daraus wiederum wurden drei „Grundprinzipien“ abgeleitet: wahrheitsgetreue Darstellung, sozialistische Parteilichkeit und Volksverbundenheit. Dabei habe aber, so der Kulturhistoriker Gerd Dietrich (2018: 405), der Grundwiderspruch darin bestanden, „dass realistisch nach stalinistischer Interpretation eben nicht das dargestellte Reale war, sondern nur das sich angeblich gesetzmäßig herausbildende Neue. Sozialistischer Realismus hatte also nicht die Gegenwart zu zeigen, wie sie war, sondern wie sie sein sollte.“ Das war der Stand von 1951.

1957, auf einer Kulturkonferenz der SED, wurde dies etwas abgeschwächt. Alexander Abusch führte dort aus, dass der sozialistische Realismus – „die neue schöpferische Methode der Kunst in der Epoche des Kampfes um die sozialistische Veränderung und Neugestaltung der Gesellschaft“ – einen unendlichen

53 Anton Ackermann auf einer „Arbeitstagung sozialistischer Schriftsteller und Künstler“ 1948, SAPMO-Archivquelle zit. bei Gansel (2013: 137)

Reichtum an Form- und Ausdrucksmöglichkeiten bei der künstlerischen Aneignung der Welt umfasse. Für ihn sei nicht eine Enge charakteristisch, sondern „die Weite seiner Verbundenheit mit dem Leben des Volkes und seine Kühnheit im Kampf für das Neue, die stets von seiner Treue zu den Ideen des Sozialismus ihre Orientierung erhalten“. (Abusch 1957: 35) Doch wie das 11. Plenum 1965 oder Honeckers Rede von der „Weite und Vielfalt“ 1971 (die ja zuvor gegebene Enge und Einfalt voraussetzte) zeigten: Der Sozialistische Realismus blieb ein fortwährendes Instrument politischer Bevormundung der Literatur (und anderer Künste), das fallweise aktiviert werden konnte und wurde. Erst zum Ende der DDR hatte es sich mit Sozialistischem Realismus erledigt: „Irgendwelche Beschränkungen auf diese oder jene Form oder eine Abwehr gegenüber anderen Stilen, Formen usw., sofern sie in der Vergangenheit vorgekommen sind, können für heute als durchweg ad acta gelegt betrachtet werden. Sie haben zumindest nichts mit unserer Kulturpolitik zu tun“, so Klaus Höpcke 1988.

Vor diesem Hintergrund überrascht es kaum, dass sich in der DDR-Wissenschaftsbelletristik vor allem konventionelle Erzählweisen finden. Waren diese anfangs noch sehr schematisch und linear, so traten seit den 60er Jahren moderne Erzählmittel hinzu: geschichtete Zeiten, Rückblenden, wechselnde Erzählperspektiven, innere Monologe, ironische Brechung. Dass vor allem in den 50er Jahren manches ungenügend ästhetisch individualisiert worden und zu aufklärerisch geraten sei, ist bereits in der DDR angemerkt worden (z.B. Kable 1979: 363). In der Folge werden dann aber souveränere Stoffbeherrschungsstrategien entwickelt.

Auffällige Ausnahmen, in denen sich literarische Experimentierfreude explizit zeigt, sind überschaubar: in unserem Sample vor allem Irmtraud Morgners „Rumba auf einen Herbst“ (1992 [1966]), Jurij Brezans „Krabat“ (1976), Franz Fühmanns „Saiäns-fiktschen“ (1981), Winfried Völlgers „Verwirrspiel“ (1981) und „Windhahn-Syndrom“ (1983), Fritz Rudolf Fries' „Alexanders neue Welten“ (1982) und Reinhart Heinrichs „Jenseits von Babel“ (1987). Der Erprobung literarischer Innovationen stand einerseits das erwähnte und in den 50er und 60er Jahre mehrfach kampagnenförmig aktivierte Formalismus-Verdikt im Wege. Andererseits waren die konventionellen Erzählweisen nicht nur politisch erwünscht: Sie entsprachen bei den meisten Autoren und Autorinnen auch den eigenen Absichten und bei ihrer Leserschaft deren Leseinteressen – und ähnelten damit der literarischen Angebots- und Nachfragestruktur in anderen Ländern und Systemen.

Figurenzeichnungen

Innerhalb der überwiegend konventionellen wie der selteneren unkonventionellen Erzählweisen findet sich ein Figurenarsenal, das von beträchtlicher Typenheterogenität geprägt ist. Im Vergleich mit dem westlichen Campusroman steht die

DDR-bezogene Wissenschaftsbelletristik der Diversität in den Figurenzeichnungen mindestens nicht nach. Für die einschlägige westliche Literatur hat Barbara M. Kehm konstatiert, dass es schon erstaunlich sei, von welchen abenteuerlichen Figuren die Hochschulen dort bevölkert werden: Da gebe es „Charismatiker, Greinienhengste und allerlei Paradiesvögel, vom Medienstar bis zum unproduktiven Versager, vom gehässigen Intriganten bis zum Professor, der sich nur noch mit der Verführung von Studentinnen hervortut“. Typisch für alle sei, dass sie ihre Identität als Gelehrte, Lehrende und Intellektuelle verloren oder verraten haben. (Kehm 2001: 53) Dagegen scheitere die Figur des kritischen Intellektuellen, oft der Ich-Erzähler in den Romanen, an der Institution und den in ihr dominierenden Machtverhältnissen – und schreibe dann allenfalls noch einen Hochschulroman (Kehm 1999: 141). Diese typisierten Figuren finden sich in der DDR-Wissenschaftsbelletristik durchaus auch, aber sie sind ergänzt durch weitere.⁵⁴

Da gibt es zunächst Aufrechte dreierlei Art, deren Integrität überwiegend systemimmanent entfaltet wird. Zum ersten sind das solche, die Überspitzungen abzufedern suchen: etwa der Geschichtsdozent Erwin Schwarzendahl bei Christa Wolf, „Der Geteilte Himmel“ (1963) oder der Germanist Wittke in Joachim Walthers „Sechs Tage Sylvester“. Als letzterer eine „etwas versnobte Seminargruppe“ zur Räson bringen soll, biegt er die Sache geschickt um. Er kündigt eine Vorlesung zu modernen westlichen Literaturtheorien an: „Die Meckerer kamen. Wittke stieg aufs Podium und hielt nicht etwa eine Standpauke, sondern die Vorlesung: den ersten Teil französisch, den zweiten russisch und den dritten englisch. Dann ging er wieder. Die Meckerer auch. Schweigend sie, getroffen und betreten“ (Walther 1970: 212).

Zum zweiten begegnen Charaktere, die sich gegen anfängliche innere Widerstände schließlich für (ggf. vermeintliche) Notwendigkeiten öffnen oder aus Anfechtungen gestärkt hervorgehen: z.B. der Genetiker Prof. Hausmann in Ingo und Udo Zimmermanns Oper „Die zweite Entscheidung“ (1970), der Industriechemiker Georg Börner in „Träume und Tage“ (1970) von Hans-Jürgen Steinmann, der Biologiedozent Robert Karnel in Heinz Kruschels „Wind im Gesicht“ (1971), der FuE-Designer und Designtheoretiker Alexander Tober in „Zwischen zwei

54 Dabei wird im folgenden auf eine Kategorie verzichtet, obgleich sie – mit dem Aufstieg der Intelligenz im Zuge der NÖS-Politik ab 1963 – politisch der Literatur zur bevorzugten Gestaltung angeschlossen worden war: die Planer und Leiter. Diese Kategorie ist für die Herausarbeitung der ‚real existierenden‘ wissenschaftsbelletristischen Figurengalerie, wie zu sehen sein wird, zu unterscheidungsschwach. Das ergibt sich bereits aus den Konflikthanordnungen, die mit unterschiedlichen individuellen Konfliktressourcen einhergehen: „Konflikte treten in dieser Literatur ... auf ... innerhalb der politischen und wirtschaftlichen Führungsschicht, deren Dissoziation sich infolge des Neuen Ökonomischen Systems und der Wissenschaftlich-technischen Revolution verstärkt hat: Den Reformern stehen die Bürokraten gegenüber, den Fachleuten die Ideologen, den Betriebsleitern die übergeordneten Planungsinstanzen.“ (Zimmermann 1984: 211)

Nächten“ von Joachim Walther (1972) oder die Ich-Erzählerin in Ursula Reinholds „Schwindende Gewißeheiten“ (2002).

Zum dritten werden Aufrechte gezeichnet, die Widerstände aktiv aushalten. Zu nennen sind hier etwa die Forschungsingenieurin Nora S. in Erik Neutsch' „Akte Nora S.“ (1970), die sich gegen berufliche Fremdbestimmung wehrt und manchmal über das Ziel hinausschieße („so erst letztens, als sie dem Genossen Produktionsdirektor vorwarf, er leite noch mit Methoden der Manufakturperiode und habe nicht nur die technische, sondern bereits die industrielle Revolution verschlafen“, Neutsch 1970: 219); der Psychiater Theo Reimann in Martin Goyks „Arztnovelle“ (1972); Klara in Renate Feyls „Bau mir eine Brücke“ (1972), die es durch Absolventenlenkung als Lehrkraft ins MLG verschlagen hat; Jürgen Fuchs als Ich-Erzähler in seinen „Gedächtnisprotokollen“ (1977); der Genetiker Beesendahl in Band 2 von Erik Neutchs „Friede im Osten“ (1978), der sich der Lysenko-Kampagne verweigert; Siegmara Fausts Ich-Erzähler in „In welchem Lande lebt Mephisto?“ (1980), dessen zwei Studienversuche jeweils mit Zwangsexmatrikulation enden; Katharina Hellberg in Renate Feyls „Ausharren im Paradies“ (1992), die Philosophin mit Leibniz als Forschungsthema, ohne Parteibuch und daher ohne Aufstiegsoptionen, oder die Studierenden im Jenenser Theologenkonvikt bei Ulrich Bock in „Achtundsechziger“ (2000).

Vor allem in Handlungen, die in den 50er Jahren spielen, tritt als Typus der bürgerliche Wissenschaftler auf – eine für die DDR naheliegenderweise besondere Herausforderung, wie auch umgekehrt. Hier findet sich der bürgerliche Gelehrte, dem es auf Dauer in der DDR unbehaglich wird und der deshalb westwärts ausweicht. Er begegnet als zentrale Figuren früh in Stefan Heyms „Der Bazillus“ (1960), wo sich eine Kohorte von I.G.-Farben-Industrieforschern zum Mutterkonzern nach Frankfurt a.M. absetzt, aber durch ihre DDR-Erfahrung vom Bazillus der Mitgestaltung im Betrieb befallen ist. Ebenso findet sich diese Figur mit dem Chemiedozenten Manfred Herrfurth in Christa Wolfs „Der geteilte Himmel“ (1963) und in Gestalt des Industriechemikers Boman in Eduard Kleins „Alchimisten“ (1967).

Später wird der in den Westen ausweichende bürgerliche Wissenschaftler noch einmal in Marcel Beyers „Kaltenburg“ (2009) auftauchen – dort mit der besonderen Volte, dass Beyer mit seiner Figur Konrad Lorenz in die DDR versetzt hat, um einmal zu schauen, wie das wohl ausgegangen wäre. Zudem fliehen in einer ganzen Reihe von Büchern Nebenfiguren aus der DDR, etwa in Hartmut Zwahr's „Leipzig“-Roman, wo ein Altphilologe am Donnerstag über „Die Bedeutung des Marxismus für das Studium der Altphilologie“ gesprochen und am Freitag zu den Republikflüchtigen gehört habe (Zwahr 2019: 495). Erstaunlich war der 1977 entstandene DEFA-Film „Die Flucht“ (Hüttner/Gräf 1977), der das dann an sich tabuisierte Thema 16 Jahre nach dem Mauerbau aufgriff.

Häufiger aber steht der Typus des bürgerlichen Gelehrten, soweit er seinen Auftritt als Hauptfigur hat, im Zentrum eines aus DDR-Perspektive positiven Entwicklungsromans. Gestaltet wird in diesen Fällen der Wandel von einer apolitischen Haltung (meist motiviert oder bekräftigt durch vorgängige NS-Verstrickung⁵⁵) zu einem Bekenntnis zum Sozialismus. Zwei Beispiele hat Inge von Wangenheim in Romanform gebracht. Bei Professor Hudebraach werde anfangs sehr „deutlich, daß sein gesundes Mißtrauen gegen den physikalischen Idealismus ihm den Weg zur richtigen Erkenntnistheorie verstellt hatte. Aber das mußte ja nicht so bleiben.“ Hudebraach macht sich am Anfang noch lustig darüber: „Sie können es nur nicht vertragen, daß ein Wissenschaftler ohne Ihren sogenannten dialektischen Materialismus auskommt.“ Später gibt er diesem eine Chance: „Es ist die erstaunliche Geschlossenheit Ihrer Gesamtauffassung aller Dinge. Erst hat mich das abgestoßen. Dann wurde es mir unheimlich. Nach einer gewissen Zeit erreichte es plötzlich mein Interesse.“ (von Wangenheim 1961: 76, 80, 249).

Der Industriechemiker Dr. Steffen in „Das Zimmer mit den offenen Augen“ ist das andere Beispiel, anfangs noch in den FDGB eintretend, weil das „einfach die Fortsetzung der Arbeitsfront“ sei. „Man muß da drin sein, sonst hat man Unannehmlichkeiten.“ (von Wangenheim 1965: 124) Zum Schluss der Handlung wird ihm vor dem Werkstor ein Institut für Textiltechnologie der Chemiefaser errichtet, da er sich von den alten I.G.-Farben-Leuten in der Forschungsabteilung, die sich als Statthalter des Mutterkonzerns verstehen, abgesetzt hat.

Speziell in der „Industrieliteratur“ lassen sich, insgesamt betrachtet, vier typische Figuren finden: neben dem bürgerlichen Wissenschaftler, der sich nach einigen inneren Kämpfen für die neue Ordnung zu öffnen vermag, ist das der bürgerliche Wissenschaftler, der nach dem Kriegsende zufällig auf der für ihn falschen Seite gelandet war. Als dessen Antagonisten treten jüngere Wissenschaftler auf, denen die Produktivitätssteigerung durch Forschung ein gesellschaftspolitisches Ziel ist. Und schließlich gibt es Arbeiter, die nach anfänglicher Skepsis zu Verbündeten der jüngeren Forscher werden, daraus dann eine spezifische Sinngebung beziehen, sodass literarisch höherer Sinn nicht mehr allein ‚höheren‘ Tätigkeiten zuordnet ist. Diese Literatur ist recht DDR-spezifisch, worauf vereinzelt noch zurückzukommen sein wird.

Den Weg zum Sozialismus finden, wie Dr. Steffen bei Inge von Wangenheim, auch die Chemiker Dr. Schlüter bei Karl Georg Egel – „Ich lebe in dem Deutsch-

55 Das hatte eine Entsprechung in der Realität: Ab 1947 war es zu einer Reaktivierung von NS-belasteten Professoren gekommen, um den Lehrbetrieb aufrecht erhalten zu können. 1954 waren infolgedessen, nach Fächergruppen differenziert, bis zu 46 Prozent der Universitätsprofessoren ehemalige NSDAP-Mitglieder (der höchste Wert bestand in der Medizin). In den Geistes- bzw. Gesellschaftswissenschaften hatten elf bzw. 17 Prozent der Professoren eine NS-Vergangenheit. Der Durchschnitt über alle Fächer betrug 18 Prozent. (Jessen 2002: 48; 1999: 306) Für wünschenswert hielt man das selbstredend nicht, aber für einstweilen unvermeidlich. Vgl. auch neuere Studien dazu in Schroeder (2022).

land, das besser zu mir paßt, wenn es auch keine Maßanfertigung für mich ist“ (Egel 1966: 257) – und Prof. Hartenstein bei Wolfram Adolphi (2015–2020). Gleiches gilt für den Psychologen Bias in John Erpenbecks „Analyse einer Schuld“ – die DDR sei das Land „mit dessen politischen Prinzipien ich mich vollständig und mit dessen ethisch-moralischen Prinzipien ich mich weitestgehend einverstanden zu erklären vermag“ (Erpenbeck 1977: 127) – oder der Slawist Franz Kogler in Renate Feyls „Ausharren im Paradies“ (1992). Für letzteren hatte der dialektische Materialismus „in seiner Schlichtheit etwas Imponierendes“, obgleich er vollauf zufrieden erst dann wäre, wenn „auch noch Gott in diesem theoretischen Gefüge seinen Platz gefunden hätte“. Aber eines Tages, „daran zweifelte er nicht, würde sich dieser weiße Fleck in der Theorie ganz von alleine mit Inhalt erfüllen“ (Feyl 1992: 101).

Diese Entwicklungen hin zu einem Bekenntnis zum Sozialismus entsprachen auch einer politischen Annahme. Vor allem in den ersten Jahren der DDR galt die Überzeugung, dass sich der Marxismus-Leninismus im Streit der Denkansätze und Theorien ohnehin durchsetzen werde: Voraussetzung sei lediglich, dass sich die bürgerlichen Wissenschaftler hinreichend intensiv mit den Klassikern des Marxismus befassten (Malycha 2001: 16). Dass dies selbst bei inhaltlicher Aufgeschlossenheit die kulturellen Prägungen nicht außer Kraft setzte, zeigte sich bei einer Reihe bürgerlicher Naturwissenschaftler, die – parteilos oder als SED-Mitglieder – in der Ulbricht-Ära bedeutsame Leistungen trotz widriger Umstände erbrachten und unter Honecker mithilfe der Staatssicherheit aus ihren Funktionen verdrängt wurden (ausführlich dargestellt bei Buthmann 2020).

Neben fiktiven Figuren finden sich in den Büchern zahlreiche reale bzw. Realpersonen nachempfunden Figuren. Mit Hartenstein und Kogler sind schon zwei Beispiele genannt: Der eine war der Merseburger Verfahrenskemiker Günther Adolphi, der andere der Berliner Bibliothekswissenschaftler und Slawist Othmar Feyl. Auffällig ist aber vor allem die Häufigkeit, mit der die Leipziger Hochschullehrerphalanx der anderthalb Nachkriegsjahrzehnte in der Wissenschaftsbelletristik vorkommt. Dabei handelte es sich um eine aparte Mischung aus bürgerlichen Gelehrten (Theodor Frings, Hermann August Korff, Theodor Litt die bekanntesten, zu nennen aber auch Julius Lips oder Erwin Jacobi) und originellen Marxisten (Ernst Bloch, Hans Mayer, Walter Markov, Werner Krauss, Ernst Engelberg, Fritz Behrens u.a.). Diese Mischung erzeugte ein ganz eigenes intellektuelles Klima. Genau das wird denn auch immer wieder literarisch bezeugt.

So schrieb Gerhard Zwerenz davon, dass dort eine „ganze Meute linker, als links geltender oder linksangehauchter Berühmtheiten“ lehrte, eine „liebenswerte Horde lebendig begrabener Utopisten“, und daneben gab es „die Bürgerlichen, die keinen Grund sahen, sich nach links zu entwickeln. Ihre seelische Robustheit kann als unerschütterlich gelten“ (Zwerenz 1971: 116, 120).

Letztere waren gleichsam zufällig in Leipzig, da sie bereits vor der sowjetischen Besatzung dort wirkten. Erstere kamen aus der Westemigration oder aus NS-Haft. Die Marxisten waren wissenschaftlich qualifiziert, aber überwiegend akademische Außenseiter ohne glatte Universitätskarriere. „Aus der Perspektive der ‚normal science‘ handelte es sich oft um marginale, randständige Personen – mehr Intellektuelle als Laufbahngelehrte“, so der Zeithistoriker Ralph Jessen. Im Westen Deutschlands hätten sie zur selben Zeit wohl kaum eine Chance auf eine Professorenkarriere gehabt. Dies aber weniger, weil es ihnen an fachlicher Qualität mangelte, sondern sie den üblichen fachlichen Berufungskriterien nicht genügten, sie als Linke nicht in die politische Landschaft passten oder aus anderen Gründen gegen den Kodex des konservativen akademischen Milieus verstießen. (Jessen 1998: 46)

Nun, in Leipzig, sei Ernst Bloch unter Studierenden „Hegel-auf-Erden“ genannt worden und Hans Mayer „Goethe-höchstselbst“ (Hein 2018: 119). Mayer, der „außer sich selber nur noch Lukacz anerkannte“ (Neutsch 1978: 246), riss „in jedem Satz ... Wissen zusammen aus drei Büchern“ und goss es „schöpfkellenweise über die Köpfe“ (Braun 1972: 57). Bloch hätten zwar nur wenige verstanden, schon wegen seiner expressionistischen Sprache (Zwerenz 1971: 111), aber wenn er sprach, war der Saal dennoch voll. Beide seien Koryphäen gewesen, „auf die ganz Leipzig stolz war und die überall in der Stadt, in jedem Café mit bewundernden Blicken bedacht wurden und deren Namen selbst den Taxifahrern vertraut waren“. Sie waren die „heimlichen, die eigentlichen Fürsten von Leipzig“, und so fiel auf diejenigen, die ihnen lauschen konnten, „etwas von dem Glanz ihrer majestätischen Würde“. (Hein 2018: 125) Nachdem Bloch und Mayer aus der DDR gedrängt worden waren, werden sie bis 1989 in – wenn wir nichts übersehen haben – drei der DDR-wissenschaftsbelletristischen Titeln nur noch verschlüsselt auftauchen: in Volker Brauns „Das ungezwungne Leben Kasts“ (1972: 57), in Gerti Tetzners Roman „Karen W.“ (1974: 148) und im zweiten Band von „Friede im Osten“ von Erik Neutsch (1978: 160).

Idyllisch finden sich die Leipziger Verhältnisse in den 50er Jahren gleichwohl nicht gezeichnet. Meist werden die Darstellungen des intellektuell offenen Klimas verbunden mit solchen eines zunehmend politisierten Universitätslebens im Zeichen des „sich verschärfenden Klassenkampfes“. Das betraf ebenso den Kampf um die sozialistische Umgestaltung der Universität, nicht zuletzt durch linksradikale Aktionen, wie aber auch die fortwährenden Tribunale vor Partei- und FDJ-Organisationseinheiten. Diese fanden entweder wegen mangelnder oder wegen übertriebener Kampfbereitschaft statt. Auch war das Uni-Leben, gemäß seiner literarischen Darstellungen, geprägt von endlosen FDJ-Versammlungen, fortwährenden Arbeitseinsätzen in Landwirtschaft und Industrie, Kesseltreiben gegen einzelne Dozenten oder Studierende, GST-Ausbildungen usw. Wie sich die Summe dieser Erlebnisse wahrnehmen ließ, drückte einer der Chemiestudenten

in Thea Derados „Chemie und Irrsinn“ ironiegetränkt aus, als er außerhalb der Uni nach seinem Berufsziel gefragt wurde. Seine Antwort: „Russisch sprechender Marxist mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen!“ (Derado 2009: 21).

Peter Jakubeits Ich-Erzähler in „Der Katzenwald“ (2000), wohl der Autor selbst, hatte sich an der Karl-Marx-Universität Leipzig für Philosophie eingeschrieben, doch zum Studium kommt er erst einmal nicht. Denn es herrschen an der Universität politisch höchst bedenkliche Zustände, und die Philosophiestudenten werden als „Ordnergruppen“ bei allen möglichen studentischen Veranstaltungen anderer Fakultäten vergattert. Daneben gibt es die regelmäßigen Tribunale und ideologische Auseinandersetzungen. In all dieser politischen Aufgewühltheit überkommen den Erzähler, der sich arg um Beweise seiner politischen Reife müht, gelegentlich Zweifel. Dann schreibt er Gedichte und trägt sie öffentlich vor – wieder ein Anlass für ein Institutstribunal.

In den o.g. belletristischen ‚Umpolungen‘ bürgerlicher Gelehrter tritt meist eine Figur auf, die den individuellen Entwicklungsprozess zu lenken sucht, dabei zunächst auf Widerstand der Hauptperson stößt, letztlich aber erfolgreich ist: Der Gelehrte entscheidet sich für die DDR. Eine Fortsetzung findet diese Figurenzeichnung, wenn in späteren Romanen häufiger ein Typus vorkommt, der sich als rettend eingreifender Funktionär kennzeichnen lässt. In Joochen Laabs „Das Grashaus“ ist es der FDJ-Hochschulsekretär, der Löbau, dem Gruppensekretär, die Augen öffnet: „Du hast sie nicht Schritt für Schritt an den Fall herangeführt. ... Der Mensch will mitdenken, er will schöpferisch sein. Du hast ihnen das vor den Kopf geknallt und fertig. Und das sah dann so aus: Ihr müßt. Und da sind sie empfindlich. Mit Recht.“ (Laabs 1971: 178)

In Heinz Kruschels „Wind im Gesicht“ ist es eine Genossin aus der SED-Bezirksleitung, die immer wieder versucht, die Dinge am Pädagogischen Institut zu objektivieren: „Wir sind uns klar darüber..., daß die Rationalisierung des Studiums, die Bewältigung des Widerspruchs von Stoff und Methode und die Programmierung des Unterrichts neue Methoden sind, um das Zeitvolumen für die Rezeption vorhandenen Wissens zu verkürzen. Aber das kann doch nicht ausreichen? [...] Es geht um eine Verbindung der wissenschaftlich produktiven Betätigung des Studenten mit der rezeptiven Geisteshaltung.“ Und wenn diesbezüglich jemand vorpresche, dann mag das unbequem sein, sei aber nicht wegen der Abweichung vom Kollektiv zu bestrafen. „Es geht um Menschen, da ist nie alles geklärt, nie alles vollkommen.“ (Kruschel 1971: 109, 226)

Vor allem aber Boskow, der InstitutsparteiSekretär in Dieter Nolls „Kippenberg“ (1979), verkörpert diesen Typus: menschlich warm gezeichnet, unermüdlich tätig trotz gesundheitlicher Einschränkungen (hier infolge KZ-Haft), ständig darum bemüht, Hindernisse beiseite zu räumen, die Leute zu motivieren, aber auch bereit, sich unbeliebt zu machen, da es um, wie es in der DDR hieß, „die Sache“ geht.

Nun verlangt indes bereits das Stilmittel der Kontrastierung auch nach Gegenfiguren. Folglich gibt es in der DDR-bezogenen Wissenschaftsbelletristik auch weniger eindeutiges Personal – und bei genauer Betrachtung bevölkert dieses die Mehrzahl der hier betrachteten Bücher. „Das Sozialverhalten von Wissenschaftlern kommt nicht gut weg“, fasste dies der Erlanger Wissenschaftsforscher Eckart Förtsch (1984: 160) zusammen. Da gibt es etwa die Cleveren, die Raffinesse im Umgang mit Spielregeln, Anordnungen und höheren Hierarchieebenen entwickelt haben. Dies wird mal als vorrangig der eigenen Karriere dienend beschrieben, mal als immer wieder bemerkenswert sachdienlich.

Wolfgang Davids Bernd Bendgen (in „Bendgens Frauen“) hat z.B. ein Patentrezept für die Durchsetzung unpopulärer Beschlüsse übergeordneter Leitungen. Man preise den Beschluss zunächst nicht, sondern mache ihn madig. Dabei lasse man sich von denen, die sich ihm letztlich fügen sollen, nicht übertreffen. „Der Protest wird ihnen gestohlen, noch bevor sie ihn artikuliert haben; ist das nicht mehr möglich, denkt man sich neue Einwände aus oder formuliert die alten schärfer.“ Der nächste Schritt sei dann schon schwieriger. Man stehe jetzt vor der Aufgabe, jeden der Einwände durch ein Gegenargument zu neutralisieren („das Problem allseitig beleuchten“). Dies müsse soweit getrieben werden, bis keiner mehr wisse, was denn nun stimmt, und die meisten demjenigen dankbar sind, der einen Ausweg aus diesem Durcheinander zeigt. „Leute, ... wir haben doch nur zwei Möglichkeiten. Entweder wir erfüllen den Beschluß, oder wir boykottieren ihn. (Das wußte zwar jeder, doch hier kam es auf das Wort ‚boykottieren‘ an, das denen, die nicht spüren wollten, klarmachen sollte, um welche Beträge es ging.) Im zweiten Fall gibt es einen mächtigen Wirbel... Auf alle Fälle steht er in keinem Verhältnis zu dem, was es uns kostet.“ Er, Bendgen, wolle keinen überreden, aber falls man sich nicht einigen könne, sollten diejenigen, die dagegen sind, die Konsequenzen auch allein tragen. Das heißt, „wir werden namentlich abstimmen. (Das war zwar ausgemachter Blödsinn, da, wenn überhaupt, ohnehin nur eine offene Abstimmung in Frage gekommen wäre, zog aber trotzdem.)“ (David 1980: 131f.)

Dagegen erinnert sich die Mathematikerin Alice in Helga Königsdorfs „Im Schatten des Regenbogens“ mit einer gewissen Hochachtung, wie ihr Institutsdirektor mit Direktiven umging. Alice selbst sei es unmöglich gewesen, das Wesentliche aus den Texten herauszufiltern. Sie hätte meist überhaupt nichts Wesentliches entdeckt. Doch um so mehr „hatte sie den Alten bewundert, der in kühnen eigenen Worten den richtungweisenden Referaten genau das entnahm, was er entnehmen wollte. Selbst wenn es nicht drinstand.“ (Königsdorf 1993: 106f.)

Es gibt Skrupulöse und/oder innerlich Zerrissene, etwa die Genetiker Prof. Hausmann in der Oper „Die zweite Entscheidung“ (Zimmermann/Zimmermann 1969) und Jan Serbin bei Jurij Brězan („Krabat“, 1976), die Germanisten Teo Overbeck in Günter de Bruyns „Preisverleihung“ (1972) und Hans Lasker in Kurt

Nowaks „Schöner Übermut des Herbstes“ (1982) oder den Romanisten Alexander Retard in Fritz Rudolf Fries' „Alexanders neue Welten“ (1982).

Sonderlinge und vermeintliche Sonderlinge kommen selbstredend auch vor, immerhin befinden wir uns im Kosmos der Wissenschaften, wo Außenseitertum eine Erfolgsbedingung sein kann: der Physiker Kai in Irmtraud Morgners „Rumba“ („Manche Leute nennen uns weltfremd, weil wir der Welt am nächsten sind, Menschen, die die Fähigkeit haben, sich zu konzentrieren, werden ja gemeinhin auch als zerstreut bezeichnet“, Morgner 1992 [1966]: 308); ein Panoptikum skurriler Figuren in Germanistik und Kunstgeschichte bei Joachim Walther, „Sechs Tage Sylvester“ (1970); der Soziologie Schlötel in „Schlötel oder Was solls“ von Christoph Hein (1981 [1974]); der Mathematiker Dr. Heinrich Glors bei Helga Königsdorf (1978a); der Chemiker Rudolf Knack in Helga Königsdorfs „Kugelblitz“ (1988); Ott Heinrich Brunner in „Spielregeln des Zufalls“ von Wolfgang Kröber (1990); der Kartoffelforscher Rogler bei Uwe Timm („Johannisnacht“, 1996). Schließlich begegnen an den Verhältnissen Scheiternde.

Als drastischsten Ausdruck des Scheiterns findet sich von einigen Autorinnen und Autoren der Tod eingesetzt. Die Hauptfigurenmortalität der ostdeutschen Wissenschaftsbelletristik beträgt elf Prozent, insofern 17 Handlungen mit dem Tod von 18 zentralen Figuren enden.⁵⁶ Dabei steigt die Sterblichkeitsrate, relativ gesehen, nach 1990 deutlich an: In den bis 1990 erschienenen Titeln finden zehn Prozent der Hauptfiguren den Tod (elf Figuren in zehn von 111 Titeln) und danach 14 Prozent (in sieben von 51 Titeln).

Sechs der 18 tödlich endenden Lebensgeschichten lassen die Autoren suizidal ausgehen, vier in bis 1990, zwei in ab 1991 erschienenen Titeln. Die Auslöser sind fast immer die politischen Umstände, in den DDR-Titeln die der DDR: In dem Theaterstück „Schlötel oder Was solls“ (Hein 1981 [1974]) hat sich der Soziologe Schlötel an der Spannung zwischen sozialistischem Ideal und den Verhältnissen verzehrt. In „Horns Ende“ (Hein 1985) wurde der Historiker Horn erst von der Universität in ein Heimatmuseum abgeschoben und dann auch dort suspendiert, womit er politisch endgültig erledigt sein dürfte. In Peter Jakubeits Groteske „Der Flug, der nie zu enden schien“ (1989) scheitert ein Medizinprofessor an der Verblendung, den Neuen Menschen qua Verhaltenskonditionierung herstellen zu können. Nur in dem Krimi „Mit falscher Münze“ (Wendland 1978) bringt sich ein Chemieprofessor aus eher privaten Gründen um, als er des Mordes an einem Kollegen überführt ist, der ihn wiederum des Plagiats überführt hatte.

In den beiden Post-DDR-Romanen sind es die Modalitäten des Wissenschaftsumbaus in Ostdeutschland, die zu den suizidalen Verabschiedungen führen. Ein Kältetechniker lässt sich final einfrieren, nachdem er auf höheren Auftrag hin

⁵⁶ Daneben gelangen auch einige Nebenfiguren zu Tode, z.B. bei Johann (1988) und Hennig-Vogel (2018).

sein Institut ‚erfolgreich‘ abgewickelt hat, das zuvor positiv evaluiert worden war (Gröschner 2000). Ein Germanistikprofessor wählt lieber den Freitod, statt seine Erpressbarkeit durch die Staatssicherheit dadurch zu dokumentieren, dass er seine Homosexualität öffentlich macht (Hein 2018). Anzumerken ist, dass sich drei der sechs Suizide – vor und nach 1990 – in Büchern Christoph Heins ereignen.

Die sonstigen zwölf Todesfälle sind bedingt durch Krankheit (in Königsdorf 1982a und 1986), Unfälle (in Morgner 1973, Erpenbeck 1980, Jakubeit 2000 und Keim 2011), Altersschwäche, wobei das Handlungsgeschehen in drei Fällen den Eintritt des Todes beschleunigt (Erpenbeck 1977, Maron 1991 und Naumann 1991), (fahrlässige) Tötung (in Hüttner/Gräf 1977 und Hornawsky 1996) sowie Mord (Wendland 1978). Insgesamt aber beträgt die Überlebenswahrscheinlichkeit der Hauptfiguren in der ostdeutschen Wissenschaftsbelletristik immerhin 89 Prozent; in den Titeln bis 1990 sind es 91 und ab 1991 auch noch 86 Prozent.

Zu den Überlebenden zählen auch andere als die oben schon bezeichneten typischen Figuren. Da gibt es die Patriarchen, darunter auch halbwegs sympathisch gezeichnete: so Boman, der Forschungsabteilungsleiter einer Chemiefabrik, in Eduard Kleins „Alchimisten“ (1967), der Meeresbiologie Professor Philemon in „Conviva ludibundus“ von Johanna und Günter Braun (1978), Arbogast, zu entschlüsseln als Manfred von Ardenne, im „Turm“ von Uwe Tellkamp (2008), Helmut Kraatz und Otto Prokop in der etwas hölzernen TV-Serie „Charité“ (2021). Vor allem aber finden sich solche Patriarchen, die vor akademischer Arroganz strotzen: etwa der Chemieprofessor Seiffert in Christa Wolfs „Geteilter Himmel“ (1964), der Klinikdirektor in Goyks „Arztnovelle“ (1972), der Akademie-Institutsleiter Berger in Erpenbecks „Alleingang“ (1973) oder Institutschef Lankwitz in Nolls „Kippenberg“ (1979).

Auch Choleriker, Scheusale und Menschenschinderinnen fehlen nicht, vor allem in den Büchern, die nach 1989 erschienen: die Hebammenausbildungsleiterin an der Fachschule einer Medizinischen Fakultät in „Claus und Claudia“ von Erik Neutsch (1989), der namenlose Chef am ZK-Institut für Gesellschaftswissenschaften bei Sigrid Damm („Ich bin nicht Ottilie“, 1992), Charité-Professor Gunter Konarske in „Lärchenau“ von Kerstin Hensel (2008). Im Hause des Pharmazieprofessors Hinz (in Gerd Hornawskys „Wahnsinn“) solle man vorsichtig mit Äußerungen sein, da der Geheimdienst des Chefs ausgezeichnet arbeite, und zugleich bedeute dort „sogar Resignation viel zu viel persönliches Engagement“ (Hornawsky 1996: 35f.).

Es gibt Opportunisten, deren Geschichte meist als Niedergang gezeichnet wird, insofern sie ihre Laufbahn nicht bereits als Anpassungswillige gestartet hatten: „Doppelte Moral? Aber ja – doppelt hält besser“. Mancher sei „so prinzipienfest, daß er heute ja und morgen nein sagen konnte. Sein Prinzip lautete dann eben: ‚Alles wandelt sich‘“ (Sparschuh 1989: 82). Auch andere rechtfertigende Gründe finden sich allemal. Dem Historiker Horn sei mit seinem Rauswurf aus

der Leipziger Universität „ein geschichtlich notwendiges Unrecht angetan worden im Namen eines höheren Rechts, im Namen der Geschichte“, räsoniert sein früherer Kollege Kruschkat in Christoph Heins „Horns Ende“. „Ich war nur das ausführende Organ, die kleine Stimme dieses ehernen Gesetzes.“ (Hein 1985: 83)

Nicht immer aber klappt es mit der Opportunität des Opportunismus, wie Hein in seinem „Tangospieler“ vorführt. Als der Leipziger Geschichtsdozent Roessler eine TASS-Meldung versehentlich zur westlichen Presseente herabwürdigt und daraufhin strafversetzt wird, ist sein Kollege Dallow einigermaßen verwundert. Immerhin war Roessler nicht nur noch nie von der Parteilinie abgewichen, sondern hatte diese auch immer schon erfasst, wenn andere sich noch die Augen rieben. Er könne es nicht glauben, meint Dallow, „daß auch ein Roessler sich die Beine brechen kann. Er war doch immer so klug“ (Hein 1989: 179). Das changiert zwischen Boshaftigkeit und dem Erstaunen darüber, dass selbst verlogener Opportunismus an sich selbst scheitern kann.

Als fachlich mittelmäßiger Intrigant wird der stellvertretende Institutsdirektor Dr. Kortner in Nolls „Kippenberg“ (1979) gezeichnet. Jemand, der fachliche Unkenntnis durch grandiose Adaption ans politisch Erforderliche ausgleicht, ist bei John Erpenbeck (in „Der blaue Turm“) der Mediziner Dr. Nihein im Generalsekretariat für Kosmosforschung. Als Nihein wegen einiger Unkorrektheiten abgelöst wird, fällt er nicht hinab, sondern hinauf: „in ein bedeutungsloseres Amt mit klangvollerem Namen“ (Erpenbeck 1980: 204).

Es finden sich solche, denen Wissenschaft „ein austauschbares Mittel zum Zweck der Karrieresicherung“ ist (Förtsch 1984: 158). Dabei sind Karrieristen und Ideologen meist schwer voneinander zu unterscheiden, was wohl darauf hindeutet, dass sie nach Ansicht der Autoren typischerweise in einer Person zusammenfallen. Sie kommen jedenfalls in reicher Zahl vor: etwa der Student Mangold in Christa Wolfs „Geteilter Himmel“ (1963), der Geschichtspräsident Winfried Menzel in Günter de Bruyns „Märkische Forschungen“ (1978), der Biologe Prof. Dr. Dr. Hans H. Mittelzwerck bei Johanna und Günter Braun („Conviva ludibundus“, 1978), Forschungsdirektor Jungblut in Wolfgang Schreyers „Der sechste Sinn“ (1987), Fritz Koch (das ist der seinerzeit administrativ führende DDR-Kulturwissenschaftler Hans Koch) in Hans Christoph Buchs „In Kafkas Schloß“ (1998), daneben ein größerer Teil der Figurengalerie in Helga Königsdorfs Erzählungen. Auch als es mit der DDR bereits zu Ende geht, werden von den Ideologen alte Distinktionen hochgehalten: „Dr. Geifler meinte, ... [d]ie Utopien seien ... von der Guillotine bis Workuta und Dachau nichts als Weihrauch für die Gläubigen gewesen ... Dagegen protestiert Kaschek energisch, weil Geifler die Utopien Himmlers und Berijas nicht deutlich genug voneinander abhob.“ (Hornawsky 1996: 96)

In all diesen Figurenzeichnungen finden sich auch jeweils abgestuft die Eigenschaften derer, die Kehm als Gremienhengste, unproduktive Versager und

gehässige Intriganten benannt hat. Von Interesse sind aber vor allem einige Figurenentwicklungen, die das Auf und Ab von Biografien an der Entwicklung des Landes spiegeln, etwa die des schon erwähnten Franz Kogler (dem realen Bibliothekswissenschaftler Othmar Feyl nachempfunden) in Renate Feyls „Ausharren im Paradies“ (1992).

Als sudetendeutscher Flüchtling mit NSDAP-Vergangenheit nach Jena gelangt, wird Kogler zum gläubigen SED-Genossen. So hält er etwa seiner Familie zur täglichen Abendmahlzeit kleine wegweisende Ansprachen, indem er z.B. die Stalinschen Richtlinien für die Ausarbeitung technisch begründeter Arbeitsnormen erläutert. „Er sprach mit bedeutsamer Miene, als enthülle er seiner Familie ein langgehütetes Geheimnis.“ (Feyl 1992: 41) Seine Inbrunst schützt ihn nicht davor, im Zusammenhang mit dem 17. Juni 1953 eine kleine Verfehlung nur mühsam mit einer Selbstkritik neutralisieren zu können. Er steigert fortan seine politische Vorsicht, so dass die Karriere weitergehen kann, bis hin zum Leiter des slawistischen Instituts der Berliner Humboldt-Universität. Das aber erweitert nicht seinen Handlungsspielraum, sondern begrenzt ihn. Ihm wird es leid, für alles um einen Genehmigung höheren Ortes nachsuchen zu müssen. Als dann die Prager Ereignisse 1968 den Ostblock erschüttern, soll das Institut ein kollektives Bekenntnis zu den „brüderlichen Hilfsmaßnahmen“ der Warschauer-Vertrags-Staaten abgeben. Kogler spürt „wieder das slawische Blut, das in ihm war“, und er verweigert die Unterschrift. Es folgen die Streichung aus der Partei und die Dauerbeurlaubung vom Universitätsbetrieb, bis zur Verrentung. Die Pointe folgt 1990, als „die Einheit“ zu gestalten begonnen wird: Kogler erhält von der Humboldt-Universität ein Rehabilitierungsschreiben; der Ausschluss aus der Universität sei unrechtmäßig gewesen. Im gleichen Jahr kürzen ihm die Bundesbehörden seine Rente um 400 Mark, da er Empfänger einer DDR-Staatsrente sei.

Stefan Heym hatte einmal, halbironisch, beschrieben, dass er die Wissenschaftler betrachte „etwa wie die Maus den Käse“. Schließlich sei die Schriftstellerei auch ein Gelderwerb, „und so ein Wissenschaftler kann dem Schriftsteller sehr förderlich und nahrhaft sein und gut für das Geschäft“. Denn die Konflikte, welche die Wissenschaftler so haben, seien recht lebhafter Natur. „Sie werden besonders interessant dadurch, daß der Wissenschaftler ja ein Intellektueller ist mit der Fähigkeit des Intellektuellen zur Analyse seines Innenlebens und seiner inneren Konflikte – was wiederum dem Schriftsteller hübsche Möglichkeiten schafft“. (Heym o.J. [1960]: 41)

Der Vollständigkeit halber sei schließlich noch auf die in der DDR relativ dicht produzierte Porträtliteratur verwiesen, die unter anderem zahlreiche von Schriftstellern verfasste Wissenschaftlerporträts enthält. Sie ist hier mangels erzählerischer Gestaltung – was der Textsorte geschuldet ist – nicht in den Korpus der Wissenschaftsbelletristik aufgenommen worden. In dieser Porträtliteratur werden vor allem Bezwingen, Helden und Individualisten vorgestellt (wobei letzteren

meist dennoch die Integration ins Kollektiv gelingt). Handelte es sich zunächst allein um Heldenliteratur (Selbmann 1969 und 1974; Hauptmann 1969), so waren spätere Bände erkennbar um unverstellte Authentizität der Porträtierten bemüht (Kirsch 1973; Wander 1977; Müller 1985; Lambrecht 1986). (Tafel 17) Die schlichte Kärnerarbeit in Laboren, Archiven oder Versammlungen aber war für diese Textsorte nicht so geeignet. Sie findet sich dafür um so stärker als Rahmen der literarischen Konfliktentwicklungen in den belletristischen Texten.

Tafel 17: Wissenschaftler-Porträtliteratur von Schriftstellerinnen und Schriftstellern

Fritz Selbmann (Hg.): DDR-Porträts. Eine Anthologie, Reclam-Verlag, Leipzig 1974, 579 S., und Röderberg Verlag, Frankfurt a.M. 1974, 579 S.

Neben vielen Porträts aus anderen Lebensbereichen: Christa Wolf mit einem Beitrag zu Hans Stubbe, ein Text von Dieter Noll „Das Faserforschungsinstitut und sein Direktor“ (das ist Erich Correns) sowie von Rainer Kirsch „Der Chirurg Professor Schober“.

Helmut Hauptmann (Hg.): DDR-Reportagen. Eine Anthologie, Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig 1969, 436 S.

Zusammenstellung von 47 Texten, die 1950 bis 1968 andernorts publiziert worden waren. Sieben der Reportagen berichten aus der Wissenschaft (incl. ihrer praktischen Anwendung), und zwar in Gestalt von Personenporträts: Maximilian Scheer schreibt über den Berliner Biophysiker Walther Friedrich, J. C. Schwarz über den Leunaer Ingenieur Louis Gentschow (und gestaltete damit, wenn auch mit einer etwas anderen Akzentuierung der Hauptfigur, den gleichen Stoff wie Hans-Jürgen Steinmann in „Träume und Tage“, s.o. „40er und 50er Jahre“), Max Walter Schulz porträtiert den Leipziger Physiker Armin Uhlmann, Herbert Nachbar den Ingenieur Friedhelm Marten, Helmut Hauptmann den in Schwedt tätigen Bauingenieur Werner Becker, Jan Koplowitz den in Halle-Neustadt wirkenden Bauingenieur Herbert Müller, und Herbert Otto berichtet über das Kernforschungszentrum Dubna.

Rainer Kirsch: Kopien nach Originalen, Reclam, Leipzig 1974, 124 S., und Verlag Wagenbach, Berlin [West] 1974, 93 S.

Unter anderem mit interviewbasierten Texten zu drei DDR-Wissenschaftlern, die aus dem Durchschnitt herausragen (entstanden 1967 bis 1971, vgl. Kirsch 1995: 868): dem Ost-Berliner Philosophen Franz Loeser, dem Halleschen Chirurgen Ludwig Schober und dem Halleschen Schweißtechniker Werner Gilde. Besonderheit: In der zweiten Auflage 1978 ist der Philosoph Franz Loeser, damals Humboldt-Universität, durch den Ost-Berliner Verhaltensforscher Günter Tembrock ersetzt; laut Hans-Christoph Rauh (2021: 344) hatte Loeser Einwände gegen das Porträt erhoben.

Karl-Heinz Jakobs: Heimatländische Kolportagen. Ein Buch Publizistik, Verlag Neues Leben, Berlin [DDR] 1975, 288 S.

Unter anderem mit zwei Wissenschaftlerporträts: „Die Forscherin“ (1970) handelt von einer FuE-Abteilungsleiterin eines Leuchtstofflampenwerks und „Der Professor“ (1971) vom Leiter eines chemischen Instituts.

Maxie Wander: Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband, Buchverlag Der Morgen, Berlin [DDR] 1977, 263 S., und Luchterhand, Darmstadt/Neuwied 1978, 214 S.

Enthält u.a. Selbstporträts einer Hochschuldozentin für Kunst („Das Schiff fahren lassen und in die Sonne schauen“) und einer in der Forschung arbeitenden Physikerin („Alraune – oder Das ungelebte Leben. Margot“).

Christine Müller: Männer-Protokolle, Buchverlag Der Morgen, Berlin [DDR] 1985, 241 S., und u.d.T. „James Dean lernt kochen. Männer in der DDR. Protokolle“ bei Luchterhand, Darmstadt/Neuwied 1986, 216 S.

Enthalten sind u.a. zwei Protokolle eines Pathologiedozenten („Ich bin Realist“) und eines Oberassistenten für Wirtschaftswissenschaft („Aufstieg geschafft!“).

Christine Lambrecht: Männerbekenntschaften. Freimütige Protokolle, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1986, 278 S., Weltkreis, Dortmund 1986, und DTV, München 1989.

Unter anderem mit Selbstporträts zweier wissenschaftlich tätiger Soziologen: „Georg D., sechsunddreißig, Soziologe“ und „Robert B., fünfundfünfzig, Gesellschaftswissenschaftler“.

Daneben enthalten der Band „Die erste Stunde. Porträts“ (Selbmann 1969) einen Text von Christa Wolf über den Gaterslebener Pflanzengenetiker Hans Stubbe (nicht identisch mit dem Text im o.a. Selbmann-Band „DDR-Porträts“) und Sarah Kirschs Interview-Band „Die Pantherfrau“ (Kirsch 1973) u.a. das Selbstporträt der Akademie-Historikerin Hannelore Lehmann (im Buch selbst anonymisiert, aber über den dort angegebenen Titel ihrer Dissertation auflösbar, vgl. Lehmann 1965), die überwiegend von ihren zahlreichen gesellschaftlichen Engagements erzählt.

Die Figurenzeichnungen der DDR-Wissenschaftsbelletristik verweisen vor allem auf eines: Dort sind Informationen gespeichert, welche in anderen zeitgenössischen Textsorten, die auf Erfolgsberichterstattung getrimmt waren, nicht zu finden sind. Praktisch immer geht es um Widerstände und Konflikte. Das gilt auch für die Romane, die eine positive Geschichte im Sinne dessen erzählen, was damals politisch erwünscht war. Dort wird dann alles, was problematisch ist, ‚im Vorwärtsschreiten‘ überwunden. Andere Texte laufen auf keine positiven oder auf ambivalente Handlungsenden hinaus, die eine Problematisierung auch am Schluss aufrechterhalten, statt sie in einer sozial und politisch verträglichen Lösung aufzulösen. Schauen wir uns an, welche auffälligeren Themen wie in den Texten verhandelt wurden, so wird sich dies nochmals bestätigen.

Studentenliteratur

Die DDR-Wissenschaftsbelletristik setzte in gewisser Weise mit einer Vorstufe zur Wissenschaft ein. Das waren die Vorstudienanstalten, dann Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten (ABF) genannt, die an einigen Universitäten eingerichtet worden waren, um bislang bildungsferne junge Menschen zum Abitur zu führen. Diese ABF sind der Handlungsort dreier früher Romane – und nicht nur eines, wie häufig angenommen wird, nämlich Hermann Kants „Aula“ (1965). Elfriede Brüning („Vor uns das Leben“, 1952) und Erich Loest („Das Jahr der Prüfung“, 1954) hatten bereits zuvor das Thema gestaltet.⁵⁷ In einigen weiteren Büchern taucht die ABF in Nebenhandlungen auf.

Die Fakultäten sollten von 1946 bis 1964 dazu beitragen, das bürgerliche Bildungsprivileg zu brechen. Das gelang auch teilweise, wenngleich um den Preis, dass über längere Zeit hin ein proletarisches bzw. funktionärsproletarisches Bildungsprivileg existierte. Egon Günther in „Einmal Karthago und zurück“: „Ich

⁵⁷ Wobei sich Loest von seinem Buch später distanzierte, indem er es nicht in seine Werkausgabe aufnahm (vgl. Loest 1991–2004).

durfte studieren auf Grund von Gewalt. [...] Es sah wie Unrecht aus, es war Recht“ (Günther 1975: 132). Lassen sich diese Bemühungen durchaus als berechtigte Maßnahmen betrachten, um bildungsbezogene Gerechtigkeitslücken zu schließen, so verband sich damit ebenso eine explizite Politisierung des Hochschulzugangs. Der Akzeptanz des Sozialismus bei den Bildungsschichten war das nicht zuträglich, und am Ende blieben die Erfolge der Anstrengungen, die Hochschulen sozial zu öffnen, auch insgesamt bescheiden.

Nur zwischen 1954 und 1964 gelang es, dass angestrebte Ziel – 50 Prozent Arbeiter- und Bauernkinder – zu erreichen (Kowalczuk 1995: 48). Dann und stärker noch ab der zweiten Hälfte der 70er Jahre wurde erneut intensiver auf Leistung geschaut, bevor Studienzulassungen erfolgten. Derart war 1986 die Selbstreproduktionsquote der Intelligenz über akademische Bildung ihrer Nachwachsenden wieder auf 73 Prozent gestiegen. Lag der Arbeiterkinderanteil an der Studierendenschaft dann zwar offiziell bei 34 Prozent, so waren es – rechnet man die statistischen Beschönigungen heraus⁵⁸ – tatsächlich nur 22 Prozent. (ZHB 1989: 2f., 17) Als erfolgreicher erweisen sich dagegen die Bemühungen um erhöhte Frauenbeteiligung am Hochschulstudium. War hier die DDR gegenüber der Bundesrepublik mit einem leichten Vorsprung (23,5 zu 20 Prozent) gestartet, so endete sie 1989 mit einem großen Vorsprung von 12 Prozentpunkten vor der Bundesrepublik und hatte damit zugleich Geschlechterparität hergestellt (vgl. MBW 1990: 24, 26; Lundgreen 2008: 262).

Die ABF-Texte geben über die in den Seminargruppen versammelten Figuren Gelegenheit, eine Vielzahl an Charakteren zu entfalten. So lässt sich zeigen, was es für eine Aufgabe war, auf die sich die dortigen Dozentinnen und Dozenten eingelassen hatten. Manche von ihnen können ihre Bestürzung über die Bildungsvoraussetzungen nicht ganz verbergen. Aus einem Aufnahmegespräch in Hermann Kants „Aula“: „Übrigens finden wir Ihren Lebenslauf auch vom Stil her beachtlich, nicht wahr, Kollege Fuchs.“ Kollege Fuchs, knapp: „Es fehlen zweiunddreißig Kommata.“ (Kant 1965: 29)

Innerhalb von zwei Jahren waren zum Abitur zu bringen: vormalige Produktionsarbeiter, Mitte zwanzig, die sich nur mühsam in das Lernen in einem strukturierten Schulbetrieb hineinfinden, eine Krankenschwester, ein Friseurgehilfe oder ein scheues, etwas unbeholfenes Mädchen vom Lande. Zwei ehemalige Oberschülerinnen waren den anderen voraus, und eine von ihnen ruhte sich darauf aus, bis sich Motivationsprobleme einstellten. Sie ging dann freiwillig in einen Produktionsbetrieb, reifte dort zur sozialistischen Persönlichkeit und kehrte anschließend wieder an die ABF zurück. Ein West-Berliner, der als NS-Verfolgter zugelassen worden war, erwies sich als Spion und Saboteur und wurde am Ende verhaftet (so bei Brüning 1952).

58 Unter anderem wurde der Nachwuchs von Berufsoffizieren, Polizisten, Staats- und Parteifunktionären offiziell als „Arbeiterkinder“ gezählt, siehe Fritsch/Rommel (1987: 2).

Gezeichnet werden können dabei sympathische wie unsympathische Figuren, Schwätzer, Bildungsbegeisterte und Überforderte. Einige zeigen sich den Anforderungen, die in der ABF gestellt werden, moralisch nicht gewachsen und bleiben, der Logik sozialistischer Erziehungsromane folgend, auf der Strecke. An anderen muss hart gearbeitet werden. In Irmtraud Morgners „Rumba auf einen Herbst“ ist Lutz derjenige, der in der Seminargruppe für politische Ordnung sorgt, während Kai politisch schief liegt: „Lutz hat ihn in persönliche Pflege genommen, um ihn geradezurichten, seitdem liegt er noch schief“ (Morgner (1992 [1966]): 195).

Politisch herrschte an den ABF offenbar eine besondere Beflissenheit, damals als Klassenstandpunkt ausgeflaggt. In Hans-Joachim Wiesners Roman „Rosa und Grau“ sah sich die Hauptfigur Wolfgang Sander 1961 an der ABF der Universität Jena in eine „Welt der Dogmatiker und Betonköpfe“ geraten (Wiesner 2001: 164). Zugleich konnte Sander aber auch die Erfahrung machen, wie seine Deutschdozentin genau damit umzugehen verstand. Als er sich mit einem Theaterstück für den Studentenwettstreit den Vorwurf eingehandelt hatte, ein Konterrevolutionär zu sein, haute ihn die Dozentin wie folgt heraus.

Unsere Sache als Pädagogen, so sagte sie auf der einberufenen Fakultätsversammlung, sei es doch, Talente, Begabungen, Befähigungen zu entdecken, zu wecken und zu fördern. Sie hätten über ein Theaterstück zu befinden, das einer unserer Kommilitonen geschrieben hat, und ohne diese Initiative wäre die Fakultät wieder einmal nicht beim Studentenwettstreit vertreten. „Wir hätten damit keinen Beitrag zum Bitterfelder Weg zu leisten, was uns sicherlich nicht gut zu Gesicht steht.“ Wenn man nun einerseits die mahnenden Worte des Direktors beherzige, andererseits aber auch erkenne, dass nicht alles Feind sei, was auf den ersten Blick so aussieht, dann könne die einzige Schlussfolgerung nur lauten: „Wir als Partei übernehmen die Patenschaft für die, die uns beim Studentensommer vertreten!“ (Ebd.: 175f.) Dem konnte auch der revolutionär so wachsame Direktor nun schlecht widersprechen.⁵⁹

Eine ganze Reihe von Romanen, 41 an der Zahl, widmet sich auch im weiteren dem Studienalltag, nun in regulären Studiengängen. Es wäre wohl lohnend, sich diese Texte einmal insgesamt und systematisch vorzunehmen. Dabei ließen sich zum einen ihre Passungsgrade und Differenzen zu den zeitgenössischen DDR-Darstellungen analysieren. Zum anderen könnte ermittelt werden, was den nachträglichen zeitgeschichtlichen Untersuchungen des Studierens in der DDR

59 Neben den o.g. ABF-Romanen ist jüngst ein Buch erschienen, das sich mit der ABF in Halle in den 80er Jahren befasst (Kubiczek 2020). Diese Einrichtung war erhalten geblieben, hatte allerdings bereits seit 1954 eine neue Funktion: Sie bereitete Abiturienten auf ein Auslandsstudium vor. Das wiederum war eine Studienform mit Ausnahmestatus, wobei für DDR-Studierende allein Ostblock-Länder infragekamen. Es wurde nicht ausschließlich in die Sowjetunion delegiert, aber die drei Romane, die vom Auslandsstudium handeln, spielen in der Sowjetunion. Es sind jeweils literarisierte Verarbeitungen biografischer Erfahrungen der Autoren: Schindhelm (2000), Sparschuh (2007), Hennig-Vogel (2018).

bisher entgangen ist, weil nur der herkömmliche historiografische Quellenkorpus erschlossen wurde.

So gehörten zu den Studienerfahrungen zum Beispiel auch Generationenprobleme, nämlich mit den Eltern. Ein beträchtlicher Teil der Figuren waren das, was heute First Generations Students genannt wird: Bildungsaufsteiger, die als erste in ihrer Familie ein Studium absolvieren. Das bewirkt, der DDR-Wissenschaftsbelletristik zufolge, durchgehend Verständigungsschwierigkeiten mit den Eltern, die nicht so recht verstehen, womit sich ihre Kinder befassen. „Als sie das Studium begann, sagten die Eltern: Das Mädels schlägt aus der Art. Ihr Vater: der Heizer, ihre Mutter: die Verkäuferin, sie beide verstanden die Tochter nicht mehr.“ (Walther 1972: 112) Da Antworten auf entsprechende Nachfragen sofort Kommunikationsprobleme produzieren würden, vermeiden es die Eltern eher, vertieftes Interesse am Studium ihrer Kinder zu zeigen. So werden im Laufe der Zeit die Themen der Gespräche mit den Eltern zunehmend auf den Alltag alter Leute reduziert. Das führt bei den Kindern wiederum zu Missbehagen, da sie meist auf Elternbesuche nicht verzichten möchten, doch unter der Substanzlosigkeit der Gespräche leiden.

Ebenso wird immer wieder auf die Fremdheit verwiesen, der die Studenten und Absolventinnen bildungsferner Abkunft gegenüber dem akademischen Milieu unterliegen, teils noch Jahrzehnte, nachdem sie selbst dort eingetreten sind. Ein Geschichtsprofessor muss seine Assistentin aufmuntern, die andere lässig über Sartre, Proust oder Schopenhauer reden hört und sich sagt, das werde sie nie mehr aufholen: „Sie haben einen Vorsprung, der reicht zurück bis zur Geburt [...] Es ist nicht irgendein persönliches Verdienst... Es ist der überkommene Vorsprung ihrer Klasse. Punkt! Es ist, genauer, ein Spezifikum gerade dieser Schicht: der liberalen, bürgerlichen, weltoffen-kritischen Intelligenz. Von diesem Vorsprung werden sie noch sehr lange zehren.“ (Nowak 1986: 139) Es sind immer wieder die unvertrauten Namen, mit denen andere um sich werfen, die den Arbeiter- und Bauernkindern das Leben an der Uni schwer machen: Wo andere Studienbewerber fürs Dramaturgiestudium über Anouilh, Beckett und Joyce sprachen, hörte Jochen Hauser diese Namen zum erstenmal (in „Wie die Glaubitz recht behielten“, 1979). „Meine Lieblingsschriftsteller waren Gottfried Keller und Michael Scholochow. ‚Ach‘, sagte der junge Mann neben mir, nachdem ich ihm das verraten hatte. ‚Ach‘, und er riß die Augen auf und schien die Welt nicht mehr zu verstehen.“ (Hauser 1979: 2000)

Ein unerschöpflicher Topos des Schreibens über Hochschulen – die Studierenden würden immer dümmer – ist in der DDR-Wissenschaftsbelletristik ebenso anzutreffen, wie er gekontert wird. Christoph Heins Geschichtsdozent Dallow ist nicht glücklich in der Lehre, stellt bei sich eine müde Herablassung fest, mit der er den Studierenden zuhöre, „beifällig nickend oder die Augen verdrehend, für alle offensichtlich leidend unter dem Unmaß von Schwachsinn, den anzuhören er genötigt war. Die Verachtung, mit der er ein Lob erteilte, eine Leistung

wohlwollend aufnahm oder eine wochenlange Bemühung nachsichtig akzeptierte.“ Und jedes Jahr wiederholten sich die gleichen Fragen der Studenten, „naive, liebe Fragen nach allen möglichen Welträtseln, jeder Satz eine Weltanschauung, gläubige Bekundungen einer noch ungekränkten Hoffnung, die grundsätzliche, alles umfassende Erklärungen erwartete“. (Hein 1989: 50f.)

Günter de Bruyns Literaturdozent Overbeck sieht das ähnlich, schreibt es aber dem vorgängigen Schulbesuch zu. Stelle er in seinen Lehrveranstaltungen zwei Meinungen gegeneinander, schrieben die Studierenden nicht mehr mit, sondern warteten auf die richtige. Sage er beschwörend, die Literatur sei so schwierig und vielschichtig wie das Leben selbst, dann kehre dies als Zitat in zehn Referaten und Arbeiten wieder. „Differenzierungen verwirren sie. Sie haben gut Lernen gelernt, aber schlecht Denken.“ (de Bruyn 1972: 39)

Tafel 18: Die Studentenromane

Kategorie	Titel	erschienen		
		1	2	3
	1: in der DDR – 2: nur in W-Dtl. – 3: nach 1990			
ABF	Elfriede Brüning: Vor uns das Leben (1952)			
	Erich Loest: Das Jahr der Prüfung (1954)			
	Hermann Kant: Die Aula (1965)			
	André Kubiczek: Straße der Jugend (2020)			
(überwiegend) fröhliches Studenten- leben	Gert Billing/Benito Wogatzki: Tennis zu dritt (1962)			
	Joochen Laabs: Das Grashaus (1971)			
	Heinz Kruschel: Meine doppelte Liebe (1982)			
	Eve Coleé: Studentenjahre in der DDR (2015)			
problem- fokussiert	Hildegard Maria Rauchfuß: Wem die Steine Antwort geben (1953)			
	Fritz Rudolf Fries: Septembersong (1997 [1957])			
	Christa Wolf: Der geteilte Himmel (1963)			
	Joachim Schöne: Die wundersamen Wege des Tobias Schremm (1967)			
	Erich Loest: Der elfte Mann (1969)			
	Joachim Walther: Sechs Tage Sylvester (1970)			
	Renate Feyl: Das dritte Auge war aus Glas (1971)			
	Werner Heiduczek: Mark Aurel oder ein Semester... (1971)			
	Egon Günther: Einmal Karthago und zurück (1975)			
	Ernst Wenig: Das Verhältnis (1975)			
	Erik Neutsch: Friede im Osten 2: Frühling mit Gewalt (1978)			
	Walter Nowojski (Hg.): Lehrzeit (1979)			
	Ursula Höntsch: Wir sind keine Kinder mehr (1990)			
	Hartmut Zwahr: Leipzig. Studentenroman (2019)			

Repressionen	Dieter Meichsner: Die Studenten von Berlin (1954)			
	Gerhard Zwerenz: Fakultät der guten Hoffnung (1971)			
	Jürgen Fuchs: Gedächtnisprotokolle (1977)			
	Brigitte Klump: Das rote Kloster (1978)			
	Martin Stade: Exma 68 (1979)			
	Siegmar Faust: In welchem Lande lebt Mephisto? (1980)			
	Jürgen Fuchs: Ende einer Feigheit (1988)			
	Erik Neutsch: Claus und Claudia (1989)			
	Gabriele Herzog: Keine Zeit für Beifall (1990)			
	Horst Drescher: Hörsaal 40 (1995)			
	Charlotte Bechstein: Du darfst nicht daran zerbrechen (1997)			
	Karl Mickel: Lachmunds Freunde (1991/2000)			
	Claire Vernay: Wunder dauern etwas länger (2000)			
	Ulrich Bock: Achtundsechziger (2000)			
	Irene Ruttman: Das Ultimatum (2001)			
	Klaus E. Schneider: Der späte Student ... Wolf Lanzelo (2004)			
	Thea Derado: Chemie und Irrsinn. Leipzig 1954–58 (2009)			
	Fiona Rintoul: The Leipzig Affair (2014)			
SU-Studium	Michael Schindhelm: Roberts Reise (2000)			
	Jens Sparschuh: Schwarze Dame (2007)			
	Sabine Hennig-Vogel: Jahrring (2018)			
Studium 1990er	Anna Sperk: Die Hoffnungsvollen (2017)			

Wissenschaftstypisches, DDR-spezifisch gebrochen

In den Darstellungen des wissenschaftlichen Alltags trifft man auf DDR-Unspezifisches, dabei wiederum auf vieles, das zwar andernorts gleichfalls vorkommt, aber DDR-spezifisch gebrochen ist, und man trifft auf DDR-Typisches.

Eher DDR-unspezifisch ist z.B. die satirische Glossierung der Zeremonien, mit denen Doktorarbeiten oder Forschungsprogramme verteidigt werden, oder der Rituale des akademischen Tagungsbetriebs, gerade letztere ein auch in der hier verhandelten Belletristik beliebtes Thema. Das beginne schon vor der eigentlichen Veranstaltung, wie bei Helga Königsdorf zu lesen ist: Tagungen durchzuführen sei so beliebt, weil Wissenschaftler eines bestimmten Alters dazu neigten, sich ernsthafter wissenschaftlicher Tätigkeit zu entwöhnen. Sie ergriffen daher jeden Strohalm, der sie auch weiter davon abhalte, „zumal man in diesem Fall die Arbeit auf seine Mitarbeiter aufteilen konnte, ohne die Ehre teilen zu müssen“. Überdies kosteten Tagungen Geld, und jeder leitende Wissenschaftler wusste, dass seine Autorität bei den bürokratischen Instanzen mit der Summe des Geldes zunahm, das er verbrauchte. (Königsdorf 1982a: 61)

Was von Königsdorf und anderen in solchen Szenen und inneren Monologen immer wieder – explizit oder implizit – aufgerufen wird, ist eine Unterscheidung zweier Wissenschaftlertypen, der man in allen Wissenschaftssystemen begegnen kann. Pierre Bourdieu z.B. hat sie für das französische System als diejenigen beschrieben, die entweder institutionelle oder epistemische Macht besitzen. Erstere sitzen in lokalen und überregionalen Kommissionen, haben politische Kontakte und können Stellen, Gelder, Verträge usw. verteilen. Letztere akkumulieren wissenschaftliches Prestige, bekommen fachliche Anerkennung von anderen Forschern und werden berühmt. (Bourdieu 1998: 31, 37)

In der DDR-bezogenen Wissenschaftsbelletristik läuft diese Typenkontrastierung immer darauf hinaus, dass die einen inkompetent und die anderen die eigentlich Kompetenten seien. Ob das tatsächlich die entscheidende Frage ist, wurde weder in der DDR noch bisher andernorts zufriedenstellend geklärt. Bourdieu gibt zu bedenken, ob ein Wissenschaftssystem wirklich leistungsfähiger wäre, „wenn die Berühmtesten auch über die größte Macht verfügten“ (ebd.: 35). In der DDR (wie aber auch in vielen anderen Systemen bis heute, zum Beispiel in der heutigen Bundesrepublik) wurde das zumindest teilweise versucht: Das Personal, das die Wissenschaftseinrichtungen organisierte, bestand nicht allein aus Funktionalen oder fachlich kleinen Lichtern. In Rainer Fuhrmanns „Medusa“ beklagt es der Ökonomische Direktor einer Universitätsklinik: Die besten Fachleute würden, gewissermaßen zur Belohnung, zu Leitern gemacht, obwohl sie meist keine Voraussetzungen dafür haben. Nach wenigen Jahren seien sie ihrem Beruf soweit entfremdet, daß sie nur noch über ihn reden, ihn jedoch nicht mehr ausüben könnten. Andererseits – Dilemma! –, wem solle man sonst die Leitungsaufgaben übertragen: „Einem Minderbegabten, von dem man froh ist, ihn aus dem OP entfernt zu haben?“ (Fuhrmann 1985: 89, 91)

Profilieren könnte man sich auch mit der Beteiligung an Reformen, die immer wieder einmal den Hochschulen und Forschungsinstituten angesonnen wurden. Immerhin sei, erfahren wir in Jens Sparschuhs „KopfSprung“, eine Redewendung bis hinauf in die Direktoratsebenen gebräuchlich gewesen: „Tja, wenn ich könnte, wie ich wollte“. Fast jeder habe „außer der geballten Faust noch das todsichere Geheimrezept in der Tasche, wie man alles besser machen könnte“, aber auch „das tröstliche Wissen im Hinterkopf, daß es wohl nie dazu kommen würde und er es auspacken müßte“ (Sparschuh 1989: 229). Sei eine Reform aber tatsächlich im kollektiven Einvernehmen beschlossen worden, dann sei kaum einer bereit, kampfflos die bisherigen, langbewährten Forschungsthemen aufzugeben oder auch nur abzuändern. „So überlegten nahezu alle, wie sie eine Änderung umgehen könnten, ohne daß das sofort bemerkt würde; und die meisten entdeckten für sich zum Bösen des Ganzen Schleichwege“, lässt sich John Erpenbecks „Alleingang“ (1973: 283) entnehmen.

Forschungsplanung wird häufig für ein Thema gehalten, das ganz und gar DDR- oder sozialismustypisch gewesen sei. In der Tat genoss es in der dort zugespitzten Planungsrationaltät einen besonderen Stellenwert (Volker Braun: „Die reale Mystik des Sozialismus, der stumpfe Sinn der Planung“, 1988: 111). Plan sei alles, die Motivation nichts, klagt der Wissenschaftsforscher Schwarzenbach in John Erpenbecks „Gruppentherapie“. Man habe angenommen, „wenn die Überführung von Forschungsergebnissen in die Produktion nur ordentlich geplant und organisiert wäre, so ergäben sich technische Spitzenleistungen schon von selbst“. Aber: „Wer bei Innovationen das Risiko möglichst klein halten will, geht das größtmögliche Risiko ein“ (Erpenbeck 1989: 67, 113). Freilich war und ist Forschungsplanung ebenso in Wissenschaftssystemen anzutreffen, die eigentlich dem Mythos der fortwährenden disruptiven Innovation anhängen. Es heißt dort nur nicht Plan, sondern Forschungsstrategie oder Exzellenzkonzept. Der entsprechend angepasste Satz „Ihr Projekt paßt nicht in die Planharmonie“ (aus „Dr. Schlüter“, Egel 1966: 278) könnte insofern wohl auch in der heutigen Gegenwart formuliert werden.

In der DDR sah, ausweislich ihrer Wissenschaftsbelletristik, die Forschungsplanung auf Institutsebene so aus: „Einmal im Jahr schreibt jeder auf einen Zettel, womit er sich beschäftigt und was er im nächsten Jahr vorhat, und Fräulein Seliger tippt die Zettel als Liste in die Maschine: schon ist der Plan fertig, Instrument zur Beschaffung des Etats, Sammelsurium individueller Arbeitsvorhaben. Ein wirkliches Forschungsprogramm gibt es nicht ...“ (Noll 1979: 230) Doch gab es auch Gegenbewegungen. Ende der 60er Jahre wurden die Pläne immer langfristiger und zielorientierter: „Wollte man den Papieren trauen, waren wissenschaftliche Weltrekorde abzuhakende Alltäglichkeiten“ (Königsdorf 1988: 9f.). Auch das wiederum ließe sich über manches Exzellenzkonzept sagen, das seit 2006 und bis heute im „Wettbewerb im Antrageschreiben“ mit dessen „Zwang zum institutionalisierten Backenaufblasen“ (Kaube 2007; 2007a) vorgelegt wird.

Wirklich geholfen hat das Versprechen, Weltniveau als Normalfall zu etablieren, aber auch in der DDR schon nicht. Spätestens auf der Ebene der Institute und Wissenschaftsbereiche wurde es geschreddert. Helga Königsdorf berichtet, wie sie sich einer Planungsanforderung entledigte, die weder zu ihrem mathematischen Akademie-Institut noch zu ihren eigenen Forschungsvorhaben passte. Der Direktor plante eine neue Forschungsrichtung, weil diese von einer sowjetischen Koryphäe gepriesen worden war: Zuverlässigkeitstheorie. Sie beschloss, die Planung so zu machen, dass eine Weiterarbeit auf dem angestammten Gebiet der Stabilitätstheorie möglich war, „indem ich überall das Wort Stabilität durch Zuverlässigkeit ersetzte und den erklärenden Text aus der alten Planung übernahm“. Der Chef habe den Entwurf gelesen und sei höchst befriedigt gewesen. Dann hatten sich im zuständigen Ministerium Zweifel breit gemacht, was die Zuverlässigkeitstheorie betraf. „Als ich die Planung für das nächste Jahr machte, merzte ich das Wort

Zuverlässigkeit überall in unseren Plänen aus und ersetzte es durch Stabilität.“ (Königsdorf 2002: 136–138)

Es gab auch Talente, die mit Lässigkeit höchsten planerischen Ansprüchen zu genügen vermochten. Doktor Nihein in John Erpenbecks „Der blaue Turm“ z.B. ist eigentlich Mediziner, aber eine Direktive zur Kosmosforschung macht ihm keine Mühe. Denn es komme auf den Inhalt viel weniger an als auf die wissenschaftsstrategische Linie. Man müsse sorgfältig zwischen allen Standpunkten – es geht um die Interkosmos-Koooperation der sozialistischen Staaten – vermitteln. „Was wissenschaftlich herauskommt ..., ist demgegenüber ziemlich zweitrangig.“ Er gibt seiner Mitarbeiterin Bescheid: „Wir schreiben erst mal den Text, die Literaturtitel können Sie dann später selbst einsetzen.“ Sofort beginnt er, Seite um Seite zu diktieren, fast ohne zu stocken, Bandwurmsatz um Bandwurmsatz. Er unterbricht sich nur, um anzuordnen: „Hier ein Parteitagsszitat; hier ein Zitat aus dem letzten Artikel des Generals; hier einen Abschnitt aus der Rede des sowjetischen, hier aus der Rede des rumänischen INTERALL-Regierungsbeauftragten auf der letzten Budapester Beratung.“ (Erpenbeck 1980: 45–47)

Mancher wiederum braucht gar keinen Plan, sondern ersetzt ihn durch Blendung: Bei Wolfgang de Bruyn bastelt der Sprachdidaktiker Professor Holdt ‚schöpferisch‘ internationale Anregungen zusammen, kann auf diese Weise alle drei bis vier Jahre ein neues didaktisches Konzept vorlegen und verteidigt das jeweils aktuelle mit der gleichen Vehemenz wie die vorherigen: „Ob psychoaktiv-integrativ, suggesto-kybernetisch oder kommunikativ-situativ, die Kunst bestand im schnellen Wechsel.“ Immerhin habe sein Institut als selbsternanntes Leitzentrum auf jeder Konferenz mit einer Überraschung aufzuwarten. (W. de Bruyn 1988: 99)

Auch das Gremienwesen in anderen, nicht zuletzt dem westdeutschen Wissenschaftssystem hatte sein Pendant im DDR-Wissenschaftsbetrieb, in Gestalt von Kommissionen und eines endlosen Versammlungsmarathons. Eine Kommission sei „der kollektive Ellbogen, den man braucht, um sich im Getriebe der sozialistischen Demokratie durchzusetzen“, weiß bei Renate Feyl ein diesbezüglich erfahrener FDJ-Hochschulfunktionär (Feyl 1971: 201). Zum Wissenschaftlichen Rat, den jede Hochschule hatte, heißt es enerviert: Es werde „ständig ein neuer Ausschuss gegründet, alle fummeln sie, Verzeihung, in der Forschung herum, Doktor Hofmanns Planungsgruppe, Doktor Bauers Analysengruppe und Doktor Fokkers Ausschuss für Wissenschaftsforschung. Ich will ja keinem zu nahe treten, aber bald hat jedes Ratsmitglied einen eigenen Ausschuss als Domäne. Bringt uns das aber voran?“ (Wolfgang Schreyer in „Der sechste Sinn“, 1987: 130)

Versammlungen seien meist in Form eines rituellen Palavers verlaufen. Jeder verlese seinen daheim eingeübten Diskussionsbeitrag, und wer zu faul zum Üben war, der sage einfach „Wie schon mein Vorredner zum Ausdruck brachte ...“. Das wiederhole sich solange, bis der Versammlungsleiter die Nerven verliert und die Versammlung für erfolgreich beendet erklärt, so eine kabarettistische

Zusammenfassung der Leipziger „Pfeffermühle“. (Otto 1975b: 234) Die hinter den Versammlungen stehende Regieleistung hätte eigentlich eine Würdigung verdient, meint, sarkastisch, Helga Königsdorf: „Hochkarätige Fachleute mit überlastetem Stundenplan waren dazu gebracht worden, Stunde um Stunde abzusitzen, brav auf ihr Stichwort zu warten und sich genau an den vorgegebenen Text zu halten. [...] Eigenständige Wortmeldungen fielen der ‚fortgeschrittenen Zeit‘ zum Opfer. Ich schlage euch vor, sie schriftlich nachzureichen“, sagte der Versammlungsleiter (Königsdorf 1993: 106f.).

Ein anderes Ritual habe darin bestanden, auf den Versammlungen Demokratie zu spielen, heißt es in Christa Wolfs „Unter den Linden“. Dabei seien klare Rollenerwartungen internalisiert gewesen. Fand eine Versammlung statt, um jemanden auf den rechten Weg zurückzuführen, so hatte die zu bekehrende Person „natürlich enttäuscht zu sein, bekümmert, dann halb und halb entwaffnet, ... hatte gut dosierten Widerstand zu leisten und ihn genau im richtigen Moment zögernd, aber den besseren Argumenten weichend, aufzugeben“ (Wolf 1969: 22).

Ein wissenschaftsbelletristisches Dauerthema sind auch Berichterstattungen – in der DDR: Rechenschaftslegung – und der Umgang in der Wissenschaft damit, ebenso sonstige bürokratische Zumutungen. Eine Auswertung habe ergeben, wird in Heinz Kruschels „Wind im Gesicht“ mitgeteilt, dass die Dozenten 59 Prozent ihrer Zeit auf Sitzungen, Beratungen und Versammlungen zubrachten. In einem der Fachbereiche gebe es keine Schreibkraft oder Sekretärin mehr. Einer der Kollegen veranschaulicht den Doppeleffekt, der sich daraus ergibt: „wir haben sie eingespart, dreihundertfünfzig oder vierhundert Mark eingespart. Nun schreibe ich die Briefe selber“. (Kruschel 1971: 168) Die Sache klingt vertraut. Eine Studie von 2016 ermittelte, dass Hochschullehrende für die Lehre 37 Prozent und für Forschung 22 Prozent ihrer Arbeitszeit einsetzten, 41 Prozent dagegen für anderes aufzuwenden seien (IfD 2016, vgl. auch Pasternack et al. 2019: 195–210).

Indes zeige ein Vergleich mit der Bürokratie, die ab 1990 kennenzulernen war, dass man sich in der DDR diesbezüglich geradezu in einer Komfortzone bewegt habe: „Wie hatte er damals die Bürokratie gehaßt, wie hatte er das gehaßt, was er damals unter Bürokratie verstand, er konnte sich inzwischen nur darüber amüsieren. Das war doch keine Bürokratie, das war doch hilfreichste Abahme jeglichen Verwaltungsaufwands durch eine keineswegs große Verwaltung, wo sogar Diskutieren, Interpretieren und Überzeugen möglich war“, so Rudolf Hagens Ich-Erzähler in „Ende einer Berufung“ (1994: 94).

Zugleich habe gegolten: „Halte dich an die Gesetze, und lasse dich in allem übrigen nicht erwischen“ (Hein 1981: 43). Das erinnert an Niklas Luhmanns „brauchbare Illegalität“, die in Organisationen benötigt werde, wenn diese Ziele erreichen wollen (Luhmann 1964: 304–314). Nur so ließ sich offenbar auch in der DDR der Mischung aus Arkanwissen und bürokratischer Willkür ein Schnippchen schlagen, der Franz Fühmann in einem bündigen Vierzeiler ein Denkmal

gesetzt hat: „Wann er denn die Unterlagen vorlegen solle? | Man möge da nur nichts überstürzen. | In zwei Tagen? fragte der Professor. | ,So spät nun auch wieder nicht!“ (Fühmann 1981a: 116)

Eine andere Parallele lässt sich zur Bologna-Reform ziehen. Bei dieser blieb vieles von den ursprünglichen Absichten auf der Strecke – durch externe Vorgaben wie den Credit-Point-Formalismus, die Verballhornung von Theorie-Praxis-Verflechtung zu „Employability“ oder ein allzu formales Akkreditierungsgeschehen, mehr aber noch durch hochschulinterne Widerstände. Diese externalisierten etwa die Persönlichkeitsentwicklung in Module „Allgemeine Schlüsselqualifikationen“, befreiten also die Fachmodule davon, wiesen das Ansinnen der Kompetenzentwicklung als funktionalistische Zumutung ab, statt sie akademisch zu reformulieren, so dass nun Nichtkompetenzentwicklung betrieben wird, oder torpedierten Prüfungsformen, die die Prüfungslast reduzieren. Die formalen Ähnlichkeiten zu den Diplom-Studiengängen in der DDR sind frappierend.

Einen Kontrast zu einer derart durchorganisierten Hochschulbildung lieferte Heinz Kruschel in „Wind im Gesicht“ (1971), wo er den Biologiedozenten Karnel eine Bildungstheorie am praktischen Beispiel entwickeln ließ. Wenn die Wissensmenge sich alle zehn Jahre verdoppele, dann müsste man bei Beibehaltung des bisherigen Studiensystems 1985 zehn Jahre studieren und 1995 sogar zwanzig Jahre. Es sei aussichtslos, den ständig sich verdoppelnden Stoff auch nur annähernd vermitteln zu wollen. Stattdessen müsse man auf neue Weise lehren. Erstens brauchten die Studierenden mehr Zeit zum selbstständigen Lernen, weniger Pflichtveranstaltungen also, und zweitens gehe es um eine stärkere logische Durchdringung der Hauptveranstaltungen, um den erkenntnis- und methodenbildenden Wert. (Kruschel 1971: 256f., 267) Was das bedeute? Konkret dies:

„Eine Gruppe, die in der ersten Vorlesung allgemeine Botanik hört, könnte anschließend ein vierstündiges Praktikum haben, in dem anhand von Tatsachen das, was gelesen worden ist, gesehen und verarbeitet werden könnte. Nachmittags im botanischen Seminar wäre der Stoff vom Problem her zu behandeln, später im philosophischen Seminar von dieser Seite – allgemeine philosophische Kategorien, die mit dem Gebotenen in Verbindung stehen. So ein Programm müßte sich über eine Wochenhälfte erstrecken ..., in der zweiten Halbwoche wäre die Zoologie dran, zum Abschluß käme ein philosophisches Oberseminar, ... ein Kolloquium über beide Gebiete.“ (Ebd.: 183)

Den DDR-Texten hätte man auch entnehmen können, warum die leistungsorientierten Komponenten der W-Besoldung, die 15 Jahre nach dem Ende der DDR eingeführt wurden, kaum funktionieren würden. Immerhin pflegte die DDR ein ausgeprägtes Leistungsprämiensystem, genannt „der materielle Hebel“. Es wird vor allem als Feilschen geschildert, um keinesfalls benachteiligt zu werden. Herausgekommen sei, dass neunzig Prozent der Kollegen alle Jahre erneut ausgezeichnet wurden. Es sei ja auch höchst schwierig zu entscheiden, was eine überdurchschnittliche Leistung ist. In der Grundlagenforschung (hier der psychologischen) sei „etwas einwandfrei Errechnetes und strikt Bewiesenes, aber

praktisch nicht Anwendbares und somit Unbrauchbares, eine Höchstleistung“. In der anwendungsorientierten Forschung sei es genau umgekehrt. Dort gälten akademische Spielereien als wertlos, und praktische Wirksamkeit sei das A und O. „Also ist alles Willkür, Ermessensfrage und eine verfluchte Günstlingswirtschaft.“ Doch sei es eben Usus, „Prämien einzustecken, selbstverständlich sei dies, aber welch ein Weh und Ach, wenn sie ausblieben“. (Johannes Helm in „Tanz auf der Ruine“, 2007: 46f.)

Der Erlanger Wissenschaftsforscher Eckart Förtsch hatte bereits 1984 eine ganze Reihe einschlägiger Themen der DDR-Wissenschaftsbelletristik identifiziert, denen er attestierte, „nicht allzu DDR-spezifisch“ zu sein:

- innerwissenschaftliche Gruppenbildungen mit Instituts- und Kantinenhierarchien, Kastengeist und Intrigen;
- asymmetrische Planungsverständnisse und -praktiken, die oben ebenso ernst wie sie unten nicht ernst genommen werden („die Anarchisten sind theoretisch widerlegt, jetzt arbeiten sie in der Planung“, frotzelt man bei Christoph Hein 1981 [1974]: 32f.);
- „die Überführung wissenschaftlicher Kontroversen auf eine Ebene der persönlichen Auseinandersetzung, in der neue Ideen als Störgrößen und als Bedrohung der eigenen Reputation wahrgenommen werden“;
- Wissenschaft als autonomer Leerlauf und durch Rationalität verschleierte Scharlatanerie;
- disziplinäre Abschottung als Bedingung der eigenen Identität wie als eine Strategie, Anforderungen aus der Praxis abzuwehren, und „wenn schon Industrie-Kooperation, dann kann es ein ‚Konsultationszentrum für Angewandte Kübernautik‘ werden, ein Popanz also“ (vgl. Königsdorf 1978);
- die „Übung des Ideenklus ... bzw. die Wanderung eines kreativen Einfalls durch die Wissenschaftshierarchie, bis der Einfall am Mächtigsten hängen bleibt“;
- bürokratisch-administrativ verursachte Hektik und Diskontinuität. (Förtsch 1984: 161).

Sucht man aber nach eindeutig DDR-Typischem, so lässt sich auch allerlei entdecken. Dazu nun.

Politisierter Wissenschaftsalltag

Die Politisierung des Alltags an den Hochschulen, Forschungsinstituten und Industrie-FuE-Abteilungen war ein Merkmal des DDR-Wissenschaftsbetriebs, der literarisch im Grundsatz kaum Kritik erfuhr – in den Details aber schon. Die prinzipielle Zustimmung in der DDR-Wissenschaftsbelletristik folgte daraus, dass

die meisten Autoren das politische Ziel teilten, wesentlich mit der Wissenschaft seinen Aufbau und Entwicklung des Sozialismus zu sichern. Kritisch dargestellte Details ergaben sich aus der Wahrnehmung, dass Engstirnigkeiten diesem politischen Ziel im Wege stünden.

Die Politisierung des Alltags lässt sich mit einigen Stichworten umreißen. Das Leben an den Hochschulen war augenscheinlich wesentlich geprägt von endlosen FDJ-Versammlungen und politischen Tribunalen, „als tage ununterbrochen ein Revolutionskonvent“ (Jakubeit 2000: 189), Kampagnen zum Kirchenaustritt und zum Parteieintritt, fortwährenden Arbeitseinsätzen in Landwirtschaft und Industrie, Kesseltreiben gegen einzelne Dozenten oder Studierende, GST-Ausbildungen, Demonstrationen mit kontrollierter Anwesenheitspflicht und ideologisch kontaminierten Prüfungen. „Dauernd sei irgendwas los, was mit der Wissenschaft nichts zu tun habe – ein Aufruf, eine Kundgebung, eine Stellungnahme, eine Unterschrift“, ist Professor Hudebraach enerviert (bei Inge von Wangenheim 1961: 104).

Eines der Schlagworte der fortwährend abgeforderten Positionierungen hieß „Kritik und Selbstkritik“, meinte aber fast immer nur entweder Selbstkritik: „Die Historiker übten Selbstkritik, weil sie sich von gewissen Tendenzen der idealistischen Geschichtsauffassung noch nicht eindeutig gelöst hatten“, oder aber solche Kritik, die der Selbstkritik voranging: „Dozent Ahlmann von der Landwirtschaftlichen Fakultät mußte ... seinen Hut nehmen, weil er nicht aufhörte, das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag zu lehren und damit den Aufbau der sozialistischen Landwirtschaft in Frage zu stellen.“ (Feyl 1992: 143f.)

Jedenfalls spielen diese Themen nicht nur in den ohnehin kritischen Romanen – vor allem den allein in Westdeutschland erschienenen – eine Rolle. Vielmehr kommen sie immer wieder auch in den aufbauoptimistisch gestimmten Büchern vor. Jede politische, aber auch private Verfehlung kann Anlass für eine Maßregelung sein, die häufig als Tribunal inszeniert wird. Den Rahmen dafür bieten Partei-, FDJ- oder Instituts- bzw. Sektionsversammlungen. Neben Parteistrafen war ein beliebter Ausgang solcher Tribunale die „Bewährung in der Produktion“ – „Als wäre ein volkseigener Betrieb eine Besserungsanstalt, die Tätigkeit in ihm ein Strafvollzug“, wie Erik Neutschs Frank Lutter sinniert (Neutsch 1985: 262). Dies konnte Studierende wie Lehrende treffen.

Dass unter diesen Bedingungen Abwanderung und Flucht ein vielfach erwogenes Thema waren und häufig umgesetzt wurden, erscheint wenig verwunderlich. Für die 50er Jahre wird die Abwanderung von Wissenschaftlern einerseits als großes Problem beschrieben (etwa in Heym 1960 oder Wolf 1963). Andererseits machte es die SED insbesondere den vorhandenen Professoren auch nicht sonderlich leicht, sich mit den neuen Verhältnissen anzufreunden. In einem Chemiebetrieb in Inge von Wangenheims „Das Zimmer mit den offenen Augen“ publizierte die Betriebsparteizeitung einen Kommentar, in dem technologische

mit politischen Fragen vermengt werden. Er skandalisierte die Arbeit der Forschungsschemiker: Wie könne man eine längst überholte Ami-Technologie „des Herrn Dupont ... verteidigen, eines der ärgsten imperialistischen Sklavenhalter und Ausbeuter auf dem Chemiesektor ... Auch für gewisse Kollegen Akademiker, scheint uns, ist es an der Zeit, an der Seite der Arbeiterklasse neue Wege zu beschreiten und überholte Vorstellungen von der Überlegenheit kapitalistischer Technologien über Bord zu werfen.“ (von Wangenheim 1965: 229)

Auch die politischen Umgestaltungen an den Hochschulen mit dem neuen gesellschaftswissenschaftlichen Grundstudium oder den Kampagnen gegen immer wieder neu entdeckte „Revisionisten“ in den Gesellschaftswissenschaften ließ eher Distanz als Nähe geraten erscheinen. Wie inhaltlich abstruse Kampagnen der SED ablaufen, wurde ebenso den Naturwissenschaftlern und Medizinerinnen bereits Anfang der 50er Jahre zweimal vorgeführt – man hat wohl annehmen müssen: exemplarisch, d.h. Wiederholung wahrscheinlich.

Die eine Kampagne galt der Durchsetzung der Lehren des russischen Physiologen Iwan P. Pawlow. Dessen Theorien wurden in Konkurrenz zur Psychosomatik, die im Westen an Bedeutung gewann, gestellt. Mit ihnen sollte der dialektische Materialismus auch in der lebenswissenschaftlichen Forschung richtungsweisend (gemacht) werden. Pawlow selbst wäre vor seiner Instrumentalisierung in Schutz zu nehmen, da die radikale Reduktion der Psychologie auf rein physiologische Prozesse in der Sowjetunion erst nach seinem Tode 1936 stattfand. Zum Ende der 50er Jahre hatte sich die einseitig-verfälschende Pawlow-Rezeption erschöpft: Hinhaltender Widerstand der Fachcommunity verband sich mit inneren Widersprüchlichkeiten der politischen Kampagne und mangelnden Erfolgen bei der experimentellen Unterfütterung der überdehnten theoretischen Spekulationen. (Ernst 1997: 308–332)

Bei der anderen, der Lyssenko-Kampagne, die bereits sofort nach dem Kriegsende begonnen hatte, verhielt es sich von Beginn an etwas anders. Politisch zielte sie darauf, Lyssenkos Theorie durchzusetzen, wonach die Eigenschaften von Lebewesen nicht durch Gene, sondern durch Umweltbedingungen bestimmt würden. Erworbene Eigenschaften könnten dann vererbt werden. Diese Theorie negierte die Existenz von Genen als „unsozialistisch“ und betrachtete die klassische Genetik als Ausfluss der bürgerlichen Ideologie. Lyssenko (1898–1976) versprach auf Basis seiner Spekulationen, ertragreiche Nutzpflanzen-Sorten züchten und alle Ernährungsprobleme lösen zu können. (Vgl. Medwedew 1971)

Die Biologen in der DDR nahmen zu diesen Theorien und ihren Anwendungen eine Haltung ein, die „von einem hohen Maß an taktischer Vorsicht geprägt“ war (Fäßler 2003: 22). Dafür gab es Gründe. „Lyssenko habe mittels des Marxismus die Überlegenheit der sozialistischen Biologie bewiesen“ – so referiert Frank Naumann in „Verlorene Erinnerung“ das zeitgenössische Argumentationsniveau

(Naumann 1991: 92). Die Hochschulbehörden bemühten sich, die Arbeitsbedingungen unbotmäßiger Forscher unerträglich zu gestalten. Dennoch liefen, wie bereits 1951 fachöffentlich mitgeteilt wurde, an nahezu allen züchtungsbiologischen Forschungseinrichtungen der DDR Kontrollversuche. Vor allem in Gatersleben gelang es 1949 bis 1952, zahlreiche Experimente Lyssenkos als Fehlinterpretationen oder Fälschungen zu qualifizieren: vegetative Hybridisierung, Umwandlung von Winter- in Sommerweizen, Kältebehandlung von Getreide und Kartoffeln, Nestzuchtverfahren u.a.⁶⁰ (Fäßler 2003: 22–25)

Die institutsleitende Hauptfigur in „Verlorene Erinnerung“ stand gar im Ruf, unter der Protektion der Roten Armee einige Biologen genetisch arbeiten zu lassen. Die Lyssenkoisten hätten wohl auch in den Reihen der sowjetischen Streitkräfte heimliche Gegner. Ein Großteil der Offiziere sei immerhin im Zivilleben Lehrer, Ingenieur, Agrarwissenschaftler oder Universitätsdozent gewesen, und einige von ihnen hätten bei dem Genetiker Wawilow studiert, den seine Gegnerschaft zu Lyssenko das Leben gekostet hatte. (Naumann 1991: 60) Anfang der 60er Jahre ebte die Debatte schließlich „ohne aufklärerischen Schluss-Strich“ ab (Höxtermann 2000: 275).

Sowohl die Pawlow- als auch die Lyssenko-Debatte stellten eine massive Politisierung nicht nur des Arbeitsalltags, sondern der Erkenntnisproduktion dar. Sie erforderten zeitraubende Anstrengungen, um dem Primat wissenschaftlicher Erkenntnis gegenüber ideologischem Wunschdenken Geltung zu verschaffen, und verdeutlichten den Forschern zugleich, womit in der DDR immer wieder zu rechnen sein müsse. Der zweite „Friede im Osten“-Band (1978) hatte auch jenseits der Stammleserschaft von Erik Neutsch eine gewisse Anerkennung gefunden, weil dort die Lyssenko-Debatte und ihre Auswirkungen gestaltet sind. Achim Steinhauer studiert in den 50er Jahren Biologie in Leipzig, pflegt einen parteigläubigen Linksradikalismus, wird von Biologieprofessor Beesendahl gefördert und muss mit ansehen, wie Beesendahl es hinnimmt, als „Morganist“ aus der Partei ausgeschlossen zu werden.

Der Klassenkampf, so Beesendahl, nehme halt zu, international zumindest, und da schlichen sich Unsicherheiten ein. Man suche nach Risikofaktoren, „mein Pech – ich gehöre dazu“. Steinhauer verzweifelt aber nicht an seiner Partei, sondern an seinem Professor: „Warum begeben Sie sich in einen solch fürchterlichen Widerspruch zur Sowjetwissenschaft, zu den Lehren Lenins und Stalins? Warum bekämpfen nicht auch Sie die formale Genetik und erkennen an, daß erworbene Eigenschaften vererbbar sind? Auch das verlangt die Parteidisziplin.“ (Neutsch 1978: 120)

Mit der Parteidisziplin indes war das so eine Sache, denn sie hatte eine Referenz namens „Parteilinie“. Diese stellte in allen Kampagnen ein fortwährendes

⁶⁰ Das bewahrte das Gaterslebener Institut nicht davor, nach 1990 als „Hochburg der lyssenkoistischen Forschung in der DDR“ diffamiert zu werden (Siemens 1997: 258).

Risiko dar. Im eigentlichen handelte es sich mindestens um eine Schlingellinie: Sie war über die 45 Jahre ostdeutscher Nachkriegsgeschichte hin höchst wechselhaft und windungsreich. Es gab, wie es in Uwe Tellkamps „Turm“ heißt, „oft binnen weniger Wochen, manchmal sogar Tage wechselnde Vorgaben der gerade verbindlichen Ideologie“. Fortwährend hatte man sich zu fragen: „Was galt, was galt nicht mehr und, wichtiger: Was würde gelten?“ (Tellkamp 2008: 98) Da die Wechsel selbst bei ausgeprägtestem Spürsinn nicht immer rechtzeitig zu erfassen waren, bestand für Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen praktisch jederzeit die Möglichkeit, in Gegensatz zur gerade aktuellen ‚Linie‘ zu geraten.

Erik Neutsch lässt Frank Lutter seinem Freund Achim Steinhauer die Sache so erklären: Auf der Autobahn „gibt es so einen ununterbrochenen weißen Strich in der Mitte. Beim Überholen mußt du über ihn hinaus nach links ausscheren und zurück dann wieder nach rechts einschwenken. Würde man daher über eine längere Strecke die Spur eines Autos aufzeichnen, erhielte man eine Wellenlinie, in der Verkürzung sogar ein Zickzack. [...] So oder ähnlich, mußt du dir denken, verläuft die politische Generallinie. Sie windet sich fortwährend um eine Achse, die Leitmarkierung ... Hauptsache, man weiß um die Rechtzeitigkeit solcher Schwingungen und setzt sich nicht der Gefahr aus, sie zu verpassen und von der Fahrbahn abzukommen.“

Steinhauer ist baff: „Frank, wir sind doch keine Gelegenheitstaktiker. Wir vertrauen doch auf die Strategie unserer Ideale.“ Lutter: „Natürlich. Aber das Leben, die Fahrpraxis korrigiert uns in einem fort.“ (Neutsch 1978: 411f.) Diese höchst volatile Parteilinie bestimmte, so Renate Feyl, „was ein Genosse als richtig oder falsch zu werten hatte, legte den Inhalt der Argumentation fest, und weil sie nicht zufällig, sondern von den zentralen Organen der Partei kam, galt sie stets als höchste kollektive Einsicht in die Notwendigkeiten des Augenblicks und damit als Gesetz“ (Feyl 1992: 41).

Wie sah das konkret aus? In Hans-Joachim Wiesners „Rosa und Grau“ ist Wolfgang Sander Oberassistent an der Sektion Journalistik der Leipziger Universität. Eines Tages fällt auf, dass er seine Seminare zum sozialistischen Menschenbild auch nach dem VIII. Parteitag noch mit der Konzeption vom Sozialismus als relativ selbständiger Gesellschaftsformation untermauere. Das war Ulbrichts Konzeption. Jetzt, seit Honeckers Machantritt, gilt wieder die sowjetische: die Zwei-Phasen-Theorie vom Kommunismus, der Sozialismus dabei die erste Phase des Kommunismus. Sander muss sich vor der Parteigruppe verantworten. (Wiesner 2001: 317)

Dem durchschnittlichen Gemüt kündigten sich Änderungen der Parteilinie meist nicht erkennbar an. Ebenso wenig war klar, wie lange die jeweilige Neueuerung Bestand haben würde. Da häufig auch Forschung und Forscher benötigt wurden, um einer neuen Linie zur breiten Durchsetzung zu verhelfen, lauerten hier Risiken. Immerhin wusste man nie, ob in den Tiefenebenen des Parteiap-

parats noch hinhaltende Widerstände wirkten, die ggf. zum erneuten Richtungswechsel führen konnten. Zum Beispiel begann die DDR-Führung Ende der 70er Jahre, historische Entspannungspolitik gegenüber der Reformation und Preußen zu betreiben. Just in dieser Zeit sitzt Viktor Kösling, das verwöhnte Funktionärs-söhnchen in Günter de Bruyns „Neue Herrlichkeit“, an seiner Promotion, und der politisch wenig wankelmütige Vater ist ob des Themas etwas pikiert. Er ordnet es der neuesten DDR-Geschichtsschreibung zu Preußen zu, doch was man lobend deren Differenziertheit nenne, „verübelt er ihr, weil sie verwirrt. Er ist für das gute alte Schwarzweiß. Was mit Preußen los war, war doch längst klar; jetzt schreibt man wieder Dissertationen darüber“ (de Bruyn 1984: 190).

Auch Jens Sparschuhs „KopfSprung“-Institut für marxistische Seelenkritik soll da ran. Man habe doch sicher gemerkt, so ein Anrufer aus dem Ministerium, dass wir jetzt überall wieder ein bißchen auf alt machen. „Alte Kneipen, alte Stadtkerne würden restauriert und so weiter, so ein bißchen Nostalgie eben, das brauche man doch“. Vielleicht könne das Institut dazu mal ein paar konstruktive Überlegungen anstellen? Ging es diesem bisher um die Kritik am Konzept der Seele, so stellt es sich nun geschwind um. Ab sofort widmen sich seine Forschungen den inneren Werten des Menschen – Motto: „Was in unseren Menschen alles steckt!“. Die Abteilung „Seele – Seligkeit“ etwa wird erneut die europäische Religionsgeschichte durchforsten, jetzt aber mit verändertem Ziel: positive Ansatzpunkte herausfiltern. Das Ganze war für das Institut auch nur bedingt spektakulär, denn an die Wechsel hatte man sich im Laufe der Zeit bereits gewöhnt. Routiniert stellte man also „Forschungspläne um, verlagerte hier und da die Schwerpunkte, änderte ein wenig den Akzent, die Betonung, manchmal einfach das Vorzeichen – und schon hatte es wieder den richtigen Klang“. (Sparschuh 1989: 264, 266f.)

War Sparschuhs Buch erst im DDR-Implosionsjahr 1989 erschienen, so hatte Claus Hammel bereits 1981 die neue geschichtspolitische Flexibilität einer satirischen Würdigung unterzogen, in seiner Komödie „Die Preußen kommen“. Das Stück gibt Einblick in die Arbeit einer „Prüfungsanstalt für Reintegration historischer Persönlichkeiten“. Luther und Friedrich II. warten auf den Ausgang ihrer Prüfverfahren und haben dabei immer noch weitere ergänzende Auskünfte zu geben. Ein ZK-Instrukteur spricht mit Luther: „Friedrich bleibt natürlich eine Kanaille. Es ist nie beabsichtigt gewesen, ihm die Absolution zu erteilen. Luther: Mir hat man sie erteilt. Instrukteur: Nicht in allen Punkten. Luther: In ziemlich vielen.“ (Hammel 1981a: 67)

Über Friedrich hatte die Leiterin der Prüfungsanstalt einst ihre Dissertation geschrieben, Titel: „Friedrich II. von Preußen als Wegbereiter der Eroberungsstrategie des deutschen Imperialismus“. Jetzt soll sie ihn wissenschaftsgestützt ‚reintegrieren‘. Etwas gequält erläutert die Professorin ihrem neuen Klienten die Aufgabe: „Ich übe Parteidisziplin. [...] Sie gehören zu unserer Geschichte. Das hat sich jetzt herausgestellt.“ Friedrich ist skeptisch. Sie aber auch. Der ZK-Instrukteur

muss sie aufmuntern. Sie habe den Überblick, ihre Abrechnung mit Friedrich habe Schule gemacht. „Genau das ist der Grund, weshalb ich ihn jetzt nicht über Nacht in einen Engel verwandeln kann.“ – „Das verlangt niemand. Du erarbeitest ein differenzierteres Bild.“ (Ebd.: 63) Aber die Parteidisziplin erfordert weitere Opferbereitschaft. Am Ende gehört gar Bismarck zu den Prüffällen, wobei hier der Ausgang des Verfahrens offen gelassen wird (Hammel wusste aber wohl, dass sich da etwas anbahnte: 1985 kam dann Band 1 von Ernst Engelbergs Bismarck-Biografie).

Renate Feyl liefert in „Ausharren im Paradies“ auch ein Porträt eines Wirtschaftswissenschaftlers, der es geradezu als Sport betrieb, auf politische Richtungsänderungen allzeit vorbereitet zu sein. Dieser sei ein Mann der Nuancen gewesen, habe zu deuten und zu kombinieren gewusst und hatte alles Geschehen im Auge. Er habe die Kaderentwicklungen prominenter Professoren und Politiker gekannt, darauf geachtet, in welche Funktionen wer berufen wurde, und daraus politische Konstellationen abgeleitet. Er „verfolgte die kleinsten ideologischen Bewegungen, hörte auf jedes Munkeln, wußte sogar das Semikolon oder den Gedankenstrich in einer Rede diffizil zu werten und achtete auf das, was zwischen und hinter den Zeilen stand, das Unausgesprochene und Ungeschriebene, das sich durch verschlüsselte Assoziationen dem Kenner offenbarte.“ Allein aus der Art, wie Meldungen im „Neuen Deutschland“ plazierte waren, habe er die momentane politische Linie zu entnehmen vermocht. Und jeden Leitartikel durchforschte er nach Hinweisen und habe es verstanden, aus ihnen Richtungen und Tendenzen oder auch Kursänderungen herauszulesen. (Feyl 1992: 272f.)

Das war, wie gesagt, nicht jedem gegeben. Infolgedessen hatte nahezu jeder DDR-Wissenschaftler auch irgendwann einmal ein irgendwie geartetes Konflikt-Erlebnis (und konnte darüber nach 1989 berichten, was auch die erstaunliche Vielzahl dann publizierter Konflikt-Darstellungen plausibel macht, vgl. Pasternack 2022). Es kollidierten ebenso eher kritisch gestimmte Wissenschaftler mit der Parteilinie, wie Dogmatiker in den temporären Phasen intellektueller Flexibilisierung in Gegensatz zu ihr gerieten. Zudem fochten nicht nur Dogmatiker gegen und Nichtdogmatiker für Aufweichungen der Dogmen. Vielmehr wandelte sich mancher im Laufe der Zeit vom einen zum anderen, was die Chancen, im Karriereverlauf in Konflikte verwickelt zu werden, mindestens verdoppelte.

Konflikthanordnungen und -dynamiken

Belletristische Texte benötigen Konflikte, um eine Handlung entwickeln zu können. Daher kann deren Darstellung für sich genommen nicht überraschen, wenngleich die DDR-Literatur, wie die DDR-Kunst überhaupt, damit ein Alleinstellungsmerkmal innerhalb der öffentlichen Medien besaß. Waren es in den Texten,

die bis 1990 in der DDR erschienen, vorrangig Konflikte des Voranschreitens, so sind in den Titeln nach 1990 überwiegend Konflikte der Stagnation (in der DDR) gestaltet. Gemeinsam ist beiden die ausführliche Schilderung von Bürokratismus, Engstirnigkeit von Funktionären (in der DDR-Literatur aber häufig ergänzt um den einen aufgeschlossenen Funktionär, der rettend eingreift, wie oben an einigen Beispielen gezeigt), schließlich Diskrepanzen zwischen politischen Ansprüchen und realem Alltag in der DDR. Die Konflikthanordnungen und -dynamiken, wie sie sich der DDR-bezogenen Wissenschaftsbelletristik entnehmen lassen, zeigen zwei Konflikttypen.

Ein erster Typus umfasst Konflikte, die Kollisionen mit systemstabilisierenden Annahmen zum Anlass hatten, und zwar auf zweierlei Weise. Zum einen gab es nichtmarxistische Wissenschaftler, die prinzipiell im Gegensatz zur sozialistischen Ordnung standen und aufgrund dessen in konfliktorische Situationen gerieten – häufig, ohne dies absichtsvoll betrieben zu haben. Zum anderen verzeichnet die DDR-Wissenschaftsgeschichte eine Reihe von Personen, die zwar das marxistische Weltbild teilten, aber mit dem Staat bzw. der SED in prinzipielleren Dissenz über die Modalitäten gerieten, wie ein sozialistisches System zu entwickeln sei. Letzterer Dissens entstand niemals absichtsvoll, denn im Grundsatz ging es beiden Seiten darum, das System weiterzuentwickeln.

Diese beiden Ausprägungsformen von Grundsatzkonflikten mündeten meist in einen definitiven Bruch mit dem DDR-System, zu indizieren an zwei Kriterien: Ausreise oder politische Kaltstellung. Ausreise bzw. Flucht kamen vor allem bis zum Mauerbau vor. Beispiele waren Hans-Georg Gadamer, Theodor Litt, Hans Leisegang, Leo Kofler, Max Gustav Lange, Hildegard Emmel, Ernst Bloch oder Hans Mayer. Weniger bekannt sind die Abwanderungsfälle, die aus der Lyssenko-Kampagne resultierten: Elisabeth Schiemann, Hans Nachtsheim, Jürgen Wilhelm Harms, Hermann Kuckuck und Hans Kappert.⁶¹ In der Zeit nach dem Mauerbau waren Robert Havemann in den 60er Jahren und Rudolf Bahro in den 70ern die prominentesten Fälle für den definitiven Bruch mit dem System. Zwei der genannten Personen tauchen in der DDR-bezogenen Wissenschaftsbelletristik immer wieder auf: Ernst Bloch und Hans Mayer (dabei zwischen ihrem Verbleib im Westen und 1990, wie erwähnt, nur verschlüsselt).

Die Obrigkeit, so Gerhard Zwerenz in seinem „Zwischenbericht von der hoffnungslosen Lage an der Fakultät der guten Hoffnung“, habe nicht geahnt, wen sie sich mit Bloch ins Haus geholt hatte. Relativ schnell sei es ihr dann aber bewusst geworden, u.a. daran, dass Bloch in seinen Vorlesungen das politische Geschehen in der DDR mit sarkastischen Sentenzen kommentierte. Doch habe er, so Zwerenz weiter, auch die Fakten auf die Ingredienzien hin untersucht, die zur Hoffnung

61 Dies sind beispielhafte Nennungen. Sämtliche Gruppen von Abwanderern mit exemplarischen Vertreterinnen und Vertretern zu erwähnen, würde den hiesigen Rahmen sprengen.

berechtigen: „Das nach Hoffnung Ausschau haltende Auge ist leicht geneigt, das Negative zu übersehen.“ (Zwerenz 1971: 112f.) Marc Schweska erinnert in „Zur Letzten Instanz“ an die Jenaer Logik-Konferenz 1951 und nimmt das Vorwort zu deren Dokumentation auseinander (vgl. Bloch/Harich 1953). Dessen Verfasser Ernst Bloch und Wolfgang Harich hätten „ein merkwürdiges Ping-Pong zwischen Verbeugung und Aufstand“ gespielt. „Harich salbaderte vom unerschöpflichen Ideengehalt Stalins, Bloch preschte vor mit der Einsicht, dass Logik nicht ideologisch wäre, wie man ja bei Stalin jetzt nachlesen könne.“ (Schweska 2011: 183)

Zu Nietzsche habe sich Bloch eine eigene Meinung geleistet, ist in Hartmut Zwahrs Roman „Leipzig“ zu erfahren. Behauptet werde von Nietzsche, er habe zur Katastrophe beigetragen, doch sei, so Bloch, Nietzsche „beschienen gewesen von einer Welt, die noch nicht da sei, und seine Philosophie an der Brücke der Zukunft gelegen. Das klinge uns ja nicht unvertraut, warf er mit gepressten Worten hinterher“ (Zwahr 2019: 160). Hans Mayer wiederum habe man es alsbald verübelt, „dass er seine Literaturkritik nach eigenen Ansichten schrieb, statt sich den Richtlinien zu unterwerfen, die den kulturellen Tagesbetrieb bestimmten“, gibt Fritz Rudolf Fries in „Septembersong“ Auskunft (1997 [1957]: 73). Während der Ungarn-Krise wurde ein angekündigter Rundfunkvortrag von ihm nicht gesendet. Mayer dazu nach Zwahr (2019: 220): „Er ist der Zensur zum Opfer gefallen. Gestatten Sie, dass ich ihn hier vortrage. Die DDR wird dadurch nicht zusammenbrechen! – sagte es und stellte das Tonband an.“

Für die Partei war der Erfolg der beiden beängstigend. Ihre Vorlesungen im Hörsaal 40 werden immer wieder als lokale Ereignisse geschildert. Wenn Mayer mittwochs las, „entvölkerten sich die Hörsäle und Seminarräume anderer Fakultäten. Alle Gegenmaßnahmen durch Dozenten und FDJ-Leitungen blieben wirkungslos. In den Donnerstagspausen standen Freunde mit verzückten Mienen beisammen und schmeckten Redewendungen dieses berühmten Professors nach“, teilt Gerti Tetzner in „Karen W.“ (1974: 148) mit. Das Ganze ging nicht lange gut.

Auf einer Versammlung des Philosophie-Instituts sei, so Brigitte Klump in „Das rote Kloster“, verkündet worden, Bloch habe sich „in unsere Reihen eingeschlichen und viele von uns auf einen Irrweg geführt“. Dem sei nun endlich Einhalt zu gebieten. An der Journalistik-Fakultät habe es geheißt, dass man sich abgrenzen müsse gegen bürgerliche Intellektuelle, die sich Sozialisten nennen. „Sie sitzen noch immer an unseren Universitäten und vergiften die Jugend. Dieser Bloch, dieser Hans Mayer – wir kriegen sie alle an ihre Hammelbeine und jagen sie zum Teufel.“ Eine Studentin ist irritiert: „Vor einem Jahr habt ihr ihn doch noch mit einem Nationalpreis geehrt, jetzt wollt ihr ihn rausdrängen aus unserem Staat?“ – „Ja. Er hat sich demaskiert als Verräter.“ (Klump 1978: 158)⁶² Zu Mayer

62 Was an dieser Stelle nicht vertieft werden kann, aber andernorts vertieft worden ist, sind die weiteren Wirkungen, die Blochs Denken im Anschluss an seinen Abgang nach Westdeutschland

habe eine Dozentin mit inquisitorischer Schärfe gefragt, wie es passieren könne, dass zahlreiche Studenten dessen Vorlesungen „nicht nur schlechthin aufsuchten, sondern obendrein seinen revisionistischen, elitär-weltbürgerlichen Literaturthesen beifällig jubelnd zustimmen“, ist in Peter Jakubeits „Katzenwald“ zu lesen (2000: 230).

Häufiger als die Grundsatzkonflikte war indes ein anderer Konflikttypus. Denn dort, wo die (vor allem Gesellschafts-)Wissenschaften eine (auch) kritische Funktion wahrnahmen, geschah dies systemimmanent. Das entsprach ihrem Kontext, Auftrag und Selbstverständnis (und gilt im übrigen für die meiste Normalwissenschaft in allen Gesellschaften). Die Bemühungen zielten darauf, im Rahmen des marxistischen Paradigmas gültige, das heißt wahrheitsfähige Aussagen zu produzieren. Dem stand, insbesondere für die empirischen Disziplinen, ein politisch formulierter Auftrag häufiger entgegen als zur Seite: Die Wissenschaften sollten immer auch handlungsrelevantes Wissen erzeugen. Damit war ihnen schlechterdings Paradoxes abverlangt. Sie sollten sowohl Beiträge zur Optimierung gesellschaftlicher Prozesse erbringen als auch politische Maximen und Beschlüsse wissenschaftlich bestätigen. Die Maximen und Beschlüsse bauten auf Wunschbildern der gesellschaftlichen Realität auf. Sie mussten insbesondere durch empirische Arbeit notwendig irritiert werden, da sich die Realität typischerweise Wunschbildern nicht vollständig fügt. Aber „die Sicht ist verhängt von den Transparenten der Einbildung“ (Braun 1988a: 126).

Der wissenschaftliche Umgang mit der paradoxen Anforderung an die Gesellschaftswissenschaften gestaltete sich durchaus differenziert, abhängig vom jeweiligen Fach, der Politiknähe seines Gegenstandes und der Konfliktbereitschaft seiner Vertreter, aber auch der Mentalität der Gegenseite: „War der Parteichef der Universität akademisch taub oder nicht? Gelang es, einen einfältigen Funktionär mit rein taktischen Berichten zufrieden zu stellen?“ (Warnke 2022: 9). Soweit daraus Konflikte resultierten, lassen sich diese als Systemoptimierungskonflikte kennzeichnen. Der Streit mit den Funktionären ging um die Gestaltung des gemeinsamen politischen Projekts, nicht um dessen Infragestellung. Doch bot die grundsätzliche Übereinstimmung mit dem gesellschaftlichen Ziel- und Normensystem keinen hinreichenden Schutz vor politischen Kollisionen. Beispiele finden sich in „Träume und Tage“ (1970) von Hans-Jürgen Steinmann, Heinz Kruschels „Wind im Gesicht“ (1971), in „Zwischen zwei Nächten“ von Joachim Walther (1972) oder Renate Feyls „Bau mir eine Brücke“ (1972).

Will man diesen Konflikttypus in seiner wesentlichen internen Differenz erfassen, dann lässt sich sagen: Es ging immer um entweder zu wenig oder aber

in der DDR-Literatur generell erzeugt hat. Zwar war der Philosophie in der DDR immer praktisches Wirksamwerden angesonnen worden. Doch ergab sich derart eine spezifische Variante solchen Wirksamwerdens, die politisch so nicht eingepreist war, nämlich in der literarischen Praxis. Vgl. dazu Kirchner (2002) und Fuchs (2014: 16–46).

um zu viel an politischer Flexibilität. Die einen Wissenschaftler kritisierten, dass bestimmte Instrumente nicht eingesetzt, bestimmte Wege nicht begangen werden, obwohl sie Verbesserungen bewirken könnten. Die anderen Wissenschaftlerinnen kritisierten, dass bestimmte Instrumente eingesetzt, bestimmte Wege begangen und dadurch nicht steuerbare Gefahren heraufbeschworen würden. Mithin: Die eine Position drang auf Liberalisierungen (der Wirtschaft, der Öffentlichkeit, in der Kultur, bei der Anwendung technologischer Neuerungen usw.), die andere Position warnte vor Liberalisierungen. Im inhaltlichen Kern transportierten vortragene Widersprüche gegen eine jeweils geltende politische Linie also immer eine von zwei Botschaften: Sie zielten entweder auf die Erweiterung von Optionen oder auf deren Einschränkung.

Die Wissenschaftsbelletristik gestaltete hier nicht zuletzt die Spannung zwischen Loyalität und Widerspruch, persifliert als „voreiliges Denken“ (Fries 1982: 76) „gestockter Widersprüche“, wo Stagnation als Triebkraft aufträte (Fühmann 1981: 7), in einem „gebremsten Leben“ (Braun 1988: 113). Die Darstellungen verdichten sich zu einem Narrativ, das in vielen zeitgenössisch-literarischen und vor allem in nachträglich-autobiografischen Darstellungen lauter Geschichten subkutaner Renitenz liefert: Nicht Willfährigkeit gegenüber der politischen Obrigkeit habe den Alltag in den wissenschaftlichen Institutionen bestimmt, sondern eine Art Katz-und-Maus-Spiel, mit dem man sich fortwährend darum bemühte, Freiräume zu verteidigen und zu erweitern.

Oberassistent Peters zum Beispiel, in Gerti Tetzners Roman „Karen W.“ Historiker an der Karl-Marx-Universität Leipzig, bearbeitet das selbstgewählte Thema „Geschichtliche Möglichkeiten des Individuums“. Das erzeugt Gegenwind: Er ignoriere die marxistische These, welche die Rolle einer Persönlichkeit in der Geschichte in erster Linie aus ihrer Haltung zu den Klassen und Schichten herleite. Die Rolle des Individuums in gesellschaftlichen Entwicklungen konnte in den 60er Jahren ein heikles Thema sein: Subjektivismus-Gefahr! Peters' Vorlesungen werden nun von Externen observiert. Sein Forschungsgruppenleiter gibt die Parole aus: „Luft anhalten, Zeit gewinnen, Thema insgesamt retten!“ (Tetzner 1974: 182f., 189)

Selbst kleine Regelverletzungen, schreibt der Soziologe Detlef Pollack (2003: 20), besaßen „die Tendenz zur Generalisierung“, da in der Wahrnehmung des Parteiapparats potenziell „überall die Konterrevolution ihr Haupt erheben und den Führungsanspruch der SED in Frage stellen“ konnte. Daher auch die zahlreichen Tribunale und Maßregelungen, Parteiverfahren und zeitweiligen Abordnungen in die Produktion, wie sie sich in den Romanen immer wieder finden. Dabei liefert die Wissenschaftsbelletristik mit ihren Darstellungen fortwährenden Grauzonen-Managements – wobei die Texte mitunter klüger sind als die Autoren – letztlich Belege dafür, dass die Wissenschaft durch die Politik überfremdet und die DDR eine entdifferenzierte Gesellschaft war.

An sich ermöglicht die funktionale Differenzierung moderner Gesellschaften die Spezialisierung gesellschaftlicher Teilbereiche, was die gesamtgesellschaftliche Komplexitätsbearbeitungskapazität überproportional steigert: Wissenschaft z.B. kümmert sich um die Produktion wahrheitsfähiger Aussagen und Politik um die Erzeugung kollektiv bindender Entscheidungen (Luhmann 1998: 359ff.; 2000: 140ff.). Doch in der DDR wurde die Wissenschaft von der Machtlogik und einer als Staat organisierten politischen Bewegung usurpiert. Die Gesellschaft insgesamt war als Ressource der Umsetzung eines politischen Programms gleichsam beschlagnahmt worden. Die Kader des Staates waren Kader der Bewegung, und das galt damit auch für die Kader der Wissenschaft. Aus Opportunitätserwägungen folgte, dass letzteren dabei auch einige milieutypische Eigenheiten zugestanden wurden.

Inhaltlich wollte sich der Staat mit strategischem und operativem sowie – vor allem geschichtsbezogen – legitimatorischem Wissen versorgen. Hierzu wurden insbesondere die Gesellschaftswissenschaften benötigt. Da konnte es um die Vorbereitung des Geburtstages einer historischen Persönlichkeit gehen, soeben noch noch als eine Aufgabe unter anderen im Arbeitsplan vermerkt, die aber „plötzlich durch aktuelle Ereignisse eine neue Wertung erfuhr. Nun sollten wir“ – das Akademieinstitut für Geschichte in Günter Görlichs „Die Chance des Mannes“ – „ran, das notwendige Material beschaffen, plausible Begründungen finden, ... ein ‚Feuerwehreinsatz‘, der mit Wissenschaftlichkeit nur sehr entfernt etwas zu tun hatte.“ (Görlich 1982: 8) Abgründig verschlüsselt ist Stefan Heyms „König David Bericht“, in dem „Der Eine und Einzige Wahre und Autoritative, Historisch Genaue und Amtlich Anerkannte Bericht ...“ König Salomos zu schreiben ist. Die historisierende Darstellung aber verdeckt ebenso wie sie offenbart, worum es eigentlich geht: um die 1966 erschienene „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“ in acht Bänden (IML 1966), die unter der Gesamtleitung Walter Ulbrichts entstanden war und allerlei Geschichtsklitterungen enthielt (Lokatis 2021: 704f. und Lokatis 2003).

Konflikte, die entstanden, waren nicht – wie in ausdifferenzierten Gesellschaften – dynamisierende Irritationen. Ihre Bewältigung wurde zum Mittel, um dem bewegungsförmigen Staat Disziplin, Geschlossenheit und Normenkonformität zu sichern.

Politische Repressionen

Betrachtet man es analytisch unterkühlt, dann wird eines wenig überraschen: Die DDR, auch in ihrer Selbstbeschreibung eine Diktatur, war nicht allein durch ‚weiche‘ Repression gekennzeichnet. Sie wies ebenso nahezu alle Facetten harter Repression auf. Repressiv-‚weich‘ wirkten Disziplinierungen und Zurichtungen

im Studium oder am Arbeitsplatz und die im Laufe der Jahrzehnte gesteigerte Bespitzelung der Bevölkerung (dies am konsequentesten durchgestaltet in Franz Fühmanns „Saiäns-Fiktschen“, 1981). Darauf folgten in vielen Einzelfällen sog. Zersetzung des individuellen sozialen Netzes durch die Geheimpolizei, Exmatrikulation oder Arbeitsplatzverlust, Haft und Folter, also harte Repressionen. Totschlag an den Westgrenzen trat hinzu und wirkte nicht zuletzt dadurch repressiv, dass er als wahrscheinliches Ende eines Fluchtversuchs in Aussicht gestellt war und so die Exit-Option weitgehend verspernte.

Zwei Aspekte können hier anhaltend für Irritation sorgen. Zum einen hatten viele derjenigen, die Repressalien veranlassten, nur wenige Jahre zuvor im NS-Staat Repressionserfahrungen gemacht. Beerenbaum, der Funktionsprofessor in Monika Marons „Stille Zeile sechs“, hat freilich eine Begründung dafür, die für ihn die Sache konsistent macht: „Ich war selbst verfolgt, ... Grete“, seine Frau, „im Konzentrationslager. [...] Kommunisten haben gegen Unmenschen gekämpft. Wir durften nicht studieren. Wir haben bezahlt, daß andere studieren durften, immer, zuerst als Proleten mit unserem Schweiß, dann mit dem Geld unseres Staates. Arbeitergroschen. Diese Bildung war unser Eigentum, wer damit weglief, ein Räuber ..., jawohl. Ein Dieb gehört ins Gefängnis.“ (Maron 1991: 206)

Zum anderen traf der Verfolgungseifer nicht allein tatsächliche politische Gegner oder Skeptiker, sondern in bedeutsamem Umfang auch Angehörige der eigenen Bewegung. Das gilt nicht allein im Bereich der Politik, sondern ebenso für die Repressalien, von denen die DDR-Wissenschaftsgeschichte auch und durchgehend geprägt war. Dies hatte individuell teils desaströse Auswirkungen, die sich aber auch ins Systemische weiteten: Wo kritische Auseinandersetzungen fehlen oder nur gedämpft möglich sind, verliert ein politisches System seine Selbstkorrekturfähigkeit. Gerhard Zwerenz hat diese Verbindung von Individuellem und Systemischem am Beispiel des Philosophen Manfred Buhr exemplarisch verdichtet:

„In der Anfangszeit seines Studiums lernte Herr Z. jemanden kennen, der am Philosophischen Institut bald unter Beschuß geriet und sein Amt verlor. [...] Jahrzehnte danach, Herr Z. lebte längst in der Fremde, hörte und las er immer mehr von MB, der inzwischen in einer Akademie die Spitzenposition einnahm. Die reine Lehre verteidigend, die ihn vormals fast zu Fall gebracht hatte, brachte er nun andere zu Fall. | Es ist das Gesetz der Lemuren, sagte Herr Z. Gestorbene sind es, die weiterleben. Jedenfalls tun sie so. Und Herr Z. sah viele Lemuren, ja er begriff den Lemurencharakter der großen berühmten Intellektuellen. Irgendwann hatte die Partei sie entleibt und enteelt, ihrem Schatten die Fortexistenz gestattend, in privilegierter Stellung. Auf niemanden sonst kann die Führung sich so verlassen wie auf ihre Opfer von gestern. Es sind die sichersten Genossen. Nie mehr werden sie Widerspruch wagen, nie mehr einen ureigenen Gedanken riskieren. Sie haben ihre Lektion gelernt. Unsterbliche Opfer, sie sanken dahin.“ (Zwerenz 1997: 49f.)

Von Interesse ist hier allerdings auch, dass Buhr nicht nur diesen einen, von Zwerenz geschilderten Bruch erlebt hat, der sich in den 50er Jahren in Leipzig

ereignet hatte. Nach Auskunft von Rita Kuczynski (in „Mauerblume“) gab es 1970/71 einen zweiten, als Buhr bereits Direktor des Akademie-Zentralinstituts für Philosophie in Berlin war. Im Auftrag der SED-Bezirksleitung sei damals ein Tribunal gegen ihn inszeniert worden. „Binnen kurzem entstand eine hysterische Lynchstimmung, die so widerlich war, daß kaum mehr Luft zum Atmen blieb. Die Versammlung dauerte über sechs Stunden.“ Erst danach sei er der „am meisten gefürchtete Institutsdirektor an der Akademie“ geworden, „der intelligenteste und differenzierteste Intrigant, den ich in der DDR kennengelernt hatte“. (Kuczynski 1999: 121f.)

Repressionen repräsentierten in besonders drastischer Weise die negativen Energien in einem Wissenschaftssystem, das von einer politischen Bewegung usurpiert worden war. Zwar war die DDR-Wissenschaftsgeschichte auch durch Aufbaueuphorie, Streben nach Zugangsgerechtigkeit und Wissenschaftsoptimismus gekennzeichnet. Doch konnten diese positiven Energien nicht das regressive Moment neutralisieren, das in der Gewalttätigkeit der Durchsetzung eines Gesellschafts- und Wissenschaftsmodells bestand, welches ursprünglich in der Aufklärung wurzelte.

Eine Reihe von Repressionsaspekten, soweit sie wissenschaftsbelletristischen Niederschlag gefunden haben, ist im Verlaufe der bisherigen Darstellung schon erwähnt worden. Das betraf überwiegend die ‚weichen‘ Aspekte. Institutsschließungen z.B. kamen zwar selten vor, waren aber offenbar häufiger Teil von aufgebauten Drohkulissen: „Wenn ihr hier unten in Leipzig nicht spurt und macht, wie wir es oben in Berlin beschließen und wollen, daß es geschieht, machen wir euch das Institut zu!“, so Professor Koch (also Hans Koch vom ZK-Institut für Gesellschaftswissenschaften) in den 60er Jahren während eines Aufräumeinsatzes am Leipziger Literaturinstitut (Schneider 2004: 220).

Um Parteitreue zu beweisen, werden flugs Disziplinarverfahren inszeniert. Die Studierenden finden sich genötigt, die Strafmaßnahmen „demokratisch“ abzusegen: „Naja, redeten wir uns ein, der Anlaß sei zwar lächerlich, aber wenn die Existenz des gesamten Instituts auf dem Spielplan stehe, dann müsse halt ein Exempel statuiert werden.“ (Faust 1980: 42) Kurt Umnitzer, der Historiker und einstige Gulag-Häftling in Eugen Ruges „In Zeiten des abnehmenden Lichts“, erwägt im Selbstgespräch, wie sich der Übergang zwischen Repressionsformen fassen lasse: Sei es nicht auch ein Fortschritt, wenn man die Leute, anstatt sie zu erschießen, aus der Partei ausschließt? (Ruge 2011: 184).

Naheliegenderweise erschienen die meisten Bücher, in denen die repressiven Aspekte in der DDR-Wissenschaft verhandelt wurden, in Westdeutschland. Doch auch in vier Romanen, die in der DDR publiziert werden konnten, sind Repressionserfahrungen ein Teil des Plots, in anderen Texten finden sich en-passant-Erwähnungen. Tafel 19 führt die Texte auf, in denen die harte Repression handlungsrelevant ist.

Tafel 19: Erfahrungen harter Repression in Hochschule und Wissenschaft der DDR: literarische Darstellungen

Erscheinungsort	Autor.in, Titel, Erscheinungsjahr	Fach	Einrichtung
Westdeutschland	Dieter Meichsner: Die Studenten von Berlin (1954)	diverse	Humboldt-Universität zu Berlin
	Gerhard Zwerenz: Zwischenbericht von der hoffnungslosen Lage an der Fakultät der guten Hoffnung (1971)	Philosophie	Universität Leipzig
	Jürgen Fuchs: Gedächtnisprotokolle (1977)	Psychologie	Universität Jena
	Brigitte Klump: Das rote Kloster (1978)	Journalistik	Universität Leipzig
	Martin Stade: Exma 68 (1979)	lit. Schreiben	Literaturinstitut Leipzig
	Siegmar Faust: In welchem Lande lebt Mephisto? (1980)	Kunstpädagogik, lit. Schreiben	Universität Leipzig, Literaturinstitut Leipzig
	Jürgen Fuchs: Das Ende einer Feigheit (1988)	Psychologie	Universität Jena
DDR	Christoph Hein: Horns Ende (1985)	Geschichtswissenschaft	Universität Leipzig
	Fritz Rudolf Fries: Alexanders neue Welten (1982)	Romanistik	Akademie der Wissenschaften
	Christoph Hein: Der Tangospieler (1989)	Geschichtswissenschaft	Universität Leipzig
	Rosemarie Zeplin: Der Maulwurf oder Fatales Beispiel weiblicher Gradlinigkeit (1990)	Rechtswissenschaften	Humboldt-Universität zu Berlin
nach 1990	Monika Maron: Stille Zeile Sechs (1991)	Sinologie	Humboldt-Universität zu Berlin
	Charlotte Bechstein: Du darfst nicht daran zerbrechen (1997)	Philosophie	Universität Jena
	Ulrich Bock: Achtundsechziger (2000)	Theologie	Universität Jena
	Peter Jakubeit: Der Katzenwald (2000)	Philosophie	Universität Leipzig
	Hans-Joachim Wiesner: Rosa und Grau (2001)	Journalistik	Universität Leipzig
	Klaus E. Schneider: Der späte Student, Neurotiker und Extremist Wolf Lanzelo (2004)	lit. Schreiben	Literaturinstitut Leipzig
	Derado, Thea: Chemie und Irrsinn. Studienjahre in Leipzig 1954–1958 (2009)	Chemie	Universität Leipzig
	Rintoul, Fiona: The Leipzig Affair (2014)	Anglistik	Universität Leipzig

Die Darstellungen betreffen Erfahrungen permanenter Überwachung, Zerstörungen von Berufslaufbahnen und Hafterfahrungen (wobei letztere thematisiert, aber meist nicht als solche geschildert werden: die Zustände im DDR-Strafvollzug eigneten sich nicht dazu, von ihnen unter Wahrung der Integrität der Betroffenen

zu berichten, und die meisten Figuren mit Hafterfahrungen hatten reale Vorbilder). Anlässe waren einerseits expliziter Widerstand, dieser fast immer gegen ganz bestimmte Maßnahmen und auf diese beschränkt, d.h. zumindest anfangs nicht aus einer grundsätzlichen Systemgegnerschaft resultierend. Andererseits wurden kleinere Handlungen aktivierten Zweifels politisch hochgeschaukelt, so dass sie plötzlich als sehr große Handlungen erschienen.

Die Staatssicherheit war dabei praktisch immer involviert, aber auch Partei- und staatliche Leitungen trugen ihren Teil bei. Besonders intensiv findet sich das in den dokumentarliterarischen „Vernehmungsprotokollen“ von Jürgen Fuchs (1978) dargestellt. Dass der staatliche Verfolgungseifer durchaus volatil war – ebenso wie und im Zusammenhang mit der Parteilinie – machte es nicht besser, sondern willkürlicher. Wen es in einer ungünstigen Situation erwischte, der konnte auch mal eher aus Versehen für 21 Monate ins Gefängnis gehen – so in Christoph Heins „Tangospieler“ (1989). Dort sprang der Leipziger Historiker Dallow als Aushilfspianist beim Uni-Kabarett ein, kannte die Texte nicht, die er begleitete, wird aber genau deretwegen verurteilt – „Verächtlichmachung führender Persönlichkeiten des Staates“. Zwei Jahre später, nach seiner Haftentlassung, sieht und hört er, wie dieselben Texte inzwischen ohne jede Beanstandung auf der Kabarettbühne dargeboten werden.

Die Leipziger Universität ist, wie insgesamt in der ostdeutschen Wissenschaftsbelletristik, auch bei den literarischen Darstellungen des Repressionsgeschehens überrepräsentiert. Daneben sticht die Universität Jena quantitativ als Handlungsort heraus. Die Humboldt-Universität und das Leipziger Literaturinstitut „Johannes R. Becher“ kommen jeweils dreimal vor. Die institutionellen Häufungen verweisen aber wohl weniger auf dort besondere Repressionsintensitäten, sondern folgen eher daraus, dass die genannten Hochschulen in der Wissenschaftsbelletristik auch insgesamt häufiger als andere Einrichtungen vorkommen. Anders dürfte dagegen der Umstand begründet sein, dass fast alle Texte, in denen Repressionen plotrelevant sind, in den Gesellschaftswissenschaften spielen: In dieser Fächergruppe waren wohl auch die meisten Repressionen vorgekommen. Das wiederum dürfte mit der Bedeutung zusammenhängen, die den Gesellschaftswissenschaften politisch für die sozialistische Entwicklung zugewiesen war.⁶³

63 Einen wissenschaftlichen Überblick zum Repressionsgeschehen in der DDR-Wissenschaft gibt es bislang nicht, so dass hier auch kein fundierter Fächergruppenvergleich vorgenommen werden kann. Für die Jahre seit 1945 bis zum Mauerbau 1961 verzeichnet eine 1994 erschienene Dokumentation sechs politisch motivierte Verhaftungswellen, von denen 1.078 Studierende betroffen waren. Diese mündeten in Verurteilungen zu Haftstrafen und führten für 148 Studierende zur Deportation in die Sowjetunion, nicht selten mit Todesfolge. (VERS 1994: 202–207) Ansonsten lässt sich auf lokale bzw. regionale Detailstudien verweisen: vgl. Müller/Osterloh (1996), Herrmann/Steudel/Wagner (1997), Kowalczuk (1997), Schmiedebach/Spiess (2001), Blecher/Wiemers

Wissenschaftsoptimismus – WTR – Produktivkraft Wissenschaft

Die Erwartungen an die wissenschaftsgestützte Technologisierung der Gesellschaft waren überbordend. Karl-Heinz Jakobs beschrieb sie 1964 in einem Dialog junger Arbeiter:

„Stef: ‚Was meinst du wohl, wie lange es dauert, bis wir im Kommunismus leben?‘ ‚Fünfundzwanzig Jahre‘, sagte ich. [...] ‚Jeder arbeitet nach seinen Fähigkeiten, jeder lebt nach seinen Bedürfnissen, das ist klar‘, sagte Stef, ‚aber wieviel neue Bedürfnisse werden wir im Jahre 1990 zum Beispiel haben?‘

‚Dann haben wir Atomheizungen in den Wohnungen‘, sagte ich. ‚Wir werden Atomkraftwerke haben‘, sagte Stef, ‚von wo aus Dampf in unsere Wohnungen geleitet wird.‘ ‚Atomkraftwerke‘, sagte ich, ‚wo 20 Ingenieure beschäftigt sind, und jeder hat nur einen Knopf zu drücken.‘ ‚Quatsch‘, sagte Stef, ‚die Knopfdruckerei wird selbstverständlich mechanisch ausgeführt. Die Ingenieure werden nicht einmal den Ablauf der Kernumwandlungen kontrollieren müssen. Das werden Elektronenhirne für sie besorgen. Ihre Aufgabe wird sein, die Technik immer weiter zu verbessern.‘ [...]

‚Im nächsten Jahrhundert braucht niemand mehr für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten. Jeder arbeitet seinen Neigungen entsprechend. Die Aufgabe der Erzieher wird sein, die vielfältigsten Neigungen zu entwickeln. Aber niemand wird auf den Gedanken kommen, etwa nicht zu arbeiten.‘ ‚Und zwar‘, sagte Mahlow melodios, ‚wird die Arbeit ihren Inhalt bekommen. Bücher lesen und Konzerte besuchen wird in die Kategorie der Arbeit eingereiht werden.‘ ‚Oder es wird so sein, daß eine Kombi bedienen oder ein Haus montieren in die Kategorie interessanter Vergnügungen fällt‘, sagte Stef.

‚Was aber wird mit den armen Romanschreiberlingen und den Instrumentalisten und überhaupt mit all denen, die Kunst machen?‘ fragte ich. ‚Werden ... wir Romanschreibemaschinen erfinden?‘ [...] ‚Leute wie Anna Segers ... werden auch im Kommunismus in mühseliger Handarbeit frönen.‘“⁶⁴

Wie ersichtlich, verband der utopische Überschuss technologischen und politischen Optimismus. Der technologische war im Kern ein Wissenschaftsoptimismus, genauer: ein Naturwissenschaftsoptimismus. Doch die starke Wissenschaftsgläubigkeit folgte auch schon aus dem Selbstbild der SED, dass die Politik mit dem Marxismus-Leninismus per se wissenschaftlich begründet sei und dass Planung wissenschaftliches Wissen zur Voraussetzung habe. Um Steuerungswissen zu erlangen, suchte der Apparat sein Handeln folglich unter anderem mit wissenschaftlicher Fachexpertise zu untermauern. Diese aber hatte die Prämissen nicht infrage zu stellen, war also normativ limitiert. Vorgaben, die mit unterschiedlicher Berechtigung aus dem Marxismus-Leninismus abgeleitet waren, definierten dem Denken unüberschreitbare Linien.

Die 60er Jahre waren in der DDR wissenschaftspolitisch vornehmlich durch eine technokratische Modernisierung und Hochschulexpansion gekennzeichnet.

(2005), Herrmann (o.J. [2007]), Gerstengarbe/Hennig (2009), Lienert (2011), Schröder/Staadt (2011), Kaiser/Mestrup (2012), Voit/Stötzer (2018), Scheer (2019), MLU (o.J. [2019ff.]).

64 Jakobs (1964 [1959]: 79–82). Auf einige im Original enthaltene Absatzumbrüche wurde im Zitat verzichtet.

Das rührte zunächst daher, dass der anhaltende Produktivitätsrückstand der DDR-Wirtschaft auf deren Innovationsschwäche zurückgeführt wurde. Ausgeschlossen war es, irgendwelche perspektivischen Entwürfe noch auf vermehrten Einsatz von Arbeitskräften zu gründen: Arbeitskraft war quantitativ wie qualitativ, d.h. hinsichtlich des Fächers der verfügbaren Qualifikationen und ihrer territorialen Verteilung, zu einem knappen Gut geworden. Das war auch mit dem Stopp der Massenabwanderung durch den Mauerbau nur etwas gemildert worden. Folglich sah sich die Wirtschaftsplanung „gebieterisch auf den Weg technischer Innovationen und damit auf die Wissenschaft verwiesen“. (Laitko 2018: 68) Etwas anderes wäre auch kaum möglich gewesen, „wenn die DDR nicht von vornherein aus dem Systemwettstreit aussteigen wollte“ (Laitko 1996: 34).

Damit schlug die Stunde für die Idee von der „Produktivkraft Wissenschaft“, die bereits 1957 ausformuliert worden war (vgl. Kosel 1957). Was im nachhinein häufig als reine Funktionalisierung des Forschungsprozesses apostrophiert wird, war tatsächlich aber das Ergebnis einer gravierenden innermarxistischen Positionsverschiebung. Seit Stalin hatte die Wissenschaft im Basis-Überbau-Schema zur Sphäre des gesellschaftlichen Bewusstseins gehört. Indem sie nun den Produktivkräften zugeordnet wurde, war sie plötzlich Teil des gesellschaftlichen Seins. (Vgl. Mocek 1994: 2f. und Laitko 2018: 33–37) Das bewirkte insbesondere für die Natur- und Ingenieurwissenschaften eine gravierende Bedeutsamkeitssteigerung, erwartete man von ihnen doch die Vorarbeiten für und die Umsetzungen von technologischen und sonstigen wissenschaftsbasierten Modernisierungen.

Die wissenschaftlich-technische Revolution – das zweite große Schlagwort seit dieser Zeit – befeuerte wissenschaftsoptimistische Hoffnungen für praktisch sämtliche Gesellschaftssphären. Entsprechend weiträumig wurden auch die Gegenstände der DDR-Wissenschaftsbelletristik. Carl Wege (1996) hat eine Auswertung der Texte von „WTR-Schriftstellern“ vorgenommen. Er identifizierte „gemäßigte Autoren“, die, wie Christa Wolf, lediglich danach gestrebt hätten, einen Ausgleich zwischen ‚Seele‘ und technischem Fortschritt herbeizuführen.⁶⁵ Daneben erkannte er „radikale WTR-Anhänger“, die in ihren kommunistischen Zukunftsvisionen einer perfekt durchrationalisierten Kahlschlagmoderne das Wort geredet hätten (ebd.: 4f.).

Die Heftigkeit dieses Urteils mag der ungnädigen Stimmung entsprungen sein, die in den 90er Jahren die Betrachtung der DDR-Literatur prägte.⁶⁶ Immerhin: Der von Wege als ein Beispiel angeführte Roman „Eine Pyramide für mich“

65 Anzumerken ist, mit Patricia Herminghouse (1992: 70f.), dass bei Christa Wolf deutlich eine Entwicklung von der Wissenschaftseuphorie in „Der geteilte Himmel“ (1963), die aber auch damals schon nicht völlig distanzlos gewesen war, bis hin zur tiefen Skepsis gegenüber einem vor allem technisch-technologisch gedachten Fortschritt im „Störfall“ (1987) beobachtet werden kann.

66 Vgl. Wege (1996: 41) zu Karl-Heinz Jakobs Roman „Eine Pyramide für mich“ (1971), dessen Autor er zu den WTR-Radikalen rechnet: „Auffallend ist, mit welchem heillosen Unverstand auch in

(1971) von Karl-Heinz Jakobs lässt durchaus zwei Deutungen zu. Es geht um einen Staudammbau, für den zwar regionalwirtschaftlich einiges spricht, aber geohydrologisch auch eine ganze Menge dagegen. Die eine Deutung entwickelt Jakobs selbst als zentrale Botschaft des Buches: Eine rein naturwissenschaftliche Position – „Mein Gutachten zählt auf ..., es mischt sich nicht ein, es ist ohne Zorn und ohne Mitleid“ (ebd.: 223), sagt Professor Satie – könne ungenügend sein, wenn sie nicht gesellschaftlich kontextualisiert werde. Die andere, im Buch nicht entfaltete Deutung des Geschehens ließe sich ebenso mit einiger Berechtigung vertreten: Wenn es politisch nützlich ist, muss der wissenschaftliche (hier also geohydrologische) Sachverstand zurückstehen.

Jedenfalls versuchte man, um die Innovationsschwäche der DDR zu beheben, eine systemimmanente Reform des politisch-ökonomischen Steuerungsmodells zu bewerkstelligen. Das sogenannte Neue Ökonomische System der Planung und Leitung (NÖSPL, kurz NÖS) sollte einer „Vervollkommnung“, gemeint: Verwissenschaftlichung und Versachlichung der Führungsprozesse dienen. Bei übergreifender Planung sei insbesondere die Eigenlogik der Ökonomie stärker zu berücksichtigen (vgl. Sywottek 2000; Steiner 2000). Mit der Kybernetik schien die Wissenschaft die hierfür benötigte Expertise bereitzuhalten: Die Verbindung von subsysteminterner Regelung mit gesamtsystemischer Steuerung, so die seinerzeit herrschende Annahme, lasse eine optimierte Lenkung und Leitung zu.

Die von einer solch wissenschaftseuphorischen Grundstimmung beflügelten Fachdisziplinen sollten damit deutlich innovationsorientierter werden. 1963 bis 1967, zwischen dem VI. und VII. Parteitag der SED, wurde in strategischen Arbeitskreisen zu Kybernetik, Modelltheorie, Praxeologie und Operationsforschung gearbeitet, eine Akademie für Marxistisch-Leninistische Organisationswissenschaft vorbereitet (und 1969 gegründet), über „komplexe Systemautomatisierung in Großvorhaben“ oder „Fließverfahrenszüge“ geforscht. Die Kybernetik war „eine Möglichkeit, aus der geschlossenen Welt der Dogmatik ins Freie des Experiments zu gelangen“. (Decker 2015: 24f.)

Zugleich war die Kybernetik, einmal von der bürgerlichen Scheinwissenschaft zur sozialistischen Optimierungslehre promoviert, kampagnenförmig protegiert worden. Der Doppelcharakter – Innovation durch wissenschaftsbasierte Lenkung und politische Kampagne – führte wohl dazu, dass sich die Kybernetik in der Belletristik widersprüchlich dargestellt findet: zustimmend und sich darüber belustigend. Das entsprach ziemlich genau der Nutzung kybernetischer Modelle und Versatzstücke in der Wissenschaft und Anwendungspraxis. Diese Nutzung erfolgte sowohl theorieadäquat als auch so, dass man sie nur verballhornend nennen kann.

diesem Fall tradiertes Alltagswissen ignoriert wird: Selbstredend wurden die Gehöfte nicht ohne Grund statt auf dem hohen Berge in dem vor Wind und Wetter Schutz bietenden Tälern gebaut.“

Mittlerweile, beschrieb letzteres der Wissenschaftsforscher Rainer Thiel (2010: 173), hätten eifrige Leute begonnen, Kästchen auf Papier zu malen: „Sie glaubten, das wäre schon Systemanalyse.“ So etwas gab Material für Spott. Renate Feyls Philosophiestudentin Bettina in „Das dritte Auge war aus Glas“ saß etwas enerviert im Ethikseminar: „Ich bin nicht hierhergekommen, um zu hören, daß die Sinneswahrnehmung der Flöhe ein kompliziertes kybernetisches Rückkopplungssystem ist“ (Feyl 1971: 48). Christa Wolf belustigt sich in ihrer Erzählung „Neue Lebensansichten eines Katers“ über eine kybernetische Schnapsidee: Eine Forschungsgruppe um Psychologieprofessor Rudolf Walter Barzel sitze daran, ein „absolut vollständige[s] Verzeichnis sämtlicher menschlicher Unglücksfälle in sämtlichen denkbaren Konstellationen zu liefern“. In der Sache gehe es darum, die Zeitabfolge, „welche die Menschen mit dem antiquierten Wort LEBEN belegt haben“, erschöpfend zu programmieren, und letztlich um ein einfaches „Regelsystem, das, von einem einzigen Zentrum aus gesteuert, mit einem Freiheitsspielraum von plus minus null in genau voraussagbarer Weise auf Reize antwortet“. (Wolf 1970: 68, 80, 87)

Hermann Radek, der zum Operationsforscher avancierte Psychologe in Karl-Heinz Jakobs „Die Interviewer“, hat dagegen zu seinem kybernetischen Fach eine gelassene Einstellung: Das Kauderwelsch der Operationsforschung sei heutzutage in aller Munde. Man versammle sich nicht mehr in Horden, sondern in Teams, man rechne nicht mehr mit Fingern, sondern verwende Algorithmen, und jeder Mann, der etwas auf sich halte, vergesse nicht, „im Ehebett von seiner Zielfunktion zu schwärmen“. Im übrigen aber sei der Operationsforscher jemand, „der Fragen stellt, die keiner beantworten kann“. (Jakobs 1973: 18f.)

Vorbehalte gegen diese Zugänge waren in der Wissenschaft, folgt man der ihr gewidmeten Belletristik, von zweierlei Art. Es gab zum einen die ideologisch motivierten Vorbehalte bei denjenigen, die sich, wenn man es freundlich betrachten wollte, der nun gerade aktuellen Parteilinie widersetzen: Einige Wissenschaftler saßen, so wurde nach Peter Jakubeits „Katzenwald“ von Kritikern bemängelt, „kapitalistischen Verfallssymptomen wie der Soziologie und der Informationskybernetik“ auf (Jakubeit 2000: 201). Zum anderen, so heißt es bei Helga Königsdorf, wurde die Operationsforschung als Drohung wahrgenommen, dass nun überall ein Einheitssystem zur Steuerung eingeführt werden solle. Dies sei aber vorübergegangen wie ein böser Traum: „Ich erinnere mich nur, daß wir während unserer Tagungen in erstklassigen Hotels wohnten und daß es sehr gutes Essen gab. Ich kann mich an kein einziges vernünftiges Resultat erinnern.“ Doch erstaunlich sei es schon gewesen, wie viele Wissenschaftler man in eine Spur setzen könne und „wie behende sie es vermeiden, an ein unerwünschtes Ziel zu gelangen“. (Königsdorf 2002: 145f.)

Bis das NÖS-Reformprogramm ausformuliert sein konnte, sollte es bis zum VII. Parteitag 1967 dauern. Parallel wurde Ulbricht aus Moskau zunehmend miss-

trauisch beobachtet, und die Fraktion um Honecker intrigierte gegen ihn. Als dann kurz nach dem VII. Parteitag die Prager Reformer ein Programm vorstellten, das im Bereich von Wirtschaft und Gesellschaftsteuerung dem der Ulbrichtschen Neuen Ökonomischen Politik ähnelte, war die Zeit für experimentelle Alleingänge vorbei. Nun bremste die sowjetische Führung Ulbricht aus. Honecker ließ sich in Moskau bestätigen, dass dessen einsetzender Altersstarrsinn eine Änderung in der Parteiführung erzwingen, und putschte erfolgreich. Der VII. Parteitag wurde fortan beschwiegen, sodass im Laufe der Zeit der Eindruck entstand, er hätte nie stattgefunden. Kybernetische Forschung fand nur noch in Randbereichen statt, „denn nach dem Prager Frühling wollte die SED-Spitze kein Nachdenken mehr über sich selbst steuernde Systeme“ (Decker 2015: 26).

Die DDR-Schriftsteller hatten den Auftrag wie das Bedürfnis, mit Belletristik eingreifend zu wirken und also aktuelle Entwicklungen aufzugreifen. Der übliche Nachlauf, den literarische Texte hinter realen Ereignissen haben, führte Anfang der 70er Jahre zum Erscheinen einer Reihe von Werken, die noch dem alten Paradigma angingen. Ursprünglich waren sie als Gegenwartsromane geplant, da die Autoren annahmen, dass die gestaltete Entwicklung auch noch zum Erscheinungszeitpunkt denselben Vektor aufweisen werde. Doch dann handelte es sich plötzlich, durch Honeckers Machtübernahme, um Texte zu einer bereits wieder abgeschlossenen zeithistorischen Episode.

Erik Neutsch ließ in „Haut oder Hemd“ (1972a) eine Prognosegruppe arbeiten, ein typisch kybernetisches Instrument. Geschrieben worden war das Theaterstück 1969/1970, kurz bevor Prognosegruppen für nicht mehr für erforderlich gehalten wurden. Das Stück hatte eine reale Verankerung: Neutsch selbst war, in seiner Eigenschaft als Mitglied der SED-Bezirksleitung Halle, Ende der 60er Jahre in eine solche Prognosegruppe berufen worden. Sie sollte „Entscheidungsvarianten für die künftige Produktionsstruktur des traditionsreichen Geiseltals vor den Toren Merseburgs und Halles“ finden (Neutsch 1972: 119).

Weitere Nachläufer zu den Reformversuchen waren Heinz Kruschels „Wind im Gesicht“ (1971) oder Karl-Heinz Jakobs „Interviewer“ (1973), wobei hier die Kybernetik ihren Protagonisten enttäuscht, jedenfalls für die konkrete betriebliche Praxis, in der er sie anzuwenden versucht. Sehr viel später werden zwei Autoren darauf zurückkommen, Marc Schweska in „Zur Letzten Instanz“ (2011) und Dietmar Dath in „Deutsche Demokratische Rechnung“ (2015). Bei Schweska findet sich das Milieu der Kybernetikversuche und die weitgehende Wiederabschaffung der Kybernetik in der DDR gestaltet. Dath entwickelt seine Handlung um den Wirtschaftsmathematiker Otto Ulitz herum, der dem Neuen Ökonomischen System Walter Ulbrichts das wissenschaftliche Zahlenwerk gab (und in dem man wohl Anklänge an Harry Nick wird erkennen dürfen, vgl. Nick 2003, insbes. 60–104).

Nach Ulbrichts Sturz abgeschoben und verbittert, sitzt Ulitz bis zu seinem Lebensende an der Auswertung der Reformversuche. Schlüssig entwerfe er dabei multidimensionale Oberflächen von Produktivitätsveränderung in einem ökonomisch-historischen Phasenraum, betone die Störungen, die durch Konzentration von Informationsnutzungsbefugnissen den Parametern aufgezwungen werden, und zeige, dass die von ihm untersuchten Oberflächen als Grenzen zwischen Stabilität und Chaos die Orte sind, an denen die Entscheidungen zwischen Wohlfahrt und Armut, Krieg und Frieden, Recht und Unrecht fallen (Dath 2015: 213). Die Informationswirtschaft, so werde deutlich, habe schon im Keim in dem sozialistischen System gesteckt, das man in den 60er Jahren wollte. Ulitz sei es darum gegangen, wie Informationen andere Informationen verarbeiten. Damit hätte das Neue Ökonomische System auch ein Konzept sein können, „das man hätte korrigieren können, Schritt um Schritt“. (Ebd.: 76, 130, 229) Ohne NÖS blieb die Korrekturfähigkeit jedoch arg beschränkt, wie sich 20 Jahre später, 1989, unabweislich zeigen sollte.

Eng verbunden mit der NÖS, aber auch danach auf der Tagesordnung bleibend war die Forderung, die Wissenschaft solle anwendungsorientierter werden. Dem sollte auch die III. Hochschulreform zuarbeiten, die zugleich eine Akademiereform war. Sie war insgesamt eine ambivalente Veranstaltung: als Versuch, die Wissenschaft auf Parteilinie zu bringen und gleichzeitig ihre Effizienz zu steigern (Krüger/Mörl 2006: 54). Mit ihr sollte einerseits die verbliebene Macht bürgerlicher Ordinarien an den Hochschulen neutralisiert werden.⁶⁷ Das erschien aus der Sicht von Partei und Staat notwendig, um andererseits einem technokratischen und utilitaristischen Verständnis von Wissenschaft zum Durchbruch zu verhelfen.

Dem dienten Kaderentwicklungsprogramme, an den Hochschulen die Abschaffung der Institute und Einführung von Sektionsstrukturen, in der Universitätsmedizin die Umwandlung der Fakultäten zu je einem „Bereich Medizin“, all dies verbunden mit unmittelbaren Weisungsstrukturen nach dem Einzelleiterprinzip sowie einer zentralen Etatbewirtschaftung an den Hochschulen. Was häufig als Sowjetisierung bezeichnet wird, ähnelte im institutionellen Ergebnis allerdings eher der US-amerikanischen Department-Struktur. Zugleich aber war die neue Struktur mit einer Zentralisierung nicht nur von Entscheidungs-, sondern auch Kontrollprozessen verbunden.

Wir begegnen der III. Hochschulreform in Karl-Heinz Kruschels „Wind im Gesicht“ (1971, Umwandlung Pädagogischer Institute in Pädagogische Hochschulen), John Erpenbecks „Alleingang“ (1973, Konflikt zwischen individualisierter Grundlagenforschung und kollektiver Anwendungsforschung), Dieter Nolls „Kippenberg“ (1979, Konflikt wie vorgenannt), Renate Feyls „Das dritte Auge war aus

67 Dass es dafür neben weniger guten auch gute Gründe gab, hat Ralph Jessen (1999: 193–206) unter dem Titel „Das Ende der ‚kleinen Grafschaften‘“ anschaulich herausgearbeitet.

Glas“ (1971, Interdisziplinarität wird gefordert und das Studium von fünf auf vier Jahre verdichtet, damit mehr Studienplätze entstehen), Werner Heiduczek's „Mark Aurel oder ein Semester Zärtlichkeit“ (1971, Studienreform: die Studierenden sollen nun auch forschen; im Mittelpunkt des Buches aber steht das Figurengegenmodell zum auf Studieneffizienz getrimmten Studenten, das die Hochschulreform verfolgt), Reiner Tetzner's „Ich, Dr. Roland Eisenberg“ (1976, Profilierung sorgt dafür, dass manches nicht mehr betrieben wird, hier weil ein Projekt zu weit in die Zukunft griffe), Hans-Joachim Wiesner's „Rosa und Grau“ (2001, ähnlich wie vorgenannt, in diesem Fall ist das Institut für literarische Publizistik der Uni Leipzig das Profilierungsoffer), Erik Neutsch's Band 5 von „Friede im Osten“ (2014, auch Profilierungsverlust, hier genetische Grundlagenforschung) und in John Erpenbeck's „Gruppentherapie“ (1989, es geht um die uneingelösten Hoffnungen, die sich mit der Hochschul- und Akademiereform verbanden, und nun, in den 80ern, noch einmal ganz grundsätzlich aufgerufen werden: Erpenbeck, selbst Wissenschaftsforscher, entwickelt, in eine Handlung verpackt, ein konkretes Reformprogramm für die Akademie).

Nach Auskunft von Cornelius Weiss konnten zwar insbesondere die Natur- und Technikwissenschaften den staatlichen Druck in Richtung Anwendungsorientierung zum Teil dadurch abfedern, dass sie mit diesbezüglichen Versprechungen sehr großzügig waren (während sie, „und sei es unter Tarnthemen“, lieber zweckfrei forschten, Erpenbeck 1989: 68). So sei bei den Chemikern die Aussage beliebt gewesen, dass von neu zu synthetisierenden Verbindungen irgendeine nützliche, z.B. pharmazeutische Wirkung zu erwarten sei. (Weiss 2022: 218) Aber dass es vor allem Versprechungen waren, blieb nicht unbemerkt.

Der Journalist Uwe in Imtraud Morgner's „Rumba auf einen Herbst“ verzweifelt an einer Reportage über ein Physikalisches Institut: „die Physiker redeten von Gegenständen, die vielleicht mal in achtzig Jahre praktische Bedeutung erlangen konnten. Wo lebten diese Leute?“ (Morgner 1992 [1966]: 253) An einem mathematischen Akademie-Institut behilft man sich damit, ein „Konsultationszentrum für Angewandte Kübernautik“ zu gründen. Es richtet sich an die Praxis, die zu Konsultationen eingeladen wird. In allen Berichterstattungen ist dieses Zentrum fortan ein schwerwiegender Pluspunkt des Instituts. Es gibt aber auch nicht wenige Skeptiker. So verwundert es nicht, dass nach einiger Zeit gefragt wird, „ob es nicht seltsam anmute, daß Nutzer unseres Konsultationszentrums nur selten um eine zweite Konsultation nachsuchen“. (Königsdorf 1978b: 84)

Prof. Berger, in John Erpenbeck's „Alleingang“ Direktor eines Akademie-Instituts für Wasserforschung, sieht sich von einem alten Freund, der jetzt stellvertretender Minister ist, gefragt: Die Akademie habe rund zwölftausend Mitarbeiter – „Wozu eigentlich?“ Berger antwortet, er könnte hunderte Ergebnisse nennen. Der Vizeminister insistiert: Er möchte eines wissen, „ein weltveränderndes, erdumrundendes“. Was sei denn verwertbar? Wo sei die Entdeckung, die Geld bringt?

Immerhin konzidiert er, dass er „nicht Nützlichkeit von heute auf morgen, direkt vom Labor in die Produktion“ erwarte, aber doch etwas Meßbares, „nicht durch Phrasen bemäntelte Unendlichkeit“ des Eintritts praktischer Verwertbarkeit. (Erpenbeck 1973: 94)

Den Praktikern in den Betrieben ist, nach Christoph Heins „Schlötzel“, die reine Wissenschaft „wie Urlaub: im Kopf klappt alles“ (Hein 1981 [1974]: 34), soll heißen: Wenn es praktisch werden soll, klappt nichts. Vielen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aber ließ die Forderung nach Anwendungsorientierung die Nackenhaare zu Berge stehen. Sie fanden Umgangsweisen damit, wie bei Helga Königsdorf nachzulesen ist. Auf den Formularen für die Jahresendberichterstattung habe es plötzlich eine unangenehme Rubrik gegeben: „Volkswirtschaftlicher Nutzen“. Man zog sich mit einer Zweiwortformel aus der Affäre: „multivalent nutzbar“. Und in die Rubrik, in der dieser Nutzen mit einer konkreten Geldsumme ausgedrückt werden sollte, schrieb man kurzerhand: „Entfällt.“ (Königsdorf 1993: 129) Eckart Förtsch nannte das eine „Wissenschaftsplanung, die oben im gleichen Maße ernst genommen wird wie unten nicht“ (Förtsch 1984: 161).

Letztlich jedoch zielte all das auf eine deutliche Steigerung wissenschaftlicher Produktivität als Voraussetzung der Steigerung wirtschaftlicher Produktivität. Wie aber sah es mit dieser aus, wenn man hierzu die Wissenschaftsbelletristik befragt?

Wissenschaftliche Produktivität

Zuerst die (halbwegs) gute Nachricht: Es gibt Romane, welche von höchster Leistungsbereitschaft erzählen, die sich am Ende auch immer irgendwie auszahlen. Das sind die Romane, die wir vereinfachend unter „Industrieliteratur“ rubriziert haben, die also in betrieblichen Forschungsabteilungen spielen oder in industriennahen Instituten. Das allerdings relativiert die Sache auch sogleich: Ein beträchtlicher Teil davon musste deshalb abgefordert werden, weil die Arbeitsprozesse und Arbeitsorganisation in der DDR-Industrie über das normale Maß industrialisierter Arbeit hinaus problembehaftet waren. Dafür sorgte schon allein die Anlagenbasis, die zu großen Teilen veraltet war, dadurch extrem arbeitskraftintensiv und in dieser Hinsicht wenig ressourcenschonend. Hinzu traten die systembedingten Koordinationsprobleme und unzulängliche Anreizstrukturen. Die FuE-Abteilungen sahen sich so fortwährend genötigt, unter suboptimalen Bedingungen zu improvisieren. Das indes gab für Literaten vielfältige Gelegenheiten, die FuE-Mitarbeiter als Helden des Alltags zu zeichnen. Die Zustände in den Betrieben wurden dabei nicht beschönigt, schließlich waren sie die beglaubigenden Bedingungen des heroischen Einsatzes der Figuren. In zumindest 17 Texten wurden diese Gelegenheiten, Forschende an der Front einer störungsanfälligen betrieblichen Praxis kämpfen zu lassen, auch genutzt (Tafel 20).

Tafel 20: Industrie- und industrienaehe Forschung: die Texte

Autor.in	Titel	Branche
Stefan Heym	Der Bazillus (in „Schatten und Licht“, 1960)	Chemie
Inge von Wangenheim	Das Zimmer mit den offenen Augen (1965)	Chemie
Karl Georg Egel	Dr. Schlüter (1966)	Chemie
Eduard Klein	Alchimisten (1967)	Chemie
Hans-Jürgen Steinmann	Träume und Tage (1970)	Chemie
Erik Neutsch	Akte Nora S. (1970)	Geologische Erkundung
Erik Neutsch	Haut oder Hemd (1971)	diverse
Joachim Walther	Zwischen zwei Nächten (1972)	Möbelindustrie
Karl-Heinz Jakobs	Die Interviewer (1973)	Elektro
Reiner Tetzner	Ich, Dr. Roland Eisenberg (1976)	Metallurgie
Dieter Noll	Kippenberg (1979)	Pharmachemie
Peter Vogel	Zwischenspiel (1979)	Chemie
Tom Wittgen	Das Wagnis oder In Motzbach und anderswo (1987)	Textilmaschinenbau
Helga Königsdorf	Kugelblitz (in „Lichtverhältnisse“, 1988)	Chemie
John Erpenbeck	Gruppentherapie (1989)	alle
Annett Gröschner	Moskauer Eis (2000)	Kältetechnik
Wolfram Adolphi	Hartenstein Bd. 1–3 (2015–2020)	Chemie

Ernüchternd dagegen wirken vor allem die literarischen Darstellungen zu Akademie-Instituten. Nimmt man die Schilderungen etwa von Helga Königsdorf, Michael Schindhelm oder Rita Kuczynski zum Nennwert, dann waren die Institute der DDR-Wissenschaftsakademie jedenfalls keine Inseln der radikalen Leistungsorientierung in einem Umfeld, das ansonsten eher von betrieblicher Gemütlichkeit mit vielen Kaffeepausen dominiert war.

Rita Kuczynski berichtet vom AdW-Zentralinstitut für Philosophie, wie sie nicht lange nach ihrem Eintritt dort ein dreißigseitiges Papier in ihrer Arbeitsgruppe zur Diskussion stellte. Die Kolleginnen und Kollegen seien voller Respekt gewesen, dass „die Kleine“ in so kurzer Zeit so viel geschrieben hatte. Der Inhalt war weniger von Interesse. „Wichtig war die Seitenzahl, sie war ein Fetisch am Institut [...] Ich stellte meine Schreibmaschine auf zweizeiligen Zeilenabstand ein und teilte die Seiten großzügiger auf. Ich bekam den Ruf, viel zu arbeiten.“ (Kuczynski 1999: 128). Auch Renate Feyls Katharina Hellberg weiß vom gleichen Institut, dass dessen Größe im umgekehrt proportionalen Verhältnis zum Gewicht seiner Leistung gestanden habe (Feyl 1992: 8).

Michael Schindhelm gelangte nach dem Studium in Woronesch ans Akademie-Zentralinstitut für physikalische Chemie in Berlin. Dort seien die Uhren

noch langsamer als anderswo gegangen, der Stoffwechsel mit der Welt restlos entschleunigt gewesen. „Unsere Abteilung genoß den Vorteil, Grundlagenforschung zu betreiben. Das sozialistische Plansoll verlor sich im imaginären Reich unabsehbarer Visionen und Perspektiven. Wer wie wir mit Lochkarten und ohne Telefonanschluß für die Welt von übermorgen wirkte, bekam den Druck der materiell-technischen Basis nicht zu spüren.“ (Schindhelm 2000: 286) Und Jens Sparschuh charakterisiert sein (fiktives) Institut für marxistische Seelenkritik mit den Worten: „Mittwochnachmittag – ein ganz normaler Institutsalltag, alle waren mit etwas beschäftigt, und keiner hatte richtig zu tun.“ (Sparschuh 1989: 35)

Kann man aber diese Schilderungen zum Nennwert nehmen? Immerhin widersprechen sie Ansichten, die bis heute verbreitet sind: Zwar sei die DDR-Wissenschaft überwiegend ein Problemfall gewesen, so das prägende Narrativ, das in den 90er Jahren durchgesetzt wurde. Aber eine Ausnahme zumindest habe es gegeben: die AdW-Institute, insbesondere die naturwissenschaftlichen. Es gibt indes eine Prüfmöglichkeit, mit der sich das objektivieren lässt, und die zudem glücklich damit korrespondiert, dass die Akademie-Institute in den 90er Jahren immer mit den DDR-Hochschulen verglichen worden waren: Es lassen sich die Zahl des Forschungspersonals und dessen internationale Publikationen ins Verhältnis setzen.

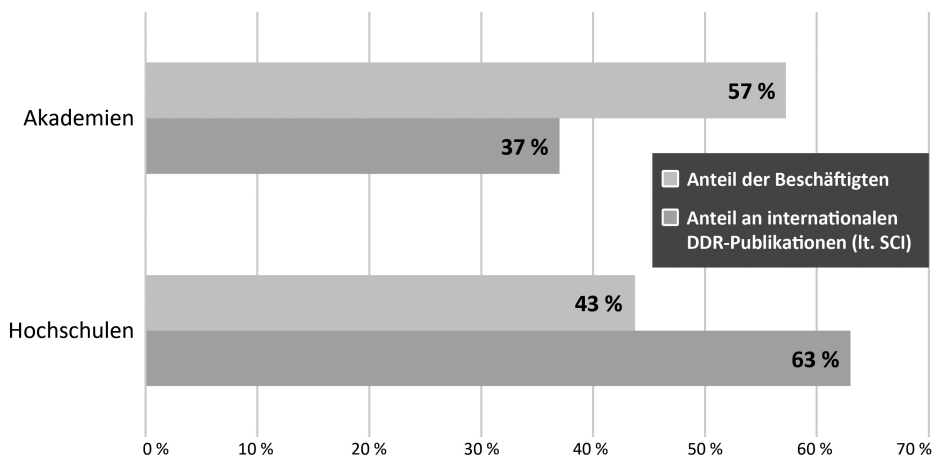
Der Akademiebereich verfügte in den Bereichen Naturwissenschaften und Medizin über eine Forschungskapazität von 28.334 Vollbeschäftigteneinheiten (VbE, entspricht Vollzeitäquivalenten, VZÄ), was in etwa auch der Personenzahl entsprach (Julier 1990: 5). An den Hochschulen dagegen wurden 1989 in den MINT-Fächern und Medizin insgesamt 21.438 Forschende und Lehrende beschäftigt (Burkhardt 1997: 11). Um Vergleichbarkeit mit den Akademien, die keine Lehrverpflichtungen hatten, herzustellen, muss hier der Anteil lehrbezogener Aufgaben herausgerechnet werden. Dann ergibt sich an den Hochschulen eine naturwissenschaftliche Forschungskapazität in Höhe von 14.348 VBE (Julier 1990: 5). Die Relation der Forschungs-VBE in den Bereichen Naturwissenschaft und Medizin betrug also 43 (Hochschulen) zu 57 (Akademieinstitute) Prozent.

Eine Auswertung des Science Citation Index für das Beispieljahr 1984 hat ergeben: Von den international wahrnehmbaren Publikationen aus den Natur- und medizinischen Wissenschaften an DDR-Hochschulen und -Akademieinstituten stammten 63 Prozent aus den Hochschulen und 37 Prozent aus den Akademieinstituten⁶⁸ (Weingart/Strate/Winterhager 1991). Damit waren, wenn man die dahinterstehende Personalkapazität heranzieht, die Hochschulen in Naturwissen-

68 Die Prozentangaben sind unter Bereinigung von Zuordnungsfehlern, die die herangezogene Studie enthält, berechnet. Nicht berücksichtigt sind hier die Publikationen, die auf Institute außerhalb der Hochschulen und Akademien sowie aus der Industrieforschung zurückgingen. Stattdessen sind zur Herstellung von Vergleichbarkeit die addierten Werte für Hochschulen und Akademieinstitute gleich 100 gesetzt.

schaften und Medizin etwa zweimal forschungsproduktiver als die Akademie-Institute (Tafel 21).

Tafel 21: Vergleich der Personalressourcen und internationalen Publikationen der Naturwissenschaften an DDR-Hochschulen und -Akademieinstituten



Die eher satirischen bis sarkastischen Schilderungen des Lebens an den AdW-Instituten, wie sie die DDR-Belletristik lieferte, scheinen also durchaus realitätsverankert zu sein. Zwar hätten sich zu anderen Personen und Arbeitsgruppen auch freundlichere Geschichten schreiben lassen können, bloß drängten sich erfolgreiche Akademie-Aktivitäten offenbar weniger für eine literarische Gestaltung auf. Nur vereinzelte Ausnahmen gibt es, etwa aus der wissenschaftseuphorischen NÖS-Zeit:

„Wir fanden ... Antworten auf die so einfach erscheinende, so schwer lösende Frage: Wie ist ein teilweise unbekanntes, komplexes, in angemessenen Zeiträumen nicht vollständig und exakt zu beobachtendes reales Objekt zu kontrollieren und zu beeinflussen? [...] Daraus folgt vieles: praxiswirksame Mikroelektronikalgorithmen, Effektivitätssteigerungen in der Produktion, neuartige ökonomische Planungsstrategien durch Einbeziehen unvermeidlich vorhandener zufälliger Störungen, Neubestimmung des Verhältnisses von Selbst- und Fremdverwaltung, von Plan, Preis, Wert und Markt“,

so ein Grundlagenforscher, als ihm vorgeworfen wird, in zwölf Monaten immer noch nichts Anwendbares zustandegebracht zu haben (in John Erpenbecks „Gruppentherapie“, 1989: 112f.) Überdies sind auch die Bedingungen nicht so günstig: „Ich ... besitze ... ungenügende Fachliteratur aus dem Ausland – soll aber trotzdem über alles unterrichtet sein und die Entwicklung mitbestimmen –, unzulängliche Laborausrüstungen, ungenügende Versorgung mit neuen Apparaturen, geringe Geldmittel. Bummelanten und Unfähige darf ich nicht rausschmeißen,

sondern soll sie – stell dir das vor! – erziehen“, empört sich ein Mediziner in Rainer Fuhrmanns vermeintlich fantastischem Roman „Medusa“ (1985: 241).

Doch immerhin: Selbst für die Gesellschaftswissenschaften an den Akademie-Instituten, die im Nachgang weitgehend zu Recht nur wenig freundliche Erinnerung wecken, lassen sich einige bemerkenswerte Arbeitsergebnisse nennen: die Arbeiten zur Strukturellen Grammatik in Ost-Berlin (immer wieder verwiesen wird auf Manfred Bierwischs Aufsatz zum Strukturalismus, erschienen 1966 im „Kursbuch“), die Projekte „Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache“ (Klappenbach/Steinitz 1964–1977) und „Etymologisches Wörterbuch des Deutschen“ (vgl. Pfeifer 1989), eine Geschichte des Luftkriegs von 1910 bis 1980 (Groehler 1981), das „Wörterbuch der Kybernetik“ (Klaus 1967), die Arbeiten der Werner-Krauss-Schule, das bis heute fortgeführte „Allgemeine Künstlerlexikon“ als „Thieme-Becker“-Nachfolger, das „Lexikon der Kunst“ (Olbrich 1987–1994), aus dem Forschungszusammenhang des AdW-Zentralinstituts für Literaturgeschichte der Band „Gesellschaft – Literatur – Lesen. Literaturrezeption in theoretischer Sicht“ (Naumann et al. 1973) und die weiteren Arbeiten zur Rezeptionstheorie mit ihrer Nähe zur Rezeptionsästhetik in Konstanz und andernorts sowie das „Historische Wörterbuch ästhetischer Grundbegriffe“ (Barck et al. 2000–2005), ebenso die in der DDR weitergeführten älteren Editionen, etwa die *Inscriptiones Graecae* (begonnen 1815).

Zugleich gab es auch und vor allem in den Gesellschaftswissenschaften die deutlich anderen Texte, die häufig ein Problem waren. „Wenn ich heute eure Publikationen lese, muß ich mich hinterher ein paar Stunden ... erholen“, beschied Berlinguer, seit langem nicht mehr an der Akademie, seinem Freund Retard, immer noch an der Akademie, in „Alexanders neue Welten“. Retard denkt sich pikiert, ohne es auszusprechen: „Als ob Akademien eine Arena wären für spontane Einfälle.“ (Fries 1982: 186)

Franz Fühmann zeichnete in „Saiäns-Fiktschen“ das Bild einer Wissenschaft, die nur noch dazu diente, bereits Bekanntes zu bestätigen, und auch das nur, wenn es der ideologischen Legitimation dienlich war. Dazu müsse immer wieder die „Prophezeiung der Klassiker ... als erfüllt ausgewiesen werden“, und zwar so: „Kamerad Diplomkausalitätler Nummer 180, untersuchen Sie, daß sich dies soundso verhält –; ... daß, daß, daß, immer und immer zu einem Resultat hin, das vor der Arbeit schon längst feststeht, und niemals ein Wie, nicht einmal ein Ob, geschweige ein Was.“ (Fühmann 1981a: 53f.)

War es zwar vordergründig die Sprache zahlloser Texte aus den DDR-Gesellschaftswissenschaften, die Unlesbarkeit erzeugte, so verbarg sich hinter der Sprache doch etwas Inhaltliches: entweder mangelnde Präzision oder die Verarbeitung kognitiv dissonanter Vorgaben der Politik. Frank Luther in Erik Neutschs „Friede im Osten“ hatte nach Stalins Tod ein Problem mit seiner Dissertation: Bisher war er mit Zitaten aus Stalins Schriften wenig sparsam umgegangen. Nun begann er,

anstelle dieser Zitate ähnliche bei Lenin zu suchen, fragte sich aber auch: „Konnte man das ... denn noch Wissenschaft nennen?“ (Neutsch 1985: 250)

Horst Drescher schrieb in „Hörsaal 40“ auch über die – dominierende – Wissenschaft der 50er Jahre, die jenseits der Hörsaal-40-Berühmtheiten betrieben wurde. Jedes zweite Wort habe dort „wissenschaftlich“ und „gesetzmäßig“ gelautet, dabei aber sei das Denken ganz chiliastisch schweifend geprägt gewesen. Maliziös liefert Drescher eine Erläuterung, die Geltung für die gesamten 40 Jahre DDR beanspruchen kann. Sie rekurriert darauf, dass der – wissenschaftlich zu begründende – Platz der DDR in der Geschichte ein mit Dauerdringlichkeit verfolgtes Anliegen war: „ob wir derzeit erst hinter der zweiten Vorschwelle zur ersten Hauptstufe des vollentwickelten Sozialismus lagerten oder bereits im Aufbruch begriffen waren zum Vorhof einer Frühstufe des Kommunismus, das war noch nicht präzise auszumachen, da wechselten die Vorstellungen von Zeit zu Zeit.“ (Drescher 1995: 140)

Wie dieses und vergleichbare Anliegen von den Wissenschaftlern verarbeitet wurden, ist in der DDR allein in belletristischen Texten kommentiert worden. Der Spott war dabei durch den Gegenstand der Betrachtung gleichsam programmiert: „Sätze, die so groß und weit in ihrer Aussage waren, daß neben den alten auch jederzeit neue Wahrheiten hineinpaßten, große Orakel mit den Worten ‚Dialektik‘, ‚wechselseitiger Zusammenhang‘, ‚differenzierte Betrachtungsweise‘.“ Sie sagten allesamt, so der Beobachter Rudolf Rypschinski in Jens Sparschuhs „KopfSprung“: Es ist so, kann aber auch ganz anders sein. Ihre Unbestimmtheit schütze sie vor jeglichem Zugriff. Sie seien unbegreifbar und mithin unangreifbar, getragen von einem starren, festgeschriebenen System von Grundbegriffen, „die unverrückbar feststanden, eine Glaubensbastion ... (darüber, hieß es, diskutieren wird nicht)“. Immerhin aber habe bei der Arbeit an derartigen Texten subjektiv durchaus der Eindruck großer geistiger Mühe entstehen können: „von einem dunklen Begriff zum anderen zu kommen ..., ohne dabei aus dem Rahmen zu fallen, steckenzu bleiben oder die Spielregeln zu verletzen – das war mühevoll.“ (Sparschuh 1989: 129)

Gelegentlich indes war es nicht mangelnde Präzision, die in den Gesellschaftswissenschaften zur Textunverständlichkeit führte, sondern zu viel Präzision. Diese war dann besser sprachlich zu kaschieren, um die Aufmerksamkeit der Ideologiewächter zu unterlaufen. Wie das Publizieren solcher Texte lief, hat Guntolf Herzberg am Beispiel von Beiträgen für die „Deutsche Zeitschrift für Philosophie“ – bei Franz Fühmann (1981: 40) „Kampfschrift für philosophische Gewißheit“ – beschrieben:

„die meisten druckreifen Beiträge haben erst gar nicht das Akademieinstitut, an dem ich arbeitete, verlassen können – sie haben die zahlreichen internen Hürden nicht genommen. Artikel und Rezensionen sind in der Regel erst in der Arbeitsgruppe besprochen, dann im günstigsten Falle dem Arbeitsgruppenleiter vorgelegt worden, der ihn verändern, zurückbe-

halten oder weiterleiten konnte. Dasselbe noch einmal beim Bereichsleiter, in schwierigeren Fällen mußte der schon konform gemachte Text noch vom Institutsdirektor genehmigt werden (der im Zweifelsfalle bei der Abteilung Wissenschaft des ZK anrief). Dann ging der so abgesegnete und passformige Beitrag an die Redaktion, die zu jedem Artikel ein bis zwei Gutachten anforderte. Schließlich haftete der Chefredakteur mit seinem Kopf (lies: mit seinem Posten) für die ideologische Reinheit (und geistige Leere) seines Blattes. Der Autor des Beitrages war auf diese Weise zumeist abgesichert, er war – und das bereitete allerdings wenig intellektuelle Freude – für den Inhalt nicht mehr verantwortlich.“ (Herzberg in Brühl et al. 1999: 458)

Als Rothenburg, der nun ehemalige Philosophieprofessor in John Erpenbecks „Aufschwung“, in den 90er Jahren seine alten Texte liest, erinnert er sich ihrer damaligen Wirkungen: Wer diese damals las, habe alle Kodierungen gekannt und die Botschaften verstanden. Sein Anliegen war gewesen, dem Individuum größere Rechte und Freiräume einzufordern. Doch hatte er es unter Texttiteln wie „Die Entwicklung des sozialistischen Menschen“ oder „Das Menschenbild in der marxistisch-leninistischen Philosophie“ verbergen müssen. Nun, nachdem der Kontext der Texte entfallen war, erschien das, was seinerzeit Aufsehen erregte, als „bloße Häufungen ideologischer Versatzstücke ..., nach unbekannten Regeln aneinandergereiht“. Wer des dialektischen Sprachspiels unkundig sei, könne es kaum verstehen. (Erpenbeck 1996: 33)

Michael Köhlmeier hat das in „Die Abenteuer des Joel Spazierer“ ins Groteske getrieben. „Zu einem Gegenstand, über den niemand etwas weiß, hat jeder etwas beizutragen“, weiß seine Hauptfigur, die sich 1979 als vermeintlicher Enkel Ernst Thälmanns auf eine Professur für Wissenschaftlichen Atheismus an der Humboldt-Universität gemogelt hat. Es ließe sich auch sagen: Worüber man nicht schweigen kann, darüber muss man reden lassen. Also sagt der Atheismus-Philosoph, geschützt durch Charisma, zunehmend weniger, was sein Publikum, angestachelt durch das Charisma, um so mehr zum Reden bringt. Gegen die wenig bekömmliche Rhetorik der DDR-Philosophie konnte man als ihr Vertreter angemessen nur das Nichts-Sagen setzen, so wohl die Botschaft. Ausgerechnet Margot Honecker liefert dann – in diesem Buch – den treffendsten Kommentar zum Zustand der Disziplin, als es gesprächsweise um den Chefphilosophen der DDR, Kurt Hager, geht: Der hat, wie der selbsternannte Thälmann-Enkel, eine Philosophieprofessur an der Humboldt-Universität inne, seit 1949, hält aber längst keine Vorlesungen mehr. „Worüber auch, bitte!“, giftet die Volksbildungsministerin.⁶⁹ (Köhlmeier 2013: 602)

69 1982 wurde Hager, wohl auf politischen Druck hin, in das beim Dietz-Verlag erscheinende Philosophen-Lexikon aufgenommen. Die Autoren des Artikels hatten erkennbar einige Mühe, dem seit 1955 amtierenden Ideologie-Sekretär des SED-Zentralkomitees eine Biografie zu schreiben, welche die Lexikon-Aufnahme einigermaßen plausibel macht: „... hat H. viel zur Ausbildung marxistischer Kader sowie zur philosophischen Forschungsarbeit zu Grundfragen des dialektischen und historischen Materialismus und zu philosophischen Fragen der Wissenschafts-

Eine ebenso zusammenfassende wie erweiternde Perspektive auf die Produktivität der DDR-Intelligenz hat 1984 Christoph Hein formuliert. Sie, die Intelligenz, habe „angefangen zu verwalten und aufgehört zu arbeiten“, das heißt: Sie sei allzusehr in den Entwicklungsstadien der Gesellschaft aufgegangen und habe das provokatorische Moment des Neuen aufgegeben. „Sie arbeitet glänzend und gut und sauber, aber gemäß den Erwartungsstrukturen.“ Die Ursachen dessen formulierte Hein ausdeutbar: „Wir haben den Diogenes aus der Tonne geholt und ihm eine Professur gegeben, und damit ist er erledigt.“ (Hein 1987 [1984]: 163f.)

Wissenschaftsskepsis und Wissenschaftskritik

Der überwiegende Teil der DDR-Wissenschaftsbelletristik war von einem historischen Fortschrittsoptimismus getragen, der wissenschaftsoptimistisch grundiert war. Das sollte jedoch eines nicht überdecken: In relevantem Umfang finden sich auch wissenschaftsskeptische und -kritische Stimmen, und zwar seit Beginn der 70er Jahre.⁷⁰ Nach Einschätzung von Michael Schenkel habe sich dann das Problembewusstsein insbesondere für die individuellen und gesellschaftlichen Folgewirkungen der Technologisierung geschärft, nicht zuletzt in Rezeption der „Dialektik der Aufklärung“ (Horkheimer/Adorno 1989 [1947]) mit ihrer Aufdeckung des per definitionem grenzenlosen Anspruchs der Aufklärung (Christa Wolf im „Störfall“: „Treiben die Utopien unserer Zeit notwendig Monster heraus?“, 1987: 37). Seit den 70er Jahren ließe sich in den Texten gerade der mit der DDR kritisch-solidarischen Schriftstellerinnen und Schriftsteller ein „zunehmender Verfall des utopischen und fortschrittsgewissen Denkens beobachten“, wobei sie „die Betreiber der instrumentellen Vernunft im eigenen Land namhaft“ machten. (Schenkel 1995: 60f., 65, 67)

In einer Hinsicht hatten die literarischen Verhandlungen und begleitende publizistische Aktivitäten von Schriftstellern auch eine Debatte ausgelöst: Die möglichen Folgen der Gentechnik wurden – erst vornehmlich intern, dann zu-

entwicklung beigetragen. [...] In seinen philosophischen Arbeiten geht es ihm um die allseitige Begründung der inneren Einheit von konsequentem philosophischen Materialismus und Dialektik und um die philosophische Durchdringung der gesellschaftlichen Praxis.“ (Autorenkollektiv 1982: 335f.) Die Vermutung, dass die Aufnahme des Artikels politischem Druck entsprang, legt ein Umstand nahe: Als einziger Artikel des Lexikons hat dieser keine personalisierte Autorschaft, sondern ist mit „Autorenkollektiv“ gezeichnet. Man wird annehmen dürfen: Mit dieser Autorschaft wollte sich niemand durch namentliche Zeichnung blamieren.

70 Eine vorangegangene Literaturdebatte zum Thema, initiiert von der Studentenzeitung „Forum“ und ihrem Redakteur Rudolf Bahro, genannt „FORUM-Lyrik-Debatte“, war 1966 aus dem Ruder gelaufen. Die erste von drei redaktionellen Fragen an die zur Wortmeldung eingeladenen Lyriker hatte gelautet: „Führt die neue Stellung des Menschen in der sozialistischen Gesellschaft, wie sie insbesondere durch die technische Revolution herbeigeführt wird, zu inhaltlichen oder strukturellen Veränderungen in der Lyrik?“ Da die Antworten politischen Erwartungen widersprachen, brach der Parteiapparat die Debatte ganz schnell ab. Vgl. Gencarelli (2022b: 28–34).

nehmend öffentlich – problematisiert. Es war dies eine der wenigen Debatten, zu denen der Parteiapparat keine richtige Meinung hatte und daher auch keine vorgeben konnte. Klaus von Lampe macht sogar Anhaltspunkte dafür aus, daß die Gentechnik-Diskussion „nicht nur geduldet, sondern zunächst sogar als Orientierungshilfe begrüßt worden ist“. Zugleich vermerkt er, dass sie mit ihrer Dauer über zwei Jahrzehnte hinweg einen echten Extremfall darstelle. (von Lampe 1994: 75)

Zwei Titel thematisierten die Entscheidungssituationen, die aus einer gentechnischen Entdeckung folgen, gegensätzlich. In der Oper „Die zweite Entscheidung“ von 1969 ringt der Entdecker Hausmann mit sich, ob er es verantworten kann, seine Entdeckung öffentlich zu verkünden. Letztlich aber lässt er sich überzeugen – „Bedenken Sie doch, wo Sie stehn... und für wen Sie das tun. Heute gibt es die Macht, die uns schützt!“, also den Sozialismus. Hausmann macht die bahnbrechende Entdeckung öffentlich: „Wir können die Folgen nicht überseh'n, furchtbar, furchtbar könnten sie sein. Aber es liegt an uns, diesen Erfolg zum Grund der Hoffnung zu machen. Es liegt an uns.“ (Zimmermann/Zimmermann 1969: 28, 217–219) Jan Serbin, der Gelehrte in Jurij Brězans „Krabat“, hat ein revolutionäres Verfahren entwickelt. Mit diesem ließen sich Gene reparieren, damit aber auch der Mensch seiner Umwelt anpassen, zufrieden und konfliktfrei machen, indem sein Wesen verändert wird. Serbin bleibt hartnäckig: „Die Formel ist sinnlos, solange unsere Welt nicht eine integre ist, wo keine Menschengruppe mehr einer anderen Menschengruppe Schaden zufügen will.“ (Brězan 1976: 520)

Ein weiterer Beitrag zur Gentechnik-Debatte war Manfred Jendryschiks Roman „Johanna oder Die Wege des Dr. Kanuga“ von 1972 gewesen. Der Autor stellte dem Buch Christa Wolfs Frage „Folgen den schlaflosen Nächten der Atomphysiker nun die schlaflosen Nächte der Biologen?“ voran. Es geht um einen Pflanzengenetiker, der über sein eingeres Fachgebiet hinausdenkt (reales Vorbild ist Rudolf Schick). Der weiß, dass den Vertretern seines Fachs keine Verantwortung abgenommen werde. Im Gegenteil, sie wachse ununterbrochen. Die Gen-Beeinflussung könne zum Abbau von Erbkrankheiten führen, auf der anderen Seite zu den schlimmsten Manipulationen. „Und wie würden Sie eine positive Beeinflussung der Gene betrachten“, fragt sein Gesprächspartner und merkt, „daß keine seiner Fragen überraschend gekommen war, aber daß der Genetiker einiges nicht gern zu hören schien“ (Jendryschik 1972: 107f.).

Ab 1979 wurden die Debatte um die Gentechnologie intensiver in die literaturbegleitende Öffentlichkeit getragen – zunächst in einem Interview Jurij Brězans für die Zeitschrift „Sinn und Form“ (Heft 5/1979), dann in einem öffentlichen Briefwechsel zwischen Brězan und dem Ost-Berliner Genetiker Geißler (Heft 5/1980). Bei „Kühlungsborner Kolloquien“ und „Gaterslebener Begegnungen“, am Zentralinstitut für Genetik und Kulturpflanzenforschung, trafen sich Literaten

und Forscher mehrfach zu Diskussionen.⁷¹ Der Schriftsteller Manfred Wolter lieferte 1986 in Gatersleben eine Zusammenfassung der Debatte. Hartnäckig halte sich die Vorstellung vom „besseren Menschen“, „auch bei uns“. Da sei die Rede von der „möglichen biologischen Optimierung“ des Menschen, von „Experimenten mit und am Menschen“, deren Ziel sein soll, „die Fähigkeit des Menschen, sich aktiv theoretisch und praktisch mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen zu können“, zu „verbessern“ und „sein Wohlbefinden (zu) erhöhen, indem sie Anlagen zur Fehlentwicklung beseitigen“. Doch der biologisch bessere Mensch setze den weniger guten voraus, „und damit deuten sich unausgesprochen übergreifende Wertungen an. Vom minderwertigen Gen zu ebensolchem Leben ist es nur ein kleiner Schritt.“ (Wolter 1987: 313f.)

Wolter formulierte Anforderungen an beide Seiten. Die Wissenschaft solle nicht nur über die großen Möglichkeiten, sondern auch über die möglichen Gefahren und Mißbrauchanfälligkeiten offen zu informieren: „Was wissen Sie heute darüber? Was wissen Sie heute noch nicht? Was werden Sie überhaupt nicht wissen können?“ Die Literaten sollten vermeiden, der Genetik und Gentechnologie alle nur denkbaren Formen von Zukunftspessimismus, Wissenschafts- und Technikfeindlichkeit aufzuladen, „weil wir uns sonst unversehens auf der Seite des Genetik-Inquisitors Lysenko wiederfänden“. (Wolter 1987: 316)

Auch andere Menschenoptimierungen finden sich literarisch gestaltet, etwa die „Umstrukturierung des Charakters, des ganzen Wesens der Zielperson“ durch eine besonders raffinierte Hypnose. Diese rückt Peter Jakubeit in den Mittelpunkt seiner Groteske „Der Flug, der nie zu enden schien“. Vermeintlich wurde dabei die „Zielperson“ zu einer „der stolzen Frauen, in denen sich die hohen Ansprüche unseres Gesellschaftssystems zu personifizieren scheinen“. Nur ging die Sache schief. Aber die Forscher hatten sich Gründe zurechtgelegt, um etwaige Skrupel zu ersticken: „Mußten wir nicht ... der westlichen Zivilisation ein gefährliches Mittel entreißen, war es nicht unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit, das neue Mittel der Menschenbeeinflussung für uns zu erkunden ...?“ (Jakubeit 1989: 65)

Weder Wissenschaftseuphorie noch Wissenschaftskritik waren nun freilich allein DDR-Themen. Man kann sich zu letzterer etwa die in der gleichen Zeit erschienenen wissenschaftskritischen Schriften des Biochemikers Erwin Chargaff vornehmen. Mit der Autorität des erfolgreichen, in den USA wirkenden Forschers trug er sprachmächtig Einwände gegen Erklärungswissenschaften vor, die ein wirkliches Verstehen der Natur einschließlich ihrer Mysterien verfehlten. Die Forschung führe nach Chargaff einen „vernichtenden Kolonialkrieg gegen die Natur“ (Chargaff 1979: 256) und handle nach dem Motto, dass „alles erlaubt ist,

71 Angela Gencarelli (2022b) hat dies und die Vorgeschichte als „vergessene ‚Zwei-Kulturen‘-Debatte in der DDR (1959–1989)“ rekonstruiert. Einen konzisen Überblick liefert auch Gerd Dietrich (2018: 1758–1764).

was gemacht wird, und alles gemacht, was gemacht werden kann“ (Chargaff 1995: 249). In einem verhängnisvollen Kreislauf von „Wißbegier zu Machgier zu Machtgier“ sei sie gefangen (Chargaff 1989: 168) und die Genforschung in besonderer Weise daran beteiligt: Kaum hätte die physikalische Pandora ihre Geschenke aus der Büchse ausgepackt, sei schon die chemische Pandora mit ihrem Gabenkorb gekommen, und seitdem werde vergiftet und geschuftet, bestrahlt und gepfropft wie nie zuvor. „Die Molekularbiologie, die Gentechnologie: Segnungen, nach denen man sich nicht gesehnt hat.“ (Chargaff 1983: 61)

Im Duktus ganz ähnlich, schrieb der DDR-Schriftsteller Armin Stolper, der „Rausch des Machbaren“ kennzeichne das technisch und wissenschaftlich auf Hochtouren laufende Zeitalter. Dabei möchte es „das moralische Gewissen als Störfaktor immer mehr ausschalten“. Zwar wisse er, Stolper, dass man hierbei die gesellschaftlichen Komponenten nicht außer acht lassen dürfe. Doch „als wie unwirksam die sich oft erweisen, sehen wir auch in unseren eigenen Kreisen“. (Stolper 1983: 1.182) In eine sachlich scheinende, damit um so provokativere Anfrage wendete dies Manfred Wolter: „Gibt es überhaupt so etwas wie Risikoforschung?“ (Wolter 1987: 312).

Solche Interventionen zeigen, dass sich die Perspektive der Literaten auch auf andere Gefährdungen geweitet hatte: auf die militärisch zwar eingefrorene, aber höchst labile Blockkonfrontation und das ökologische Desaster, auf das die Menschheit zusteuerte (und für das die DDR reichlich unmittelbare Anschauung lieferte). Helga Königsdorf im Stakkato, das der realen Dynamik folgte: „Und dieses Gleichgewicht. Natürlich labil. Immer kurz vor der Katastrophe. Arbeiten. Kinder zeugen. Soldaten. Und Überlebenskader. Jemand muß doch noch auf den Knopf drücken können“ (Königsdorf 1986: 20). 1989 merkt sie an, es mache den vielleicht gefährlichsten Mythos des Jahrhunderts aus, wir könnten mit Hilfe der Wissenschaft „jede Suppe auslöffeln, die wir uns einbrocken“ (Königsdorf 1989: 9).

Ende der 80er Jahre gab Christa Wolfs „Störfall“ einer Debatte, die zu dieser Zeit auch in der DDR virulent war, einen Schub. Die Erzählung war in den Sommermonaten 1986 entstanden, unmittelbar nach der in den Ostblockstaaten mit Verspätung gemeldeten Reaktorkatastrophe von Tschernobyl, und 1987 erschienen. Im Jahr darauf startete die Zeitschrift der Akademie der Wissenschaften „Spectrum“ eine Diskussion über die wissenschaftskritischen Fragen, die Wolf aufgeworfen hatte (Ausgaben 4/1988 bis 10/1989). Die Mehrheit der teilnehmenden Wissenschaftler sprach sich für eine verantwortungsvolle Nutzung der Kernenergie aus, hielt diese auch für möglich, eine Minderheit bekräftigte Wolfs Anfragen.

Karlheinz Lohs, Direktor der AdW-Forschungsstelle für chemische Toxikologie, etwa empfand den „Störfall“ als anmaßend, wenngleich „[s]ehr einfach, sehr wirkungsvoll, sprachlich gut verpackt, sehr unkritisch hinsichtlich der tatsächlichen Fakten“. Eigene Beunruhigung literarisch zu überhöhen, werfe für ihn die Frage nach der Verantwortung auf. „Kann man es verantworten, etwas zu

bewerten, was man selbst nur wenig durchschaut?“ (Lohs 1988) Diese Frage war offenbar ein Dauerthema in den Diskussionen zwischen Literaten und Forschern. Manfred Wolter hatte 1986 in seiner Gaterslebener Rede angemerkt, die Normalität der Gentechnik-Debatte wäre für ihn dann erreicht, „wenn niemand gefragt würde: ‚Sind Sie Biologe?‘ Wer für nukleare Abrüstung ist, wird auch nicht danach abgeklopft, ob er Kernphysiker sei.“ (Wolter 1987: 308)

Helmut Eikermann, Informationstechniker und Schriftsteller, gehörte zu denen, die in der „Spectrum“-Debatte Christa Wolf beisprangen. Er bezweifelte den geschlossenen Kreislauf des Kernbrennstoffzyklus: „Wann und wo wird das sein, und wo bleiben beispielsweise die gasförmigen Strahlungsrückstände dieses angeblich geschlossenen Kreislaufs, die heute schon unsere Atmosphäre zu belasten beginnen?“ (Eikermann 1989) Günther Rüdiger schrieb, dass die Folgen von Reaktorunfällen unkalkulierbar seien, grenzüberschreitend bis hinein in den genetischen Bereich. „Dass dies menschliche Phantasie erkannt hat, sollte als Verpflichtung zu ernsthafter Analyse begriffen und nicht zum Angriff auf einen Berufsstand werden.“ (Rüdiger 1989)⁷²

Zum Abschluss erhielt Christa Wolf selbst das Wort. Sie stellte angesichts der überwiegend „Störfall“-kritischen Einlassungen fest, mit dem Buch gehofft zu haben, ein Angebot an die Wissenschaftler zur gemeinsamen Erörterung der Gewissensfragen zu unterbreiten. Stattdessen wäre das ganze Buch auf eine einzige Frage reduziert worden – Energiegewinnung durch Kernkraft: ja oder nein? –, und selbst das in dieser Frage steckende Dilemma sei überwiegend unthematisiert geblieben. (Wolf 1989a) Hatten sich mit Wolf ausnahmslos Naturwissenschaftler gestritten, so formulierte Hans Cibulka eine Anfrage, die man an die DDR-Philosophie gerichtet verstehen musste: Entgegen der verbreiteten Parolen lebe man gar nicht in einem wissenschaftlichen Zeitalter. Denn was fehle, sei die „Wissenschaft vom Menschen, die endlich einmal danach fragt, wie der Mensch leben und arbeiten soll, was zu einem menschenwürdigen Dasein überhaupt notwendig ist“.⁷³

Wie technische Anlagen außer Kontrolle geraten können und was daraus sozial folgen kann, entfaltete Wolfgang Kröber in seinen „Spielregeln des Zufalls“. Dort entgleist eine meteorologische Anlage funktional. Infolgedessen ist ihr Standort, ein Dorf, von der Außenwelt abgeschnitten. Statt aber den Kontakt zur Umwelt wiederherzustellen, etabliert sich ein merkwürdiges politisches Regime, das karikierend die DDR zur Kenntlichkeit bringt. Ott Heinrich Brunner, das wissenschaftliche Multitalent bei Kröber, hat sich dazu eine eigene kleine Erkenntnistheorie zugelegt, die auch als eine satirische Zusammenfassung der DDR-gesellschaftswissenschaftlichen Bemühungen gelesen werden kann (er war

72 Die gesamte Debatte wird ausgewertet in Zillmann (2002: 3–16).

73 Im Vorabdruck des Romans „Swantow“ in der Zeitschrift „neue deutsche literatur“ 4/1981 (Cibulka 1981: 49). In der Buchausgabe (Cibulka 1982) fehlt die Passage.

zwischenzeitlich auch zum Hofhistoriker der neuen Machthaber aufgestiegen): „Vorher kann man die Wahrheit nicht wissen... Hinterher wird sie passend gemacht. Und im Moment des realen Geschehens hat man andere Sorgen.“ (Kröber 1990: 137)

Von Belustigung bis Groteske: Wissenschaftsbetriebssatiren

Ist die DDR-Wissenschaftsbelletristik zwar überwiegend vom Fortschrittspathos getragen, so ironisiert sie doch nicht selten auch die Verhältnisse, und gelegentlich werden diese sarkastisch gezeichnet. Die Häufigkeit ist durchaus beachtenswert, mit der Satire und Groteske als Stilmittel eingesetzt werden, wie hier an einigen Beispielen schon gezeigt werden konnte. Insbesondere Helga Königsdorf entwickelte eine Vorliebe für die Abstrusitäten des sozialistischen Wissenschaftsalltags (Königsdorf 1978; 1982; 1986). Als Akademiestudierende für Mathematik stand ihr dafür ganz offenbar reichhaltig Material zur Verfügung.

Eva Kaufmann hat das Muster der Königsdorf-Darstellungen herausgearbeitet: Eine unerhörte Begebenheit werde vorgeführt, laufe von ihrem Anfang, einem meist unscheinbaren Anlass, in ihrer zwanghaften, oft absonderlichen Logik bis zu ihrem Ende, an dem sich herausstelle, daß alles bleibt, wie es war. In der Regel handle es sich um die Störung der gewohnten Ordnung. Durch die unerhörte Begebenheit werde diese als eine verkehrte Ordnung, als geschäftiger Leerlauf bloßgestellt. Als Träger dieser Mechanismen würden Wissenschaftler sichtbar, die entsprechend ihrer Stellung in der Leitungshierarchie ihre persönlichen Karrieren und Prestigeinteressen verfolgen und so den Mechanismus von innen her zusammen und in Betrieb halten. (Kaufmann 2000: 144)

Neben den Königsdorf-Texten lassen sich als Satiren bis 1990 vor allem nennen: die Erzählungen „Neue Lebensansichten eines Katers“ (1974 [1970]) und „Kleiner Ausflug nach H.“ (1981) von Christa Wolf, „Papier und Bleistift“ von Hans Joachim Schädlich (1977 [1971]), Günter Kunerts Roman „Die zweite Frau“ (2019 [1975]), Wolfgang Schreyers Erzählung „Harmo 88“ (1978) und Roman „Der sechste Sinn“ (1987 [1980]), Claus Hammels Komödie „Die Preußen kommen“ (1981a), Günter de Bruyns „Neue Herrlichkeit“ (1985), die Erzählung „Stein“ (1987) und der Roman „Kopfsprung. Aus den Memoiren des letzten deutschen Gedankenlesers“ (1989), beide von Jens Sparschuh, sowie Wolfgang Kröbers „Spielregeln des Zufalls“ (1990). Zweimal sind Gegenwartssatiren zudem in historische Stoffe verpackt und dreimal als utopische oder fantastische Romane bzw. Erzählungen camoufliert.

Eine spezifische Form der satirischen Zuspitzung lieferte das DDR-Kabarett. Dass es durchaus etwas heikel ist, solche Texte zum Druck zu befördern, dessen waren sich die Kabarett Autoren durchaus bewusst: Sie „zählen bekanntlich seit

eh und je nicht zu den erhabenen Hervorbringungen der Literatur, sie gelten den Literaturwissenschaftlern als Narretei und Kalberei, als Trödel und Aberwitz; sie gelten vielen kulturpolitisch Gebildeten als Konterbande und den Hütern der Sprachkultur als leichtlebig, zuchtlos und liederlich gefertigt“, so der Leiter der Leipziger „Pfeffermühle“, Rainer Otto (1975: 5).

Schon generell, also unabhängig von ihrer Herkunft, sind gedruckte Kabaretttexte immer ein wenig wie aufgeschriebene Witze. Das Humorpotenzial der Dialoge, im Druck mit Regieanweisungen veredelt, erschließt sich in dieser Form immer nur begrenzt. Wirklich freigesetzt wird es ja erst szenisch in einer Aufführung und in Interaktion mit einem Publikum. Die DDR-Kabaretttexte sind von einer eigentümlichen Spannung getragen: zwischen derben Kalauern mit hoher Ausrufezeichenfrequenz und so spitzfindigen Botschaften, dass man diese heute nur noch mit Mühe zu erkennen vermag. Nun, ein halbes Jahrhundert später gelesen, muss man sich demzufolge anstrengen, um die Subtilitäten zu erkennen und dekodierend zu erfassen, und zugleich stolpert man fortwährend über etwas aufdringlich platzierte Soll-Lachstellen. (Vgl. Otto 1975a; Hart 1978)

Beispiel studentische Arbeitseinsätze: „Studenten leisten gerade Hervorragendes beim Autobahnbau. Na ja, wer wie wir den Anspruch erhebt, eine gebildete Nation zu sein, der kann sich auch eine akademische Autobahn leisten. Für die Löcher sind wohl die Kunststudenten verantwortlich.“ Oder die politisch gewollte Zunahme an Studienabsolventen in den 60er Jahren: „Der Bedarf an guten Wissenschaftlern, der steigt ja von Jahr zu Jahr. Die Zeit ist nicht mehr fern, da auf einen Produktionsarbeiter drei Hochschulkader fallen werden. Im wahrsten Sinne des Wortes.“ (Günther/Mahler/Rutsch 1975: 23)

Manches davon zündete seinerzeit wohl auch nur deshalb, weil das Publikum mit dem festen Vorsatz in die Vorstellung gegangen war, sich heute abend mal kräftig zu amüsieren. Gleichwohl lassen sich auch die Kabarett-Texte als aufschlussreiche Zeitdokumente lesen. Denn wie und worüber man seinerzeit lachte, wenn der DDR-Wissenschaftsbetrieb parodiert wurde, das gibt auch Auskünfte zu den Fährnissen des Wissenschaftsalltags und seiner politischen Rahmung.

Varianten satirischer Verfremdung finden sich in der DDR-Wissenschaftsbelletristik auch immer dort, wo sie mit ihren Handlungsorten in die Geschichte oder Zukunft auswich. Historisierung im Dienste der satirischen Gegenwartsverhandlung findet sich in unserem Sample zweimal, beide Bücher sind von Stefan Heym. „Der König David Bericht“ (1972) kleidet die Entstehung der achtbändigen „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“ (IML 1966) in eine alttestamentliche Geschichte (vgl. Lokatis 2021: 704f. und Lokatis 2003). Der geschichtsklitternde Chefredakteur Walter Ulbricht tritt als König Salomo auf, der dem beauftragten Historiker hilfreich zur Seite zu stehen droht: „Natürlich werde ich dir helfen, ... solltest du straucheln oder im Ungewissen sein, wo Irrtum liegt und wo die Wahrheit.“ (Heym 1972: 12)

In „Ahasver“ (Heym 1981) dient eine doppelte Historisierung dazu, einen gegenwartsbezogenen Handlungsstrang einzubetten. Die Erzählung vom „Ewigen Juden“ von der Schöpfung der Welt bis zu ihrem Untergang ist zusammengesaltet mit einer (freien) Lebensbeschreibung des lutherischen Theologen Paul von Eitzen, der im 16. Jahrhundert dem „Ewigen Juden“ mehrmals begegne, und dem Disput zwischen einem DDR-Philosophen, Fachgebiet Wissenschaftlicher Atheismus, und einem Jerusalemer Theologen über die Frage, ob es den „Ewigen Juden“ wirklich gebe. In diesem Disput entsteht eine Art argumentativer Sog durch kabbalistische Logik, der mit einer verknöcherten Dialektik, die dem Erhalt der gegebenen sozialistischen Ordnung verpflichtet ist, nicht wirksam zu begegnen ist.

Neben der Historisierung ist die Futurisierung als satirische Verkleidung anzutreffen. Mehrere utopische bzw. fantastische Romane, vordergründig als Unterhaltungsliteratur lesbar, entfalten metaphorische Plots, die auf die Gegenwart ihrer Entstehungszeit verweisen. Johanna und Günter Braun lassen in „Conviva ludibundus“ einen karrieristischen Ignoranten die wissenschaftliche Leitung einer Meeresfarm übernehmen. Dieser sorgt sich nur um deren Effizienz, hält dafür aber das Verständnis ihrer Funktionsweise für entbehrlich. Sein Vorgänger gelangt nach einigen vergeblichen Versuchen, die Funktionsweise zu vermitteln, zu einer weisen Einsicht: „Der giert nach dem Erfolg. Darum braucht er zunächst mal einen Mißerfolg. Wir sollten unseren jungen Leuten viel mehr zu Mißerfolgserlebnissen verhelfen. Es sieht manchmal so aus, als gönnten wir sie ihnen nicht.“ Nachdem die Produktion der Meeresfarm auf null gesunken ist, tut der Ignorant, was zu tun ist: Er übt sich angesichts des Misserfolgs nicht in Bescheidenheit, sondern kündigt das nächste, noch größere Projekt an, „und merkwürdigerweise kriegt er das Geld dafür.“ (Braun/Braun 1978: 30, 38)

In Gottfried Meinholds „Weltbesteigung. Eine Fünftagefahrt“ (1984) besichtigen vier Wissenschaftler eine im antarktischen Eis errichtete Retortenwelt namens Cargéla, um dort womöglich tätig zu werden. Modernste Produktions- und Lebensweise, grandiose Illusionsmaschinen, die irdische Genüsse – Licht, räumliche Weite, Sonnenaufgänge, Natur, subtropische Sandstrände – simulieren, täglich drei bis vier Stunden wissenschaftliche Arbeit bei höchster Kreativität, körperliche Arbeit gilt als Erholung, Menschen, die sich zu perfekten Produzenten von Ideen optimieren – eine einerseits vollkommen wirkende, andererseits furchteinflößende Maschinerie mit Überwachungs- und Steuerungsmechanismen, von denen zugleich alle wissen, da sie diese akzeptieren. Es handelt sich um eine sarkastische Ausmalung der Umrissse dessen, was als Ergebnis der Wissenschaftlich-technischen Revolution in sozialistischer Umsetzungsvariante zu erwarten stehe.

Hartmut Mechtel schickt in seiner Erzählung „Mission T“ (1990) die dreiköpfige Besatzung einer Raumfähre auf galaktische Mission. Einer der drei kann denken, der zweite handeln, der dritte kann beides nicht. Letzterer ist der Kommandant. Der, der denken kann, Robert Weh, ist „der bedeutendste und einzige

Philosoph der Raumflotte“ – also bedeutendster, weil einziger. Einer von der Sorte genügt, da dessen zu erwartenden Erkenntnisse ohnehin standardisiert sind. Weh denke „vor allem über Fragen nach, die bereits vor zwei bis vier Jahrhunderten erschöpfend beantwortet wurden, und obwohl er die Antworten auswendig kannte, gelangte er eigenständig zu Ergebnissen, die um Jahrhunderte älter als die Fragen waren. Dafür wurde er hoch geschätzt.“ Als die Besatzung auf ihrem Ziel, dem Trödelmond, ankommt, ist dort gerade Markttag. Weh trifft auf einen Weltanschauungshändler, der aufgrund seines breiten Sortiments mit allen pluralistischen Wassern gewaschen ist. Weh geht augenblicklich diskursiv unter. Mechtel hat hier für die dominierende, also die parteiamtliche Philosophie in der DDR zeitgleich mit ihrem Untergang die Gründe dieses Untergangs beschrieben.

Nur ein weiterer (jedenfalls dem Untertitel nach) utopischer Roman, „Medusa“ von Rainer Fuhrmann (1985), lässt sich nicht als Wissenschaftssatire lesen. In ihm geht es um genetische Manipulationen. Dagegen liefert ein Buch eine abgründige Steigerung des Satirischen in die beißende Groteske. War „Science fiction“ in der DDR kein üblicher Begriff für dieses Genre, so fällt Franz Fühmanns mit „Saiäns-fiktschen“ nicht nur auf, sondern auch aus dem Rahmen. Die Schreibweise des Titels verweist bereits darauf, dass es hier mit der Zukunftsbilderei nicht allzu ernst gemeint ist (angegeben ist als Handlungszeit das Jahr „3456“, also eine einfache Ziffernfolge). Man darf die versammelten Texte getrost als gegenwartsbetreffend lesen.

Alles wissenschaftliche Denken im Jahre „3456“ sei auf „Vorhergewußtes“ ausgerichtet, wobei „die Prophezeiung der Klassiker ... als erfüllt ausgewiesen werden“ müsse. Für einen Geschichtsprofessor spreche in dieser vermeintlichen Zukunft, „daß er einer jählings aufgeschossenen Lust am Erkennen nicht erlag“. Er habe begriffen, „daß nicht das Jagen nach subjektiver, sondern das Sich-Einordnen in objektive Erkenntnis dem Wissenschaftler“ zieme. Einem Professor für Teleologie verdanke man die Lehre vom Angelegtsein staatlicher Ordnung im Bau der Moleküle, was wohl als Hinweis auf die parteiamtlichen Kurzschlüsse von dialektischem und historischen Materialismus im Rahmen der „einheitlichen Weltanschauung“ zu lesen ist. Die Kausalitätler (also: Philosophen) seien regelmäßig gefordert, wenn „wieder einmal eine Schlacht des Überzeugens durchs Land“ tobt, um „den Idealcharakter der Gesellschaft, der im Alltag nicht so offen vor Augen liege, als Realgehalt des sozialen Ideals zu beweisen“. Dabei neigten die „Arbeiter der Bewußtseinsinstitute“ gegenüber den Realwissenschaftlern ganz unbewusst zu einem nachsichtigen Ton des Erklärens der größeren Zusammenhänge. Diese sind auch nicht so leicht zu verstehen: Ein Diplomneutrino-Physiker (also: Elementarteilchenphysiker) ist damit befasst, nicht nachweisbare Teilchen als „das Nicht-nachweisbar-sein-Könnende nicht nachweisen zu können, um solcherart den Triumph der Physik in einer Wahrhaft Befreiten Gesellschaft“ zu bestätigen. (Fühmann 1981: 53f., 118, 133, 39f., 42, 59)

Ab 1991 geben die Wissenschaftsverhältnisse in der DDR weiteren Anlass zur, nun rückblickenden, satirischen Verarbeitung, und hinzu treten teilweise auch die aktuellen Verhältnisse. Zu nennen sind hier Volker Brauns „Der Wendehals“ (1995), „Aufschwung“ von John Erpenbeck (1996), Gerd Hornawskys „Wahnsinn. Satire über die alltägliche Diktatur“ (1996), die Münchhausiade „In Kafkas Schloß“ von Hans Christoph Buch (1998), Annett Gröschners „Moskauer Eis“ (2000), der „Tanz auf der Ruine“ von Johannes Helm (2007), Kerstin Hensels Roman „Lärchenau“ (2008) und Michael Köhlmeiers „Die Abenteuer des Joel Spazierer“ (2013).

Wissenschaftsumbau der 90er Jahre

Einen Teil der nach 1990 erschienenen Texte könnte man unter ‚Abwicklungsbellettristik‘ rubrizieren. Folgt man dem, was literarisch zu den Umgestaltungen in der ostdeutschen Wissenschaft in den 90er Jahren vorgelegt wurde, dann lässt sich nur eines konstatieren: Es muss eine Katastrophe gewesen sein. Genauer gesagt, da es handelnde Akteure gab, die dafür verantwortlich waren: Es muss eine Katastrophe angerichtet worden sein.⁷⁴ Das ist zumindest soweit in der Realität verankert, als Personal-Exklusionsquoten von etwa 60 Prozent (Hochschulen), 60 Prozent (Akademie-Institute) und 90 Prozent (Industrieforschung)⁷⁵ nahelegen, dass hier nicht allein Inoffizielle Mitarbeiter des MfS oder belastete Kaderfunktionärinnen die Wissenschaft verlassen mussten.

Literarische Relativierungen der Vorgänge gibt es nicht, und schon gar nicht gibt es eine belletristische Darstellung, die sich engagiert für die Modalitäten des ostdeutschen Wissenschaftsumbaus in die Bresche wirft. Dabei waren – das ist für die Einordnung wichtig – die meisten Autoren, die sich des Themas angenommen haben, weder wissenschaftliche oder literarische Leichtgewichte noch unrettbar ins DDR-System Verstrickte. (Tafel 22)

74 Umgekehrt wäre es womöglich nicht anders gewesen. Bei Peter von Bronikowski (2024) findet sich die Situation geschildert, wie es im Falle eines Zusammenbruchs der Bundesrepublik und anschließender Integration der westdeutschen in die DDR-Wissenschaft zugegangen wäre. Gerhard Zwerenz (1997: 34f.) thematisiert es für die Literaten: „Angenommen, sagte Herr Z., nicht der Oststaat sei untergegangen, sondern der Weststaat müsse um Hilfe und Vereinigung nachsuchen, wie verführen die drüßigen Sieger dann mit uns Flüchtigen? Wie begegneten die drüßigen Staatswohldichter unsereinem? Das Modell läßt mich schaudern.“

75 Da es keine diesbezügliche Gesamterhebung gibt, kann hier nur auf der Grundlage recht heterogener und schwer vergleichbarer Datenzusammenstellungen eine plausible Abschätzung vorgenommen werden. Grundlage dieser sind Meske (1993); Meyer (1993); Wissenschaftsrat (1995); Pasternack (1996); Neie (1996); Buck-Bechler/Schaefer/Wagemann (1997); Lewin (1997); Burkhardt (1997); Hecht (2002).

Tafel 22: Die „Abwicklungsbelletristik“*

Autor.in, Titel, Erscheinungsjahr	Fach	Einrichtung, Ort
Renate Feyl: Ausharren im Paradies (1992)	Philosophie	AdW, Berlin
Helga Königsdorf: Im Schatten des Regenbogens (1993)	Mathematik	AdW, Berlin
Rudolf Hagem: Ende einer Berufung (1994)	Pädagogische Psychologie	Universität Leipzig
Volker Braun: Der Wendehals (1995)	Philosophie	AdW, Berlin
John Erpenbeck: Aufschwung (1996)	Philosophie	AdW, Berlin
Uwe Timm: Johannisnacht (1996)	diverse	AdW, Berlin
Rita Kuczynski: Staccato (1997)	Philosophie	AdW, Berlin
Annett Gröschner: Moskauer Eis (2000)	Kältetechnik	Magdeburg
Werner Mittenzwei: Die Brocken-Legende (2007)	Literaturwissenschaft	nicht bestimmbar
Anna Sperk: Die Hoffnungsvollen (2017)	Ethnologie	Universität Leipzig
Christoph Hein: Verwirrnis (2018)	Germanistik	Universität Leipzig

* Die genannten Titel befassen sich meist auch, aber nicht allein mit dem Wissenschaftsumbau in Ostdeutschland. In fast allen ist dieser der Schlusspunkt von Erzählhandlungen, die weit in die DDR zurückreichen.

Drei der elf Bücher spielen an der Universität Leipzig, die damit ihren wissenschaftsbelletristischen Spitzenplatz unter den ostdeutschen Hochschulen auch bei diesem Thema behauptet. Sechs Titel und fünf Autorinnen bzw. Autoren haben einen AdW-Hintergrund. Ein taz-Rezensent meinte zu Helga Königsdorfs „Im Schatten des Regenbogens“, dieses Buch sollte westdeutschen Evaluierern zur Warnung gereichen: „Wer Leuten den Job wegnimmt, muß damit rechnen, daß diese dann Romane schreiben“ (Martin 1994).

Katharina Hellberg, Renate Feyls Philosophin in „Ausharren im Paradies“, war im Herbst 1989 in Kirchen, unterschrieb den Gründungsauftrag des Neuen Forums, wurde getragen von der Demokratiebewegung, die schließlich den Staat implodieren ließ. 1991 wird sie von ihrem Akademie-Institut entlassen. Nun sieht sie sich in eine Reihe gestellt mit all den Gesellschaftswissenschaftlern, „die nichts weiter geleistet hatten, als den Fortschritt dort zu suchen, wo es ihn nicht gab“. Doch „war erst einmal die ganze Zunft in Verruf geraten, dann blieb auch der einzelne nicht frei von Makel“. Als sie sich auf eine befristete Stelle in West-Berlin bewirbt, begegnet ihr Herablassung seitens des dortigen Abteilungsleiters: „Donnerwetter, zwei Dokortitel, das habe ja nicht einmal ich! Dann sah er sie an und fügte etwas scherzhaft hinzu: Stimmt wohl doch, daß im Osten alles ein bißchen billiger zu haben war.“ (Feyl 1992: 12, 204f.)

Die Evaluationen fasste Helga Königsdorf knapp zusammen: Entweder seien die ostdeutschen Wissenschaftler Reisekader gewesen oder ohne Auslandserfahrung. „Beides war keine Empfehlung.“ (Königsdorf 1993: 45) Anderes wurde fallweise als belastend eingestuft, während es mindestens ebenso gut als Beleg für

durchgehaltene Courage getaucht hätte. In Rudolf Hagens literarischer Dokufiktion „Ende einer Berufung“ ist es der Leipziger Psychologieprofessor Feidgen, der so etwas am eigenen Fall berichtet. Es geht um die Umstände seiner einstigen Berufung 1986, die nun zu seinen Ungunsten gewendet werden.

Feidgen produzierte seinerzeit die Hälfte der Publikationen der gesamten Sektion Psychologie und war zudem kein SED-Mitglied. Die Mischung aus Kollegenneid und politischer Nichteinbindbarkeit war hinreichend toxisch, um lange seine Berufung zu verhindern. Als diese wider Erwarten dennoch erfolgte, geschah das auf ministerielle Weisung, um einen außenpolitischen Imageschaden abzuwenden (Feidgen war für das Hauptreferat eines internationalen Kongresses eingeladen). Die Sektion Psychologie gab aber zu Protokoll, dass diese Berufung gegen ihren Willen erfolge. Fünf Jahre und einen Systemwechsel später hieß es dann, vorgelesen vom zuständigen Prorektor (im Realleben ein Theologe): Es erscheine merkwürdig, dass er, Feidgen, damals gegen den Willen der Sektion Psychologie berufen worden war. Da sei wohl nicht alles mit rechten Dingen zugegangen. Er wird entlassen. (Hagem 1994: 56)

Die freigesetzten Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen organisierten sich zum Teil in einer alternativen Vereinskultur, blieben dort aber vom offiziellen Wissenschaftsbetrieb isoliert: „Wer es geschafft hat, zur etablierten Wissenschaft zu zählen, der lässt sich dort nicht sehen“, konstatiert Norbert Querfeld, der abgewinkelte Literaturprofessor in Werner Mittenzweis „Brocken-Legende“. „Uns zu kennen lohnt nicht mehr.“ (Mittenzwei 2007: 130f.) Edgar Rothenburg, einstiger Akademiephilosoph, der es nach 1990 mit dem Aufbau eines florierenden Chiro-mantie-Imperium zum Bundesverdienstkreuz gebracht hat, besucht eine der Vereinsveranstaltungen. Er findet ein wunderliches Gemisch aus Betroffenheit und Abstraktion vor. „Einige berichteten von ihren Leben nach der Wende, von den Gefühlen der Sinnlosigkeit und Leere. Andere gaben scharfsinnige theoretische Kommentare, ein intellektuelles Feuerwerk, das in allen Hauptstädten außerhalb Deutschlands mit Hochachtung bedacht worden wäre. Hier blieb es innerhalb der dumpfen Betonmauern.“ (Erpenbeck 1996: 76)

Doch auch, wer im Betrieb verbleiben konnte, musste deswegen noch keinen sonderlichen Spaß daran haben. Die Leipziger Ethnologin „Frau Spitz“ (erkennbar als Erika Taube) in Anna Sperks „Die Hoffnungsvollen“ genoss unter osteuropäischen und russischen Wissenschaftlern einen hohen Bekanntheitsgrad. Dort wurde ihre Arbeit beachtet und geschätzt, in Westdeutschland und ihren von dort stammenden neuen Kollegen dagegen wird diese kaum wahrgenommen. Alex, die Erzählerin, weiß: „ihre Dozentin ärgerte sich maßlos über die Missachtung, die man ihr entgegenbrachte“ (Sperk 2017: 133f.).

An einer Reaktion auf Christoph Heins Roman „Verwirrnis“ (2018) schließlich lässt sich exemplarisch zeigen, wie die in den 90er Jahren erzeugte Stimmung noch Jahrzehnte später fortlebt. Die Reaktion stammt von Ludwig Stockinger, der

1994 auf die Professur für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Leipzig gelangt war. In einem Erfahrungsbericht zu seinen dortigen Jahren weiß er über Heins Buch folgendes zu berichten (Stockinger 2019: 109), was jeweils sogleich kommentiert sei:

- Stockinger: „Verwirrnis“ handle von einem Germanistikprofessor namens Ringeling, der „wegen seiner Homosexualität von der Staatssicherheit zur Mitarbeit als IM gezwungen wird“. Kommentierung: Tatsächlich hatte sich Ringeling einer MfS-Mitarbeit entzogen und die ihm abverlangte Verpflichtungserklärung nicht unterschrieben. Nebenbei liegt mit Stockingers Satz eine prädikatenlogische Havarie vor: Ringeling sollte als IM nicht *wegen* seiner Homosexualität gewonnen werden, sondern um Informationen über Auslandsreisen zu liefern. Seine Homosexualität war das *Mittel* des Anwerbungsversuchs, indem ihm angedroht wurde, diese ggf. öffentlich werden zu lassen.
- Stockinger: „Im Zusammenhang mit den ... Überprüfungen nach der ‚Wende‘ wird er enttarnt“. Kommentierung: Tatsächlich konnte Ringeling nicht enttarnt werden, da er sich nicht hatte verpflichten lassen. Stattdessen wurde er fälschlicherweise einer IM-Tätigkeit beschuldigt, weil man bei der Gauck-Behörde damals noch nicht die Hermeneutik des MfS-Aktenlesens beherrschte (was sie freilich nicht davon abhielt, „gründliche Prüfung“ der Einzelfälle zu behaupten, wie es der Wissenschaftsminister dann zunächst auch weitergab; zu den behördlichen Verstehensfertigkeiten dieser Zeit siehe Pasternack 1998).
- Stockinger: Ringeling „verliert seine Stelle“. Kommentierung: Tatsächlich war ihm angekündigt worden, dass er seine Stelle verlieren werde, wenn er die Erpressung durch das MfS nicht detailliert schriftlich darstelle, was zugleich bedeutet hätte: seine Homosexualität potenziell durch den Wissenschaftsminister öffentlich verwertbar mache.
- Stockinger: Hein suggeriere den Eindruck, „als habe es in der Zeit der ‚Wende‘ tatsächlich in der Sektion Germanistik den Selbstmord eines Professors gegeben“. Kommentierung: Tatsächlich hieß die „Sektion“ zum Zeitpunkt der Handlung bereits wieder Institut für Germanistik. Tatsächlich hat es an der Universität Leipzig zumindest den Freitod eines Biologieprofessors gegeben sowie andernorts weitere (vgl. Hecht 2002: 144; Behling 2014), und im übrigen hat Hein keine Dokumentation, sondern einen Roman geschrieben.

Stockinger verfügt als Literaturprofessor gewiss über die Fähigkeit präzisen Textverständnisses. Daher muss man wohl zu seinen Gunsten annehmen, dass er in den zitierten Passagen Meinungsfreude entfaltete, die lediglich auf Diagonallektüre basierte. Auch wenn diese Lektüretechnik dem Textverständnis im Wege stand, so doch nicht dem selbstbewussten Referieren des falsch Verstandenen. Schließlich schrieb Stockinger noch, „Verwirrnis“ sei „das authentische Dokument einer

in bestimmten Gruppen verbreiteten Deutung der Geschichte des Endes der DDR und des Bedeutungsverlustes ihrer intellektuellen Eliten“ (Stockinger 2019: 109). Er scheint über Christoph Hein, bevor er nach immerhin 25 Jahren in Leipzig über ihn schrieb, weder informiert gewesen zu sein noch sich kundig gemacht zu haben.⁷⁶

Um nun das letztere, für einen Literaturwissenschaftler ungewöhnliche Versäumnis zu verstehen, kann es hilfreich sein, sich zu vergegenwärtigen, wer da Bedeutungsgewinn als Teil einer neuen intellektuellen Elite erfahren hatte: Die Leipziger Berufung war Stockingers „letzte Chance“, und sie erfolgte auf Basis einer Publikationsliste, die „vergleichsweise schmal“ war, wobei die Habilitationsschrift darin fehlte, da Stockinger selbst sie „für so verunglückt“ hielt, dass er sie lieber nicht publizierte (ebd.: 16, 19). Dass wir für diese Informationen dankenswerterweise auf Selbstauskünfte zurückgreifen können und so zumindest über den Autor selbst präzise in Kenntnis gesetzt werden, dies versöhnt ein wenig mit dem Ressentiment, das sich bei ihm anlässlich des „Verwirrnis“-Buches Bahn gebrochen hatte. Denn derart ließen sich hier – ohne auf Hörensagen oder die Geschäftsstelle des Wissenschaftsrates⁷⁷ zurückgreifen zu müssen – am konkreten Beispiel gewichtige Aspekte plausibilisieren, die in der ‚Abwicklungsbelletristik‘ überwiegend halbfictional gestaltet worden sind.

Die fiktive Literaturwissenschaftlerin Christine Moser hat in Werner Mittenzweiss „Brockenlegende“ eine Begegnung mit einer Person, die führend an der Umgestaltung im Osten beteiligt war (und stark Wolfgang Frühwald ähnelt, dem DFG-Präsidenten von 1992 bis 1997). Diese Figur sah die Wissenschaft in etwas hineingezogen, worauf sie nicht im geringsten vorbereitet gewesen sei. „Wir bewegten uns wie in einem Strudel, in den wir immer tiefer hineingezogen wurden.“ Ein Grundsatz habe geheißen: Im Zweifelsfall abwickeln. Doch der scharfe klinische Schnitt wäre gar nicht nötig gewesen: „Wir hätten trotz unseres Überhangs an Habilitierten die ostdeutschen Professoren nicht in dieser Zahl ausschließen müssen. Hätte man fünf Jahre gewartet, dann hätte man sie entsprechend der Al-

76 Das korrespondiert einerseits mit einer Beobachtung, die Hein selbst bereits 1986 mitgeteilt hat: „In den nichtdeutschsprachigen Ländern, in denen Bücher und Stücke von mir veröffentlicht wurden, reagierte die Kritik verschieden, aber stets reagierte sie auf meine Literatur. In Westdeutschland rezensierte ein großer Teil der professionellen Kritik nicht meine Arbeiten, man besprach meine politische Haltung bzw. das, was man als mein politisches Credo auszumachen glaubte.“ Andererseits war das wenigstens halbwegs informierter als bei Stockinger: „Ich habe Rezensionen erhalten, in denen tatsächlich auf einer halben Zeitungsseite nicht mehr mitgeteilt wird, als daß ich ein mutiger und kritischer Mann bin.“ (Hein 1987 [1986]: 133)

77 Der seinerzeitige Generalsekretär: Es sei „nur teilweise gelungen, den internationalen Standards entsprechende Berufungsverfahren durchzuführen“ (Krull 1994: 215).

tersstruktur in die Rente schicken können.⁷⁸ [...] Wir waren zu Fehlern verurteilt.“ (Mittenzwei 2007: 87–90)

Dass der ostdeutsche Wissenschaftsumbau nicht nur in der Literatur, sondern ebenso real eher eine Problem- als Erfolgsgeschichte war, findet sich auch außerliterarisch mit Zerknirschung eingestanden. Dabei setzte sich auf der Seite derjenigen, die daran aus dem (westdeutschen) Wissenschaftsbereich selbst gestaltend, d.h. zieldefinierend und zielrealisierend beteiligt waren, im Laufe der Jahre eine doppelte Argumentation durch. Einerseits müsse man Fehler anerkennen, die im einzelnen gemacht worden seien, „die auch verletzt haben, die Personen betroffen haben, die es verdient hätten, anders behandelt zu werden“. Andererseits sei der Weg im Grundsatz richtig gewesen, da „fast jede denkbare Alternative ... zu schlechteren Ergebnissen geführt hätte“ (Markl 1997: 31).

Die Ursache dafür, eine solch ambivalente Bewertung treffen zu müssen, wird externalisiert: Die „Zusammenführung der Wissenschaft in diesem raschen Holterdipolter“ (ebd.) findet sich äußeren Bewegungskräften zugeschrieben, wahlweise der Politik oder der geschichtlichen Dynamik. Diese Externalisierung von Verantwortung gleicht den argumentativen Strategien, mit denen viele ostdeutsche Wissenschaftler ihr Handeln in der DDR nachträglich rationalisierten. Auf dieser Ebene zumindest konnte also die Einheit hergestellt werden.

Fazit und Diskussion

Ist oben im Romanführer-Teil die Wissenschaftsbelletristik nach Handlungs Jahrzehnten gegliedert vorgestellt worden, so soll nun zunächst ein knapper Abriss der DDR-Wissenschaftsgeschichte geliefert werden, der diese wiederum entlang der Jahrzehnte Revue passieren lässt. Es lässt sich damit zeigen, dass die Belletristik, alles in allem, einen bemerkenswerten Abdeckungsgrad erreicht hat, der nur wenig von dem ausspart, was relevant war. Vor dieser Hintergrundfolie können zentrale Ergebnisse der Auswertung der Wissenschaftsbelletristik, wie sie hier im Nachwort unternommen wurde, zusammengefasst werden. Abschließend soll nach den sichtbar gewordenen bzw. aus den belletristischen Darstellungen herausarbeitbaren

78 Das ist keine literarische Fiktion. 1989 waren an den DDR-Hochschulen im Bereich des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen 2.940 ordentliche Professoren/Professorinnen und 3.408 Dozentinnen/Dozenten beschäftigt, zusammen 6.348 Hochschullehrende (Deregoski/Scherer/Wardezki 1990: 3). Für diejenigen jenseits der Medizin liegen Altersstrukturdaten vor. Zieht man daher die 968 medizinischen Hochschullehrerinnen und -hochschullehrer (Burkhardt 1997: 11) ab, so verbleiben 5.380. Von diesen wären 900 Professoren und 650 Dozenten (zusammen 1.550) bis 1995 und weitere 800 bzw. 850 (zusammen 1.650) bis zum Jahr 2000 altersbedingt ausgeschieden. Innerhalb des ersten Jahrzehnts wären damit 30 Prozent und innerhalb des ersten Jahrzehnts nach der Vereinigung 59 Prozent (3.200) verrentet worden. (Deregoski/Scherer/Wardezki 1990: 6)

Motiven gefragt werden, die bei den literarischen und wissenschaftlichen Akteuren zu einer überwiegenden Nichtaufkündigung ihrer Loyalität zur DDR geführt hatten – eines der vermeintlichen Rätsel, von denen das Nachdenken über die DDR bis heute geprägt ist.

Die DDR-Wissenschaftsgeschichte im Kurzdurchlauf

Die schrittweise Wiedereröffnung der Hochschulen nach dem Kriegsende wurde mit einer Entnazifizierung des Lehrkörpers verbunden, die sich ab 1947 in zahlreichen Einzelfällen zurückgenommen fand, um den Lehr- und Forschungsbetrieb aufrechterhalten zu können. Gleichzeitig wurde 1945/46 ein Teil der deutschen Forschungselite in die USA und in die Sowjetunion verpflichtet. Dort wurden diese Experten insbesondere in den Atomprojekten, in der Raketen- und der Luftfahrtforschung eingesetzt. Der Vorgang an sich war Teil der Reparationsleistungen, welche die Alliierten im Potsdamer Abkommen verabredet hatten. Der US-amerikanische Transfer von Spezialisten beruhte in höherem Maße auf Freiwilligkeit, da sich die Betroffenen so sicherer vor Nachfragen zur eigenen Rolle im Nationalsozialismus wähten (eine Erwartung, die sich erfüllte⁷⁹).

Die aus der SBZ in die Sowjetunion verpflichteten Naturwissenschaftler und Ingenieure dürften sich insgesamt auf eine Gruppe von maximal 3.500 Personen belaufen haben (Ciesla 1993: 24), zuzüglich ihrer Familienangehörigen also wohl etwa acht- bis neuntausend Personen. In der Sowjetunion waren sie kaserniert und ansonsten gegenüber der hungernden Bevölkerung privilegiert: Die Verpflegung war gut, die Lebensumstände erträglich, die Familien waren dabei. Gearbeitet wurde großteils mit Anlagen, die in Deutschland konfisziert worden waren.⁸⁰ Mitte bis Ende der 50er Jahre kehrten die Spezialisten aus der Sowjetunion zurück, überwiegend in die dann bestehende DDR, da die UdSSR wenig Interesse daran hatte, das Know-how im allgemeinen und das Wissen über sowjetische Forschungsaktivitäten im besonderen jenseits des eigenen Machtbereichs flottieren zu lassen. In der DDR wurden die Zurückkehrenden in den Wissenschaftsbetrieb integriert (vgl. Schmidt 2015: 172f.).

Bis dahin waren im Osten Deutschlands bereits zwei Hochschulreformen vollzogen worden. Die erste wurde als antifaschistisch-demokratische Umgestaltung bezeichnet und von 1946 bis 1948 durchgeführt. Sie zielte auf die Öffnung der Hochschulen für Arbeiter- und Bauernkinder, gestützt durch Vorbereitungskurse,

79 Das prominenteste Beispiel war hier der NS-Ingenieur Wernher von Braun, der vom SS-Offizier zum Leiter des US-amerikanischen Raketenprogramms avancierte.

80 Schmidt (2015: 165). Vgl. auch die umfangreiche Literatur zum Thema, die allerdings meist wenig oder nicht die Ursachen der sächlichen und personellen Transfers – das vorangegangene Wüten der deutschen Truppen in der Sowjetunion – reflektiert, dok. in Pasternack/Hechler (2021: 265–268).

sowie die Etablierung des Marxismus-Leninismus im Hochschulbetrieb. Waren die unmittelbaren Nachkriegsjahre noch von einer gewissen politischen Großzügigkeit gegenüber der Wissenschaft gekennzeichnet, so hatte ab 1948 eine Wende zur Politisierung der Wissenschaft eingesetzt. Forschung und Hochschulbildung sollten nun steuerbar gemacht sowie auf politische und ökonomische Aufgaben ausgerichtet werden. (Malycha 2001: 14f.)

1949 wurde die DDR gegründet. Deren erstes Dezennium, die 50er Jahre, war dann wissenschaftspolitisch vorrangig durch vier Elemente gekennzeichnet: Ideologisierung, Zentralisierung, Gegenprivilegierung und Kaderpolitisierung. Die Ideologisierung zielte auf eine Anpassung der Wissenschaften und Hochschulbildung an das zu errichtende sozialistische Gesellschaftssystem. Dazu wurde der Marxismus-Leninismus als politisch herrschende Doktrin auch für die Wissenschaft für verbindlich erklärt. Seine philosophischen und politikstrategischen Annahmen sollten fortan auch die wissenschaftlichen Erkenntnisprozesse anleiten. Dies fand sich z.T. mit polizeistaatlichen Methoden durchgesetzt, häufig mit desaströsen biografischen Folgen bis hin zu Lagerhaft und Tod.

1949 bis 1951 wurden Kampagnen gegen „bürgerlichen Objektivismus und Kosmopolitismus“ inszeniert. Zahlreiche Wissenschaftler entschlossen sich in der Folge zur Flucht in den Westen. Dem wiederum suchte die SED-Führung zu begegnen, indem sie Fachleute mit Einzelverträgen ausstattete, die erhebliche materielle Besserstellungen beinhalteten. Das betraf vornehmlich Naturwissenschaftler. Mit Auflösung der Länder im Jahre 1952 ging die Zuständigkeit für die Hochschulen an das Staatssekretariat für Hochschulwesen über. Dies schuf die Voraussetzung, um das gesamte Wissenschaftssystem der DDR, also einschließlich der Hochschulen, fortan zentralstaatlich steuern zu können. Die später so genannte II. Hochschulreform, gleichfalls 1952, brachte die Einführung des gesellschaftswissenschaftlichen Grundstudiums und verschultere Studienabläufe – wobei letzteres in den natur-/ingenieurwissenschaftlichen und medizinischen Studiengängen kaum Veränderungen erzeugte. Ebenso bedeutsam blieben weiterhin Kampagnen, die auch die 50er Jahre prägten. Mehrere weitere Abwanderungswellen von Hochschullehrern und Studierenden waren die Folge.

Die 60er Jahre dann waren in der DDR wissenschaftspolitisch vornehmlich durch eine technokratische Modernisierung und Hochschulexpansion gekennzeichnet. Der anhaltende Produktivitätsrückstand der DDR-Wirtschaft wurde auf deren Innovationsschwäche zurückgeführt. Politisch protegiert fand sich nun die Idee von der „Produktivkraft Wissenschaft“. Parallel wurde die III. Hochschulreform 1967ff. konzipiert, die zugleich eine Reform der Wissenschaftsakademien war. Mit dieser sollte vor allem einem technokratischen und utilitaristischen Verständnis von Wissenschaft zum Durchbruch verholfen werden, auf dass die Innovationsschwächen der Wirtschaft erfolgreicher als bisher bearbeitet werden könnten. Zumindest auch steckte damit in der Reform Modernisierungspotenzial

(vgl. Lambrecht 2007). Dazu gehörte ebenso, dass die Hochschulbildungsbeteiligung deutlich ausgeweitet wurde. Sie erreichte 1970 ihren Höhepunkt mit 19 Prozent Anteil an den einschlägigen Altersjahrgängen (Reisz/Stock 2007: 61). Das war durchaus beachtlich: In der Bundesrepublik, die zeitgleich eine Hochschulexpansion ingang gesetzt hatte, nahmen 1970 erst 12 Prozent der 19- bis 29jährigen ein Hochschulstudium auf (Lundgreen 2008: 282).

Die 70er Jahre brachten in der DDR hochschul- und wissenschaftspolitisch eine Expansionsrücknahme und Disziplinierung. Mit der Entmachtung Walter Ulbrichts durch Erich Honecker wich die Wissenschafts- und Innovationseuphorie einem deutlich sachlicheren Verhältnis zu Forschung und Hochschulbildung. Die politisch gesteuerte Studienanfängerquote der relevanten Altersjahrgänge ging wieder auf 12,6 Prozent zurück (Reisz/Stock 2007: 61). Der Hintergrund wurde in einer Aussage der Volksbildungsministerin Margot Honecker auf dem VIII. SED-Parteitag offenkundig: „Manche Formulierungen in unserer Propaganda... erweckten zeitweilig den Eindruck, als müsste unsere Schule die Jugend in erster Linie auf das Studium... vorbereiten“. Doch müsse die „Tatsache, daß unsere Schule in erster Linie den hochqualifizierten Facharbeiternachwuchs vorzubereiten hat, mehr in das Blickfeld unserer gesamten Arbeit rücken“ (Honecker 1971: 79f.). Damit wurde der Begriff des Facharbeiters als politischer Kampfbegriff eingesetzt, „der gegen den politischen Aufstieg der Intelligenz gerichtet war“ (Reisz/Stock 2007: 61). Anders gesagt: Träger der sozialistischen Revolution sollten wieder die Arbeiter, nicht die Intelligenz sein.

Die in den 60er Jahren forcierte kybernetische Forschung wurde wieder zurückgefahren. Wie in anderen Ländern auch musste die Politik in der DDR ebenso zur Kenntnis nehmen, dass sich das lineare Modell von Forschungsförderung zu industriellem Wachstum als unzulänglich erwiesen hatte. Wissenschaftliche Großprojekte wurden aus wirtschaftlichen Gründen eingestellt, z.B. das ambitionierteste Projekt MOGEVUS – Molekulare Grundlagen der Entwicklungs-, Vererbungs- und Steuerungsprozesse, ein institutionenübergreifendes Vorhaben mit über 800 Wissenschaftlern, 1971 gestartet und 1975 erschlafft beendet (vgl. Malycha/Thoms 2010: 125f.). Fortan setzte sich dann als Bezugsrahmen für die wissenschaftliche Arbeit immer mehr die DDR-eigene Situation und die Zusammenarbeit mit der Sowjetunion durch (Tandler 2000: 346f.) – eine tendenzielle Abkopplung vom internationalen Referenzsystem.

Nach einer kurzen kulturpolitischen Entspannungsphase („Weite und Vielfalt“), wurden die 70er Jahre alsbald wieder durch Disziplinierungen geprägt. Diese waren zwar nicht wissenschaftsspezifisch intendiert, sondern allgemein intelligenzpolitisch – mit dem Höhepunkt der Biermann-Ausbürgerung 1976 und den daraus folgenden Entwicklungen insbesondere in den künstlerischen Milieus. Doch hatten diese Vorgänge Auswirkungen auch auf Hochschulen und Forschungsinstitute. Politisch orthodoxe Positionen gewannen dort die Oberhand, und politisch motivierte Verfahren gegen Studierende und Wissenschaftler strahlten in ihren Diszipli-

nierungswirkungen weit aus. Die Parteiaufsicht über die wissenschaftsinternen Vorgänge wurde verstärkt ergänzt durch eine geheimpolizeiliche. Diese prägte zwar nach allgemeiner Auffassung der meisten Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen den akademischen Alltag weniger, als dies nachträglichen Forschungsdarstellungen zu entnehmen ist. Doch erzeugte sie zumindest ein latentes Bewusstsein des Beobachtetwerdens. Überdies wurde sie dann, wenn ein Wissenschaftler erst einmal ins operative Fadenkreuz gelangt war, sehr schnell existenziell.

Die 80er Jahre waren in der DDR von einer allgemeinen gesellschaftlichen Krise und einer Generationsblockade geprägt. Beide wirkten auch unmittelbar auf die und in der Wissenschaft. Die offensichtlich werdende Krise des sozialistischen Systems wurde weder in der Politik noch in der Wissenschaft als gesellschaftliche Krise begriffen, sondern vorrangig als Steuerungskrise (Ettrich 1992: 450). Doch selbst systemimmanente Steuerungsreformen wurden blockiert. Auch hierfür findet sich allgemeingesellschaftlich wie wissenschaftsspezifisch eine gemeinsame Ursache: Die Aufbaugeneration der DDR okkupierte anhaltend die Führungspositionen und Schaltstellen des Systems, während eine eher an technokratischer Sachlichkeit orientierte mittlere Kadergeneration in der zweiten Reihe gehalten wurde. Nicht zuletzt diese Generationsblockade verhinderte systemimmanente Steuerungsreformen bzw. deren (rechtzeitiges) Vordenken in der Wissenschaft.⁸¹

Die DDR kämpfte schließlich ums ökonomische Überleben.⁸² Auch im Hochschul- und Wissenschaftsbereich incl. Hochschulmedizin hatte sich seit den 70er Jahren ein großer Stau an nötigen Investitionen bei Gebäuden, Anlagen, apparativen Ausstattungen und Rechentechnik aufgebaut. Zur „höchsten Tugend“ avancierte es, Valuta einzuspielen, auch seitens der Wissenschaft (Teichmann 2002: 163). In der Hochschulmedizin fand sich die allgemeine Versorgungskrise im Laufe der 80er Jahre zunehmend durch Flucht und Ausreisen von medizinischem Fachpersonal verschärft. Die nichtintendierten Effekte politischer Steuerungsmaßnahmen nahmen zu – mit dem Höhepunkt der Implosion des DDR-Systems im Herbst 1989.

Anschließend warfen, mit Gerhard Zwerenz (1997: 113), die „Opportunisten des Westens ... den Opportunisten des Ostens Opportunismus vor“. Eine höchst ambivalente Umgestaltung der ostdeutschen Wissenschaft, geleitet vom Grundgedanken einer Anpassung an das normsetzende westdeutsche System, prägte die 90er Jahre.

81 Eine späte Ausnahme für letzteres stellte das „Projekt Sozialismus-Theorie“ an der Humboldt-Universität zu Berlin dar. Doch auch dieses kam zu spät, um noch praktische Wirkungen entfalten zu können. Vgl. zur Literatur dazu Pasternack/Hechler (2016: 522–524).

82 Ohne dies hier vertiefen zu können, sei zumindest darauf verwiesen, dass es dazu auch konkurrierende Auffassungen gibt, vgl. etwa Roesler (2020).

Tafel 23: Wissenschaftsentwicklung der Nachkriegsjahrzehnte: die dominierenden Vorgänge in Stichworten

	1940er/50er	1960er	1970er	1980er	1990er	
DDR	Ideologisierung	technokratische Modernisierung	Expansionsrücknahme	Systemkrise	Abwicklungen	Utilitarisierung, Flexibilisierung, Verwertbewerblischung
	Zentralisierung					
	Gegenprivilegierung	Hochschulexpansion	Disziplinierung	Generationsblockade	Transformation	
	Kaderpolitisierung					
Zum Vergleich: ehemalige Bundesrepublik	Restauration ⁸³	Hochschulexpansion	Expansionsfortsetzung	Generationsblockade	Auflösung der Generationsblockade	
		kulturelle Durchlüftung	Pädagogisierung	Unterfinanzierung		
		Demokratisierung		Bürokratisierung		

Auswertung der Wissenschaftsbelletristik: zentrale Ergebnisse

Die meisten der vorliegenden und von den Prämissen des wissenschaftlichen Arbeitens in der DDR unbeeinflussten Untersuchungen zur DDR-Wissenschaft sind ihrem sachlichen Gehalt nach Beiträge zu einer politischen Soziologie dieser Wissenschaft – angefangen bei Max Gustav Lange („Wissenschaft im totalitären Staat“, 1955) sowie Ernst Richert und Otto Stammer („Das Problem der ‚neuen Intelligenz‘“, Lange/Richert/Stammer 1953) über die Dauerbeobachtung, die das Erlanger Instituts für Gesellschaft und Wissenschaft leistete (z.B. IGW 1977), bis hin zur nur noch schwer zu übersehenden Studienlage der letzten drei Jahrzehnte.⁸⁴ Für den letzteren Teil dieser umfänglichen Bibliothek ließ sich als bemerkenswert notieren, dass die Untersuchungen durchgehend auf die Kenntnisnahme und Auswertung der Wissenschaftsbelletristik verzichtet haben.

⁸³ Gemeint im Sinne eines Dort-weiter-Machens, wo die Universitäten 1933 gestanden hatten, also bei einer überwiegend illiberalen, nach außen wie nach innen autoritäre Lösungen präferierenden Ordinarienuniversität (die zudem wenig bis keinen Widerstand gegen, aber viel Zustimmung zur nationalsozialistischen Umgestaltung der Universitäten gezeigt hatte). Dieses Weitermachen wiederum wurde möglich, da es erfolgreich gelang, ein Narrativ zu etablieren, wonach die Wissenschaft während der NS-Zeit „im Kern gesund“ geblieben sei. Noch 1997 fand sich in der Brockhaus-Enzyklopädie unter dem Stichwort „Hochschule“ eine Aussage, die diese Position kontinierte: Die Hochschulen, hieß es dort, hätten „als institutionelle Einrichtungen die Zeit der nationalsozialistischen Diktatur insgesamt ohne größeren Vertrauensverlust überstanden“ (Brockhaus 1997: 141). Erst in der letzten, der 21. Ausgabe vor dem Untergang dieses einst maßstabsetzenden Nachschlagewerks wurde dies korrigiert (Brockhaus 2006: 544).

⁸⁴ für Gesamtübersichten der Publikationen seit 1990 siehe Pasternack (2016 und 2021)

Werfen wir einige Schlaglichter darauf, was eine zusammenfassende Besichtigung des für den hiesigen Zweck konstruierten Textkorpus „ostdeutsche Wissenschaftsbelletristik“ ergibt, so können einige zentrale Befunde sowie einige Auffälligkeiten hervorgehoben werden. Zunächst bezogen auf die Vermessung der Wissenschaftsbelletristik:

- In den sieben Jahrzehnten von 1952 bis 2021 sind von 114 Autorinnen und Autoren 162 erzählende Texte mit 43.489 Seiten zum Thema geschrieben worden. 111 der Titel stammen aus der Zeit bis 1990, während 51 Titel nach 1990 entstanden.
- Das Kernsegment der DDR-Wissenschaftsbelletristik – definiert als „bis 1990 entstanden“ und „eindeutig der Gattung Prosa zuzuordnen“ – umfasst 98 Titel.
- Die Handlungszeiten haben einen eindeutigen Schwerpunkt auf den 60er Jahren (in 63 Titeln). Ebenfalls hohe wissenschaftsbelletristische Aufmerksamkeit fanden die 70er Jahre (in 48 Titeln). Elf der 51 nach 1990 entstandenen Texte befassen sich wesentlich mit den Umbauprozessen der 90er Jahre.
- Die Wissenschaftsakademien bzw. einzelne ihrer Institute sind in 27 Büchern institutionelle Orte der Handlung. Doch mehr als doppelt so viele Titel spielen an Hochschulen. Die Entwicklungen in der Industrie- bzw. industrienahen Forschung sind in nur 17 Büchern gestaltet. Diese Darstellungsintensitäten entsprechen nicht den realen Größenverhältnissen der drei großen Wissenschaftssegmente.
- Einige institutionelle Bestandteile der DDR-Wissenschaftslandschaft kommen in der Belletristik kaum vor. Die in der DDR existierenden 39 Sonderhochschulen – etwa Parteihochschule oder Offiziershochschulen – sind vollständig abwesend in der Wissenschaftsbelletristik. Die ministerielle Ressortforschung blieb literarisch weitgehend unthematisiert, die SED-eigene Ressortforschung kommt in vier Titeln vor. Fünf Bücher spielen allein oder unter anderem an künstlerischen Hochschulen.
- Die häufigsten Handlungsorte sind Berlin (49 Titel) bzw. liegen in den drei sächsischen Bezirken Leipzig, Dresden und Karl-Marx-Stadt (43 Texte). Das entspricht weitgehend der realen Konzentration von Hochschulen und Forschungsinstituten in diesen Territorien. Die beiden größten DDR-Universitäten sind auch die am häufigsten vorkommenden Institutionen: die Humboldt-Universität zu Berlin (18 Titel) und die (Karl-Marx-)Universität Leipzig (27 Texte).
- Zu den Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten der 40er bis 60er Jahre gibt es keineswegs, wie häufig angenommen, nur einen (Kants „Aula“), sondern zwei weitere Romane. Daneben gibt es 41 weitere Titel, die man als Studentenromane klassifizieren kann.

- Die Gesellschaftswissenschaften werden am häufigsten verhandelt (in 93 Titeln), die Natur-, Medizin- und Ingenieurwissenschaften sind fast gleich stark vertreten (in 88 Titeln).⁸⁵ Verglichen mit den realen Größenordnungen im DDR-Wissenschaftssystem ist das eine deutliche Überrepräsentanz der Gesellschaftswissenschaften. Die Theologie spielt – aus naheliegenden Gründen – nur in zwei Büchern eine Rolle.
- Starke Korrespondenzen gibt es sowohl zwischen den Städten und Hochschulen, in und an denen die Autoren studiert hatten, und den Städten und Hochschulen, die zu Handlungsorten ihrer Texte wurden, als auch zwischen den Studienfächern der Autorinnen und der Präsenz der Disziplinen in der Wissenschaftsbelletristik. Damit dürfte sich wesentlich die relative Überpräsenz der Universitäten in Leipzig und Berlin sowie die der Gesellschaftswissenschaften erklären lassen. Gleichwohl ist es auch auffällig, dass zwar nur 14 Prozent der Schreibenden ein naturwissenschaftliches Fach studiert hatten, aber in 54 Prozent der Titel Themen und Entwicklungen der Naturwissenschaften verhandelt werden.
- In drei Romanen haben deren Autoren ihre Auslandsstudien Erfahrungen in der Sowjetunion verarbeitet. Auch gibt es einen fremdsprachigen Titel zu unserem Themenkreis, in dem es um eine Auslandsstudien Erfahrung in der DDR geht (Rintoul 2014).
- Die Geschlechterrelation unter den 114 an der ostdeutschen Wissenschaftsbelletristik Beteiligten beträgt 75 Prozent Autoren zu 25 Prozent Autorinnen.
- Einige der bekannteren DDR-Autoren haben darauf verzichtet, die Wissenschaftsverhältnisse oder das wissenschaftliche Milieu zu ihrem Thema zu machen (z.B. Peter Hacks, Heiner Müller oder Erwin Strittmatter). Besonders intensiv dagegen findet sich das Thema bei Helga Königsdorf, Christoph Hein, Erik Neutsch und John Erpenbeck literarisch gestaltet. Sie trugen, zusammengekommen, allein 25 der insgesamt 162 wissenschaftsbelletristischen Titel bei.
- 13 der Romane sind verfilmt worden, davon zehn in der DDR (die anderen drei hatten nach 1990 erschienene Bücher zur Grundlage).

Auch auf Basis der inhaltlichen Auswertungen lassen sich einige Aspekte resümieren, zunächst zum Figurenarsenal, das von beträchtlicher Typenheterogenität geprägt ist:

- Da gibt es Aufrechte dreierlei Art, deren Integrität überwiegend systemimmanent entfaltet wird: solche, die Überspitzungen abzufedern suchen; Charaktere, die sich gegen anfängliche innere Widerstände schließlich für (ggf. vermeintliche) Notwendigkeiten öffnen oder aus Anfechtungen gestärkt hervorgehen, und schließlich Aufrechte, die Widerstände aktiv aushalten.

⁸⁵ Zahlreiche Texte spielen sowohl in den Gesellschafts- als auch den Naturwissenschaften. Daher ergibt hier die Summe von 93 und 88 mehr, als das Gesamtsample an Titeln umfasst.

- Vor allem in Handlungen, die in den 50er Jahren spielen, tritt als Typus der bürgerliche Wissenschaftler auf: einerseits der bürgerliche Gelehrte, dem es auf Dauer in der DDR unbehaglich wird und der deshalb westwärts ausweicht; andererseits und als Hauptfigur von Entwicklungsromanen häufiger solche Gelehrte, die einen Wandel von einer apolitischen Haltung zu einem Bekenntnis zum Sozialismus vollziehen.
- In den ‚Umpolungen‘ bürgerlicher Gelehrter tritt meist eine Figur auf, die den individuellen Entwicklungsprozess zu lenken sucht. Eine Fortsetzung findet diese Figurenzeichnung in einem Typus, der sich als rettend eingreifender Funktionär kennzeichnen lässt.
- Es gibt die Cleveren, die Raffinesse im Umgang mit Spielregeln, Anordnungen und höheren Hierarchieebenen entwickelt haben; Skrupulöse und/oder innerlich Zerrissene; Sonderlinge und vermeintliche Sonderlinge sowie an den Verhältnissen Scheiternde.
- Man begegnet Patriarchen, darunter auch halbwegs sympathisch gezeichneten, vor allem aber solchen, die vor akademischer Arroganz strotzen. Choleriker, Scheusale und Menschenschinderinnen tauchen vor allem in den Büchern auf, die nach 1989 erschienen.
- Schließlich finden sich Opportunisten, Karrieristen und Ideologen in reicher Zahl.

In den Texten, die nach der DDR entstanden, sind die Sympathieträger häufig als tragische Figuren gezeichnet. In der Literatur bis 1990 dagegen war es vor allem ein Figurenmerkmal, das den Autorinnen und Autoren am Herzen lag: der listig errungene Erfolg gegen Widerstände. Fortwährend musste das wissenschaftliche Personal bürokratische oder politische Engstirnigkeiten überwinden, und mit Stromlinienförmigkeit allein kam man da nicht weiter, ist hier die Botschaft. Sie verweist indirekt auf einen merkwürdigen Kontrast in der offiziellen Rhetorik der DDR: Diese forderte einerseits Normenkonformität – Plantreue, Orientierung am jeweils letzten Parteitag und ZK-Plenum, also der gerade aktuellen Parteilinie – und andererseits Kreativität beim Aufbau des Sozialismus, mithin das Gegenteil von Konformität.

Jedenfalls gilt für die in der DDR erschienenen Titel, dass nicht allein erwünschte Entwicklungen gestaltet werden, sondern ebenso Probleme, Unzuträglichkeiten bis hin zu Ungeheuerlichkeiten im Wissenschaftsbetrieb. Dies ergibt sich zwar schon aus literarischen Gründen, da andernfalls kaum eine Handlung zu entwickeln ist, und auch das Stilmittel der Kontrastierung verlangt nach antagonistischen Figuren. Zugleich aber leitete sich die Darstellung von Problemen und Unzulänglichkeiten aus einer von Autoren wie ihren Figuren ganz überwiegend bejahten Bindung an das sozialistische Projekt ab. Unter den Titeln finden sich dabei ebenso Dokumente eines historischen Optimismus wie solche der Desillusionierung, aber mit einer Gemeinsamkeit: Die literarischen Äußerungen gin-

gen nahezu ausnahmslos von der Unvorstellbarkeit eines Untergangs des Systems aus. Immerhin sei es das fortschrittlichere und der Fortschritt gesetzmäßig. Waren es derart in den Texten, die bis 1990 in der DDR erschienen, vorrangig Konflikte des Voranschreitens, so finden sich in den Titeln nach 1990 überwiegend Konflikte der Stagnation (in der DDR) gestaltet. Häufig aufgegriffene Themen sind dabei

- das studentische Leben
- die Politisiertheit des Wissenschaftsalltags, die literarisch meist nicht infrage gestellt wurde, aber aus einer externen oder retrospektiven Perspektive ins Auge fällt
- Konfliktanordnungen und -dynamiken, was sowohl politische als auch Alltagskonflikte, darunter nicht zuletzt politisierte Alltagskonflikte umfasste
- politische Repressionen, in DDR-Büchern naheliegenderweise eher zurückhaltend verhandelt, aber vorkommend, und in Texten, die in Westdeutschland oder nach 1990 erschienen, ebenso naheliegenderweise intensiver verhandelt
- der Wissenschaftsoptimismus und damit im Zusammenhang die Wissenschaftlich-technische Revolution (WTR) und die Produktivkraft Wissenschaft
- im Kontrast dazu Wissenschaftsskepsis und Wissenschaftskritik, einsetzend in den 70er und sich steigernd in den 80er Jahren
- wissenschaftliche Produktivität als ein gern satirisch verhandeltes Thema, ebenso wie Darstellungen der Wissenschaftsbetrieblichkeit und einige ins Groteske gesteigerte Verhandlungen dessen, was an wissenschaftlichen Ergebnissen so entstand
- schließlich der Wissenschaftsumbau der 90er Jahre, mit dem die DDR-Wissenschaft in struktureller, kognitiver, kultureller und großteils auch personeller Hinsicht finalisiert wurde

In den Darstellungen des Hochschul- und Forschungsalltags trifft man auf DDR-Unspezifisches, dabei wiederum auf vieles, das andernorts gleichfalls vorkommt, aber DDR-spezifisch gebrochen ist. So drängen sich allerlei Parallelwahrnehmungen auf:

- Aus dem auch andernorts verfolgten Ziel, die Hochschulbildungsbeteiligung sozial zu verbreitern und Aufstieg durch Bildung zu ermöglichen, ergaben sich zwei Arten von Fremdheit. Zum einen gehörten zu den Studienerfahrungen Generationenprobleme, insofern der Bildungsaufstieg der Kinder, die als erste in ihrer Familie ein Studium absolvieren, sie von ihren Eltern entfremdete. Zum anderen wird immer wieder auf die Fremdheit verwiesen, der die Studenten und Absolventinnen bildungsferner Herkunft gegenüber dem akademischen Milieu unterlagen, und dies teils noch Jahrzehnte, nachdem sie selbst dort eingetreten waren.
- Häufig anzutreffen ist die satirische Glossierung der Zeremonien oder der Rituale des akademischen Betriebs. Gleiches gilt für das verbreitete Gremienwe-

sen, das in der DDR-Wissenschaft sein Pendant in Gestalt von Kommissionen und einem endlosen Versammlungsmarathon hatte.

- Forschungsplanung ist ein (nicht selten sarkastisch verarbeitetes) Dauerthema und wird jenseits der DDR-Wissenschaftsbelletristik häufig für etwas gehalten, das ganz und gar DDR- oder sozialismustypisch gewesen sei. In der Tat genoss es in der dort zugespitzten Planungsrationale einen besonderen Stellenwert, ist aber ebenso in Wissenschaftssystemen anzutreffen, die eigentlich dem Mythos der fortwährenden disruptiven Innovation anhängen: Dort heißt es „Forschungsstrategie“ oder „Exzellenzkonzept“.
- Ebenfalls ein Dauerthema sind Berichterstattungen – in der DDR: Rechenschaftslegung – und sonstige bürokratische Zumutungen. Als Überraschung erwies sich, dass im Vergleich zu der Bürokratie, die ab 1990 kennenzulernen war, die DDR geradezu als bürokratische Komfortzone erschien. Das Personal, das die gleichwohl vorhandenen bürokratischen Auswüchse verantwortete, bestand nicht allein aus Funktionären, sondern wurde auch aus der Forschung rekrutiert – eine weitere Ähnlichkeit mit Usancen jenseits der DDR: Die besten Fachleute wurden zu Leitern gemacht, womit sie dann ihre Eigenschaft, zu den besten Fachleuten zu gehören, sukzessive einbüßten.
- Eine andere Parallele ließ sich zur Bologna-Reform ziehen: Die formalen Ähnlichkeiten zu den Diplom-Studiengängen in der DDR sind frappierend. Auch hätte man schon den DDR-Texten entnehmen können, warum die leistungsorientierten Komponenten der W-Besoldung, die 15 Jahre nach dem Ende der DDR eingeführt wurden, kaum funktionieren würden. Immerhin pflegte die DDR ein ausgeprägtes Leistungsprämien-system, das als wenig zielführend geschildert wird.

Sucht man nach eindeutig DDR-Typischem, so lässt sich selbstredend auch einiges entdecken. Dabei kritisch Dargestelltes ergab sich aus der zeitgenössischen Wahrnehmung, dass Engstirnigkeiten dem politischen Ziel im Wege standen, wesentlich mit der Wissenschaft Aufbau und Entwicklung des Sozialismus zu sichern. Drei Beispiele:

- In den 50er Jahren ließen die politischen Umgestaltungen an den Hochschulen mit dem neuen gesellschaftswissenschaftlichen Grundstudium oder den Kampagnen gegen immer wieder neu entdeckte „Revisionisten“ in den Gesellschaftswissenschaften eher Distanz als Nähe geraten erscheinen. Wie inhaltlich abstruse Kampagnen der SED ablaufen, wurde ebenso den Naturwissenschaftlern und Medizinerinnen bereits Anfang der 50er Jahre zweimal vorgeführt. Mit der Pawlow- und der Lysenko-Kampagne haben diese annehmen müssen, dass Wiederholungen wahrscheinlich sind – und so häufig die Konsequenz der Abwanderung gezogen.

- Jede politische, aber auch private Verfehlung konnte Anlass für eine Maßregelung sein, die häufig als Tribunal inszeniert wurde. Neben Parteistrafen war ein beliebter Ausgang solcher Tribunale die „Bewährung in der Produktion“. Dies konnte Studierende wie Lehrende treffen. Dass auch angesichts dessen Abwanderung und Flucht ein vielfach erwogenes Thema waren und – bis 1961 – auch häufig umgesetzt wurden, erscheint wenig verwunderlich.
- Je stärker die SED-Mitgliedschaft zu einem Laufbahnbeschleuniger wurde, desto intensiver spielte im Wissenschaftsbetrieb die Parteidisziplin eine Rolle. Doch war es damit so eine Sache, denn sie hatte eine Referenz namens „Parteilinie“. Diese stellte in allen Kampagnen ein fortwährendes Risiko dar. Im eigentlichen handelte es sich mindestens um eine Schlangelinie: Sie war über die 45 Jahre ostdeutscher Nachkriegsgeschichte hin höchst wechselhaft und windungsreich, und dem durchschnittlichen Gemüt kündigten sich ihre Änderungen meist nicht erkennbar an. So kollidierten ebenso eher kritisch gestimmte Wissenschaftler mit der Parteilinie, wie Dogmatiker in den temporären Phasen intellektueller Flexibilisierung in Gegensatz zu ihr gerieten.

Es verwundert kaum, dass all dies Auswirkungen auf die wissenschaftliche Produktivität hatte. Hier sind die literarischen Darstellungen insbesondere zweier Bereiche ernüchternd – die zu den Akademie-Instituten und die zu den Gesellschaftswissenschaften:

- Die Schilderungen des Akademielebens ergeben, dass dieses keinesfalls durchgehend einer radikalen Leistungsorientierung folgte. Wie wir hatten zeigen können, lässt sich diesen Darstellungen die Realitätsnähe nicht absprechen, wenngleich es Ausnahmen höherer Leistungsfähigkeit gab, von denen sich einige auch in den literarischen Texten finden.
- Von den Gesellschaftswissenschaften wird das Bild gezeichnet, dass sie vor allem dazu dienten, bereits Bekanntes zu bestätigen, und auch das nur, wenn es der ideologischen Legitimation dienlich war. Mitgeteilt wurde dies in überwiegend unlesbaren wissenschaftlichen Texten, charakterisiert durch entweder mangelnde Präzision oder die Verarbeitung kognitiv dissonanter Vorgaben der Politik. Dies ist in der DDR allein in der Belletristik öffentlich kommentiert worden. Der Spott war dabei durch den Gegenstand der Betrachtung gleichsam programmiert.

Führt man die Figurenzeichnungen und die Gestaltungen der DDR-spezifischen Aspekte des Wissenschaftsbetriebs zusammen, so werden Konflikthanordnungen und -dynamiken erkennbar. Dabei lassen sich der DDR-bezogenen Wissenschaftsbelletristik zwei Konflikttypen entnehmen:

- Ein erster Typus umfasst Konflikte, die Kollisionen mit systemstabilisierenden Annahmen zum Anlass hatten, und zwar auf zweierlei Weise. Zum einen

gab es nichtmarxistische Wissenschaftler, die prinzipiell im Gegensatz zur sozialistischen Ordnung standen und aufgrund dessen in konfliktorische Situationen gerieten. Zum anderen verzeichnet die DDR-Wissenschaftsgeschichte eine Reihe von Personen, die zwar das marxistische Weltbild teilten, aber mit dem Staat bzw. der SED in prinzipielleren Dissenz über die Modalitäten gerieten, wie ein sozialistisches System zu entwickeln sei. Konflikte dieser beiden Arten mündeten meist in einen definitiven Bruch mit dem DDR-System, zu indizieren an zwei Kriterien: Ausreise (vor allem bis zum Mauerbau) oder politische Kaltstellung.

- Häufiger als die Grundsatzkonflikte war indes ein anderer Konflikttypus. Denn dort, wo die (vor allem Gesellschafts-)Wissenschaften eine (auch) kritische Funktion wahrnahmen, geschah dies systemimmanent. Die Bemühungen zielten darauf, im Rahmen des marxistischen Paradigmas gültige, das heißt wahrheitsfähige Aussagen zu produzieren. Damit war ihnen schlechterdings Paradoxes abverlangt. Sie sollten sowohl Beiträge zur Optimierung gesellschaftlicher Prozesse erbringen als auch politische Maximen und Beschlüsse wissenschaftlich bestätigen. Soweit daraus Konflikte resultierten, lassen sich diese als Systemoptimierungskonflikte kennzeichnen.

Die Wissenschaftsbelletristik gestaltete hier nicht zuletzt die Spannung zwischen Loyalität und Widerspruch. Dies verdichtet sich zu einem Narrativ, das lauter Geschichten subkutaner Renitenz liefert: Nicht Willfähigkeit gegenüber der politischen Obrigkeit habe den Alltag in den Institutionen bestimmt, sondern eine Art Katz-und-Maus-Spiel, mit dem man sich fortwährend darum bemühte, Freiräume zu verteidigen und zu erweitern. So liefert die Wissenschaftsbelletristik immer wieder Darstellungen von Grauzonen-Management, die zugleich die Wissenschaftsschädlichkeit der Politisierung sämtlicher Aspekte des Lehr- und Forschungsbetriebs illustrieren. Dabei waren die Texte häufig klüger als ihre Autoren. Konflikte stellten in der DDR-Wissenschaft (wie in der DDR überhaupt) jedenfalls keine dynamisierenden Irritationen dar. Ihre Bewältigung wurde vielmehr zum Mittel, um dem bewegungsförmigen Staat Disziplin, Geschlossenheit und Normenkonformität zu sichern.

Der drastischste Ausdruck dafür waren Repressionen. Sie repräsentierten in besonderer Weise die negativen Energien in einem Wissenschaftssystem, das von einer politischen Bewegung usurpiert worden war. Dabei kann es anhaltend irritieren, dass viele derjenigen, die Repressalien veranlassten, nur wenige Jahre zuvor im NS-Staat Repressionserfahrungen gemacht hatten, und dass der Verfolgungseifer neben tatsächlichen politischen Gegnern oder Skeptikern in bedeutendem Umfang auch Angehörige der eigenen Bewegung traf. Auch wenn die DDR-Wissenschaftsgeschichte nicht zuletzt durch Aufbaueuphorie, Streben nach Zugangsgerechtigkeit und Wissenschaftsoptimismus gekennzeichnet war: Diese positiven Energien konnten nicht das regressive Moment neutralisieren, das in der

Gewalttätigkeit der Durchsetzung eines Gesellschafts- und Wissenschaftsmodells bestand, welches ursprünglich in der Aufklärung wurzelte.

Aus dieser Verwurzelung speiste sich aber immerhin eine Verbindung von utopischem Überschuss und Wissenschaftsoptimismus. Letzterer – und damit auch die genannte Verbindung – wurde ab den 70er Jahren allerdings wissenschaftsbelletristisch zum Teil heftig infragegestellt:

- Der utopische Überschuss verband technologischen und politischen Optimismus. Der technologische war im Kern ein Naturwissenschaftsoptimismus. Doch folgte die starke Wissenschaftsgläubigkeit auch schon aus dem Selbstbild der SED, dass die Politik mit dem Marxismus-Leninismus per se wissenschaftlich begründet sei und dass Planung wissenschaftliches Wissen zur Voraussetzung habe. Die wissenschaftlich-technische Revolution befeuerte wissenschaftsoptimistische Hoffnungen für praktisch sämtliche Gesellschaftssphären.
- Mit der Kybernetik schien dafür auch eine Zeitlang das adäquate wissenschaftliche Instrument bereitzustehen. Wegen der kampagnenförmigen Protektion, die man ihr angedeihen ließ, nachdem sie von der bürgerlichen Scheinwissenschaft zur sozialistischen Optimierungslehre promoviert worden war, und wegen des Verdachts, mit ihr solle das soziale Leben technologisiert werden, fand die Kybernetik in der Belletristik ein nicht nur zustimmendes, sondern auch sich darüber belustigendes Echo.
- In einer Hinsicht hatten die literarischen Verhandlungen und begleitende publizistische Aktivitäten von Schriftstellern auch eine Debatte ausgelöst: Die möglichen Folgen der Gentechnik wurden problematisiert. Es war dies eine der wenigen Debatten, zu denen der Parteiapparat keine richtige Meinung hatte und deshalb auch keine vorgeben konnte.
- Dabei gelangten durch Autorinnen spezifische Sichtweisen auf die Wissenschaft, die sich von denen der männlichen Autoren unterschieden, in die Wissenschaftsbelletristik. Ihnen ging es mit zunehmender Dringlichkeit um die Durchsetzung und Selbstbehauptung von Frauen in einem maskulin und durch „fanatischen Leistungszwang“ (Herminghouse 1992: 88) bestimmten Wissenschaftsbetrieb. Das verbanden die Autorinnen mit eigenen Zugängen zu den dominanten Paradigmen des wissenschaftlichen Fortschritts. Auch wenn Kritiken an der wissenschaftlich-technischen Revolution, vor allem der maßlosen Umweltzerstörung, nicht allein von Frauen formuliert wurden: Diese haben seinerzeit „die phantasievollsten Subversionen des Fortschrittsdiskurses“ hervorgebracht (ebd.: 79).

In formaler Hinsicht war für die DDR-Wissenschaftsbelletristik die realistische Schule im Sinne des damaligen Realismusverständnisses dominant. Insofern überrascht es auch nicht, dass sich vor allem konventionelle Erzählweisen finden. Die Ausnahmen, in denen sich literarische Experimentierfreude zeigt, sind überschau-

bar. Wir haben sieben Titel in unserem Sample gezählt. Die weit überwiegenden konventionellen Erzählweisen waren indes nicht nur politisch erwünscht: Sie entsprachen bei den meisten Autorinnen und Autoren auch den eigenen Absichten und bei ihrer Leserschaft deren Leseinteressen. Damit ähnelten sie der literarischen Angebots- und Nachfragestruktur in anderen Ländern und Systemen.

Auffällig aber sind andere Abweichungen vom bis dahin herkömmlichen Gegenwartsroman: Die satirische Verarbeitung der Wissenschaftsverhältnisse bewegt sich zwischen dem zunehmenden Einsatz des Ironischen seit Hermann Kants „Aula“ (1965), das sich fortan mehr oder weniger intensiv in den meisten Texten findet, über offensiv satirische Plots etwa in Helga Königsdorfs Erzählungen, die hintersinnigen Satiren von Christa Wolf (1974 [1970]; 1981) und den rustikalen Humor der Kabaretttexte bis hin zu den historischen (Heym 1972; 1981) und utopisch-fantastischen Verkleidungen, wobei gerade die letzteren zwar als Unterhaltungsliteratur daherkommen, doch ein bemerkenswertes Niveau der satirischen Stoffdurchdringung aufweisen (Braun/Braun 1978; Meinhold 1984, Mechtel 1990), am bissigsten Franz Fühmanns „Saiäns-fiktschen“ (1981). Insgesamt sind 30 Titel unseres Samples dem satirischen Genre zuzuordnen (22 bis 1990, acht ab 1991), d.h. mit 19 Prozent ein Fünftel der 162 Titel.

Prozentual gilt dies auch für die ‚Abwicklungsbelletristik‘, also den Teil der nach 1990 erschienenen Texte, die sich mit dem Wissenschaftsumbau der 90er Jahre befassen. Folgt man inhaltlich dem, was dazu vorgelegt wurde, dann lässt sich nur eines konstatieren: Es muss eine Katastrophe angerichtet worden sein. Literarische Relativierungen der Vorgänge gibt es nicht. Inzwischen findet sich auch außerliterarisch mit Zerknirschung eingestanden, dass der ostdeutsche Wissenschaftsumbau eher eine Problem- als Erfolgsgeschichte war. Dass aber die satirische Gestaltung dieser Vorgänge weniger nahelag, zeigen die absoluten Zahlen: In zwei von elf Büchern hatte ein satirischer Zugang gefunden werden können (Braun 1995 und Erpenbeck 1996).

Tafel 24: Datenblatt zur ostdeutschen Wissenschaftsbelletristik

				Titelanzahl	
Kernsegment und Ergänzungsschichten					
Romane, Erzählungen, Novellen bis 1990				98	
benachbarte Genres + literar. Autobiografien + nach 1990 Erschienenes				64	
Entstehungs- und Handlungszeiten					
Entstehungszeiten		bis 1990:	111	162	
		nach 1990:	51		
häufigste Entstehungsjahrzehnte		1970er		51	
		1980er		42	
häufigste Handlungsjahrzehnte		1960er		63	
		1970er		48	
Handlungsregionen und -orte					
häufigste Regionen	Berlin (Ost)			49	
	Bezirke Dresden, Leipzig, Karl-Marx-Stadt (= Sachsen)			43	
Orte	insgesamt identifizierbare Orte (in 117 Titeln): 12				
	häufigste	Berlin (Ost)		49	
		Leipzig		35	
Wissenschaftssystem-Segmente					
Hochschulen	identifizierbarer Handlungsort Hochschule			99	
	häufigste	Uni Leipzig		27	
		HU Berlin		18	
Akademien	identifizierbarer Handlungsort Akademie(-Institut)			41	
staatsunmittelbare Einrichtungen	ministerielle Ressortforschung			2	
	SED-Institute			4	
	Sonderhochschulen			0	
Industrie- und industrienähe Forschung				17	
Fächergruppenrepräsentanz					
Gesellschaftswissenschaften			93	100	
Theologie			2		
Künstlerische Hochschulen			5		
Naturwissenschaften			60	88	
Akademische Medizin			19		
Ingenieurwissenschaften			9		
Autorinnen/Autoren					
		bis 1990	nach 1990	davon bis+nach 1990	insg.
Gesamt		75	48	9	114
Geschlechter	Männer	60	32	6	86 (75 %)
	Frauen	15	16	3	28 (25 %)

häufigste Autoren/ Autor-innen	bis 1990	G. de Bruyn, Erpenbeck, Hein, Heym, Jendryschik, Königsdorf, Neutsch, Wolf			
	bis + nach 1990	Erpenbeck, Hein, Königsdorf, Neutsch			
häufigste Studienorte der Autoren/Autorinnen	Uni Leipzig: 42 %	HU Berlin: 16 %	Σ 58 %		
	vier häufigste Hochschulen: Uni Leipzig, Literaturinstitut Leipzig, HU Berlin, Uni Jena		Σ 74 %		
Studienfächer der Autoren/Autorinnen	Gesellschaftswissenschaften:			86 %	
	Naturwissenschaften:			14 %	
Publikationswege					
Wissenschaftsbelletristik bis 1990					111
davon in DDR geschriebene Titel					105
davon Erstausgaben in DDR					94
in DDR entstanden, aber erst nach 1990 erschienen					3
westdeutsche Ausgaben von DDR-Titeln bis 1989					29
internationale Ausgaben (ohne BRD; Zahl der übersetzten Titel, nicht der Übersetzungen)	Ostblock	22		42	
	Westblock	20			
weitere Auflagen bzw. Neuausgaben nach 1990					30
Medienadaptionen					
Dramatisierung			18	37	
Hörspiel			6		
Verfilmung			13		
Film ohne literarische Vorlage					2
Themen und literarische Formen					
Studentenromane					44
Thema Repressionen	in Westdeutschland erschienene Bücher		7	19	
	in DDR erschienene Bücher		4		
	nach 1990 erschienen		8		
Wissenschaftsskepsis und -kritik					7
„Abwicklungsbelletristik“					11
auffällige literarische Formen und Stilmittel	experimentell				7
	Hauptfigurenmortalität	bis 1990	11 (9 %)	18 (11 %)	17
		nach 1990	7 (14 %)		
		davon Suizid	6 (4 %)		
	Satire	bis 1990: 22 (20 %)	nach 1990: 8 (16 %)		30 (19 %)
	utopische/fantastische Romane				6
Kriminalromane				2	

Liest man den hier ausgewerteten Textkorpus im Zusammenhang – die bis 1990 in der DDR bzw. in Westdeutschland erschienenen und die seit 1991 veröffentlichten Texte – so lässt sich in einer abstrahierenden DDR-geschichtlichen Perspektive viererlei entnehmen:

- Die DDR-Gesellschaft war insofern entdifferenziert, als eine allgemeine Dominanz des Politischen bewirkte, dass alle Teilsysteme politisch überfremdet waren. So trachtete die Politik auch danach, die Wissenschaft und die Hochschulen zu domestizieren. Das wissenschaftliche Personal und die Studierenden sollten sich den politischen Vorgaben, Abläufen und Ansprüchen unterwerfen. Im Gegenzug wurden einige milieutypische Eigenheiten zugestanden bzw. in Kauf genommen.
- Die Hochschulen waren auch in der DDR zentral für die Produktion verlässlichen Wissens und für die Verteilung von Karrierechancen. Das galt in der DDR aber in spezifischer Weise. Verlässliche Wissensproduktion bezog sich nicht nur auf wahrheitsfähige Aussagen, sondern zugleich auf deren Passfähigkeit zu einem Weltanschauungssystem. Karrierechancen waren zwar auch, doch nicht allein an Qualifikationen gebunden, sondern ebenso an die individuelle politische Einstellung. Das DDR-Hochschulsystem hat Aufstieg und Karrieren vorbereitet und ermöglicht, und es hat Aufstieg und Karrieren be- und verhindert.
- Zugleich gab es auch Bemühungen darum, die Dominanz politischer Einflussnahmen auf Hochschulbildung und Forschung abzumildern und ihren Eigenlogiken Geltung zu verschaffen. Das geschah typischerweise nicht in Konfrontation zur politischen Macht, sondern in mehr oder weniger geschickten Aushandlungsprozessen (vgl. dazu Ash 2002, der Wissenschaft und Politik in Diktaturen als „Ressourcen für einander“ beschreibt, was auch bestimmte – jeweils prekäre – Teilautonomien für die Wissenschaft bedingt). Insistiert wurde auf eine sinnvolle Arbeitsteilung zum Erreichen auch gemeinsamer Zwecke, denn systemfeindlich war die überwiegende Anzahl der Hochschulangehörigen selbstredend nicht, schon aufgrund der gleichfalls politisch überformten Rekrutierungsmechanismen nicht. Eingesetzt wurden für das Insistieren Techniken, die in Rechnung stellen, dass es nie die Absender, sondern immer die Adressaten von Kommunikationsbemühungen sind, die über den Anschluss an Kommunikationsangebote disponieren.
- Bei aller Politisierung war das DDR-Hochschulwesen auch ein Versuch, in mancher Hinsicht auf rationale Weise und unter erheblichem Einsatz engagierter Beteiligter die Hochschulen schrittweise zu modernisieren. Dazu gehörten Bemühungen um zeitgemäße Gestaltungen der Fachstudien und um mehr soziale Gleichheit qua Hochschulbildung: indem Arbeiter- und Bauernkindern der Zugang erleichtert (unterm Strich nicht erfolgreich) und indem geschlechtsspezifische Schranken (erfolgreich) abgebaut werden.

Literarisch bestätigt die DDR-Wissenschaftsbelletristik, was Wolfgang Emmerich für die DDR-Literatur insgesamt festgehalten hat. Ihr Anfang in den 50er Jahren hatte viel *Gesinnungsliteratur* hervorgebracht, „gläubig und mit den besten Absichten geschrieben, aber ästhetisch dürrig“. Es folgten Texte einer utopisch-

sozialistischen *Sinngebung*, wobei sich die 60er Jahre mit dem 11. Plenum und der NÖS-Politik in einer Spannung zwischen verstörend und hoffnungsspendend bewegten. Ab der zweiten Hälfte der 70er Jahre traten den sich um Sinngebung bemühen Texten solche zur Seite, „die aus einer fortschreitenden und am Ende verzweifelten *Sinnkrise* resultieren“. (Emmerich 2000: 24).

Zu dieser dritten Etappe konstatierte John Erpenbeck 1987 für die Wissenschaftsbelletristik, dass „Wissenschaft als Triebkraft der Intensivierung und des technisch-gesellschaftlichen Fortschritts“ kaum noch so überzeugend dargestellt werde, wie dies in den sechziger Jahren geschehen sei. Auch werde die kenntnisreiche Darstellung der Wissenschaftsentwicklung und ihrer Kontroversen in der DDR in umfangreicheren Prosawerken nur noch von wenigen, meist älteren Schriftstellern versucht. Dabei seien Physik und Kybernetik weitgehend aus dem Blickfeld der Literatur verschwunden und von ökologischen sowie gentechnologischen Fragen abgelöst worden. Schwach sei die Aufnahme gesellschaftswissenschaftlicher Erkenntnisse, abgesehen von neueren Ergebnissen historischer Forschungen. Zunehmend dringe die Psychologie in literarische Gestaltungen ein. Gestaltet würden vor allem innere Konflikte und psychische Prozesse, auch gebe es Rückzüge in Provinzialismus. Die „subjektive Authentizität“, die Berufung auf die ganz eigene Erfahrung, sei zu einem wichtigen Ausgangsprinzip geworden. (Erpenbeck 1987: 336f., 342)

Dieser Binnensicht lässt sich die zeitgenössische Außenperspektive gegenüberstellen. Eckart Förtsch sah 1984 eine „eigentümliche Struktur“ der Defizite und Erwartungen, welche die Literatur in Richtung Wissenschaft moniere bzw. formuliere: Politik werde weder als Ursachenfeld noch als Lösungsinstanz der Probleme explizit gemacht, und auch Ökonomie komme eher indirekt vor. „Es sieht so aus, als würde eine Veränderung insbesondere von der Lebenswelt her erwartet: eine sanfte Revolution, die Wissenschaft, sofern diese nur ihren Rationalitäts-Imperialismus aufgibt, als potentiellen Partner begreift.“ (Förtsch 1984: 165)

Die Figurenzeichnungen und die Konfliktentfaltungen in der DDR-Wissenschaftsbelletristik verweisen aber vor allem auf eines: Dort sind Informationen gespeichert, welche in zeitgenössischen Textsorten, die auf Erfolgsberichterstattung getrimmt waren, nicht zu finden sind. Dadurch wird diese Literatur informationsdicht im Blick darauf, was aus anderen Quellen kaum zu erfahren ist.

Motivlagen der Akteure

Nach 1990 sind die Urheber wie die Gegenstände der DDR-Wissenschaftsbelletristik, die Literaten und die Wissenschaftler, vergleichbaren öffentlichen Angriffen ausgesetzt gewesen: Wo sie nicht aktiv an Repressionsmaßnahmen mitgewirkt hätten, sei ihr Handeln in der DDR von Opportunismus geprägt gewesen. Gele-

gentliche kritische Einlassungen, die es gewiss auch gegeben habe, müssten als Kleinkritiken decouvriert werden, da sie nicht das System infragegestellt hätten. Treffen solche Kritiken den Kern der Motivlagen, die das Handeln der Literaten und Wissenschaftler anleiteten?

Wie die große Mehrheit der hier ausgewerteten Texte immer wieder zeigt, kam in Literatur und Wissenschaft eine spezifische Rationalität zum Zuge, die erst einstellungs-, dann handlungsleitend war: Die DDR sah sich, neben den anderen sozialistischen Ländern, als Vollstrecker eines historischen Gesetzes, wonach die Befreiung von Ausbeutung die unabweisbare Aufgabe der Gegenwart darstelle.⁸⁶ Dieses Gesetz – im eigentlichen eine teleologische Annahme – galt als wissenschaftlich hergeleitet, was wiederum seine dogmatische Geltung begründete. Zwar sehen externe Betrachter das Einverständnis mit den Prämissen des DDR-Systems und deren Integration in literarische und Forschungsprogramme als Merkwürdigkeiten, da sie dem autonomen Gestaltungsanspruch der Literatur und dem universalistischen Erklärungsanspruch der Wissenschaft zuwiderliefen. Doch aus DDR-interner Perspektive galt dieses Einverständnis individuell meist als biografische Grundentscheidung, die man gut begründet sah.

Hier eröffnete das Produktivkraft-Wissenschaft-Paradigma einen Horizont, der es einerseits nachvollziehbar machte, warum es mit der realen Emanzipation noch nicht so weit her war, andererseits in Aussicht stellte, dass diese alsbald gelingen könne. Joachim Walther hat die zeitgenössischen Erwartungen in „Zwischen zwei Nächten“ referiert: Die wissenschaftlich-technische Revolution wirke strukturverändernd auf die Arbeitstätigkeit. Durch Komplexautomatisierung werde der Mensch aus dem unmittelbaren Produktionsprozess herausgelöst. Statt körperlicher Arbeit gehe es hin zu Überwachungs- und Steuerungszentralen. Dominieren würden künftig Wahrnehmungsfunktionen, Entscheidungsverhalten und Denkprozesse. (Walther 1972: 115)

Dies war der Sache nach die Paraphrasierung einer Passage aus den „Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie“.⁸⁷ Auf entsprechender Produktivkraftstufe werde es, so Karl Marx, nicht mehr der Arbeiter sein, „der modifizierten Naturgegenstand als Mittelglied zwischen das Objekt und sich einschiebt; sondern den Naturprozeß, den er in einen industriellen umwandelt, schiebt er als Mittel zwischen sich und die unorganische Natur, deren er sich bemeistert. Er tritt neben den Produktionsprozeß, statt sein Hauptagent zu sein.“ (Marx 1983 [1857/1858]: 601)

86 Das Ziel an sich genießt systemübergreifende Akzeptanz, vgl. etwa Art. 167 Abs. 1 der Verfassung des Freistaats Bayern: „Die menschliche Arbeitskraft ist als wertvollstes wirtschaftliches Gut eines Volkes gegen Ausbeutung, Betriebsgefahren und sonstige gesundheitliche Schädigungen geschützt.“

87 zu den Frühschriften von Marx gehörend und ursprünglich nicht in der kanonischen Ausgabe der Marx-Engels-Werke (MEW) enthalten. Erst 1983 wurden die „Grundrisse“ als (achronologischer) Band 42 der MEW publiziert.

Das nach wie vor gegebene Gefangensein der Arbeit im Takt der Maschine und die politische Unfreiheit konnten in diesem Horizont als so bedauerlich wie temporär abgetan werden. Zu ihrer Überwindung sei ‚lediglich‘ eines nötig: die technischen Entwicklungen hinzubekommen, welche das Produktivkraft-Niveau ermöglichten, um zu den Produktionsverhältnissen zu gelangen, die eine solche Basis der gesellschaftlichen Verhältnisse sicherstellen könnten, aus deren Dynamik dann auch die allgemeine Emanzipation zu verwirklichen wäre.

Derart wird auch das Bündnis zwischen Literatur, Wissenschaft und Politik erklärbar, das die immer wieder erneuerte Motivation in Literatur und Wissenschaft, an dem politischen Projekt des Sozialismus mitzuwirken, sicherte. Erst so begriffen wird auch die zentrale Rolle des Topos Wissenschaftlich-technische Revolution (WTR) plausibel, nämlich als dreifach codiert: Die Politik sah in deren erfolgreicher Gestaltung die Quelle ihrer (seit dem 17. Juni 1953 erkennbar prekären) Legitimität, insofern sich qua wissenschaftlich-technischen Fortschritts allgemeiner Wohlstand herstellen ließe. Die Wissenschaft sah in der WTR eine beständige Aktualisierung ihrer eigenen zentralen Rolle. Beide zusammen sahen darin die Chance für das Ziel der politischen Bewegung, der man sich gemeinsam zugehörig fühlte, die Ausbeutung zu beseitigen.

Technologische Großprojekte wie der Aufbau einer eigenen Flugzeugindustrie in den 50er Jahren,⁸⁸ das Chemieprogramm (60er Jahre, vgl. „Chemie gibt Brot, Wohlstand, Schönheit“ 1958), oder das Mikroelektronikprogramm in den 80ern⁸⁹ waren – im Laufe der Zeit zunehmend verzweifeltere – Versuche, die Produktivkräfte auf einen Stand zu bringen, der die Einlösung des eigenen historischen Anspruchs erlauben sollte. Die Literaten sahen sich hier als Mitgestalter von Politik und Wissenschaft. So avancierte die genuin außerliterarische Kategorie „gesellschaftliche Utopie“ zum thematischen Bezugspunkt der DDR-Literatur (Ostheimer 2018: 11).

Der Ausgangspunkt war also eine Selbstbindung der Wissenschaft und der sie darstellenden Literatur an soziale Interessen, die wiederum angesichts des Zustands der Welt ein hohes Maß an Plausibilität genossen. Bestärkend wirkten dabei fünf Aspekte:

- zum ersten die Wahrnehmung des DDR-Sozialismus als Gegenmodell zum Nationalsozialismus, während die sehr viel stärkeren personellen Kontinuitäten in den westdeutschen Funktionseliten Anlässe gaben, der Bundesrepublik einen solchen Gegenmodell-Charakter nicht zuschreiben zu können;
- zum zweiten die zu geringe Distanz der prosperierenden westlichen Demokratien einschließlich der Bundesrepublik zu Regimen rechtsradikaler Färbungen aller Art;

⁸⁸ vgl. Lorenz (2003), Mewes (1997), Michels/Werner (1994)

⁸⁹ vgl. Klenke (2001), Kirchner (2000); Geipel (1993); Barkleit (2000)

- zum dritten die geringe Attraktivität des kapitalistischen Systems außerhalb seiner Prosperitätszonen Westeuropa, Nordamerika, Australien und Japan;
- zum vierten eine historische Perspektivierung, in der sichtbar werde, dass sowohl Weltanschauungsgemeinschaften als auch Gesellschaftsformationen regelmäßig erst mühsam zivilisiert werden mussten: Nutze man als Hintergrundfolie etwa das Christentum, das ein Jahrtausend lang sowohl Frohe Botschaft als auch die Quelle konfessionell begründeter Greuel war, oder den Frühkapitalismus mit seinen gleichfalls mörderischen Durchsetzungsprozessen der Industrialisierung, dann müsse man realistischerweise auch den Sozialismus des 20. Jahrhunderts als – wenn auch bedauerlich gewalttätigen – Frühsozialismus betrachten;
- zum fünften die Labilität der Kalte-Kriegs-Situation, deren Gleichgewicht des Schreckens nur aufrechtzuerhalten war, wenn (auch) die sozialistische Seite stabil blieb.

All dies bewirkte insgesamt, dass die Selbstbindung an soziale Interessen transformiert wurde in eine Bindung an politische Interessen. Damit verlor das materialistische Wissenschaftsprogramm an Erklärungskraft, denn so ging es nicht mehr allein um wahrheitsfähige Aussagen, sondern immer auch um die Funktionalisierung für politischen Machterhalt. Das wurde von den Schreibenden und den Wissenschaftlern durchaus erkannt, aber hingenommen: um der Sicherung einer historischen Perspektive für eine Gesellschaft der Ausbeutungsfreiheit willen. Dies erzeugte Bindungen an das sozialistische Projekt, die nur mit sehr hohem kognitiven und emotionalen Aufwand zu kappen waren, also nur in Einzelfällen gekappt wurden. Allgemein herrschende Mehrheitsüberzeugung hingegen war, dem historischen Gesetz, wonach die Epoche der Ausbeutungsfreiheit zu entfalten sei, auch im literarischen wie im wissenschaftlichen Handeln entsprechen zu müssen.

Möchte man diesen Einsichten ihre Schwerverdaulichkeit nehmen, ließe sich mit Gerhard Zwerenz (1997: 44) schließen: „In der Gewißheit, die Geschichte entschlüsselt zu haben, schreitet der Marxist siegreich von Niederlage zu Niederlage.“

Verzeichnis der Tafeln

Tafel 1:	Die DDR-Wissenschaftsbelletristik: Kernsegment und Ergänzungsschichten	466
Tafel 2:	Entstehungsdaten der wissenschaftsbelletristischen Titel nach Jahrzehnten	467
Tafel 3:	Handlungszeiten und Entstehungszeiten	467
Tafel 4:	Bücher mit drei und mehr Jahrzehnte umfassenden Handlungen . .	468
Tafel 5:	Arten der wissenschaftlichen Einrichtungen (Anzahl der Titel)	469
Tafel 6:	Wissenschaftsbelletristische Aufmerksamkeit nach Handlungszeiten und Wissenschaftssegmenten	469
Tafel 7:	Berlin und Leipzig als wissenschaftsbelletristische Handlungsorte im Zeitverlauf (Anzahl der Titel)	471
Tafel 8:	Die geografische Verteilung der wissenschaftsbelletristischen Handlungsorte	472
Tafel 9:	Handlungsorte der Wissenschaftsbelletristik	475
Tafel 10:	Fächergruppenrepräsentanz in der Wissenschaftsbelletristik	477
Tafel 11:	Die Gesellschaftswissenschaften in der Wissenschaftsbelletristik . .	478
Tafel 12:	MINT und Medizin in der Wissenschaftsbelletristik	479
Tafel 13:	Geschlechterrelationen innerhalb der wissenschaftsbelletristischen Autorenschaft	482
Tafel 14:	Publikationswege der DDR-Wissenschaftsbelletristik bis 1990	485
Tafel 15:	Dramatisierungen und Hörspielfassungen	485
Tafel 16:	Filmadaptionen in zeitlicher Reihenfolge ihres Entstehens	486
Tafel 17:	Wissenschaftler-Porträtliteratur von Schriftstellerinnen und Schriftstellern	502
Tafel 18:	Die Studentenromane	507
Tafel 19:	Erfahrungen harter Repression in Hochschule und Wissenschaft der DDR: literarische Darstellungen	528
Tafel 20:	Industrie- und industriennahe Forschung: die Texte	538
Tafel 21:	Vergleich der Personalressourcen und internationalen Publikationen der Naturwissenschaften an DDR-Hochschulen und -Akademieinstituten	540
Tafel 22:	Die ‚Abwicklungsbelletristik‘	554
Tafel 23:	Wissenschaftsentwicklung der Nachkriegsjahrzehnte: die dominierenden Vorgänge in Stichworten	563
Tafel 24:	Datenblatt zur ostdeutschen Wissenschaftsbelletristik	573

Zitierte Literatur

- Abelein, Ralph/Helmar Breig (2017): Der König David Bericht. 12 Szenen mit Musik nach dem Roman von Stefan Heym, St. Jakobskirche Bockenheim, Frankfurt a.M. URL https://www.zentrum-verkuendigung.de/fileadmin/zentrum-verkuendigung/content/Kultur_pur/Koenig-David-Bericht/Programmheft_Koenig_David_Bericht_Download.pdf (23.12.2021).
- Abusch, Alexander (1957): Im ideologischen Kampf für eine sozialistische Kultur. Die Entwicklung der sozialistischen Kultur in der Zeit des 2. Fünfjahresplanes. Rede auf der Kulturkonferenz der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands am 23. Oktober 1957 in Berlin, Dietz Verlag, Berlin [DDR]. URL <https://portal.dnb.de/bookviewer/view/1019957611#page/n0/mod/e/2up> (10.11.2022).
- Adolphi, Wolfram (2015–2020): Hartenstein. Roman. Drei Bände, Nora Verlagsgemeinschaft, Berlin.
- Ardenne, Manfred von (1990): Die Erinnerungen. Neuschrift 1990 (10. Gesamtauflage), Verlag Herbig, München.
- Ardenne, Manfred von (1997): Erinnerungen, fortgeschrieben. Ein Forscherleben im Jahrhundert des Wandels der Wissenschaften und politischen Systeme, Droste Verlag, Düsseldorf.
- Arnolds, Marlen (2022): Vom schweren Anfang. Wissenschaftspolitische und -geschichtliche Reformprozesse in Dieter Nolls Roman *Kippenberg*, in: Angela Gencarelli (Hg.), Die DDR-Literatur und die Wissenschaften, Verlag De Gruyter, Berlin/Boston, S. 143–169. URL <https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/9783110771008/html?lang=de> (30.11.2022).
- Ash, Mitchell G. (2002): Wissenschaft und Politik als Ressourcen für einander, in: Rüdiger vom Bruch/Brigitte Kaderas (Hg.), Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Franz Steiner Verlag, Stuttgart, S. 32–51.
- Autorenkollektiv (1982): Hager, Kurt, in: Erhard Lange/Dietrich Alexander (Hg.), Philosophenlexikon, Dietz-Verlag, Berlin [DDR], S. 334–337.
- Baars, Christian/Christina Berndt/Katja Riedel (2014): Alles – außer Kontrolle. Manipulationen bei Medikamententests, in: Süddeutsche Zeitung online, 5.12.2014. URL <https://www.sueddeutsche.de/gesundheit/manipulationen-bei-medikamententests-alles-ausser-kontrolle-1.2251937> (22.6.2022).
- Bahro, Rudolf (1977): Die Alternative. Zur Kritik des real existierenden Sozialismus, Europäische Verlagsanstalt, Köln/Frankfurt a.M.
- Barck, Karlheinz/Martin Fontius/Friedrich Wolfzettel/Burkhart Steinwachs (Hg.) (2000–2005): Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden, Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar.
- Barck, Simone (1997): Der Mitteldeutsche Verlag in den sechziger Jahren, in: Simone Barck/Martina Langermann/Siegfried Lokatis, „Jedes Buch ein Abenteuer“. Zensur-System und literarische Öffentlichkeit in der DDR bis Ende der sechziger Jahre, Akademie Verlag, Berlin, S. 227–285. URL <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.1045> (8.6.2021).
- Barck, Simone (2007): Fragmentarisches zur Literatur, in: Helga Schultz/Hans-Jürgen Wagener (Hg.), Die DDR im Rückblick. Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur, Chr. Links Verlag, Berlin, S. 303–322.

- Barkleit, Gerhard (2000): Mikroelektronik in der DDR. SED, Staatsapparat und Staatssicherheit im Wettstreit der Systeme, Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung an der Technischen Universität Dresden, Dresden.
- Barkleit, Gerhard (2005): Scheitern eines innovativen Ansatzes. Manfred von Ardenne und die Krebst-Mehrschritt-Therapie, in: Deutsches Ärzteblatt 6/2005, S. 344–348.
- Bechstein, Charlotte (1997): Du darfst nicht daran zerbrechen, Angelika Lenz Verlag, Neustadt am Rübenberge.
- Behling, Klaus (2014): „Plötzlich und unerwartet ...“. Selbstmorde nach Wende und Einheit, edition berolina, Berlin.
- Behn, Manfred/Jan Strümpel (2015): Erich Loest. Essay, in: Hermann Korte (Hg.), Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur – KLG, edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag, München. URL <http://www.munzinger.de/document/16000000367> (17.5.2022).
- Benjamin, Walter (2015 [1929]): Julien Green, in: ders., Ausgewählte Werke Bd. 3: Aufsätze, Essays, Vorträge, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt, S. 302–307.
- Berner, Horst/Hans Walter (1989): Das letzte Wort hat der wahrheitssuchende Ethan. Zur erfolgreichen DDR-Erstaufführung „Der König David Bericht“ am Volkstheater Halberstadt, in: Volksstimme, 7.2.1989.
- Beutelschmidt, Thomas/Henning Wrage (2004): „Das Buch zum Film – der Film zum Buch“. Annäherung an den literarischen Kanon im DDR-Fernsehen, unt. Mitarb. v. Kristian Kißling u. Susanne Liermann, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig.
- Beutin, Wolfgang (1992): Die Literatur der DDR, in: ders./Klaus Ehlert/Wolfgang Emmerich/Helmut Hoffacker/Bernd Lutz/Volker Meid/Ralf Schnell/Peter Stein/Inge Stephan, Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Metzler Verlag, Stuttgart, S. 458–525.
- Beyer, Christof/Cornelius Borck/Jonathan Holst/Gabriele Lingelbach (2021): Wissenschaftliche Untersuchung der Praxis der Medikamentenversuche in schleswig-holsteinischen Einrichtungen der Behindertenhilfe sowie in den Erwachsenen-, Kinder- und Jugendpsychiatrien in den Jahren 1949 bis 1975. Abschlussbericht, Universität zu Lübeck, Institut für Medizingeschichte und Wissenschaftsforschung, Lübeck. URL https://www.imgwf.uni-luebeck.de/fileadmin/medien/Dokumente/Abschlussbericht_Medikamentenversuche-komprimiert.pdf (9.6.2022).
- Beyer, Marcel (2009): Kaltenburg. Roman, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.
- Biermann, Wolf (1977): Zwei Portraits, in: Jürgen Fuchs, Gedächtnisprotokolle, Rowohlt Verlag, Reinbek b. Hamburg, S. 7–10.
- Bierwisch, Manfred (1966): Strukturalismus. Geschichte, Probleme und Methoden, in: Kursbuch 5/1966, S. 77–152. URL https://www.leibniz-zas.de/fileadmin/media/Dokumente/Personen/Bierwisch/Bierwisch_Strukturalismus_8MB.pdf (21.11.2021).
- Billing, Gert/Benito Wogatzki (1962): Tennis zu dritt. Studentengeschichten, Verlag Neues Leben, Berlin [DDR].
- Blecher, Jens/Gerald Wiemers (Hg.) (2005): Studentischer Widerstand an den mitteldeutschen Universitäten 1945 bis 1955. Von der Universität in den GULAG. Studentenschicksale in sowjetischen Straflagern 1945 bis 1955, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig.
- Bloch, Ernst/Wolfgang Harich (Red.) (1953): Protokoll der philosophischen Konferenz über die Fragen der Logik. Am 17. und 18. November 1951 in Jena (Beiheft 1 der Deutschen Zeitschrift für Philosophie), Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin [DDR].
- Bock, Ulrich (2000): Achtundsechziger. Jenaer Studenten proben den Aufstand, Wartberg Verlag, Gudensberg-Gleichen.

- Bohnert, Christiane (1986): Stefan Heym Der König-David-Bericht. Die Ohnmacht der Macht vor der Geschichte, in: Paul Gerhard Klussmann/Heinrich Mohr (Hg.), *Dialektik des Anfangs. Spiele des Lachens, Literaturpolitik in Bibliotheken. Über Texte von Heiner Müller, Franz Fühmann, Stefan Heym, Bouvier*, Bonn, S. 143–195.
- Böttcher, Kurt (Autorenkollektiv-Ltg.) (1974): *Schriftsteller der DDR. Belletristische und Sachbuchautoren, Übersetzer, Herausgeber, Literaturwissenschaftler, Kritiker* (Meyers Taschenlexikon), unt. Mitarb. v. Herbert Greiner-Mai, Bibliographisches Institut, Leipzig.
- Bourdieu, Pierre (1998): *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*, UVK Universitätsverlag Konstanz, Konstanz.
- Braun, Johanna/Günter Braun (1978): *Conviva ludibundus. Utopischer Roman*, Verlag Das Neue Berlin, Berlin [DDR].
- Braun, Volker (1965): *Provokation für mich. Gedichte*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Braun, Volker (1972): *Das ungezwungne Leben Kasts*, Aufbau-Verlag, Berlin [DDR].
- Braun, Volker (1988): Rimbaud. Ein Psalm der Aktualität, in: ders., *Verheerende Folgen mangelnden Anscheins innerbetrieblicher Demokratie*. Schriften, Reclam Verlag, Leipzig, S. 95–183.
- Braun, Volker (1988a): *Verheerende Folgen mangelnden Anscheins innerbetrieblicher Demokratie*. Schriften, Reclam Verlag, Leipzig.
- Braun, Volker (1995): *Der Wendehals. Eine Unterhaltung*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.
- Bräunig, Werner (2007): *Rummelplatz. Roman*, mit einem Vorwort von Christa Wolf, hrsg. von Angela Drescher, Aufbau-Verlag, Berlin.
- Brecht, Berthold (1981 [1938]): *Legende von der Entstehung des Buchs Taoteking auf dem Weg des Laotse in die Emigration*, in: ders., *Werke in fünf Bänden. Band 3: Gedichte*, Aufbau Verlag, Berlin/Weimar, S. 255–258.
- Bržan, Jurij (1976): *Krabat oder Die Verwandlung der Welt*, Verlag Neues Leben, Berlin [DDR].
- Bržan, Jurij (Interview) (1979): Gespräch mit Jurij Bržan, in: *Sinn und Form* 5/1979, S. 995–1012.
- Bržan, Jurij (1980): Briefwechsel mit Erhard Geißler, S. 1110–1112.
- Bržan, Jurij (1995): *Krabat oder die Bewahrung der Welt. Roman*, Domowina-Verlag, Bautzen.
- Brockhaus. *Die Enzyklopädie in 24 Bänden*, 20. Aufl., Bd. 10, F. A. Brockhaus, Leipzig/Mannheim 1997.
- Brockhaus-Enzyklopädie in 30 Bänden, 21. Aufl., Bd. 12, Bibliographisches Institut/F. A. Brockhaus, Leipzig/Mannheim 2006.
- Broich, Karl (Interview) (o.J. [2014]): „Das ist keine heile Welt“, in: Bundesverband der Pharmazeutischen Industrie (Hg.), *Hilfe! Klinische Studien*, brand eins Verlag, Hamburg, S. 32–37.
- Bronikowski, Peter von (2024): *Von der Homogenität der Denkbasis. Ein Schelmenroman*, in: Peer Pasternack, *Von Campus- bis Industrieliteratur. Eine literarische DDR-Wissenschaftsgeschichte*, Tectum Verlag, Baden-Baden, S. 398–402.
- Brugsch, Theodor (1957): *Arzt seit fünf Jahrzehnten*, Rütten & Loening, Berlin [DDR].
- Brühl, Reinhard/Guntolf Herzberg/Mario Keßler/Martin Sabrow (1999): *Vom „Segeln“ nach anderen Landkarten. Aus der Diskussion zu den historischen Fachblättern mit Reinhard Brühl, Guntolf Herzberg, Mario Keßler und Martin Sabrow*, in: Simone Barck/Martina Langermann/Siegfried Lokatis (Hg.), *Zwischen „Mosaik“ und „Einheit“*. Zeitschriften in der DDR, Chr. Links Verlag, Berlin, S. 458–466.
- Brüning, Elfriede (1952): *Vor uns das Leben. Roman*, Verlag Das Neue Berlin, Berlin [DDR].

- Buch, Hans Christoph (1998): In Kafkas Schloß. Eine Münchhausiade, Verlag Volk und Welt, Berlin.
- Buck, Constanze (2007): Das Wissenschaftskollektiv in den Romanen *Respektloser Umgang* und *Im Schatten des Regenbogens* von Helga Königsdorf. Master Thesis, University of Waterloo, Waterloo, Ontario/Canada. URL https://uwspace.uwaterloo.ca/bitstream/handle/10012/3184/Master_thesis_Constanze_Buck.pdf?sequence=1&isAllowed=y (26.7.2022).
- Buck-Bechler, Gertraude/Heidrun Jahn/Dirk Lewin (1997): Strukturen der Hochschullandschaft im Jahre 1989, in: Gertraude Buck-Bechler/Hans-Dieter Schaefer/Carl-Hellmut Wagemann (Hg.), Hochschulen in den neuen Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch zur Hochschulerneuerung, Deutscher Studien Verlag, Weinheim, S. 48–81.
- Buck-Bechler, Gertraude/Hans-Dieter Schaefer/Carl-Hellmut Wagemann (Hg.) (1997): Hochschulen in den neuen Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch zur Hochschulerneuerung, Deutscher Studien-Verlag, Weinheim.
- Budde, Gunilla-Friederike (2003): Frauen der Intelligenz. Akademikerinnen in der DDR 1945 bis 1975 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft Bd. 162), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Bulaty, Milan (1993): Vorwort, in: Othmar Feyl, Zur Geschichte der öffentlichen Arbeit und Resonanz der Universitätsbibliothek Berlin (Schriftenreihe der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin Nr. 56), Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin, S. 3. URL <https://edoc.hu-berlin.de/bitstream/handle/18452/5665/56.pdf?sequence=1&isAllowed=y> (12.9.2021).
- Bundesregierung (1962): Entwurf eines Strafgesetzbuches (StGB), in: Deutscher Bundestag Drucksache IV/650, Bonn. URL <https://dipbt.bundestag.de/doc/btd/04/006/0400650.pdf> (2.1.2022).
- Burkhardt, Anke (1997): Stellen und Personalbestand an ostdeutschen Hochschulen 1995. Datenreport, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/AB_5_1997.pdf (26.2.2019).
- Busse, Gerd (2016): Das Büro – ein Buch des Trostes, in: Johannes J. Voskuil, Das Büro. Band 1, Verbrecher Verlag, Berlin, S. 587–595.
- Busse, Stefan (1996): Psychologie im Real-Sozialismus. DDR-Psychologen im Interview, Centaurus-Verlag, o.O.
- Bussmann, Rudolf (1992): Die Utopie schlägt den Takt. „Rumba auf einen Herbst“ und seine Geschichte. Ein Nachwort, in: Irmtraud Morger, Rumba auf einen Herbst. Roman, Luchterhand Literaturverlag, Hamburg/Zürich, S. 331–345.
- Buthmann, Reinhard (2020): Versagtes Vertrauen. Wissenschaftler der DDR im Visier der Staatssicherheit, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Černá, Věra (2005): Christoph Hein: Literatur und Moral. Die Analyse von „Horns Ende“ und „Der Tangospieler“. Diplomarbeit zur Erlangung des Bakkalaureusgrades, Philosophische Fakultät der Masaryk Universität Brno, Brno. URL <https://is.muni.cz/th/m0jnn/bakalarka.pdf> (20.9.2022).
- Cervantes, Miguel de (2016 [1617]): Die Irrfahrten von Persiles und Sigismunda, Die Andere Bibliothek, Berlin.
- Chargaff, Erwin (1979): Das Feuer des Heraklit. Skizzen aus einem Leben vor der Natur, Klett-Cotta, Stuttgart.
- Chargaff, Erwin (1983): Kritik der Zukunft, Klett-Cotta, Stuttgart.
- Chargaff, Erwin (1989): Alphabetische Anschläge, Klett-Cotta, Stuttgart.
- Chargaff, Erwin (1995): Ein zweites Leben. Autobiographische und andere Texte, Klett-Cotta, Stuttgart.

- Chemie gibt Brot, Wohlstand, Schönheit. Chemiekonferenz des Zentralkomitees der SED und der Staatlichen Plankommission in Leuna am 3. und 4. November 1958, Dietz-Verlag, Berlin [DDR] 1958.
- Chou, Hsin (2006): Von der Differenz zur Alterität. Das Verhältnis zum Anderen in der Fortschreibung von Identitätssuche in den Romanen *Die Überläuferin* und *Stille Zeile sechs* von Monika Maron. Inaugural-Dissertation, Philologische Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Freiburg i. Br. URL <https://freidok.uni-freiburg.de/fedora/objects/freidok:2611/datastreams/FILE1/content> (25.2.2022).
- Cibulka, Hans (1981): Swantow, in: neue deutsche Literatur 4/1982, S. 23–52.
- Cibulka, Hans (1982): Swantow. Die Aufzeichnungen des Andreas Flemming, Mitteldeutscher Verlag, Halle-Leipzig.
- Ciesla, Burghard (1993): Der Spezialistentransfer in die UdSSR und seine Auswirkungen in der SBZ und DDR, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 49–50/1993, S. 24–31.
- Coleé, Eve (2015): Studentenjahre in der DDR. Jugendroman, Public Book Media Verlag, Frankfurt a.M./Weimar/London/New York.
- Creagh, Morven Margaret (2008): The Representation of Academic Institutions in Literature of the GDR and the New Germany. Thesis for the degree of Doctor of Philosophy in German, University of Exeter. URL <https://ore.exeter.ac.uk/repository/bitstream/handle/10036/55433/CreaghM.doc?sequence=2&isAllowed=y> (27.2.2022).
- Damm, Sigrid (1992): Ich bin nicht Ottilie. Roman, Insel-Verlag, Frankfurt a.M./Leipzig.
- Dath, Dietmar (2015): Deutsche Demokratische Rechnung. Eine Liebeserzählung, Eulenspiegel Verlag, Berlin.
- David, Wolfgang (1980): Bendgens Frauen oder Prüfungen ohne Testat. Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig.
- de Bruyn, Günter (1972): Preisverleihung. Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig.
- de Bruyn, Günter (1984): Neue Herrlichkeit. Roman, S. Fischer, Frankfurt a.M.
- de Bruyn, Günter (1985): Neue Herrlichkeit. Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig.
- de Bruyn, Wolfgang (1988): Sigrid, in: ders., Varianten eines Lebens. Erzählungen über fünf Frauen, Aufbau-Verlag, Berlin [DDR], S. 85–118.
- de Bruyn, Günter (1978): Märkische Forschungen. Erzählung für Freunde der Literaturgeschichte, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig.
- de León Schillgalies, Carolina (2006): „Das Koordinatensystem der Vorstellungskraft“. Fritz Rudolf Fries' trojanische Text-Pferde und das Spanische als Katalysator. Inaugural-Dissertation, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Fakultät Sprach- und Literaturwissenschaften, Bamberg, 233 + XXVI S. Volltext unter <https://fis.uni-bamberg.de/bitstreams/2cf24ec8-571d-4fda-9895-d6288e977ebc/download> (28.5.2023).
- Decker, Gunnar (2015): 1965. Der kurze Sommer der DDR, Hanser Verlag, München.
- Der Spiegel (1991): „Das ist russisches Roulett“. Schmutzige Geschäfte mit westlichen Pharmakonzernen brachten dem SED-Regime Millionen, in: Der Spiegel, 4.2.1991, S. 80–90.
- Derado, Thea (2009): Chemie und Irrsinn. Studienjahre in Leipzig 1954–1958. Ein Plädoyer für freie Meinungsbildung, Engelsdorfer Verlag, Leipzig.
- Deregoski, Angelika/Doris Scherer/Sabine Wardezki (1990): Standpunkte zur Entwicklung des Hochschullehrerbestandes, Zentralinstitut für Hochschulbildung Berlin (ZHB), Berlin.
- Descher, Stefan (2022): Die instrumentelle Funktion der Wissenschaften. Zu Fritz Rudolf Fries' dystopischem Roman *Verlegung eines mittleren Reiches*, in: Angela Gencarelli (Hg.), Die DDR-Literatur und die Wissenschaften, Verlag De Gruyter, Berlin/Boston, S. 225–251.

- URL <https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/9783110771008/html?lang=de> (30.11.2022).
- Deutsches P.E.N.-Zentrum (Ost) (Hg.) (o.J. [1995]): Autorenlexikon. Gegenwart und Geschichte, Red. Christel Dobenecker, Klarsicht-Verlag, Berlin.
- Deutsches P.E.N.-Zentrum (Ost) (Hg.) (o.J. [1996]): Autorenlexikon 1996. Zwischenbilanzen, Red. Christel Dobenecker, Klarsicht-Verlag, Berlin.
- Dietrich, Gerd (2018): Kulturgeschichte der DDR. 3 Bde., Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Drescher, Horst (1995): Hörsaal 40, in: ders.: Regenbogenpapiermacher. Kurze Prosa, Reclam Verlag, Leipzig, S. 126–147.
- Drucker, Peter F. (1967): Die ideale Führungskraft, Econ-Verlag, Düsseldorf/Wien.
- DT, Deutsches Theater Berlin (1988): Ein Leben mit TROILUS UND CRESSIDA. Es liest Pof. Hans Mayer. Programmheft. Spielzeit 1987/88, Berlin [DDR].
- Egel, Karl Georg (1966): Dr. Schlüter. Filmerzählung, Verlag der Nation, Berlin [DDR].
- Ehmke, Guenter (Gesamtlgt.) (1984): Geschichtliche Erfahrungen der Deutschen Demokratischen Republik bei der Heranbildung qualifizierter Kader in der Etappe der antifaschistisch-demokratischen Umwälzung (1945–1949), Zentralinstitut für Hochschulbildung, Berlin [DDR].
- Eichhorn, Wolfgang Peter (1976): Gesellschaftswissenschaften, in: Georg Klaus/Manfred Buhr (Hg.), Philosophisches Wörterbuch, Bibliographisches Institut, Leipzig, S. 487–490.
- Eikermann, Helmut (1989): Zweckoptimismus?, in: Spectrum 3/1989, S. 29.
- Emmerich, Wolfgang (2000): Kleine Literaturgeschichte der DDR. Erweiterte Neuauflage, Aufbau Taschenbuch Verlag, Berlin.
- Endler, Adolf (1994): Tarzan am Prenzlauer Berg. Sudelblätter 1981–1983, Reclam Verlag, Leipzig.
- Engelberg, Ernst (1985): Bismarck. Urpreussie und Reichsgründer, Akademie-Verlag, Berlin [DDR].
- Engelberg, Ernst (1990): Bismarck. Das Reich in der Mitte Europas, Akademie-Verlag, Berlin [DDR].
- Enzensberger, Hans Magnus (1978): Der Untergang der Titanic. Eine Komödie, Suhrkamp, Frankfurt a.M.
- Erices, Rainer (o.J. [2021]): Dr. Rainer Erices (Medizinhistoriker) zum historischen Hintergrund. URL <https://www.daserste.de/unterhaltung/serie/die-toten-von-marnow/interviews/die-toten-von-marnow-historischer-hintergrund-100.html> (18.1.2022).
- Ernst, Anna-Sabine (1997): „Die beste Prophylaxe ist der Sozialismus“. Ärzte und medizinische Hochschullehrer in der SBZ/DDR 1945–1961, Waxmann Verlag, Münster.
- Erpenbeck, John (1973): Alleingang. Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Erpenbeck, John (1977): Analyse einer Schuld. Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Erpenbeck, John (1980): Der blaue Turm. Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig.
- Erpenbeck, John (1987): Näherungen. Nachwort, in: ders. (Hg.), Windvogelviereck. Schriftsteller über Wissenschaften und Wissenschaftler, Buchverlag Der Morgen, Berlin [DDR], S. 319–349.
- Erpenbeck, John (1989): Gruppentherapie. Roman, Mitteldeutscher Verlag Halle/Leipzig.
- Erpenbeck, John (1996): Aufschwung. Roman, Eulenspiegel-Verlag, Berlin.
- Ettrich, Frank (1992): Soziologie in der DDR. Hilfswissenschaft zwischen ideologischer Delegitimierung und partieller Professionalisierung, in: Soziologie und empirische Sozialforschung in der DDR. Eine kritische Bilanz (=Berliner Journal für Soziologie 3–4/ 1992), Akademie-Verlag, Berlin, S. 447–472.

- Fäßler, Peter E. (2003): „Proletarische Biologie“ und „bürgerliche Gelehrte“. Die Auseinandersetzungen um die Irrlehren Trofim D. Lyssenkos in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) bzw. DDR, in: Horch & Guck 1/2003, S. 21–26.
- Faust, Siegmund (1980): In welchem Lande lebt Mephisto? Schreiben in Deutschland, Günter Olzog Verlag, München/Wien.
- Feyl, Othmar (1960): Beiträge zur Geschichte der slawischen Verbindungen und internationalen Kontakte der Universität Jena, G. Fischer Verlag, Jena.
- Feyl, Renate (1971): Das dritte Auge war aus Glas. Eine Studentengeschichte, Greifenverlag, Rudolstadt.
- Feyl, Renate (1972): Bau mir eine Brücke. Roman, Verlag Neues Leben, Berlin [DDR].
- Feyl, Renate (1992): Ausharren im Paradies. Roman, Kiepenheuer & Witsch, Köln.
- Fischer, Hannelore (Autorenkollektivleitung) (1969): Operationsforschung in der sozialistischen Wirtschaft. Mit bewährten Modellen aus der Praxis Schiften zur sozialistischen Wirtschaftsführung, Dietz Verlag, Berlin [DDR].
- Förtsch, Eckart (1984): Literatur als Wissenschaftskritik, in: Ilse Spittmann-Rühle (Hg.), Lebensbedingungen in der DDR. Siebzehnte Tagung zum Stand der DDR-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland, 12. bis 15. Juni 1984, Edition Deutschland Archiv, Köln, S. 157–168.
- Frede, M. (1972): „Haut oder Hemd“. Theater oder Parolen?, in: Erik Neutsch, Haut oder Hemd. Schauspiel und Dokumentation, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale), S. 87–89 [Nachdruck aus „Liberal-Demokratische Zeitung“ vom 21.1.1971].
- Frege, Gottlob (1973): Schriften zur Logik. Aus d. Nachlass, hrsg. von Lothar Kreiser, Akademie-Verlag, Berlin [DDR].
- Fries, Fritz Rudolf (1966): Der Weg nach Oobliadooh. Roman, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.
- Fries, Fritz Rudolf (1982): Alexanders neue Welten. Ein akademischer Kolportageroman aus Berlin, Aufbau-Verlag, Berlin [DDR].
- Fries, Fritz Rudolf (1994): Die Nonnen von Bratislava. Roman, Piper Verlag, München.
- Fries, Fritz Rudolf (1997 [1957]): Septembersong. Roman, ROSPO-Verlag, Hamburg.
- Fritsch, Rainer/Erika Rommel (1987): Die Praxis der Hochschulen bei der sozialen Zuordnung der Studienbewerber und Aspekte der sozialen Herkunft von Hochschuldirekt- und Fernstudenten. Referat zum Forschungsbericht, Zentralinstitut für Hochschulbildung, Berlin [DDR].
- Fuchs, Dennis (2014): Möglichkeiten der Wirklichkeit. Spuren der Philosophie Ernst Blochs im lyrischen Werk Volker Brauns. Inaugural-Dissertation, Philologisch-Historische Fakultät der Universität Augsburg, Augsburg. URL https://opus.bibliothek.uni-augsburg.de/opus4/files/3840/Fuchs_Dissertation.pdf (12.4.2023).
- Fuchs, Jürgen (1977): Gedächtnisprotokolle. Mit Liedern von Gerulf Pannach und einem Vorwort von Wolf Biermann, Rowohlt Verlag, Reinbek b. Hamburg.
- Fuchs, Jürgen (1978): Vernehmungsprotokolle. November '76 – September '77, Rowohlt Verlag, Reinbek b. Hamburg.
- Fuchs, Jürgen (1984): Fassonschnitt, Rowohlt Verlag, Reinbek b. Hamburg.
- Fuchs, Jürgen (1988): Das Ende einer Feigheit, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg.
- Fühmann, Franz (1981): Saiäns-Fiktschen. Erzählungen, Hinstorff-Verlag, Rostock.
- Fühmann, Franz (1981a): Das Duell, in: ders., Saiäns-Fiktschen. Erzählungen, Hinstorff-Verlag, Rostock, S. 91–129.
- Fuhrmann, Rainer (1985): Medusa. Utopischer Roman, Verlag Das Neue Berlin, Berlin [DDR].

- Gansel, Carsten (1991): Leistungen und Defizite von Literaturkritik. Das Echo auf Reinhart Heinrichs Roman „Jenseits von Babel“, in: Weimarer Beiträge 1/1991, S. 140–151.
- Gansel, Carsten (2013): „Arbeit als Selbstzweck – was für ein Leben?“. Von den „Aufstörungen“ des ‚neuen Menschen‘, in: Katrin Löffler (Hg.), Der ‚neue Mensch‘. Ein ideologisches Leitbild der frühen DDR-Literatur und sein Kontext, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig, S. 133–150.
- Geipel, Gary Lee (1993): Politics and Technology in the German Democratic Republic, 1977–1990. Ph.D. Diss., Columbia University, New York.
- Gencarelli, Angela (Hg.) (2022): Die DDR-Literatur und die Wissenschaften, Verlag De Gruyter, Berlin/Boston. URL <https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/9783110771008/html?lang=de> (30.11.2022).
- Gencarelli, Angela (2022a): ‚Produktivkraft Wissenschaft‘ als ‚großer Gegenstand‘ der DDR-Literatur. Einführende Überlegungen, in: dies. (Hg.), Die DDR-Literatur und die Wissenschaften, Verlag De Gruyter, Berlin/Boston, S. 1–16.
- Gencarelli, Angela (2022b): Wechselvolle Grenzgänge zwischen Literatur und Naturwissenschaft. Die vergessene ‚Zwei-Kulturen‘-Debatte in der DDR (1959–1989), dies. (Hg.), Die DDR-Literatur und die Wissenschaften, Verlag De Gruyter, Berlin/Boston, S. 19–51.
- Gerstengarbe, Sybille/Horst Hennig (2009): Opposition, Widerstand und Verfolgung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1945–1961. Eine Dokumentation, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig.
- Gilde, Werner (1973): Für 1000 Dollar um die Welt. Das Leben des J. C. Voss von ihm selbst erzählt, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Gilde, Werner (1976): Plaudereien eines Leibwächters. Historischer Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Gilde, Werner (1987): Das abenteuerliche Leben des Herrn von Platen. Historischer Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Girnius, Wolfgang/Klaus Meier (Hg.) (2018): Wissenschaftsforschung in Deutschland. Die 1970er und 1980er Jahre, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig.
- Glaser, Horst Albert (1996): Gottfried Meinhold: Weltbesteigung, in: ders., Utopische Inseln. Beiträge zu ihrer Geschichte und Theorie, Verlag Peter Lang, Frankfurt a.M. u.a., S. 225–231.
- Göring, Michael (2021): Dresden. Roman einer Familie, Osburg Verlag, Hamburg.
- Görlich, Günter (1982): Die Chance des Mannes, Verlag Neues Leben, Berlin [DDR].
- Göttner, Reinhard (1970): Was ist – was soll Operationsforschung?, Urania-Verlag, Leipzig/Jena/Berlin.
- Gottwald, Peter (o.J. [2012]): Neues zur „Abendländischen Wandlung“ von Jean Gebser, in: Gaebler Info und Genealogie. URL <https://www.gaebler.info/2012/02/abendlaendische-wandlung/> (8.7.2022).
- Goyk, Martin (1972): Arztnovelle, List Verlag, Leipzig.
- Gräf, Bernd (1992): Medusa, in: Bernd und Jutta Gräf (Hg.), Der Romanführer. Der Inhalt der Romane und Novellen der Weltliteratur. Band XXVI: Prosa der DDR von den Anfängen bis zu ihrem Ende 1990. Erster Teil: A–K, Verlag Anton Hiersemann, Stuttgart, S. 125.
- Gräf, Bernd und Jutta (Hg.) (1992): Der Romanführer. Der Inhalt der Romane und Novellen der Weltliteratur. Band XXVI: Prosa der DDR von den Anfängen bis zu ihrem Ende 1990. 2 Bde., Verlag Anton Hiersemann, Stuttgart.
- Grelak, Uwe/Peer Pasternack (2016): Theologie im Sozialismus. Konfessionell gebundene Institutionen akademischer Bildung und Forschung in der DDR. Eine Gesamtübersicht, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Theologie-im-Sozialismus.pdf> (24.7.2023).

- Grelak, Uwe/Peer Pasternack (2024): Im Auftrag. Sonderhochschulen und Ressortforschung in der DDR, Göttingen.
- Groehler, Olaf (1981): Geschichte des Luftkrieges 1910 bis 1980, Militärverlag der DDR, Berlin [DDR].
- Gröschner, Annett (2000): Moskauer Eis. Roman, Kiepenheuer Verlag, Leipzig.
- Grub, Frank Thomas: Sparschuh, Jens, in: Michael Optiz/Michael Hofmann (Hg.), Metzler Lexikon DDR-Literatur, Verlag Metzler, Stuttgart/Weimar 2019, S. 322–324.
- Günther, Egon (1975): Einmal Karthago und zurück. Roman, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar.
- Günther, Horst/Siegfried Mahler/Gerhard Rutsch (1975): Nach der Reise, in: Rainer Otto (Hg.), Pfeffermüllereien. Kabarett-Texte, Henschelverlag Kunst und Gesellschaft, Berlin [DDR], S. 22–26.
- Gutschke, Irmtraud (1993): Abgewickelt – und frei. „Im Schatten des Regenbogens“, Roman von Helga Königsdorf, in: Neues Deutschland, 8.10.1993, S. 12.
- Habel, Frank-Burkhard (2000): Das große Lexikon der DEFA-Spielfilme. Die vollständige Dokumentation aller DEFA-Spielfilme von 1946 bis 1993, Schwarzkopf & Schwarzkopf, Berlin.
- Hagem, Rudolf (1994): Ende einer Berufung. Eine Erzählung zur Abwicklung, Verlagsbuchhandlung und Agentur Prof. Dr. sc. Hans-Georg Mehlhorn, Leipzig.
- Hähner-Rombach, Sylvelyn/Christine Hartig (2019): Medikamentenversuche an Kindern und Jugendlichen im Rahmen der Heimerziehung in Niedersachsen zwischen 1945 und 1978, Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung, o.O. URL https://www.ms.niedersachsen.de/download/141754/Bericht_2019_Medikamenten-_und_Impfversuche_an_Kindern_und_Jugendlichen_2019_....pdf (9.6.2022).
- Hammel, Claus (1981): Prüfstand Geschichte, in: Theater der Zeit 9/1981, S. 61.
- Hammel, Claus (1981a): Die Preußen kommen. Komödie, in: Theater der Zeit 9/1981, S. 61–72.
- Händler, Wilhelm (1996): Kongreß. Roman, dtv, München.
- Hanke, Irma (1987): Alltag und Politik. Zur politischen Kultur einer unpolitischen Gesellschaft, Westdeutscher Verlag, Opladen.
- Hart, Jürgen (Hg.) (1978): academixereien. Kabarett-Texte, Henschelverlag Kunst und Gesellschaft, Berlin [DDR].
- Hartmann, Christine (Regie) (2021): Charité. Staffel 3. Fernsehserie, Deutschland 2021, UFA Fiction im Auftrag der ARD. Sechs Folgen á 45 Minuten. DVD-Veröffentlichung: Leonine Distribution, München 2021.
- Hauptmann, Helmut (Hg.) (1969): DDR-Reportagen. Eine Anthologie, Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig.
- Hauser, Jochen (1979): Wie die Glaubitzte recht behielten, in: Walter Nowojski (Hg.), Lehrzeit. Geschichten und Erinnerungen, Verlag Neues Leben, Berlin [DDR], S. 193–202.
- Hecht, Arno (2002): Die Wissenschaftselite Ostdeutschlands. Feindliche Übernahme oder Integration?, Faber & Faber, Leipzig.
- Hecht, Arno (Hg.) (2008): Enttäuschte Hoffnungen. Autobiographische Berichte abgewickelter Wissenschaftler aus dem Osten Deutschlands, Verlag am Park, Berlin.
- Heiduczek, Werner (1971): Mark Aurel oder ein Semester Zärtlichkeit. Erzählung, Verlag Neues Leben, Berlin [DDR].
- Hein, Christoph (1981 [1974]): Schlötel oder Was solls. Eine Komödie, in: ders., Cromwell und andere Stücke, Aufbau-Verlag, Berlin [DDR], S. 161–224.
- Hein, Christoph (1985): Horns Ende. Roman, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar.

- Hein, Christoph (1987 [1984]) (Interview): Die Intelligenz hat angefangen zu verwalten und aufgehört zu arbeiten. Ein Gespräch, in: ders., Öffentlich arbeiten. Essays und Gespräche, Aufbau-Verlag, Berlin [DDR], S. 154–164 (zuerst: Deutsche Volkszeitung – Die Tat 10/1984).
- Hein, Christoph (1987 [1986]): Brief an M.F., Regisseur der westdeutschen Erstaufführung von SCHLÖßEL ODER WAS SOLLS, in: ders., Öffentlich arbeiten. Essays und Gespräche, Aufbau Verlag, Berlin [DDR], S. 130–134.
- Hein, Christoph (1988): o.T. [Diskussionsgrundlage Arbeitsgruppe IV: Literatur und Wirkung], in: Schriftstellerverband der DDR (Hg.), X. Schriftstellerkongreß der Deutschen Demokratischen Republik 24.–26. November 1987. Arbeitsgruppen, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar, S. 224–247.
- Hein, Christoph (1989): Der Tangospieler. Erzählung, Aufbau-Verlag, Berlin [DDR].
- Hein, Christoph (2011): Weiskerns Nachlass. Roman, Suhrkamp Verlag, Berlin.
- Hein, Christoph (2018): Verwirrnis. Roman, Suhrkamp Verlag, Berlin.
- Hein, Christoph (2019): Horns Anfang, in: ders., Gegenlauschangriff. Anekdoten aus dem letzten deutsch-deutschen Kriege, Suhrkamp, Berlin, S. 38–42.
- Hein, Christoph (Interview) (2022): „Goethe-höchstselbst“, in: Heinrich Bleicher (Hg.), Der unbequeme Aufklärer. Gespräche über Hans Mayer, Talheimer Verlag, Mössingen-Talheim, S. 83–106.
- Heinrich, Reinhart (1987): Jenseits von Babel, Verlag Neues Leben, Berlin [DDR].
- Helm, Johannes (2007): Tanz auf der Ruine. Szenen aus einem vergessenen Land, dissertation.de, Berlin.
- Hennig-Vogel, Sabine (2018): Jahrring. Roman, Fehnland-Verlag, Rhaderfehn.
- Hennings, Lena (2015): Die Entstehungsgeschichte der Rodewischer Thesen im Kontext von Psychiatrie, Sozialhygiene und Rehabilitationsmedizin der DDR, Med. Diss., Institut für Medizingeschichte und Wissenschaftsforschung an der Universität zu Lübeck, Lübeck. URL <http://d-nb.info/1117169332/34> (27.11.2021).
- Hentschel, Sibylle (1990): Umklammerung. Erzählung, Buchverlag Der Morgen, Berlin [DDR].
- Heppener, Sieglinde/Wladislaw Hedeler (1991) (Hg.): Das Problem der Freiheit im Lichte des Wissenschaftlichen Sozialismus. Konferenz der Sektion Philosophie der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 8.–10. März 1956. Auszüge aus dem Protokoll, podium progressiv, Berlin.
- Herminghouse, Patricia (1992): Phantasie oder Fanatismus? Zur feministischen Wissenschaftskritik in der Literatur der DDR, in: Ute Brandes (Hg.), Zwischen gestern und morgen. Schriftstellerinnen der DDR aus amerikanischer Sicht, Verlag Peter Lang, Bern u.a., S. 69–94.
- Herrmann, Peter (o.J. [2007]): Erinnerungen und Ausblicke eines ehemaligen Jenaer Studenten aus der Zeit von 1956 bis 2006, o.O. [Eisenberg].
- Herrmann, Peter/Heinz Steudel/Manfred Wagner (Hg.) (1997): Der Physikerball 1956. Vorgeschichte – Ablauf – Folgen, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Jena.
- Herzberg, Guntolf/Klaus Meier (1992): Karrieremuster. Wissenschaftlerporträts, Aufbau Taschenbuchverlag, Berlin.
- Herzog, Gabriele (1990): Keine Zeit für Beifall. Roman, Verlag Neues Leben, Berlin [DDR].
- Hess, Volker/Laura Hottenrott/Peter Steinkamp (2016): Testen im Osten. DDR-Arzneimittelstudien im Auftrag westlicher Pharmaindustrie. 1964–1990, be.bra wissenschaft verlag, Berlin.
- Heydemann, Günther/Francesca Weil (Hg.) (2009): „Zuerst wurde der Parteisekretär begrüßt, dann der Rektor...“. Zeitzeugenberichte von Angehörigen der Universität Leipzig (1945–1990), unt. Mitarb. v. Uwe Hofmann, Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig.

- Heym, Stefan (1960): Der Bazillus, in: ders., Schatten und Licht. Geschichten aus einem geteilten Lande, List Verlag, Leipzig, S. 7–29.
- Heym, Stefan (o.J. [1960]): o.T., in: Deutsches PEN-Zentrum Ost und West (Hg.), Literatur im Zeitalter der Wissenschaft, Verlag der Nation, Berlin [DDR], S. 35–42.
- Heym, Stefan (1972): Der König David Bericht. Roman, Kindler Verlag, München.
- Heym, Stefan (1973): Der König David Bericht. Roman, Buchverlag Der Morgen, Berlin [DDR].
- Heym, Stefan (1974): 5 Tage im Juni, Bertelsmann Verlag, München.
- Heym, Stefan (1981): Ahasver. Roman, C. Bertelsmann Verlag, München.
- Heym, Stefan (1988): Ahasver. Roman, Buchverlag Der Morgen, Berlin [DDR].
- Heym, Stefan (1989): 5 Tage im Juni, Buchverlag der Morgen, Berlin [DDR].
- Heym, Stefan (1990): Nachruf, Buchverlag der Morgen, Berlin [DDR].
- Hock, Lisa (1992): Rez. zu Rosemarie Zeplin, Der Maulwurf oder Fatales Beispiel weiblicher Gradlinigkeit, Berlin und Weimar: Aufbau, 1990, in: GDR Bulletin 1/1992, S. 44. URL <https://newprairiepress.org/cgi/viewcontent.cgi?article=1742&context=gdr> (21.8.2021).
- Hoffmann, Alfred (2000): „Mit Gott einfach fertig“. Untersuchungen zu Theorie und Praxis des Atheismus im Marxismus-Leninismus der Deutschen Demokratischen Republik, St. Benno-Verlag, Leipzig.
- Honecker, Margot in Diskussion zum Bericht zur Direktive des VIII. Parteitages der SED zum Fünfjahrplan für die Entwicklung der Volkswirtschaft der DDR in den Jahren 1971 bis 1975 (1971), in: Protokoll der Verhandlungen des VIII. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, 15. bis 19. Juni 1971 in der Werner-Seelenbinder-Halle zu Berlin. 4. und 5. Beratungstag, Dietz Verlag, Berlin [DDR], S. 78–84.
- Höntsch, Ursula (1985): Wir Flüchtlingskinder. Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig.
- Höntsch, Ursula (1990): Wir sind keine Kinder mehr. Die Geschichte einer Jugend, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig.
- Höpcke, Klaus (1988): Literatur- und Kunstkritik – was sollte sie bewirken?, in: Freiheit, 5.8. 1988, S. 9.
- Horkheimer, Max/Theodor W. Adorno (1989 [1947]): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Reclam Verlag, Leipzig.
- Zeitliche Einordnung Erscheinungsdatum: 1989
- Hornawsky, Gerd (1996): Wahnsinn. Satire über die alltägliche Diktatur, Helm-Verlag, Berlin.
- Höxtermann, Ekkehard (2000): „Klassenbiologen“ und „Formalgenetiker“. Zur Rezeption Lysenkos unter den Biologen in der DDR, in: Wieland Berg/Sybille Gerstengarbe/Andreas Kleinert/Benno Parthier (Hg.), Vorträge und Abhandlungen zur Wissenschaftsgeschichte 1999/2000, Johann Ambrosius Barth Verlag, Heidelberg, S. 273–300.
- Hüttner, Hannes (Szenarium)/Roland Gräf (Drehbuch und Regie) (1977): Die Flucht. Spielfilm, DEFA, Gruppe „Roter Kreis“, 1977, 94 Minuten. DVD-Ausgabe: Icestorm Entertainment, Berlin 2008.
- IfD, Institut für Demoskopie Allensbach (2016): Die Lage von Forschung und Lehre an deutschen Universitäten 2016. Ausgewählte Ergebnisse einer Online-Befragung von Hochschullehrern, Allensbach.
- IfG, Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED (Hg.) (1959–1961): Bibliographie zur Geschichte der kommunistischen und Arbeiterparteien. Bd. 2: Deutschland, Teil 1: KPD (Gründung bis 1946) und SED, Teil 2: KPD (Mai 1946–1958). Biographische Schriften (KPD und SED). Reden und Schriften der Mitglieder und Kandidaten des Politbüros der SED. Bd. 1: Kommunistische Internationale und internationale Konferenzen KPdSU, Berlin [DDR].

- IGW, Institut für Gesellschaft und Wissenschaft Erlangen (Hg.) (1977): Das Wissenschaftssystem in der DDR, Verlag Deutsche Gesellschaft für zeitgeschichtliche Fragen, Erlangen.
- IML, Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hg.) (1966): Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in acht Bänden, Dietz Verlag, Berlin [DDR].
- Jäger, Andrea (1995): Schriftsteller aus der DDR. Ausbürgerungen und Übersiedlungen von 1961 bis 1989. Studie, P. Lang Verlag, Frankfurt a.M. u.a.
- Jakobs, Karl-Heinz (1964 [1959]): Der Wald [1959], in: ders., Merkwürdige Landschaften. Sieben ausgewählte Geschichten, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale), S. 56–89
- Jakobs, Karl-Heinz (1971): Eine Pyramide für mich. Roman, Verlag Neues Leben, Berlin [DDR].
- Jakobs, Karl-Heinz (1973): Die Interviewer. Roman, Verlag Neues Leben, Berlin [DDR].
- Jakobs, Karl-Heinz (1975): Heimatländische Kolportagen. Ein Buch Publizistik, Verlag Neues Leben, Berlin [DDR].
- Jakubeit, Peter (1989): Der Flug, der nie zu enden schien. Eine Groteske, in: ders., Blondes Flittchen. 7 Gesichte eines an zu hellem Licht Erblindeten, Hinstorff Verlag, Rostock, S. 47–70.
- Jakubeit, Peter (2000): Der Katzenwald. Zweites Buch der Trennungen. Roman, Dr. Ziethen Verlag, Oschersleben.
- Jendryschik, Manfred (1972): Johanna oder Die Wege des Dr. Kanuga. Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Jessen, Ralph (1998): Diktatorischer Elitewechsel und universitäre Milieus. Hochschullehrer in der SBZ/DDR (1945–1967), in: Geschichte und Gesellschaft 1/1998, S. 24–54.
- Jessen, Ralph (1999): Akademische Elite und kommunistische Diktatur. Die ostdeutsche Hochschullehrerschaft in der Ulbricht-Ära, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Jessen, Ralph (2002): Von den Vorzügen des Sozialismus und der deutschen Teilung. Kollaborationsverhältnisse im ostdeutschen Wissenschaftssystem der fünfziger Jahre, in: Bernd Weisbrod (Hg.), Akademische Vergangenheitspolitik. Beiträge zur Wissenschaftskultur der Nachkriegszeit, Wallstein-Verlag, Göttingen, S. 39–52.
- Johann, Gerhard (1988): Das letzte Stück. Eine kaum vorstellbare Kriminalerzählung, Verlag Das Neue Berlin, Berlin [DDR].
- Julier, Elmar (1990): Personelle Forschungskapazitäten an DDR-Hochschulen und Akademien, Zentralinstitut für Hochschulbildung Berlin ZHB, Berlin.
- Kable, Wolfgang (1979): Nachwort, in: Inge von Wangenheim, Professor Hudebraach, Mitteldeutscher Verlag, Halle-Leipzig, S. 357–365.
- Käding, Edda (2011): Engagement und Verantwortung. Hans Stubbe, Genetiker und Züchtungsforscher. Eine Biographie, Zentrum für Agrarlandschafts- und Landnutzungsforschung (ZALF), Müncheberg.
- Kaiser, Tobias/Heinz Mestrup (Hg.) (2012): Politische Verfolgung an der Friedrich-Schiller-Universität Jena von 1945 bis 1989. Wissenschaftliche Studien und persönliche Reflexionen zur Vergangenheitsklärung, Metropol-Verlag, Berlin.
- Kaminsky, Uwe/Katharina Klöcker (2020): Medikamente und Heimerziehung am Beispiel des Franz Sales Hauses. Historische Klärungen – Ethische Perspektiven, Aschendorff-Verlag, Münster.
- Kant, Hermann (1965): Die Aula. Roman, Rütten & Loening, Berlin [DDR].
- Karlsch, Rainer (2016): Leuna. 100 Jahre Chemie. Zum Jubiläum des Chemiestandortes, hrsg. von der InfraLeuna GmbH, Verlag Janos Stekovics, Wettin-Löbejün.
- Kaube, Jürgen (2007): Universitätsideen, nicht von der Stange, sondern vom Aufschneider, in: F.A.Z., 7.9.2007, S. 35.

- Kaube, Jürgen (2007a): Heidelberg? Bochum? Aachen? Freiburg? Konstanz? Berlin? Göttingen?, in: F.A.Z., 19.10.2007, S. 37.
- Kaufmann, Eva (2000): Spielarten des Komischen. Zur Schreibweise von Helga Königsdorf, in: dies., Aussichtsreiche Randfiguren. Aufsätze. Mit Radierungen von Nuria Quevedo, hrsg. vom Literaturzentrum Neubrandenburg, Federchen-Verlag, Neubrandenburg, S. 144–149.
- Kehm, Barbara M. (1999): Charismatiker, Gremienhengste und Paradiesvögel. Zur Stereotypenbildung im Hochschulroman, in: Falk Bretschneider/Peer Pasternack (Hg.), Akademische Rituale. Symbolische Praxis an Hochschulen, Hochschule Ost, Leipzig, S. 123–142.
- Kehm, Barbara M. (2001): Universitätskrisen im Spiegel von Hochschulromanen, in: Erhard Stölting/Uwe Schimank (Hg.), Die Krise der Universitäten, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden, S. 44–63.
- Keim, Karl-Dieter (2011): Die kühneren Tage. Ein west-östlicher Roman, Berlin University Press, Berlin.
- Kemenéy, Gábor/Tibor Kocsák (Musik)/Tibor Miklós (Text) (1985): A Krónikás. Rockopera [Der Chronist. Rockoper], nach Stefan Heym. Doppel-LP, Bravo, Budapest.
- Kiewitz, Christl (1995): Der stumme Schrei. Krise und Kritik der sozialistischen Intelligenz im Werk Christoph Heins, Stauffenburg Verlag, Tübingen.
- Kießling, Klaus (1986): Die Zukunft hat bereits begonnen [Rezension zu Gottfried Meinhold: Weltbesteigung], in: Neue Zeit, 17.3.1986, S. 5.
- Kirchner, Otto Bernd (2000): Wafer-Stepper und Megabit-Chip. Die Rolle des Kombinat Carl-Zeiss-Jena in der Mikroelektronik der DDR. Dissertation, Fakultät Geschichts-, Sozial und Wirtschaftswissenschaften der Universität, Stuttgart, unveröff.
- Kirchner, Verena (2002): Im Bann der Utopie. Ernst Blochs Hoffnungsphilosophie in der DDR-Literatur, Universitätsverlag C. Winter, Heidelberg.
- Kirsch, Rainer (1974): Kopien nach Originalen. 3 Porträts & 1 Reportage, Reclam, Leipzig.
- Kirsch, Rainer (1978): Kopien nach Originalen. 3 Porträts & 1 Reportage, 2., veränd. Aufl., Reclam, Leipzig.
- Kirsch, Rainer (1995): Die Talare der Gottesgelehrten. Gespräch mit Gisela Roethke, in: Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie (Hg.), Von Abraham bis Zwerenz. Eine Anthologie. Bd. 2, Cornelsen Verlag, o.O., S. 863–876.
- Kirsch, Sarah (1973): Die Pantherfrau. Fünf unfrisierte Erzählungen aus dem Kassetten-Recorder, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar.
- Klammt, Sebastian/Andreas Büttner/Emil C. Reisinger (2014): Unterschiedliche Rechtsrahmen. Klinische Prüfung von Arzneimitteln in DDR und BRD, in: Deutsches Ärzteblatt 46/2014, S. 2008–2012.
- Klappenbach, Ruth/Wolfgang Steinitz (Hg.) (1964–1977): Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache (WDG). 6 Bände, Akademie-Verlag, Berlin [DDR].
- Klaus, Georg (1963): Semiotik und Erkenntnistheorie, Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin [DDR].
- Klaus, Georg (Hg.) (1967): Wörterbuch der Kybernetik, Dietz-Verlag, Berlin [DDR].
- Klein, Eduard (1967): Alchimisten, Verlag Neues Leben, Berlin [DDR].
- Kleine, Joachim (2022): Begegnungen mit Günter de Bruyn, in: Fontaneblog, 11.2.2022. URL <https://theodorfontane.de/2022/02/11/begegnungen-mit-guenter-de-bruyn/> (22.3.2022).
- Kleinig, Wolfgang (1994): Lehr- und Forschungsgebiet Theorie und Geschichte der Religion und des wissenschaftlichen Atheismus, in: Gesellschaft zur Förderung des christlich-marxistischen Dialogs (Hg.), Das Dialog-Thema (= Berliner Dialog-Hefte 2/1994), Berlin 1994, S. 18–30.

- Klenke, Olaf (2001): Ist die DDR an der Globalisierung gescheitert? Autarke Wirtschaftspolitik versus internationale Weltwirtschaft. Das Beispiel Mikroelektronik, Peter Lang Verlag, Frankfurt a.M. u.a.
- Klocke, Sonja E. (2022): „Die beste Prophylaxe ist der Sozialismus“. Krankheit und medizinisches System in Schriften von Brigitte Reimann, Maxie Wander und Christa Wolf, in: Angela Gencarelli (Hg.), Die DDR-Literatur und die Wissenschaften, Verlag De Gruyter, Berlin/Boston, S. 171–196. URL <https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/9783110771008/html?lang=de> (30.11.2022).
- Klump, Brigitte (1978): Das rote Kloster. Eine deutsche Erziehung, Hoffmann & Campe, Hamburg.
- Koch, Hans (1961): Marxismus und Ästhetik. Zur ästhetischen Theorie von Karl Marx, Friedrich Engels und Wladimir Iljitsch Lenin, hrsg. vom Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, Dietz Verlag, Berlin [DDR].
- Köhler, Roland (1982): Die Zusammenarbeit der SED mit der SMAD bei der vollen Ausprägung des antifaschistisch-demokratischen Charakters der Hochschulen und der Stärkung der sozialistischen Elemente in ihrer Entwicklung (Frühjahr 1948 bis Herbst 1949), Zentralinstitut für Hochschulbildung, Berlin [DDR].
- Köhler, Roland (1985): Die Zusammenarbeit der SED mit der SMAD bei der antifaschistisch-demokratischen Erneuerung des Hochschulwesens (1945–1949), Zentralinstitut für Hochschulbildung, Berlin [DDR].
- Köhler, Roland (Hg.) (1987): Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der antifaschistisch-demokratischen Hochschule, Zentralinstitut für Hochschulbildung, Berlin [DDR].
- Köhler, Roland/Hans-Joachim Lammel (1988): Universitäten und Hochschulen in der antifaschistisch-demokratischen Umwälzung, Zentralinstitut für Hochschulbildung, Berlin [DDR].
- Kohlheim, Rosa/Volker Kohlheim (2013): Duden. Lexikon der Vornamen. Herkunft, Bedeutung und Gebrauch von über 8 000 Vornamen, Dudenverlag, Mannheim/Zürich.
- Köhlmeier, Michael (2013): Die Abenteuer des Joel Spazierker. Roman, Carl Hanser Verlag, München.
- König, Jan (2012): Zwischen Ost und West. Die Publikationsgeschichte von Stefan Heyms „Erzählungen“, in: Deutschland Archiv, 20.9.2012, URL <https://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/deutschlandarchiv/140018/die-publikationsgeschichte-von-stefan-heyms-erzaehlungen?p=all> (30.1.2021).
- Königsdorf, Helga (1978): Eine Idee und ich, in: dies., Meine ungehörigen Träume. Geschichten, Aufbau Verlag, Berlin/Weimar, S. 77–87.
- Königsdorf, Helga (1978a): Krise, in: dies., Meine ungehörigen Träume. Geschichten, Aufbau Verlag, Berlin/Weimar, S. 46–54.
- Königsdorf, Helga (1978b): Eine Idee und ich, in: dies., Meine ungehörigen Träume. Geschichten, Aufbau Verlag, Berlin/Weimar, S. 77–87.
- Königsdorf, Helga (1982): Der Lauf der Dinge. Geschichten, Aufbau Verlag, Berlin/Weimar.
- Königsdorf, Helga (1982a): Der ungemessene Aufstand des Zahlographen Karl-Egon Kuller, in: dies., Der Lauf der Dinge. Geschichten, Aufbau Verlag, Berlin/Weimar, S. 51–67.
- Königsdorf, Helga (1986): Respektloser Umgang, Luchterhand Verlag, Darmstadt/Neuwied.
- Königsdorf, Helga (1988): Kugelblitz, in: dies., Lichtverhältnisse. Geschichten, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar, S. 5–32.
- Königsdorf, Helga (1989): Das Prinzip Menschenwürde. Thesen für einen Vortrag, in: neue deutsche literatur 10/1989, S. 5–10.

- Königsdorf, Helga (1990): Ein sehr exakter Schein. Satiren und Geschichten aus dem Gebiet der Wissenschaften, Luchterhand Verlag, Frankfurt a.M.
- Königsdorf, Helga (1993): Im Schatten des Regenbogens, Aufbau Verlag, Berlin.
- Königsdorf, Helga (2002): Landschaft in wechselndem Licht. Erinnerungen, Aufbau-Verlag, Berlin.
- Koop, Dieter (2009): Soziologie, in: Ulrich von Hehl/Uwe John/Manfred Rudersdorf (Hg.), Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009. Band 4: Fakultäten, Institute, Zentrale Einrichtungen. 1. Halbband, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig, S. 846–858.
- Kosel, Gerhard (1957): Produktivkraft Wissenschaft, Verlag Die Wirtschaft, Berlin [DDR].
- Kowalczyk, Ilko-Sascha (1995): Die Durchsetzung des Marxismus-Leninismus in der Geschichtswissenschaft der DDR (1945–1961), in: Martin Sabrow/Peter Th. Walther (Hg.), Historische Forschung und sozialistische Diktatur. Beiträge zur Geschichtswissenschaft der DDR, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig, S. 31–58.
- Kowalczyk, Ilko-Sascha (1997): Die Niederschlagung der Opposition an der Veterinärmedizinischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin in der Krise 1956/57. Dokumentation einer Pressekonferenz des Ministeriums für Staatssicherheit im Mai 1957, Berliner Landesbeauftragter für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR, Berlin.
- Kraatz, Helmut (1977): Zwischen Klinik und Hörsaal. Autobiographie, unt. Mitarb. v. Eugen Prehm, Verlag der Nation, Berlin [DDR].
- Krämer, Herbert (1999): Ein dreißigjähriger Krieg gegen ein Buch. Zur Publikations- und Rezeptionsgeschichte von Stefan Heyms Roman über den 17. Juni 1953, Stauffenberg Verlag, Tübingen.
- Kranich, Sebastian (2011): „... keinesfalls ‚christlich‘ in irgendeinem engeren Sinne schreibend“. Kurt Nowak als Belletrist, in: Journal for the History of Modern Theology – Zeitschrift für Neuere Theologiegeschichte 1/2011, S. 3–50.
- Krauss, Werner (1946): PLN. Die Passionen der halykonischen Seele, Verlag V. Klostermann, Frankfurt a.M.
- Krauss, Werner (1987–1997): Das wissenschaftliche Werk. Acht Bände, Band 1–2 und 5–8 Akademie-Verlag/Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1987–1991, Band 3–8 Verlag de Gruyter, Berlin/New York 1996–1997.
- Kratschmer, Edwin (1996): Terrorbezirk Zukunft. Meinholds Fünftagefahrt durch eine Diktatur, in: ders. (Hg.), Gottfried Meinhold. Poesie und Utopie, Universitätsverlag Jena, Jena, S. 119–123.
- Kratschmer, Edwin (Hg.) (1996a): Gottfried Meinhold. Poesie und Utopie, Universitätsverlag Jena, Jena.
- Kreißig, Gisela (2002): Berlin-Romane zur Wende. Masterarbeit, Fachbereich Germanistik der Universität des Saarlandes, Saarbrücken. URL <https://www2.uni-mannheim.de/mateo/verlag/dipl/kreissig/kreissig.pdf> (27.2.2022).
- Kröber, Wolfgang (1990): Spielregeln des Zufalls. Eine Tag- und Nachtvision, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar.
- Krüger, Gerhard/Lothar Mörl (2006): 50 Jahre verfahrenstechnische Forschung und Lehre in Magdeburg, in: Magdeburger Wissenschaftsjournal 1–2/2006, S. 51–62.
- Krüger, Kersten (Hg.) (2007–2009): Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten, Universität Rostock, Rostock.
- Krull, Wilhelm (1994): Im Osten wie im Westen – nicht Neues? Zu den Empfehlungen des Wissenschaftsrates für die Neuordnung der Hochschulen auf dem Gebiet der ehemaligen DDR, in: Renate Mayntz (Hg.), Aufbruch und Reform von oben. Ostdeutsche Universitäten im Transformationsprozeß, Campus Verlag, Frankfurt/New York, S. 205–225.

- Kruschel, Heinz (1971): *Wind im Gesicht*. Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Kruschel, Heinz (1983): *Meine doppelte Liebe*, Verlag Neues Leben, Berlin [DDR].
- Kruschel, Karsten (1995): *Spielwelten zwischen Wunschbild und Warnbild. Eutopisches und Dystopisches in der SF-Literatur der DDR in den achtziger Jahren*, Erster Deutscher Fantasy-Club, Passau.
- Kuberg, Maria (2022): Enden des wissenschaftlichen Zeitalters. Eine Hermeneutik des Einverständnisses in Brechts Lehrstücktheorie und Heiner Müllers *Mauser*, in: Angela Gencarelli (Hg.), *Die DDR-Literatur und die Wissenschaften*, Verlag De Gruyter, Berlin/Boston, S. 271–292. URL <https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/9783110771008/html?lang=de> (30.11.2022).
- Kubiczek, André (2020): *Straße der Jugend*. Roman, Rowohlt Berlin Verlag, Berlin.
- Kuczynski, Jürgen (1983): *Dialog mit meinem Urenkel. Neunzehn Briefe und ein Tagebuch*, Aufbau-Verlag, Berlin [DDR]. [Unzensierte Fassung: Verlag Schwarzkopf & Schwarzkopf, Berlin 1996]
- Kuczynski, Rita (1997): *Staccato*. Roman, Frankfurter Verlags-Anstalt, Frankfurt a.M.
- Kuczynski, Rita (1999): *Die Mauerblume. Mein Leben an der Grenze*, Claassen Verlag, München.
- Kunert, Günter (2019 [1975]): *Die zweite Frau*. Roman, Wallstein Verlag, Göttingen.
- Laabs, Joochen (1971): *Das Grashaus oder Die Aufteilung von 35000 Frauen auf zwei Mann*. Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Laitko, Hubert (1996): Wissenschaftlich-technische Revolution. Akzente des Konzepts in Wissenschaft und Ideologie der DDR, in: *Utopie kreativ* 73–74/1996, S. 33–50. URL https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Utopie_kreativ/73-4/73_4_Laitko.pdf (12.10.2018).
- Laitko, Hubert (2018): *Der lange Weg zum Kröber-Institut*, in: Wolfgang Girnus/Klaus Meier (Hg.), *Wissenschaftsforschung in Deutschland. Die 1970er und 1980er Jahre*, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig, S. 13–154.
- Lambrecht, Christine (1986): *Männerbekanntschaften. Freimütige Protokolle*, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig; und Weltkreis, Dortmund 1986, und DTV, München 1989.
- Lambrecht, Wolfgang (2007): *Wissenschaftspolitik zwischen Ideologie und Pragmatismus. Die III. Hochschulreform (1965–71) am Beispiel der TH Karl-Marx-Stadt*, Waxmann Verlag, Münster/New York/ München/Berlin.
- Lampe, Klaus von (1994): *Die Gentechnik-Diskussion in der DDR. Ein Fallbeispiel zum Spielraum ungelenkter Öffentlichkeit in der Vor-Wende-Zeit*, in: *deutsche studien* H. 121/April 1994, S. 75–94.
- Lange, Max Gustav (1955): *Wissenschaft im totalitären Staat. Die Wissenschaft der sowjetischen Besatzungszone auf dem Weg zum „Stalinismus“*, Ring-Verlag, Stuttgart/Düsseldorf.
- Lange, Max Gustav/Ernst Richert/Otto Stammer (1953): *Das Problem der „neuen Intelligenz“ in der sowjetischen Besatzungszone. Ein Beitrag zur politischen Soziologie der kommunistischen Herrschaftsordnung*, in: Freie Universität Berlin/Deutsche Hochschule für Politik Berlin (Hg.), *Veritas – Justitia – Libertas. Festschrift zur 200-Jahrfeier der Columbia University New York*, Berlin, S. 191–246.
- Lienert, Matthias (2011): *Zwischen Widerstand und Repression. Studenten der TU Dresden 1946–1989*, Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien.
- Loest, Erich (1969): *Der elfte Mann*. Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Hensel, Kerstin (2008): *Lärchenau*. Roman, Luchterhand Verlag, München.

- Lehmann, Hannelore (1965): Untersuchungen zur Sozialstruktur im Gebiet des bayerischen Landkreises Ebersberg während des 8. und 9. Jahrhunderts. Dissertation, Philosophische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin [DDR], unveröff.
- Lehn, Isabelle/Sascha Macht/Katja Stopka (2018): Schreiben lernen im Sozialismus. Das Institut für Literatur „Johannes R. Becher“, Wallstein Verlag, Göttingen.
- Lewin, Dirk (1997): Datenalmanach zum Handbuch Hochschulen in den neuen Ländern der Bundesrepublik Deutschland, Deutscher Studien-Verlag, Weinheim.
- Lindner, Sebastian (2015): Zwischen Öffnung und Abgrenzung. Die Geschichte des innerdeutschen Kulturabkommens 1973–1986, Chr. Links Verlag, Berlin.
- Loest, Erich (1954): Das Jahr der Prüfung. Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Loest, Erich (1991–2004): Werkausgabe. 7 Bde, Linden-Verlag, Künzelsau/Leipzig.
- Löffler, Dietrich (1987): Christoph Heins Prosa – Chronik der Zeitgeschichte, in: Weimarer Beiträge 9/1987, S. 1.484 – 1.485.
- Lohs, Karlheinz (1988): Eine unliterarische Anmerkung, in: Spectrum 4/1988, S. 8.
- Lokatis, Siegfried (2003): Der rote Faden. Kommunistische Parteigeschichte und Zensur unter Walter Ulbricht, Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien.
- Lokatis, Siegfried (2021): „Nagruko“, „Grundriß“ und „Geschichtswerk“. Zensurmaßstäbe des IML unter Walter Ulbricht, in: ders./Martin Hochrein (Hg.), Die Argusaugen der Zensur. Begutachtungspraxis im Leseland DDR, Verlag Ernst Hauswedell, Stuttgart, S. 682–705.
- Lorenz, Erik (2021): Liselotte Welskopf-Henrich und die Indianer. Biografie, Palisander Verlag, Palisander Verlag, Chemnitz.
- Lorenz, Helmut (1982): Rauchfuß, Hildegard Maria: Wem die Steine Antwort geben, in: Wolfgang Spiewok (Autorenkollektiv-Ltr.), Romanführer A–Z 20. Jahrhundert. Band II/2: Der deutsche Roman bis 1949. Romane der DDR L–Z, Verlag Volk und Wissen, Berlin [DDR], S. 198–199.
- Lorenz, Holger (Hg.) (2003): Der Passagier-Jet „152“. Walter Ulbrichts Traum vom „Überflügeln des Westens“. Die Geschichte des ersten deutschen Passagierflugzeugs mit Strahlantrieb, Selbstverlag, Marienberg.
- Lüdde, Marie-Elisabeth (1993): Die Rezeption, Interpretation und Transformation biblischer Motive und Mythen in der DDR-Literatur und ihre Bedeutung für die Theologie, de Gruyter, Berlin/New York.
- Luhmann, Niklas (1964): Funktionen und Folgen formaler Organisation, Duncker & Humblot, Berlin [West].
- Luhmann, Niklas (1998): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Bd. 1, Suhrkamp, Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (2000): Die Politik der Gesellschaft, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.
- Lundgreen, Peter (2008): Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte Bd. VIII. Berufliche Schulen und Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland 1949–2001, unt. Mitarb. v. Jana Scheunemann und Gudrun Schwibbe, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Lutz, Wolfgang (2012): Leicht abseits. Bericht über einen parteilosen Wissenschaftler aus dem Osten, Bäßler Verlag, Berlin.
- Malycha, Andreas (2001): Das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik in der SBZ/DDR von 1945 bis 1961, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 30–31/2001, S. 14–21.
- Malycha, Andreas/Ulrike Thoms (2010): Aufbruch in eine neue Zukunft? Biowissenschaftliche Prognosen in der DDR und der Bundesrepublik in der 1960er und 1970er Jahren, in: Heinrich Hartmann/Jakob Vogel (Hg.), Zukunftswissen. Prognosen in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft seit 1900, Campus-Verlag, Frankfurt/New York.

- Mannheim, Karl (1982 [1928]): Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen, in: Volker Meja/Nico Stehr (Hg.), Der Streit um die Wissenssoziologie. Bd. 1: Die Entwicklung der deutschen Wissenssoziologie, suhrkamp, Frankfurt a.M., S. 325–370.
- Markl, Hubert (1997): „Wir haben den richtigen Weg eingeschlagen“. Rede des Präsidenten der MPG, Prof. Hubert Markl, zur Verabschiedung der Arbeitsgruppen in den neuen Bundesländern, in: MPG-Spiegel 2/1997, S. 29–34.
- Markov, Walter (1989): Zwiesprache mit dem Jahrhundert. Dokumentiert von Thomas Grimm, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar.
- Maron, Monika (1986): Die Überläuferin. Roman, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt a.M.
- Maron, Monika (1991): Stille Zeile Sechs. Roman, S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M.
- Maron, Monika (2000): Erinnern und Vergessen: Ein aktuelles Thema in der deutschen Gegenwartsliteratur, in: Berliner Lesezeichen 5/2000, S. 26–31. URL https://berlingeschichte.de/lesezei/blz00_05/text34.htm (16.3.2022).
- Martin, Marko (1993): Lieber Eisbein. Helga Königsdorf setzt ihren Romanhelden — igitt! — fremdländische Früchte vor, in: taz, 3.1.1994. URL <https://taz.de/!1583939/> (27.2.2022).
- Marx, Karl (1983 [1857/1858]): Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, in: MEW Bd. 42, Dietz-Verlag, Berlin [DDR], S. 47–768.
- Mau, Harald (2014): Es gab keinen „Pharmaskandal“, in: F.A.Z., 5.2.2014, S. 30.
- Max, Katrin (2022): Krankheit als Prüfstein der Systeme. Medizinisches Wissen in der Literatur der DDR, in: Angela Gencarelli (Hg.), Die DDR-Literatur und die Wissenschaften, Verlag De Gruyter, Berlin/Boston, S. 197–221. URL <https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/9783110771008/html?lang=de> (30.11.2022).
- Max-Stirner-Archiv (Hg.) (o.J.): Wissenschaftlicher Atheismus, Leipzig. URL <http://www.max-stirner-archiv-leipzig.de/philosophie.html#wissenschaftlicherAtheismus> (16.1.2021).
- MBW, Ministerium für Bildung und Wissenschaft (1990): Hochschulen und Fachschulen der DDR. Statistischer Überblick 1990, Berlin.
- Mechtel, Hartmut (1990): Mission T, in: Olaf R. Spittel (Hg.), Geschichten vom Trödelmond. Eine Science-Fiction-Anthologie, Verlag Das Neue Berlin, Berlin [DDR] 1990, S. 87–109.
- Mecklenburg, Norbert (2016): Luther und christlicher Judenhass in Stefan Heyms Ahasver, in: ders., Der Prophet der Deutschen. Martin Luther im Spiegel der Literatur, J.B. Metzler Verlag, Stuttgart, S. 269–291.
- Medwedew, Schores Alexandrowitsch (1971 [1969]): Der Fall Lyssenko. Eine Wissenschaft kapituliert, Hoffmann & Campe, Hamburg.
- Meichsner, Dieter (1954): Die Studenten von Berlin, Rowohlt Verlag, Hamburg.
- Meier, Helmut/Walter Schmidt (Hg.) (1988): Erbe und Tradition in der DDR. Die Diskussion der Historiker, Akademie-Verlag, Berlin [DDR].
- Meinhold, Gottfried (1984): Weltbesteigung. Eine Fünftagefahrt. Roman, Verlag Das Neue Berlin, Berlin [DDR].
- Meske, Werner (1993): Die Umgestaltung des ostdeutschen Forschungssystems. Eine Zwischenbilanz, Wissenschaftszentrum für Sozialforschung Berlin, Berlin.
- Meuer, Marlene (2022): Nonsens der Wissenschaftskultur Die Erzählung *Der unangemessene Aufstand des Zahlographen Karl-Egon Kuller* von Helga Königsdorf, in: Angela Gencarelli (Hg.), Die DDR-Literatur und die Wissenschaften, Verlag De Gruyter, Berlin/Boston, S. 253–270. URL <https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/9783110771008/html?lang=de> (30.11.2022).
- Meyer, Hansgünter (1993): Neugestaltung der Hochschulen in Ostdeutschland. Szenarien – Friktionen – Optionen – Statistik, Wissenschaftszentrum für Sozialforschung Berlin, Berlin.

- Mewes, Klaus-Hermann (1997): Pirna 014. Flugtriebwerke der DDR. Entwicklung, Erprobung und Bau von Stahltriebwerken und Propellerturbinen, Aviatic Verlag, Oberhaching.
- Michels, Jürgen/Jochen Werner (Hg.) (1994): Luftfahrt Ost 1945–1990. Geschichte der deutschen Luftfahrt in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ), der Sowjetunion und der Deutschen Demokratischen Republik (DDR), Bernard & Graefe Verlag, Bonn.
- Mickel, Karl (1991): Lachmunds Freunde. Roman (Karl Mickel Schriften Teil 6), Mitteldeutscher Verlag, Halle.
- Mittenzwei, Werner (2007): Die Brocken-Legende. Aus den nachgelassenen Fragmenten des Schweizer Gelehrten Tobias Bitterli kommentiert von Christine Moser. Ein deutscher Mentalitätsspiegel, Verlag Faber & Faber, o.O. [Leipzig].
- Mittman, Elizabeth Ruth (1992): Encounters with the Institution. Woman and Wissenschaft in GDR Literature. PhD dissertation, University of Minnesota.
- MLU, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Rektoratskommission zur Aufarbeitung der Universitätsgeschichte in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts (Hg.) (o.J. [2019ff.]): Politische Verfolgung und Widerstand in der DDR, Archiv der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. URL <https://www.catalogus-professorum-halensis.de/politische-verfolgung-ddr/> (28.2.2022).
- Mocek, Reinhard (1994): Versuch zur Bilanz der Wissenschaftstheorie in der DDR. Entstehung – Inhalte – Defizite – Ausblicke (=Dresdener Beiträge zur Geschichte der Technikwissenschaften H. 22), TU Dresden, Dresden, S. 1–30. URL http://digital.slub-dresden.de/fileadmin/data/378640844-19940100/378640844-19940100_tif/jpegs/378640844-19940100.pdf (2.1.2019).
- Morgner, Irmtraud (1973): Das Seil, in: Joachim Walther (Hg.), Die Anti-Geisterbahn. Geschichten, heiter, komisch, skurril, phantastisch, Buchverlag Der Morgen, Berlin [DDR], S. 147–157.
- Morgner, Irmtraud (1974): Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar.
- Morgner, Irmtraud (1983): Amanda. Ein Hexenroman, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar.
- Morgner, Irmtraud (1992 [1966]): Rumba auf einen Herbst. Roman, Luchterhand Literaturverlag, Hamburg/Zürich.
- Motsch, Wolfgang (1974): Zur Kritik des sprachwissenschaftlichen Strukturalismus (Sprache und Gesellschaft Bd. 3), Akademie-Verlag, Berlin [DDR].
- Müller, Christine (1985): Männer-Protokolle, Buchverlag Der Morgen, Berlin [DDR].
- Müller, Klaus-Dieter/Jörg Osterloh (1996): Die Andere DDR. Eine studentische Widerstandsgruppe und ihr Schicksal im Spiegel persönlicher Erinnerungen und sowjetischer NKWD-Dokumente, Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung, Dresden.
- Müller, Werner/Horst Pätzold (Hg.) (1999): Lebensläufe im Schatten der Macht. Zeitzeugeninterviews aus dem Norden der DDR, Landeszentrale für politische Bildung Mecklenburg-Vorpommern, Schwerin.
- Naedler, Thomas/Siv Stippkohl (2021): Die Toten von Marnow, Norddeutscher Rundfunk, Radio Mecklenburg-Vorpommern. URL <https://www.ardaudiothek.de/episode/der-kunstkat-en-kultur-aus-mv/die-toten-von-marnow/ndr-1-radio-mv/96418290/> (21.2.2022).
- Naumann, Frank (1991): Verlorene Erinnerung. Ein Tagebuch, Verlag Neues Leben, Berlin.
- Naumann, Manfred (Leitung und Gesamtreaktion) et al. (1973): Gesellschaft – Literatur – Lesen. Literaturrezeption in theoretischer Sicht, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar.
- NDR, Norddeutscher Rundfunk (2021): „Die Toten von Marnow“: NDR Krimiserie im Ersten. URL <https://www.ndr.de/kultur/film/Die-Toten-von-Marnow-NDR-Krimiserie-im-Ersten,totenvonmarnow100.html> (21.2.2022).

- Neef, Sigrid (1992): Udo Zimmermann, in: Sigrid und Hermann Neef, *Deutsche Oper im 20. Jahrhundert. DDR 1949–1989*, Verlag Peter Lang, Berlin/Bern/Frankfurt a.M./New York/Paris/Wien, S. 532–534.
- Neie, Thomas (1996): Die Entwicklung des Personalbestandes an den ostdeutschen Hochschulen 1990–1993, in: *hochschule ost* 1/1996, S. 133–148.
- Neubert, Rudolf (1974): *Mein Arztleben. Erinnerungen*, Greifenverlag, Rudolstadt.
- Neutsch, Erik (1964): *Spur der Steine*, Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Neutsch, Erik (1970): *Akte Nora S.*, in: ders., *Die anderen und ich*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale), S. 203–245.
- Neutsch, Erik (1972): Von Köpfen, die rollen, und Köpfen, die wollen, in: ders., *Haut oder Hemd. Schauspiel und Dokumentation*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale), S. 119–122 [Nachdruck aus dem Programmheft des Landestheaters Halle, 1971].
- Neutsch, Erik (1972a): *Haut oder Hemd. Schauspiel und Dokumentation*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Neutsch, Erik (1974): *Der Friede im Osten. Band 1: Am Fluss*, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig.
- Neutsch, Erik (1978): *Der Friede im Osten. Band 2: Frühling mit Gewalt*, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig.
- Neutsch, Erik (1985): *Der Friede im Osten. Band 3: Wenn Feuer verlöschen*, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig.
- Neutsch, Erik (1987): *Der Friede im Osten. Band 4: Nahe der Grenze*, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig.
- Neutsch, Erik (1989): *Claus und Claudia. Nach neueren Dokumenten*, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig.
- Neutsch, Erik (2010): Über die geplante Vollendung des Romans. Aus dem Buch von Klaus Walther im Gespräch mit Erik Neutsch, in: Erik Neutsch, *Der Friede im Osten. Band 5: Plebejers Unzeit oder Spiel zu dritt*, Verlag Das Neue Berlin, Berlin 2014, S. 461–466.
- Neutsch, Erik (2014): *Der Friede im Osten. Band 5: Plebejers Unzeit oder Spiel zu dritt*, Verlag Das Neue Berlin, Berlin.
- Nick, Harry (2003): *Gemeinwesen DDR. Erinnerungen und Überlegungen eines Politökonomen*. VSA-Verlag, Hamburg.
- Niemöller-Fietz, Gisela (1992): Rauchfuß, Hildegard Maria: Wem die Stein Antwort geben, in: Bernd und Jutta Gräf (Hg.), *Der Romanführer. Der Inhalt der Romane und Novellen der Weltliteratur. Band XXVI: Prosa der DDR von den Anfängen bis zu ihrem Ende 1990. Zweiter Teil: L–Z*, Verlag Anton Hiersemann, Stuttgart, S. 123–124.
- Niethammer, Lutz/Alexander von Plato/Dorothee Wierling (1991): *Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR. 30 biographische Eröffnungen*, Rowohlt Verlag, Berlin.
- Nitsche, Michael (2011): *Von der Differenz zum Konflikt. Eine Betrachtung des Konfliktpotenzials zwischen der Leitdifferenz eines literarischen und anderer Sozialsysteme. Exemplifiziert an Textbeispielen von Siegmund Faust*. Magisterarbeit, Institut für Germanistik der Universität Leipzig, Leipzig. URL <https://tinyurl.com/5n9y7e34> (21.4.2023).
- Noll, Dieter (1979): *Kippenberg*. Roman, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar.
- Nössig, Manfred (1981): *Geschichte operativ. Zur Uraufführung der Komödie „Die Preußen kommen“ von Claus Hammel am Volkstheater Rostock*, in: *Theater der Zeit* 9/1981, S. 57f.
- Nowak, Claus (1986): *Aber Träume tragen doch*. Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle-Leipzig.
- Nowak, Kurt (1982): *Schöner Übermut des Herbstes*. Roman, Greifenverlag, Rudolstadt.

- Nowojski, Walter (Hg.) (1979): *Lehrzeit. Geschichten und Erinnerungen*, Verlag Neues Leben, Berlin [DDR].
- Olbrich, Harald (Hg.) (1987–1994): *Lexikon der Kunst*. 7 Bde., Seemann-Verlag, Leipzig.
- Opitz, Michael/Michael Hofmann (Hg.) (2009): *Metzler Lexikon DDR-Literatur. Autoren – Institutionen – Debatten*, unt. Mitarb. v. Julian Kanning, Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar.
- Ostheimer, Michael (2018): *Leseland. Chronotopographie der DDR- und Post-DDR-Literatur*, Wallstein-Verlag, Göttingen.
- Otto, Rainer (1975): Vorbehalte, Bedenken und Einschränkungen des Herausgebers, in: ders. (Hg.), *Pfeffermüllereien. Kabarett-Texte*, Henschelverlag Kunst und Gesellschaft, Berlin [DDR], S. 5–8.
- Otto, Rainer (Hg.) (1975a): *Pfeffermüllereien. Kabarett-Texte*, Henschelverlag Kunst und Gesellschaft, Berlin [DDR].
- Otto, Rainer (1975b): Im Forschungsinstitut, in: ders. (Hg.), *Pfeffermüllereien. Kabarett-Texte*, Henschelverlag Kunst und Gesellschaft, Berlin [DDR], S. 229–236.
- Pasternack, Peer (1996): *Geisteswissenschaften in Ostdeutschland 1995. Eine Inventur. Vergleichsstudie im Anschluß an die Untersuchung „Geisteswissenschaften in der DDR“* (Konstanz 1990), Leipziger Universitätsverlag, Leipzig. URL https://www.peer-pasternack.de/texte/hbs_GW.pdf (12.8.2023).
- Pasternack, Peer (1998): Mehrdeutige Akten und eindeutige Beauskunftungen. Die Metamorphose des IM-Begriffs, in: Jochen Zimmer (Hg.), *Das Gauck-Lesebuch. Eine Behörde abseits der Verfassung?*, Eichborn Verlag, Frankfurt a.M., S. 92–102. URL <https://www.peer-pasternack.de/texte/IMs.pdf> (12.8.2023).
- Pasternack, Peer (2006): *Wissenschafts- und Hochschulgeschichte der SBZ, DDR und Ostdeutschlands 1945–2000. Annotierte Bibliografie der Buchveröffentlichungen 1990–2005. CD-ROM-Edition*, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, Institut für Hochschulforschung/Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, Wittenberg/Berlin. URL <http://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/Wissenschafts-und-Hochschulgeschichte-Kompletlexport.pdf> (4.6.2021).
- Pasternack, Peer (2016): *Die DDR-Gesellschaftswissenschaften post mortem: Ein Vierteljahrhundert Nachleben (1990–2015). Zwischenfazit und bibliografische Dokumentation*, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, BWV Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/DDR-GeWiPostMortem.pdf> (24.1.2021).
- Pasternack, Peer (2019): *Fünf Jahrzehnte, vier Institute, zwei Systeme. Das Zentralinstitut für Hochschulbildung Berlin (ZHB) und seine Kontexte 1964–2014*, BWV – Berliner Wissenschaftsverlag, Berlin.
- Pasternack, Peer (2021): *MINT und Med. in der DDR. Die DDR-Natur-, Ingenieur- und medizinischen Wissenschaften im Spiegel ihrer dreißigjährigen Aufarbeitung und Erforschung seit 1990*, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, BWV – Berliner Wissenschaftsverlag, Berlin.
- Pasternack, Peer (2022): *Wissenschaft und Politik in der DDR: eine Konfliktgeschichte? Geprüft anhand der Gesellschaftswissenschaften*, in: Martin Kintzinger/Wolfgang Eric Wagner/Ingo Runde (Hg.), *Hochschule und Politik. Politisierung der Universitäten vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Schwabe Verlag, Bern, S. 279–315.
- Pasternack, Peer/Daniel Hechler (2016): *Annotierte Bibliografie*, in: Peer Pasternack, *Die DDR-Gesellschaftswissenschaften post mortem: Ein Vierteljahrhundert Nachleben (1990–2015). Zwischenfazit und bibliografische Dokumentation*, BWV – Berliner Wissenschaftsverlag, Berlin, S. 241–584. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/DDR-GeWiPostMortem.pdf> (24.1.2021).
- Pasternack, Peer/Daniel Hechler (2021): *Bibliografische Dokumentation*, in: Peer Pasternack, *MINT und Med. in der DDR. Die DDR-Natur-, Ingenieur- und medizinischen Wissenschaften*

- ten im Spiegel ihrer dreißigjährigen Aufarbeitung und Erforschung seit 1990, BWV – Berliner Wissenschaftsverlag, Berlin, S. 245–653.
- Pasternack, Peer/Sebastian Schneider/Peggy Trautwein/Steffen Zierold (2018): Die verwaltete Hochschulwelt. Reformen, Organisation, Digitalisierung und das wissenschaftliche Personal, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/2018-PaSchnTrauZie_Verwaltete-HS-Welt_web.pdf (12.8.2023).
- P.E.N. Ost, Deutsches P.E.N.-Zentrum (Ost) (Hg.) (1995): Autorenlexikon, Red. Christel Dobenecker, Klarsicht-Verlag, Berlin.
- Pfeifer, Wolfgang (Hg.) (1989): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. 3 Bände, Akademie-Verlag, Berlin [DDR].
- Pleschak, Franz/Michael Fritsch/Frank Stummer (2000): Industrieforschung in den neuen Bundesländern, Fraunhofer-Institut für Systemtechnik und Innovationsforschung (ISI), Heidelberg.
- Pohl, Karl-Heinrich (Hg.) (1997): Historiker in der DDR, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Pollack, Detlef (2003): Auf dem Weg zu einer Theorie des Staatssozialismus, in: Historical Social Research 1–2/2003, S. 10–30.
- Pommerening, Christian (Hg.) (o.J. [1993]): Der „Fall Treide“. Dokumentation einer Debatte, Fachschaft Afrikanistik/Orientalistik der Universität Leipzig, Leipzig.
- Queißer, Günter (1984): Wo beim Weben Wellen wogen. Entdeckungen in der ersten Wellenfachweberei der Welt im VEB Wäscheunion Mittweida, in: Neues Deutschland, 15./16.12.1984, S. 9.
- Rauchfuß, Hildegard Maria (1953): Wem die Steine Antwort geben. Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Rauh, Hans-Christoph (2017): Philosophie aus einer abgeschlossenen Welt. Zur Geschichte der DDR-Philosophie und ihrer Institutionen. Mit Beiträgen von Camilla Warnke und Peer Pasternack, Ch. Links Verlag, Berlin.
- Rauh, Hans-Christoph (2021): Personenverzeichnis zur DDR-Philosophie 1945–1995, de Gruyter Verlag, Berlin.
- Reimann, Brigitte (1974): Franziska Linkerhand. Roman, Verlag Neues Leben, Berlin.
- Reimann, Brigitte (1977): Franziska Linkerhand. Roman. Ungekürzte Ausgabe, Deutscher Taschenbuch-Verlag, München.
- Reinhold, Ursula (2002): Schwindende Gewißheiten. Eine Ostberliner Geschichte. Autobiographischer Roman, Trafo-Verlag, Berlin.
- Reisz, Robert D./Manfred Stock (2007): Inklusion in Hochschulen. Beteiligung an der Hochschulbildung und gesellschaftlichen Entwicklung in Europa und in den USA (1950–2000), Lemmens Verlag, Bonn.
- Retzar, Ariane (2016): Erfassung und Bewertung von unerwünschten Arzneimittelwirkungen. Ein Beitrag zur Arzneimittelsicherheit in der DDR, Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.
- Richter, Klaus (2003): Das Leben des Physikers Johann Wilhelm Ritter. Ein Schicksal in der Zeit der Romantik, H. Böhlaus Nachf., Weimar.
- Richter, Trude (1990): Totgesagt. Erinnerungen, mit Nachbemerken von Elisabeth Schulz-Semrau und Helmut Richter, Mitteldeutscher Verlag, Halle-Leipzig.
- Riedel, Wolfgang (Hg.)/Petra Maier (Bearb.) (2005): Festschrift anlässlich des 100. Geburtstages von Prof. Dr. Rudolf Schick (1905–1969), Universität Rostock, Rostock.
- Rintoul, Fiona (2014): The Leipzig Affair, Aurora Metro Books, Twickenham.

- Ritter, Johann Wilhelm (1984 [1810]): Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers. Ein Taschenbuch für Freunde der Natur. Heidelberg 1810, neu hrsg. u. m. einem Nachwort versehen v. Steffen u. Birgit Dietzsch, Verlag Gustav Kiepenheuer, Leipzig/Weimar. URLs der Originalausgabe: Bd. 1: https://books.google.de/books/download/Fragmente_aus_dem_Nachlasse_eines_jungen.pdf?id=vmc5AAAAcAAJ&hl=de&output=pdf&sig=ACfU3U3gqliFeuuVUybV8m5O0vbij7Xww, Bd. 2: https://books.google.de/books/download/Fragmente_aus_dem_Nachlasse_eines_jungen.pdf?id=x2c5AAAAcAAJ&hl=de&output=pdf&sig=ACfU3U2wm6MtynjqfPbOPb4rfvzeknGYhg (29.3.2022).
- Ritland, Frode (2008): Systemkritik bei Christoph Hein 1980 bis 1989. Masterarbeit, Institutt for fremmedspråk Universitetet i Bergen, Bergen. URL <https://bora.uib.no/bora-xmlui/bitstream/handle/1956/2988/45429687.pdf?sequence=1&isAllowed=y> (27.2.2022).
- Roellecke, Gerd (2010): Ein Bürgertum ohne Politik?, in: F.A.Z., 25.9.2010, S. 36.
- Roesler, Jörg (2020): Abgewrackt. Die Wirtschaft der DDR – von der Krise zur Liquidierung. Gesammelte Aufsätze, PapyRossa-Verlag, Köln.
- Röhl, Ernst (2002): Rat der Spötter. Das Kabarett des Peter Sodann, Kiepenheuer, Leipzig.
- Rossbacher, Brigitte (2000): Illusions of progress. Christa Wolf and the critique of science in GDR women's literature, Verlag Peter Lang, Frankfurt a.M.
- Rotteck, Carl von (1830): Allgemeine Geschichte vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten. Bd. 6, Herder'sche Kunst- und Buchhandlung, Freiburg i. Br.
- Ruben, Peter (2001): Klaus Zweiling, der Lehrer, in: Volker Gerhardt/Hans-Christoph Rauh (Hg.), Anfänge der DDR-Philosophie. Ansprüche, Ohnmacht, Scheitern (1945–1958), Chr. Links Verlag, Berlin, S. 360–387.
- Rüdiger, Günther (1989): Mangel an Problembewußtsein, in: Spectrum 5/1989, S. 30.
- Ruge, Wolfgang (2003): Berlin – Moskau – Sosswa. Stationen einer Emigration, Pahl-Rugenstein Verlag, Bonn.
- Ruge, Eugen (2011): In Zeiten des abnehmenden Lichts. Roman einer Familie, Rowohlt-Verlag, Reinbek b. Hamburg.
- Ruge, Wolfgang (2012): Gelobtes Land. Meine Jahre in Stalins Sowjetunion, hrsg. von Eugen Ruge, Rowohlt Verlag, Reinbek b. Hamburg.
- Ruttmann, Irene (2001): Das Ultimatum. Roman, C.H. Beck Verlag, München.
- Schädlich, Hans Joachim (1977): Papier und Bleistift, in: ders., Versuchte Nähe. Prosa, Rowohlt Verlag, Reinbek b. Hamburg, S. 183–192.
- Schaffrath, Susanne (2011): Die literarische Moderne am Ende der DDR. Erzähltexte von Helga Königsdorf, Monika Maron und Brigitte Burmeister vor dem Umbruch 1989, Tectum-Verlag, Marburg.
- Scharsich, Anja-Franziska (2003): Zwischen Engagement und Resignation. Darstellungsformen und Funktionen der ‚Intelligenz‘ im DDR-Roman, Verlag Dr. Kovac, Hamburg.
- Scheer, Udo (2019): Jürgen Fuchs. Schriftsteller, Bürgerrechtler, Sozialpsychologe. Ein Porträt, Landeszentrale für politische Bildung Thüringen, Erfurt.
- Schenkel, Michael (1995): Fortschritts- und Modernitätskritik in der DDR-Literatur. Prosatexte der achtziger Jahre, Stauffenburg Verlag, Tübingen.
- Schindhelm, Michael (2000): Roberts Reise. Roman, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/München.
- Schmidt, Holger Karsten (2020): Die Toten von Marnow. Ein Fall für Lona Mendt und Frank Eling, Kiepenheuer & Witsch, Köln.
- Schmidt, Nadin (2015): Die Deportation der wissenschaftlichen Intelligenz an den Universitäten der SBZ nach 1945 und deren Re-Integration an den Universitäten der Bundesrepublik

- Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik. Dissertation, Universität Leipzig, Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaften, Leipzig; URL <https://ul.qucosa.de/api/qucosa%3A15594/attachment/ATT-0/> (27.2.2020).
- Schmidt, Walter (1995): Die Erbedebatte in der DDR-Historiographie. Versuch einer kritischen Bilanz, GNN Verlag Sachsen, Schkeuditz.
- Schmiedebach, Heinz-Peter/ Karl-Heinz Spiess (Hg.) (2001): Studentisches Aufbegehren in der frühen DDR. Der Widerstand gegen die Umwandlung der Greifswalder Medizinischen Fakultät in eine militärmedizinische Ausbildungsstätte im Jahr 1955, Franz Steiner Verlag, Stuttgart.
- Schmutzler, Georg-Siegfried (1992): Gegen den Strom. Erlebtes aus Leipzig unter Hitler und der Stasi. „... es war tatsächlich möglich...“, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Schneider, Klaus E. (2002): Die Kindheit des Wolfgang Lanzelo aus Lindenau. Ein Roman, dessen Handlung in der Stadt Leipzig des Jahres 1933 einsetzt, durch den Zweiten Weltkrieg führt und 1947 endet, im zweiten Friedensjahr, NoRa, Berlin.
- Schneider, Klaus E. (2003): Mit dem Kopf durch die Wand. Wie Wolf Lanzelo Redakteur wurde und Reporter von der Pike auf und aus der Tageszeitungs-Redaktion wieder herausflog. Roman, NoRa, Berlin.
- Schneider, Klaus E. (2004): Der späte Student, Neurotiker und Extremist Wolf Lanzelo. Ein essayistischer Roman, Nora Verlagsgemeinschaft Dyck & Westerheide, Berlin.
- Schöne, Joachim (1967): Die wundersamen Wege des Tobias Schremm, Union Verlag, Berlin [DDR].
- Schönewerk, Klaus-Dieter (1985): Festgefroren – es bewegt sich nichts [Rez. zu G. de Bruyn: Neue Herrlichkeit], in: Neues Deutschland, 12./13.10.1985, S. 14.
- Schönpflug, Wolfgang/Gerd Lüer (2011): Psychologie in der Deutschen Demokratischen Republik: Wissenschaft zwischen Ideologie und Pragmatismus. Der XXII. Internationale Kongress für Psychologie 1980 in Leipzig, seine Vorgeschichte und Nachwirkungen, VS Verlag, Wiesbaden.
- Schrader, Wolfgang (1972): Hineinwachsen in eine neue Denkweise, in: Erik Neutsch, Haut oder Hemd. Schauspiel und Dokumentation, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale), S. 82–83 [Nachdruck aus „Freiheit“ vom 20.1.191].
- Schregel, Friedrich-H. (1991): Die Romanliteratur der DDR. Erzähltechniken, Leserlenkung, Kulturpolitik, Westdeutscher Verlag.
- Schreyer, Wolfgang (1978): Die Partei, die regelt den Verkehr, in: Playboy 9/1978, S. 58–60, 142–144.
- Schreyer, Wolfgang (1978a): Harmo 88, in: Stefan Heym (Hg.), Auskunft 2. Neueste Prosa aus der DDR, Verlag Autoren-Edition in der Verlagsgruppe Bertelsmann, München, S. 230–245.
- Schreyer, Wolfgang (1987): Der sechste Sinn. Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig.
- Schreyer, Wolfgang (2012): Der sechste Sinn. Roman, edition digital, Pinnow.
- Schreyer, Wolfgang (2012a): Nachwort, in: ders., Der sechste Sinn. Roman, edition digital, Pinnow, S. 450–469.
- Schreyer, Wolfgang (2013): Der zweite Mann. Rückblick auf Leben und Schreiben, edition digital, Pinnow [zuerst Das Neue Berlin 2000].
- Schröder, Benjamin/Jochen Staadt (Hg.) (2011): Unter Hammer und Zirkel. Repression, Opposition und Widerstand an den Hochschulen in der SBZ/DDR, Verlag Peter Lang, Frankfurt a.M.
- Schroeder, Klaus (Hg.) (2022): Ehemalige Nationalsozialisten in Wissenschaft und Bildung der DDR, Forschungsverbund SED-Staat, Freie Universität Berlin, Berlin.

- Schubert, Helga (1975): *Lauter Leben. Geschichten*, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar.
- Schulz, Max Walter (1963): *Wir sind nicht Staub im Wind. Roman einer unverlorenen Generation*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Schwanitz, Dietrich (1994): *Der Campus. Roman*, Eichborn Verlag, Frankfurt a.M.
- Schwanitz, Dietrich (1998): *Der Zirkel. Eine romantische Komödie*, Eichborn Verlag, Frankfurt a.M.
- Schwarz, J. C. (1969 [1959]): *Der junge Ingenieur*, in: Helmut Hauptmann (Hg.), *DDR-Reportagen. Eine Anthologie*, Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig, S. 122–143.
- Schweska, Marc (2011): *Zur Letzten Instanz*, Eichborn Verlag (Die Andere Bibliothek), Frankfurt a.M.
- Schweska, Marc (2015): *Georg Klaus als Romanfigur*, in: Klaus Fuchs-Kittowski/Rainer E. Zimmermann (Hg.), *Kybernetik, Logik, Semiotik. Philosophische Sichtweisen. Tagung aus Anlass des 100. Geburtstages von Georg Klaus*, trafo verlag dr. wolfgang weist, Berlin, S. 405–411.
- Selbmann, Fritz (Hg.) (1969): *Die erste Stunde. Porträts*, Verlag Neues Leben, Berlin [DDR].
- Selbmann, Fritz (Hg.) (1974): *DDR-Porträts. Eine Anthologie*, Reclam-Verlag, Leipzig; und Röderberg Verlag, Frankfurt a.M. 1974.
- Seyfährth, Ingrid (1972): *Probleme und Menschen*, in: Erik Neutsch, *Haut oder Hemd. Schauspiel und Dokumentation*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale), S. 104–107 [Nachdruck aus „Theater der Zeit“ 4/1971].
- Siemens, Johannes (1997): *Lyssenkoismus in Deutschland (1945–1965)*, in: *Biologie in unserer Zeit* 4/1997, S. 255–262.
- Sparschuh, Jens (1987): *Stein*, in: John Erpenbeck (Hg.), *Windvogelviereck. Schriftsteller über Wissenschaften und Wissenschaftler*, Buchverlag Der Morgen, Berlin [DDR], S. 293–306.
- Sparschuh, Jens (1989): *KopfSprung. Aus den Memoiren des letzten deutschen Gedankenlesers*, Buchverlag Der Morgen, Berlin [DDR].
- Sparschuh, Jens (2007): *Schwarze Dame. Roman*, Kiepenheuer & Witsch, Köln.
- Sperk, Anna (2017): *Die Hoffnungsvollen. Roman*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Spiewok, Wolfgang (Autorenkollektiv-Ltr.) (1982): *Romanführer A–Z 20. Jahrhundert. 2 Bände, Verlag Volk und Wissen*, Berlin [DDR].
- Spittel, Olaf R. (1985): *Werkwelt. Lesart einer Utopie*. Gottfried Meinhold: „Weltbesteigung“, Verlag Das Neue Berlin, in: *neue deutsche literatur* 11/1985, S. 160–164.
- Spitzer, Hartwig (1993): *Elfenbeinturm. Roman einer Universität*, S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M.
- Stade, Martin (1979): *Exma 68*, in: Hans-Jürgen Schmitt (Hg.), *Geschichten aus der DDR*, Hoffmann und Campe, Hamburg, S. 87–105.
- Stadler, Siegfried (2001): *Sonnenstaat am FKK-Strand. Späte Kühnheiten: Peter Jakubeit verläuft sich im „Katzenwald“*, in: *F.A.Z.*, 9.8.2001, S. 42.
- Stark, Isolde (Hg.) (2005): *Elisabeth Charlotte Welskopf und die Alte Geschichte in der DDR. Beiträge der Konferenz vom 21. bis 23. November 2002 in Halle/Saale*, Franz Steiner Verlag, Stuttgart.
- Steenbeck, Max (1977): *Impulse und Wirkungen. Schritte auf meinem Lebensweg*, Verlag der Nation, Berlin [DDR].
- Steger, Florian/Jan Jeskow (2018): *Das Antidepressivum Levoprotilin in Jena. Arzneimittelstudien westlicher Pharmaunternehmen in der DDR, 1987–1990*, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig.

- Steinbach, Matthias (Hg.) (2005): Universitätserfahrung Ost. DDR-Hochschullehrer im Gespräch, unt. Mitarb. v. Michael Ploenus, Verlag Dr. Bussert & Stadel, Jena/Quedlinburg.
- Steiner, André (1999): Die DDR-Wirtschaftsreform der sechziger Jahre. Konflikt zwischen Effizienz und Machtkalkül, Akademie-Verlag, Berlin.
- Steinmann, Hans-Jürgen (1970): Träume und Tage, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Stockinger, Ludwig (2019): Germanistische Literaturwissenschaft nach der deutschen Einheit. Ein Leipziger Erfahrungsbericht, Frank & Timme, Berlin.
- Stolper, Armin (1983): Briefe über Turgenjew, in: Sinn und Form 6/1983, S. 1180–1207.
- Stopka, Katja (2022): Präzise Poesie. Spuren naturwissenschaftlichen Wissens in Sarah Kirschs Lyrik und Prosa, in: Angela Gencarelli (Hg.), Die DDR-Literatur und die Wissenschaften, Verlag De Gruyter, Berlin/Boston, S. 73–103. URL <https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/9783110771008/html?lang=de> (30.11.2022).
- Sywottek, Arnold (2000): Gewalt – Reform – Arrangement. Die DDR in den 60er Jahren, in: Axel Schild/Detlef Siegfried/Karl-Christian Lammern (Hg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg, S. 54–76.
- Strahl, Rudi (1968): Du und ich und Klein-Paris, Verlag Neues Leben, Berlin [DDR].
- Stubbe, Hans (1951): Die Situation der Genetik und die Begegnung mit Lyssenko, dok. in: Ekkehard Höxtermann, Zur Profilierung der Biologie an den Universitäten der DDR bis 1968, Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, o.O. [Berlin] 1997, S. 80–89.
- Stubbe, Michael (Hg.) (2002): Im Gedenken an die Wiederkehr des 100. Geburtstages von Prof. Dr. Drs. h.c. Hans Stubbe (1902–1989), Gesellschaft für Wildtier- und Jagdforschung, Leipzig.
- Systematische Tests. West-Pharmafirmen betrieben Menschenversuche in der DDR, in: Spiegel-online, 12.5.2013, URL <http://www.spiegel.de/wissenschaft/medizin/west-pharmakonzerne-betrieben-menschenversuche-in-der-ddr-a-899306.html> (20.6.2013).
- Sywottek, Arnold (2000): Gewalt – Reform – Arrangement. Die DDR in den 60er Jahren, in: Axel Schild/Detlef Siegfried/Karl-Christian Lammern (Hg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Verlag Christians, Hamburg, S. 54–76.
- Tandler, Agnes Charlotte (2000): Geplante Zukunft. Wissenschaftler und Wissenschaftspolitik in der DDR 1955–1971, Technische Universität Bergakademie Freiberg, Freiberg.
- Teichmann, Herbert (2002): Chemie in Berlin-Adlershof, in: Mitteilungen Gesellschaft Deutscher Chemie/Fachgruppe Geschichte der Chemie Bd. 16, Frankfurt a.M., S. 151–175.
- Tellkamp, Uwe (2008): Der Turm. Geschichte aus einem versunkenen Land. Roman, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.
- Tellkamp, Uwe (Interview) (2009): „Das ganze Thema ist immer noch radioaktiv“, in: Deutsches Ärzteblatt 19/2009. URL <https://www.aerzteblatt.de/archiv/63634> (2.1.2022).
- Tellkamp, Uwe (2022): Der Schlaf in den Uhren. Roman, Suhrkamp Verlag, Berlin.
- Temme, Marc (2000): Mythos als Gesellschaftskritik. Stefan Heyms „Ahasver“, Karl Dietz Verlag, Berlin, URL https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Publ-Texte/Texte4.pdf (12.5.2021).
- Tetzner, Gerti (1974): Karen W. Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Tetzner, Reiner (1976): Ich, Dr. Roland Eisenberg, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Thein, Ulrich (1972): Spontan: „Haut oder Hemd“, in: Erik Neutsch, Haut oder Hemd. Schauspiel und Dokumentation, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1972, S. 123–137.
- Thelin, John R./Barbara K. Townsend (1988): Fiction to Fact. College Novels and the Study of Higher Education, in: John C. Smart (Hg.), Higher Education: Handbook of Theory and Research. Vol. IV, Agathon Press, New York, S. 183–211.

- Thiede, Simone (1999): *Der Dialog zwischen Religionen und säkularen Weltanschauungen. Dargestellt am Beispiel des christlich-marxistischen Dialogs in der DDR*, Verlag Peter Lang, Frankfurt a.M.
- Thiel, Rainer (2010): *Neugier. Liebe. Revolution. Mein Leben 1930–2010*, verlag am park, Berlin.
- Timm, Uwe (1996): *Johannisnacht. Roman*, Kiepenheuer & Witsch, Köln.
- Treide, Dietrich (2012): *Erlebte Ethnologie. Ein Rückblick auf die Geschichte der Universitäts-Ethnologie in Leipzig 1951–1993*, hrsg. von Barbara Treide, Reichert Verlag, Wiesbaden.
- UATUD, Universitätsarchiv der TU Dresden (Hg.) (o.J. [2019]): *Nachweis Präsenzbibliothek des Universitätsarchivs, Dresden*. URL https://tu-dresden.de/ua/ressourcen/dateien/findbuecher-und-bestaende/Best_TH_TU/praesenzbibliothek-des-universitaetsarchivs (7.7.2022).
- Verfassung des Freistaates Bayern in der Fassung der Bekanntmachung vom 15. Dezember 1998, zuletzt geändert durch Gesetze vom 11. November 2013; URL <http://www.gesetze-bayern.de/Content/Document/BayVerf> (12.12.2016).
- Vernay, Claire (2000): *Wunder dauern etwas länger. Roman*, edition q im Quintessenz-Verlag, Berlin.
- VERS, Verband ehemaliger Rostocker Studenten VERS (Hg.) (1994): *Namen und Schicksale der von 1945 bis 1962 in der SBZ/DDR verhafteten und verschleppten Professoren und Studenten*, o.O.
- Vogel, Peter (1979): *Zwischenspiel*, Militärverlag der DDR, Berlin [DDR].
- Voit, Jochen/Gabriele Stötzer (2018): *Rädelsführer. Studentischer Protest in der DDR 1976*, Lukas Verlag, Berlin.
- Völlger, Winfried (1981): *Verwirrspiel. Eine frisierte Biografie*, Hinstorff Verlag, Rostock.
- Völlger, Winfried (1983): *Das Windhahn-Syndrom. Roman*, Hinstorff Verlag, Rostock.
- Völker, Klaus (2006): *Nachwort*, in: Karl Mickel, Lachmunds Freunde. Roman. Erstes und zweites Buch, Wallstein Verlag, Göttingen, S. 586–597.
- Voskuil, Johannes J. (2015–2017 [1996–2000]): *Das Büro*. 7 Bde., Band 1: C.H. Beck, München; Bände 2–7: Verbrecher Verlag, Berlin.
- Wagner, Sylvia (2016): *Ein unterdrücktes und verdrängtes Kapitel der Heimgeschichte. Arzneimittelstudien an Heimkindern*, in: Sozial.Geschichte Online 19, S. 61–113. URL <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:464-20160915-082815-3> (11.4.2021).
- Wallroth, Werner Wolfgang (Regie) (1971): *Du und ich und Klein-Paris*, DEFA-Studio für Spielfilme, Potsdam. DVD-Veröffentlichung: Icestorm, Berlin 2021.
- Walther, Joachim (1970): *Sechs Tage Sylvester. Ein illustrierter Roman in neunundzwanzig Kapiteln* (1970), Verlag Neues Leben, Berlin [DDR].
- Walther, Joachim (1972): *Zwischen zwei Nächten. Roman*, Verlag Neues Leben, Berlin [DDR].
- Walther, Joachim (1996): *Sicherungsbereich Literatur. Schriftsteller und Staatssicherheit in der Deutschen Demokratischen Republik*, Chr. Links Verlag, Berlin.
- Wander, Maxie (1977): *Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband*, Buchverlag Der Morgen, Berlin [DDR].
- Wangenheim, Inge von (1961): *Professor Hudebraach*, Mitteldeutscher Verlag, Halle-Leipzig.
- Wangenheim, Inge von (1965): *Das Zimmer mit den offenen Augen. Roman*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Warnke, Camilla (2022): *Zu diesem Band*, in: Peter Ruben, *Gesammelte philosophische Schriften*. Bd. 4: Peter Ruben und Camilla Warnke: *Zum philosophischen Denken in der DDR*, hrsg. von Ulrich Hedtke und Camilla Warnke, Verlag am Park, Berlin 2022, S. 8–9.
- Wege, Carl (1996): *Schkona, Schwedt und Schwarze Pumpe. Zur DDR-Literatur im Zeitalter der wissenschaftlich-technischen Revolution (1955–1971)*, Institut für kulturwissenschaftliche

- Deutschlandstudien an der Universität Bremen, Bremen. URL <https://www.deutschlandstudien.uni-bremen.de/wp-content/uploads/2011/05/heft81.pdf> (27.4.2021).
- Weingart, Peter/Jörg Strate/Matthias Winterhager (1991): Bibliometrisches Profil der DDR. Bericht an den Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft und den Wissenschaftsrat, Universität Bielefeld, Bielefeld.
- Weiss, Cornelius (2022): Versprechen zwischen Politik und Wissenschaft. Eine Tragikomödie, in: Hannes Siegrist (Hg.), Versprechen in der Wissenschaft. Aktuelle Herausforderungen und historische Perspektiven, Sächsische Akademie der Wissenschaften/S. Hirzel, Leipzig/Stuttgart, S. 215–222.
- Welling, Jaana (2008): „Freiheit, mir graut’s vor dir.“ Die tageskritische Rezeption des Tangospielers von Christoph Hein in Finnland, in der BRD und in der DDR auf der Schwelle der Wende. Magisterarbeit, Institut für Deutsche Sprache und Literatur, Philosophische Fakultät, Universität Vaasa, Vaasa. URL https://osuva.uwasa.fi/bitstream/handle/10024/6632/osuva_3200.pdf (27.4.2021).
- Wellm, Alfred (1968): Pause für Wanzka oder Die Reise nach Descansar, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar.
- Wellm, Alfred (1987): Morisco. Roman, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar.
- Wendland, Martin (1978): Mit falscher Münze. Kriminalroman, Verlag Das Neue Berlin, Berlin [DDR]. URL <https://epdf.tips/mit-falscher-muenze.html> (8.8.2023).
- Wenig, Ernst (1975): Das Verhältnis. Roman, Mitteldeutscher Verlag, Halle-Leipzig.
- Werner, Anja/Christian König/Jan Jeskow/Florian Steger (2016): Arzneimittelstudien westlicher Pharmaunternehmen in der DDR, 1983–1990, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig.
- Werner, Klaus (1987): Von einem Schloß und einem fernen Fluß. Zu Reinhart Heinrichs Roman „Jenseits von Babel“, in: Leipziger Volkszeitung, 14.11.1987, S. 13.
- Wiesner, Hans-Joachim (2001): Rosa und Grau. Roman, Verlag Neue Literatur, Jena/Plauen/Quedlinburg.
- Wissenschaftsrat (1995): Personalstellen der Hochschulen 1994. Bestand 1992 bis 1994, Ansätze 1995, Köln.
- Wissenschaftsrat (2000): Stellungnahme zum Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS), Erkner, vom Januar 2000, in: ders., Stellungnahmen zu Instituten der Blauen Liste. Band VIII: Raumwissenschaftliche Institute der Blauen Liste, Köln, S. 129–164.
- Wittgen, Tom (1987): Das Wagnis oder In Motzbach und anderswo. Roman, Verlag Tribüne, Berlin [DDR].
- Wolf, Christa (1963): Der geteilte Himmel. Erzählung, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale).
- Wolf, Christa (1969): Unter den Linden, in: dies., Unter den Linden. Drei unwahrscheinliche Geschichten, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1974, S. 5–60.
- Wolf, Christa (1970): Neue Lebensansichten eines Katers, in: dies., Unter den Linden. Drei unwahrscheinliche Geschichten, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1974, S. 61–96.
- Wolf, Christa (1981): Kleiner Ausflug nach H., in: dies., Gesammelte Erzählungen, Luchterhand Verlag, Darmstadt/Neuwied, S. 124–157.
- Wolf, Christa (1987): Störfall. Nachrichten eines Tages, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar.
- Wolf, Christa (1989): Kleiner Ausflug nach H., in: dies., Gesammelte Erzählungen, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar [DDR], S. 172–218.
- Wolf, Christa (1989a): Mangel an Angst ist lebensgefährlich, in: Spectrum 10/1989, S. 21.
- Wolter, Manfred (1987): Nachdenken über das Verantwortbare. Gaterslebener Rede, in: John Erpenbeck (Hg.), Windvogelviereck. Schriftsteller über Wissenschaften und Wissenschaftler, Buchverlag Der Morgen, Berlin [DDR], S. 308–317.

- Zeller, Michael (1986): Follens Erbe: eine deutsche Geschichte. Roman, Verlag Oberon, Bad Homburg.
- Zeplin, Rosemarie (1990): Der Maulwurf oder Fatales Beispiel weiblicher Gradlinigkeit, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar.
- ZHB, Zentralinstitut für Hochschulbildung (1989): Grundlinien der Gestaltung des Hochschulwesens der entwickelten sozialistischen Gesellschaft in der DDR bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts, Berlin [DDR]. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/ZHB-1989_Grundlinien-Gestaltung-Hochschulwesens_DDR-Beginn-21-JH.pdf (15.10.2023).
- Zillmann, Roland (2002): Der Disput um Christa Wolfs Störfall in der Zeitschrift Spectrum, GRIN Verlag, München.
- Zimmermann, Ingo (Text)/Udo Zimmermann (Musik) (1970): Die zweite Entscheidung. Oper in 7 Bildern und 3 Interludien, Deutscher Verlag für Musik, Leipzig.
- Zimmermann, Peter (1984): Industrieliteratur der DDR. Vom Helden der Arbeit zum Planer und Leiter, Metzler Verlag, Stuttgart
- Zimmermann, Udo (1988): Gespräch mit Fritz Hennenberg, in: Mathias Hansen (Hg.), Komponieren zur Zeit. Gespräche mit Komponisten der DDR, Deutscher Verlag für Musik, Leipzig, S. 312–313.
- Zwahr, Hartmut (1993): Ende einer Selbstzerstörung. Leipzig und die Revolution in der DDR, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Zwahr, Hartmut (2007): Die erfrorenen Flügel der Schwalbe. Tagebuch einer Krise (1968–1970). DDR und „Prager Frühling“, J.H.W. Dietz Nachf., Bonn.
- Zwahr, Hartmut (2019): Leipzig. Studentenroman, Sax-Verlag, Beucha/Markkleeberg.
- Zwerenz, Gerhard (1971): Zwischenbericht von der hoffnungslosen Lage an der Fakultät der guten Hoffnung, in: ders., Kopf und Bauch. Die Geschichte eines Arbeiters, der unter die Intellektuellen gefallen ist, S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M., S. 109–152.
- Zwerenz, Gerhard (1997): Die Antworten des Herrn Z. oder Vorsicht, nur für Intellektuelle, Dingsda-Verlag, Querfurt.

Personenregister

Das Register erschließt die Einleitung, die Romanbeschreibungen incl. der Publikationsbiografien, die Kurzbiografien der Autorinnen/Autoren und das Nachwort. Nicht einbezogen ist das Literaturverzeichnis. Nachgewiesen werden reale Personen, keine literarischen Figuren. Nicht berücksichtigt sind Namen, die Teil einer Institutionenbezeichnung sind (Literaturinstitut „Johannes R. Becher“, Suhrkamp-Verlag, Karl-Marx-Universität usw.).

- Abelein, Ralph 228
Abusch, Alexander 489 f.
Ackermann, Anton 489
Adolphi, Günther 120, 494
Adolphi, Wolfram 120, 438, 494, 538
Adorno, Theodor W. 544
Ahasver 319 ff.
Albring, Werner 211
Alexis, Willibald 146
Allende, Salvador 299
Althaus, Paul 80
Andropow, Juri 348
Anouilh, Jean 130, 506
Aquin, Thomas von 399
Ardenne, Manfred von 12, 60, 211, 273, 347, 349, 499
Aristophanes 105
Arnolds, Marlen 464
Ash, Mitchell G. 575
Aurel, Mark 173 f., 237, 536

Baade, Fritz 145
Baars, Christian 367
Bach, Inka 481
Baetke, Walter 82
Bahro, Rudolf 304, 521, 544
Baldowski, Robert 228
Balzac, Honoré de 164
Barck, Karl-Heinz 129, 541
Barck, Simone 3, 108
Bardtke, Hans 82
Barkleit, Gerhard 273, 578
Barth, Karl 80
Barthel, Kurt 347
Bartsch, Wilhelm 373
Bayes, Thomas 160 f.
Becher, Christian 248

Bechstein, Charlotte 103, 438, 508, 528
Becker, Werner 502
Beckett, Samuel 130, 506
Beethoven, Ludwig van 101
Behling, Klaus 556
Behn, Manfred 32
Behrens, Fritz 494
Benaja 229
Benjamin, Walter 11
Berija, Lawrenti 57, 386, 500
Berlichingen, Götz von 163, 491
Berndt, Christina 367
Berner, Horst 231
Beutelschmidt, Thomas 92
Beutin, Wolfgang 489
Beyer, Christof 367
Beyer, Frank 197, 450
Beyer, Marcel 59, 333, 438, 481, 492
Bielefeldt, Regine 97, 486
Biermann, Wolf 235, 237, 267, 275, 295, 301, 304, 434, 439 f., 448, 456, 561
Bierwisch, Manfred 220, 541
Bigott, Gabriele 170
Billing, Gert 83, 438, 507
Bismarck, Otto von 326, 338, 520
Blecher, Jens 529
Bloch, Ernst 38, 43 f., 54, 64, 70, 81, 83, 100, 109, 211 f., 470, 494 f., 521 f.
Bobrowski, Johannes 421
Bock, Ulrich 182, 439, 479, 492, 508, 528
Bohnert, Christiane 230
Bonhoeffer, Dietrich 80
Bosch, Carl 121
Böttcher, Kurt 438
Braun, Günter 278, 280, 439, 499, 551, 572
Braun, Johanna 278, 280, 439, 499 f., 551, 572

- Braun, Volker 102, 112 f., 362, 373 f., 412, 439,
480, 495, 510, 523 f., 553 f., 572
Braun, Wernher von 559
Bräunig, Werner 126, 361
Brecht, Bertolt 63, 65, 129, 237 f., 450, 464
Breig, Helmar 228
Brexner, Edeltraud 110
Bržan, Jurij 264 f., 439, 485, 490, 497, 545
Broich, Karl 367
Bronikowski, Peter von 398, 434, 437, 439,
553
Brugsch, Theodor 12
Brühl, Reinhard 543
Brüning, Elfriede 29 ff., 440, 465, 503 f., 507
Bruyn, Günter de 244, 256, 258, 314, 316,
440, 443, 456, 480, 484, 486, 497, 500,
507, 519, 549, 574
Bruyn, Wolfgang de 391, 440, 511
Buch, Hans Christoph 118, 440, 475, 481,
500, 553
Buck-Bechler, Gertraude 471, 476, 553
Buck, Constanze 461, 488
Budde, Gunilla-Friederike 6
Budzislawski, Hermann 64 ff., 219
Buhr, Manfred 293 ff., 526 f.
Bulaty, Milan 187
Bultmann, Rudolf 80
Bunge, Hans 65
Bunge, Sascha 402
Bunke, Helga 448
Burkhardt, Anke 468, 476, 539, 553, 558
Busse, Gerd 437
Busse, Stefan 11
Bussmann, Rudolf 107
Butenandt, Adolf 441
Buthmann, Reinhard 494
Büttner, Andreas 366

Camus, Albert 62
Cäsar, Julius 109
Castro, Fidel 282, 299
Černá, Věra 461
Cervantes, Miguel de 313
Cezanne, Paul 164
Chargaff, Erwin 546 f.
Chen, Roe 228
Chou, Hsin 461
Cibulka, Hans 548
Ciesla, Burghard 559
Coleé, Eve 262, 440, 468, 507

Correns, Erich 502
Creagh, Morven Margaret 461, 488
Cromwell, Oliver 249

Dahlem, Franz 38
Dahlke, Hans 45
Dähnert, Stefan 97, 440, 486
Damm, Sigrid 302, 440, 475, 481, 499
Darwin, Charles 47, 103, 324, 373
Dath, Dietmar 159, 441, 481, 534 f.
David, Wolfgang 24, 259, 261, 441, 497
Decker, Gunnar 532, 534
de León Schillgalies, Carolina 461
Demmler, Kurt 228
Derado, Thea 56, 441, 496, 508, 528
Deregoski, Angelika 558
Descher, Stefan 464
Dietrich, Gerd 70, 489, 546
Diogenes [von Sinope] 544
Dobrovský, Josef 185
Dostojewski, Fjodor Michailowitsch 439
Drescher, Horst 44 f., 441, 481, 508, 542
Drommer, Günther 243
Drucker, Peter 224
Dubček, Alexander 184, 237
du Pont, Éleuthère Irénée 41, 516
Dürrenmatt, Friedrich 421
Dzierzynski, Feliks 268

Egel, Karl Georg 89, 441, 486, 493 f., 510, 538
Egk, Werner 110
Ehmke, Guenter 9
Eichhorn, Wolfgang Peter 477
Eichhorn I, Wolfgang 412
Eigen, Manfred 202
Eikermann, Helmut 548
Einstein, Albert 142, 246, 380 ff.
Eitzen, Paul von 319, 551
Emmel, Hildegard 521
Emmerich, Wolfgang 5, 36, 575 f.
Endler, Adolf 292
Engelberg, Ernst 82 f., 494, 520
Engels, Friedrich 43, 45, 47, 294
Erices, Rainer 366
Ermersleben, Otto 373
Ernst, Anna-Sabine 516
Erpenbeck, John 5, 24, 149, 152, 154, 157, 267,
373, 375, 379 f., 382, 425, 441, 464, 474,
480 f., 494, 499 f., 509 ff., 535–538, 540,
543, 553 ff., 565, 572, 574, 576
Ettrich, Frank 562

Personenregister

- Faber, Elmar 71
 Fäßler, Peter E. 516 f.
 Faust, Siegmар 194–197, 442, 484, 492, 508, 527 f.
 Feuerbach, Ludwig 43
 Feyl, Othmar 186 f., 494, 501
 Feyl, Renate 176, 179, 184, 187, 203, 373, 406, 408, 442, 468, 475, 480, 492, 494, 501, 507, 511, 515, 518, 520, 523, 533, 535, 538, 554
 Fiedler, Ralf 402
 Fischer, Ernst 118
 Fischer, Hannelore 140
 Flaubert, Gustav 362
 Flieg, Helmut 446
 Fontane, Theodor 146
 Förtsch, Eckart 497, 500, 514, 537, 576
 Frede, M. 191
 Frei, Alfred Georg 121
 Friedrich, Walther 502
 Friedrich I. Barbarossa 338
 Friedrich II. 142, 325 f., 434, 519 f.
 Friedrich Wilhelm I. 425
 Fries, Fritz Rudolf 24, 48 ff., 128 f., 311 f., 314, 442, 461, 464 f., 474, 480, 484, 490, 498, 507, 522, 524, 528, 541
 Frings, Theodor 28, 44, 82, 494
 Frisch, Max 421
 Fritsch, Götz 228
 Fritsch, Michael 468
 Fritsch, Rainer 504
 Frühwald, Wolfgang 414, 416, 557
 Fuchs, Dennis 523
 Fuchs, Emil 82
 Fuchs, Jürgen 236 f., 300, 302, 442, 484, 492, 508, 528 f.
 Fugger 331
 Fühmann, Franz 289 f., 292, 347, 374, 442, 490, 512 f., 524, 526, 541 f., 552, 572
 Fuhrmann, Rainer 368 f., 442, 509, 541, 552
 Gabel-Thälmann, Irma 322
 Gadamer, Hans-Georg 521
 Gaismair, Michael 331
 Galilei, Galileo 217
 Ganghofer, Ludwig 166
 Gansel, Carsten 201 f., 489
 Garaudy, Roger 118 f.
 Gauck, Joachim 556
 Gebel, Thomas 159
 Geipel, Gary Lee 578
 Geißler, Erhard 545
 Gencarelli, Angela 4, 463 f., 544, 546
 Gentschow, Louis 502
 Gerstengarbe, Sybille 530
 Geschonneck, Matti 122, 486
 Gielen, Michael 110
 Gilde, Werner 480, 502
 Girnus, Wolfgang 247
 Glaser, Horst Albert 239
 Glöckner, Hermann 152
 Goethe, Johann Wolfgang von 28, 109, 113, 142, 165, 246, 248, 268, 358, 495
 Gogh, Vincent van 164
 Goldstücker, Eduard 118 f.
 Gorbatschow, Michail 342, 386, 453
 Göring, Michael 24, 333, 443, 465
 Görlich, Günter 132, 443, 525
 Gosse, Peter 373
 Göttner, Reinhard 140
 Gottwald, Peter 202
 Goyk, Martin 157, 443, 480, 492, 499
 Gräf, Roland 152, 256, 265, 443, 486, 492, 499
 Gramsci, Antonio 420
 Grass, Günter 235
 Gratzik, Paul 194–197
 Grelak, Uwe 474, 478
 Grimm, Thomas 11
 Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von 164
 Gropp, Rugard Otto 44
 Gröschner, Annett 402, 444, 468, 481, 485, 499, 538, 553 f.
 Grub, Frank Thomas 360
 Grunow, Werner 189
 Grünstein-Neumann, Eva 293
 Grünstein, Herbert 293
 Guevara, Che 299
 Gundling, Jacob Paul von 425
 Günther, Egon 28 f., 444, 503 f., 507
 Günther, Horst 221, 550
 Gutschke, Irmtraud 424
 Habel, Frank-Burkhard 267
 Haber, Fritz 121
 Habermas, Jürgen 401
 Hacks, Peter 347, 439, 480, 565
 Haeckel, Ernst 103
 Hagem, Rudolf 409, 444, 512, 554 f.
 Hager, Kurt 123, 324, 543

Personenregister

- Hähner-Rombach, Sylvelyn 367
 Haid, Bruno 230
 Halsema, Erik van 437
 Hämel, Josef 186
 Hammel, Claus 325 ff., 444, 519 f., 549
 Händler, Wilhelm 488
 Hanke, Irma 151
 Harich, Wolfgang 44, 63, 211 f., 413 f., 522
 Harms, Jürgen Wilhelm 521
 Hart, Jürgen 247, 444, 550
 Hartig, Christine 367
 Hartmann, Christine 97, 444, 486
 Hartmann, Werner 211
 Hauptmann, Helmut 11, 502
 Hauser, Jochen 129 f., 444, 506
 Havemann, Robert 521
 Hechler, Daniel 559, 562
 Hecht, Arno 11, 553, 556
 Hecht, Werner 237
 Hedeler, Wladislaw 38
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 109, 271, 294, 448, 495
 Heiduczek, Werner 173, 175 f., 445, 507, 536
 Hein, Christoph 67, 71, 88, 109, 152, 207, 249, 251, 277, 347, 373, 416, 443, 445, 461, 468, 473, 480 f., 486, 488, 495, 498 ff., 506 f., 512, 514, 528 f., 537, 544, 554–557, 565, 574
 Heindel, Martin 159
 Heine, Heinrich 45, 246, 388
 Heinrich, Helmut 201
 Heinrich, Reinhart 200 ff., 445, 480, 490
 Heinrich der Erste 337
 Heise, Wolfgang 38, 211, 293
 Helm, Johannes 24, 343, 346, 445, 514, 553
 Hemingway, Ernest 440
 Hennecke, Adolf 86
 Hennig-Vogel, Sabine 371, 445, 498, 505, 508
 Hennig, Horst 530
 Hennings, Lena 159
 Hensel, Kerstin 369, 445, 468, 481, 499, 553
 Henselmann, Hermann 211
 Hentschel, Sibylle 14
 Heppener, Sieglinde 38
 Herakles 163
 Herminghouse, Patricia 461 f., 481 f., 531, 571
 Hermlin, Stephan 347
 Herrmann, Peter 529 f.
 Hertzsch, Klaus-Peter 439
 Herzberg, Guntolf 11, 542 f.
 Herzfelde, Wieland 65
 Herzog, Andreas 365, 486
 Herzog, Gabriele 24, 179, 445, 508
 Hess, Volker 366
 Hesse, Hermann 414
 Heydemann, Günther 11
 Heym, Stefan 6, 50, 52, 228, 230, 241, 272, 319, 321, 347, 446, 461, 480, 484 f., 492, 501, 515, 525, 538, 550 f., 572, 574
 Himmeler, Heinrich 386, 500
 Hitler, Adolf 123, 337, 355
 Hock, Lisa 146
 Hockauf, Frieda 86
 Hoerning, Hanskarl 222
 Hoffmann, Alfred 324
 Hofmann, Michael 438
 Höllerer, Walter 440
 Homer 362
 Honecker, Erich 162, 178, 189, 211, 220, 228, 231, 237, 262, 295, 382, 403, 435, 453, 490, 494, 518, 534, 561
 Honecker, Margot 323 f., 543, 561
 Höntsch, Ursula 74, 446, 507
 Höpcke, Klaus 414, 490
 Horkheimer, Max 544
 Horn, Johannes Heinz 70
 Hornawsky, Gerd 24, 383, 446, 499 f., 553
 Hoshaja, Ethan ben 228–231
 Hottenrott, Laura 366
 Höxtermann, Ekkehard 517
 Hübner, Achim 486
 Humboldt, Alexander von 268
 Hüttner, Hannes 265, 446, 486, 492, 499
 Irrlitz, Gerd 211
 Jacobi, Erwin 494
 Jäger, Andrea 13
 Jahn, Heidrun 471, 476 f.
 Jakobs, Karl-Heinz 24, 140, 205 f., 446, 486, 502, 530–534, 538
 Jakubeit, Peter 24, 100, 363, 446, 470, 480, 496, 498 f., 515, 523, 528, 533, 546
 Jendryschik, Manfred 142, 144, 214 f., 446, 480, 545, 574
 Jesaja 80
 Jeskow, Jan 367
 Jessen, Ralph 493, 495, 535
 Jessenin, Sergej 347
 Jesus 319
 Johann, Gerhard 396, 447, 498

- Joyce, James 130, 506
 Julier, Elmar 468, 470, 476, 539
 Kable, Wolfgang 74, 490
 Käding, Edda 233
 Kafka, Franz 118 f.
 Kaiser, Tobias 530
 Kaminsky, Uwe 367
 Kämmerer, Wilhelm 211
 Kant, Hermann 29, 33, 36, 347, 421, 447,
 485, 503 f., 507, 564, 572
 Kant, Immanuel 373
 Kantorowicz, Alfred 63
 Kappert, Hans 521
 Karg-Gasterstädt, Klara Elisabeth 44
 Karlsch, Rainer 122
 Karsten, John-Hendrik 97, 486
 Käsemann, Ernst 80
 Kaube, Jürgen 510
 Kaufmann, Eva 549
 Kehm, Barbara M. 491, 500
 Keim, Karl-Dieter 430 f., 447, 499
 Keller, Gottfried 130, 444, 506
 Kemenéy, Gábor 228, 484
 Kern, Jürgen 325
 Kierkegaard, Søren 88
 Kießling, Klaus 240
 Kiewitz, Christl 461, 488
 Kirchner, Otto Bernd 578
 Kirchner, Verena 523
 Kirsch, Rainer 374, 502
 Kirsch, Sarah 238, 464, 502 f.
 Kirsten, Ralf 205
 Klammt, Sebastian 366
 Klappenbach, Ruth 541
 Klaus, Georg 211, 220, 541
 Klein, Eduard 115, 447, 486, 492, 499, 538
 Klein, Matthäus 293 f., 414
 Kleine, Joachim 316
 Kleinert, Peter 170
 Kleinig, Wolfgang 319, 322
 Kleist, Heinrich von 62
 Klemm, Rolf 191
 Klemperer, Victor 36, 128, 451
 Klenke, Olaf 578
 Klix, Friedhart 211
 Klocke, Sonja E. 464
 Klöcker, Katharina 367
 Klump, Brigitte 64–67, 447, 484, 508, 522,
 528
 Knabe, Hubertus 442
 Knepler, Georg 414
 Knobloch, Heinz 374
 Koch, Hans 118 f., 127, 362, 500, 527
 Koch, Robert 97
 Koch, Roland 436
 Kocsák, Tibor 228, 484
 Koeppen, Wolfgang 123
 Kofler, Leo 521
 Kohl, Helmut 446
 Köhler, Roland 9
 Kohlheim, Rosa 393
 Kohlheim, Volker 393
 Köhlmeier, Michael 322, 324, 447, 481, 543,
 553
 Kolmogorow, Andrej 160 f.
 Kolumbus, Christoph 169
 König, Jan 52
 König David 6, 228–231, 484 f., 550
 König Salomo 228–231, 484, 525, 550
 Königsdorf, Helga 12, 24, 212 f., 251, 283, 327,
 329, 374, 389, 422, 424, 448, 461, 464, 474,
 480 f., 488, 497–500, 508, 510 ff., 514, 533,
 536 ff., 547, 549, 554, 565, 572, 574
 Koop, Dieter 251
 Koplowitz, Jan 502
 Koppelman, Leonhard 122
 Korff, Hermann August 28 f., 44, 82, 494
 Kortum, Herbert 211
 Kosel, Gerhard 531
 Kosing, Alfred 412
 Kowalczyk, Ilko-Sascha 504, 529
 Kraatz, Helmut 12, 98 f., 499
 Krämer, Herbert 230
 Kranich, Sebastian 318, 480
 Kratschmer, Edwin 239, 241, 461, 480
 Krätzig, Helmut 486
 Kraus, Karl 400
 Krauß, Angela 347
 Krauss, Werner 38, 82, 128 f., 312, 442, 494
 Kreißig, Gisela 461
 Kristen, Ralf 486
 Kröber, Wolfgang 24, 374, 376, 448, 498,
 548 f.
 Krüger, Gerhard 535
 Krüger, Kersten 11
 Krull, Wilhelm 557
 Kruschel, Heinz 137, 281, 448, 468, 491, 496,
 507, 512 f., 523, 534 f.

Personenregister

- Kruschel, Karsten 239
 Kuberg, Maria 464
 Kubiczek, André 340, 448, 481, 505, 507
 Kuckuck, Hermann 521
 Kuczynski, Jürgen 5, 38, 293, 295, 347
 Kuczynski, Marguerite 293
 Kuczynski, Rita 12, 293, 428, 448, 481, 527, 538, 554
 Kuczynski, Thomas 293, 295, 347, 448
 Kundera, Milan 119
 Kunert, Günter 238, 254 f., 448, 465, 481, 484, 549
 Kunze, Reiner 275
 Laabs, Joochen 92, 449, 486, 496, 507
 Ladendorf, Heinz 82
 Laitko, Hubert 531
 Lambrecht, Christine 502 f.
 Lambrecht, Wolfgang 561
 Lammel, Hans-Joachim 9
 Lampe, Klaus von 265, 545
 Landauer, Gustav 400
 Lange, Max Gustav 521, 563
 Laotse 129
 Lau, Franz 82
 Lehmann, Hannelore 503
 Lehmann, Nikolaus Joachim 210 f.
 Lehn, Isabelle 127
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 160, 406, 492
 Leisegang, Hans 521
 Lenin, Wladimir Iljitsch 34, 37, 54, 57, 71, 84, 86, 118, 125, 199, 204, 237 f., 271, 294, 299, 301, 341, 355, 357, 423, 517, 542
 Lewin, Dirk 471, 476 f., 553
 Liebermann, Max 295
 Liebknecht, Karl 63, 436
 Lienert, Matthias 530
 Lindner, Sebastian 398
 Lips, Eva 81
 Lips, Julius 81, 494
 Litt, Theodor 494, 521
 Loeser, Franz 502
 Loest, Erich 29, 31 f., 130, 414, 449, 503, 507
 Löffler, Anneliese 362
 Löffler, Dietrich 71
 Lohs, Karlheinz 547 f.
 Lokatis, Siegfried 6, 230 f., 484, 525, 550
 Lorenz, Erik 480
 Lorenz, Helmut 39
 Lorenz, Holger 578
 Lorenz, Konrad 62, 492
 Lötsch, Manfred 399
 Lotze, Hans-Joachim 247
 Lüdde, Marie-Elisabeth 202
 Ludendorff, Erich 338
 Luderer, Wolfgang 486
 Lüer, Gerd 346
 Luhmann, Niklas 512, 525
 Lukács, Georg 54, 119, 495
 Lundgreen, Peter 504, 561
 Luther, Martin 80, 325 f., 338, 434, 519
 Lutz, Wolfgang 12
 Luxemburg, Rosa 63, 301
 Lyssenko, Trofim 46 ff., 54 f., 172, 232 f., 492, 516 f., 521, 546, 568
 Macht, Sascha 127
 Mahler, Siegfried 221 f., 550
 Maier, Petra 214
 Majakowski, Wladimir 347
 Malycha, Andreas 494, 560 f.
 Mann, Heinrich 63
 Mannheim, Karl 398–401
 Maria Magdalena 261
 Markl, Hubert 558
 Markov, Walter 11, 38, 81, 494
 Marmon, Uticha 122
 Maron, Karl 449
 Maron, Monika 353 f., 449, 461, 480, 484, 499, 526, 528
 Marten, Friedhelm 502
 Martin, Marko 424, 554
 Marx, Karl 34, 45, 47, 53, 56, 103, 118, 177, 193, 224, 294, 301, 353, 357, 373, 426, 577
 Mau, Harald 367
 Max, Katrin 464
 Mayer, Georg 100, 470
 Mayer, Hans 44, 48, 54, 64, 81, 83, 101, 109 ff., 113, 198, 400, 417, 494 f., 521 f.
 McCarthy, Joseph 446
 Mechtel, Hartmut 393, 449, 551 f., 572
 Mecklenburg, Norbert 319
 Medwedew, Schores 516
 Mehlhorn, Gerlinde 409
 Mehlhorn, Hans-Georg 24, 409, 444
 Meichsner, Dieter 25, 449, 484, 508, 528
 Meier, Helmut 134
 Meier, Klaus 11, 247
 Meinhold, Gottfried 239 f., 449, 461, 480, 551, 572

Personenregister

- Meister Eckhart 323
 Meitner, Lise 329 f.
 Mendel, Gregor 47, 172
 Mendelssohn, Felix 48
 Merkel, Angela 122, 339
 Meske, Werner 553
 Mestrup, Heinz 530
 Metternich, Clemens Wenzel von 259
 Meuer, Marlene 285, 464
 Mewes, Klaus-Hermann 578
 Meyer, Hansgünter 553
 Meyer, Hans Joachim 418
 Michels, Jürgen 578
 Mickel, Karl 24, 36, 38, 373, 450, 481, 508
 Mielke, Erich 324
 Miklós, Tibor 228, 484
 Mitschurin, Iwan 54
 Mittenzwei, Werner 413 ff., 450, 554 f., 557 f.
 Mittman, Elizabeth Ruth 461
 Mocek, Reinhard 531
 Montaigne, Michel de 255
 Montesquieu 105
 Morenz, Siegfried 82
 Morgan, Thomas Hunt 54, 233, 517
 Morgner, Irmtraud 104, 107 f., 241, 374, 450,
 462, 465, 481, 484, 490, 498 f., 505, 536
 Mörl, Lothar 535
 Motsch, Wolfgang 477
 Motteck, Hans 38
 Mueller-Stahl, Armin 267
 Müller, Christine 502
 Müller, Heiner 439, 450, 464, 480, 565
 Müller, Herbert 502
 Müller, Klaus-Dieter 529
 Müller, Werner 11
 Müntzer, Thomas 331

 Nachbar, Herbert 502
 Nachtsheim, Hans 521
 Naedler, Thomas 367
 Naumann, Frank 45, 450, 499, 517
 Naumann, Manfred 541
 Neef, Sigrid 215
 Neie, Thomas 553
 Neubert, Rudolf 12
 Neutsch, Erik 24, 53, 56, 85 f., 168, 189, 191,
 232 ff., 350, 352 f., 450, 468, 480 f., 485 f.,
 492, 495, 499, 507 f., 515, 517 f., 534, 536,
 538, 541 f., 565, 574
 Newton, Isaac 105

 Nick, Harry 159, 534
 Niemöller-Fietz, Gisela 39
 Niethammer, Lutz 5
 Nietzsche, Friedrich 81, 89, 338, 522
 Nitsche, Michael 197
 Noether, Emmy 373
 Noll, Dieter 170, 347, 450, 464, 474, 485 ff.,
 496, 499 f., 502, 510, 535, 538
 Norden, Albert 92
 Nössig, Manfred 327
 Nowak, Claus 331, 451
 Nowak, Kurt 317, 451, 480, 498, 506
 Nowojewski, Walter 128, 451, 507

 Oelschlägel, Anett Christine 453
 Oettinger, Günther 436
 Ohnesorg, Benno 176
 Olbrich, Harald 541
 Onasch, Konrad 439
 Opitz, Michael 438
 Osterloh, Jörg 529
 Ostheimer, Michael 578
 Otto, Herbert 502
 Otto, Rainer 221 f., 451, 512, 550

 Panitz, Eberhard 232
 Pasternack, Peer 9, 12, 474, 478, 512, 520, 553,
 556, 559, 562 f.
 Pätzold, Horst 11
 Paulus 80
 Pawlow, Iwan P. 516 f., 568
 Perten, Hanns Anselm 325, 444
 Peter der Große 200
 Pfeifer, Wolfgang 541
 Pietraß, Richard 373
 Planck, Max 211
 Plato, Alexander von 5
 Platon 177
 Plenzdorf, Ulrich 340
 Pleschak, Franz 468
 Pohl, Karl-Heinrich 11
 Pollack, Detlef 524
 Pommerening, Christian 432
 Porsche, Ferdinand 121
 Pose, Heinz 52
 Prokop, Otto 98 f., 499
 Proust, Marcel 49, 331, 506

 Queißer, Günter 335

 Rapoport, Ingeborg 98 f.
 Rapoport, Mitja 98

- Rapoport, Tom A. 445
 Rauch, Daniel Christian 325
 Rauchfuß, Hildegard Maria 38, 451, 507
 Rauh, Hans-Christoph 70, 402, 502
 Reimann, Brigitte 14, 464
 Reinhold, Ursula 360, 451, 468, 475, 492
 Reisinger, Emil C. 366
 Reisz, Robert D. 561
 Retzar, Ariane 367
 Rex, Dieter 191
 Richert, Ernst 563
 Richter, Klaus 267
 Richter, Trude 126 f.
 Riedel, Katja 367
 Riedel, Wolfgang 214
 Rintoul, Fiona 386, 451, 508, 528, 565
 Ritland, Frode 461
 Ritter, Johann Wilhelm 267, 269
 Roellecke, Gerd 349
 Roesler, Jörg 562
 Röhl, Ernst 152
 Rommel, Erika 504
 Rossbacher, Brigitte 461
 Rotteck, Karl von 308
 Rousseau, Jean-Jacques 36
 Ruben, Peter 101, 295
 Rüdiger, Günther 548
 Ruge, Eugen 122, 451, 468, 475, 481, 485 f., 527
 Ruge, Wolfgang 122, 125
 Rutsch, Gerhard 221, 550
 Ruttman, Irene 62, 452, 481, 508

 Sachs, Hans 201 f.
 Sartre, Jean-Paul 89, 331, 506
 Sauerbruch, Ferdinand 98
 Saul, Anno 97
 Schädlich, Hans Joachim 235, 452, 480, 484, 549
 Schaefer, Hans-Dieter 553
 Schaffrath, Susanne 461
 Schalck-Golodkowski, Alexander 160
 Scharsich, Anja-Franziska 461, 488
 Scheck, Denis 437
 Scheer, Maximilian 502
 Scheer, Udo 530
 Schenkel, Michael 544
 Scherer, Doris 558
 Schick, Rudolf 214, 545
 Schiemann, Elisabeth 521
 Schiemann, Georg 168, 486
 Schindhelm, Michael 12, 24, 337, 452, 505, 508, 538 f.
 Schklowski, Viktor 118 f.
 Schmidt, Holger Karsten 365, 452, 486
 Schmidt, Nadin 559
 Schmidt, Walter 134
 Schmiedebach, Heinz-Peter 529
 Schmutzler, Georg-Siegfried 56 f.
 Schneider, Klaus E. 125 ff., 452, 508, 527 f.
 Schober, Ludwig 502
 Scholochow, Michael 130, 506
 Scholz, Gerhard 38
 Schöne, Joachim 79, 452, 478, 507
 Schönewerk, Klaus-Dieter 316
 Schönpflug, Wolfgang 346
 Schopenhauer, Arthur 331, 407, 506
 Schöpf, Hans-Georg 445
 Schorlemmer, Friedrich 337
 Schottlaender, Rudolf 60
 Schrader, Wolfgang 191
 Schregel, Friedrich-H. 400
 Schreiter, Helfried 192, 453
 Schreyer, Wolfgang 24, 272–275, 277, 453, 470, 484, 500, 511, 549, 604
 Schröder, Benjamin 530
 Schroeder, Klaus 493
 Schröter, Karl 211
 Schroth, Peter 170
 Schubert, Helga 343, 374
 Schuhmann, Klaus 14
 Schulz, Max Walter 127, 194, 196, 502
 Schürer, Gerhard 160
 Schwanitz, Dietrich 488
 Schwarz, J. C. 78, 502
 Schweska, Marc 209, 349, 453, 522, 534
 Schwochow, Christian 346, 486
 Seel-Viandon, Elke 454
 Seghers, Anna 118, 530
 Seidel, Peter 247
 Seifert, Willi 86
 Selbmann, Fritz 502 f.
 Seyfardth, Ingrid 191
 Siebenstädt, Ingeburg 456
 Siemens, Johannes 517
 Simon, Rainer 442
 Sitte, Willi 191
 Sokrates 324

Personenregister

- Sparschuh, Jens 24, 270, 357, 374 f., 453, 480,
499, 505, 508 f., 519, 539, 542, 549
- Sperk, Anna 431, 453, 508, 554 f.
- Spieß, Karl-Heinz 529
- Spittel, Olaf R. 393
- Spitzer, Hartwig 488
- Sproemberg, Heinrich 81
- Stadt, Jochen 530
- Stachanow, Alexej 86
- Stade, Martin 194 ff., 453, 484, 508, 528
- Stadler, Siegfried 101
- Stalin, Josef 34, 47, 54 f., 57, 60 f., 86, 108,
123, 184, 212, 230, 259, 322, 358, 501, 517,
522, 531, 541 f.
- Stammer, Otto 563
- Stanislawski, Konstantin Sergejewitsch 63
- Stark, Isolde 480
- Steenbeck, Max 12, 114
- Steger, Florian 367
- Steinbach, Matthias 11
- Steiner, André 532
- Steiner, Helmut 399
- Steinitz, Wolfgang 541
- Steinkamp, Peter 366
- Steinke, Christian 170, 486
- Steinmann, Hans-Jürgen 77 f., 453, 491, 502,
523, 538
- Steudel, Heinz 529
- Steußloff, Hans 402
- Stippeckohl, Siv 367
- Stock, Manfred 561
- Stockinger, Ludwig 555 ff.
- Stolper, Armin 547
- Stopka, Katja 127, 464
- Stötzer, Gabriele 530
- Strahl, Rudi 14
- Strate, Jörg 539
- Streller, Siegfried 83
- Strittmatter, Erwin 421, 480, 565
- Strube, Wilhelm 455, 480
- Strümpel, Jan 32
- Stubbe, Hans 232, 234, 502 f.
- Stubbe, Michael 233
- Stummer, Frank 468
- Switz, Dušan 439
- Sywottek, Arnold 532
- Tandler, Agnes Charlotte 561
- Taube, Erika 433, 555
- Teichmann, Herbert 562
- Tellkamp, Uwe 24, 333, 346 f., 349, 436 f.,
454, 481, 485 ff., 499, 518
- Tembrock, Günter 374, 502
- Temme, Marc 321, 461
- Tetzner, Gerti 197, 454, 495, 522, 524
- Tetzner, Reiner 187, 454, 536, 538
- Teubner, Hans 66
- Thälmann, Ernst 322, 387, 404, 543
- Thein, Ulrich 191
- Thelin, John R. 487
- Thiede, Simone 324
- Thiel, Rainer 533
- Thoms, Ulrike 561
- Timm, Uwe 419, 454, 468, 481, 498, 554
- Townsend, Barbara K. 487
- Travis, Marc 444
- Treide, Dietrich 432
- Trotzki, Leo 237
- Uhlmann, Armin 502
- Ulbricht, Lotte 37
- Ulbricht, Walter 32, 37 f., 159 ff., 178, 189,
195 f., 211, 220, 230–234, 237, 338, 403,
484, 494, 518, 525, 533 ff., 550, 561
- Vanini, Lucilio 373
- Vernay, Claire 111, 454, 508
- Vernay, Robert 454
- Viandon, Robert Georges 454
- Vogel, Peter (Autor) 286, 454, 538
- Vogel, Peter (Regisseur) 95, 243, 486
- Voit, Jochen 530
- Völker, Klaus 36
- Völlger, Winfried 298, 307, 454, 490
- Voltaire 142
- Voskuil, Johannes J. 437
- Wagemann, Carl-Hellmut 553
- Wagner, Manfred 529
- Wagner, Sylvia 367
- Wallroth, Werner Wolfgang 14
- Walter, Hans 231
- Walther, Joachim 162, 165, 241, 362, 374, 455,
491 f., 498, 506 f., 523, 538, 577
- Wander, Maxie 464, 502
- Wangenheim, Inge von 40, 71, 455, 493,
515 f., 538
- Wardezki, Sabine 558
- Warnke, Camilla 293, 523
- Watt, James 247
- Wawilow, Nikolai 47, 517

Personenregister

- Wege, Carl 461, 531
Weigel, Helene 65
Weil, Francesca 11
Weingart, Peter 539
Weise, Klaus 159
Weiss, Cornelius 417, 536
Welling, Jaana 461
Wellm, Alfred 13
Welskopf-Henrich, Liselotte 480
Wendland, Martin 305, 455, 480, 498 f.
Wenig, Ernst 223, 455, 507
Werner, Anja 366
Werner, Ernst 82
Werner, Jochen 578
Werner, Klaus 14, 200
Wiemers, Gerald 529
Wiener, Norbert 246
Wierling, Dorothee 5
Wiesner, Hans-Joachim 218, 221, 455, 505, 518, 528, 536
Winterhager, Matthias 539
Wittgen, Tom 24, 335, 456, 538
Wogatzki, Benito 83, 456, 507
Wolf, Christa 5, 24, 95, 135, 215, 225, 243 f., 294, 362, 374, 397 f., 421, 450, 456, 464, 480 f., 484–487, 491 f., 499 f., 502 f., 507, 512, 515, 531, 533, 544 f., 547 ff., 572, 574
Wolf, Konrad 95, 486
Wolter, Manfred 374, 546 ff.
Wortmann, Sönke 97
Wrage, Henning 92
Wundt, Wilhelm 412

Zadok 229
Zehm, Günter 43 f.
Zeller, Michael 488
Zeplin, Rosemarie 146 f., 296, 456, 528
Zillmann, Roland 548
Zimmermann, Ingo 215, 456, 491, 497, 545
Zimmermann, Peter 491
Zimmermann, Udo 215, 218, 457, 491, 497, 545
Zschoche, Herrmann 148
Zwahr, Hartmut 24, 81, 457, 470, 492, 507, 522
Zweiling, Klaus 101, 470
Zwerenz, Gerhard 43, 457, 484, 494 f., 508, 521 f., 526, 528, 553, 562, 579

Sach-, Orts- und Institutionenregister

Das Register erschließt die Romanbeschreibungen, dabei jedoch nicht die jeweils eingangs platzierten Publikationsbiografien der Titel. Dementsprechend sind Orte nur dann nachgewiesen, wenn sie in den Fließtexten der Romanbeschreibungen vorkommen. Unberücksichtigt bleiben fiktive Orte und fiktive Institutionen. Ebenfalls nicht indexiert sind Begriffe, die so häufig – zum Teil auf fast jeder Seite – auftauchen, dass ihre Verschlagwortung die Navigation durch den Text nicht erleichtern würde: Sozialismus, DDR, Wissenschaft, Hochschule, Forschung, Studium, Lehre, Erkenntnis, Gesellschaft und dergleichen.

- I. Mai 273, 321
- III. Hochschulreform 137 f., 150, 154, 164, 171, 175, 178 f., 188, 219, 234, 254, 327, 380
- VII. Parteitag 189, 220
- VIII. Parteitag 220, 233 f.
- II. Plenum 92, 107 f., 126 f., 146, 148, 164, 230, 361
- 17. Juni 1953 42, 55, 59, 185, 197, 230
- XX. Parteitag 57, 75, 86, 108
- 1968 427
- Abitur →EOS, Abitur
- Absolventenlenkung 187, 203, 223
- Abwicklung 386, 408, 410 f., 416, 419
- academixer [Kabarett] 247 f.
- AdW-Institut für Kernphysik 72
- AdW-Institut für Mathematik 283
- AdW-Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft 379
- AdW-Institut für Wirtschaftswissenschaften 203
- AdW-Sektion deutsch-französische Aufklärung 312 f.
- AdW-Zentralinstitut für Genetik und Kulturpflanzenforschung Gatersleben 232
- AdW-Zentralinstitut für Geschichte 124, 353 f.
- AdW-Zentralinstitut für Kybernetik und Informationsprozesse 211
- AdW-Zentralinstitut für Literaturgeschichte 362
- AdW-Zentralinstitut für Philosophie 294, 406
- AdW-Zentralinstitut für physikalische Chemie 339
- Agent 41, 46, 57 f., 91, 119, 295, 378, 435
- Agnostizismus 322
- Agrarwissenschaften 47, 186, 214, 233, 383 f., 419
- Ägyptologie 426
- Akademie der Künste 102, 246, 400
- Akademie der Landwirtschaftswissenschaften 214, 233
- Akademie der Wissenschaften 53, 55, 117, 122 f., 128 f., 132, 149, 154 f., 159 f., 170, 211 ff., 225, 232–235, 243, 251, 268, 271, 294 f., 306, 311–314, 339, 360, 362, 377–381, 407, 412, 419 f., 422, 425, 434
- Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED 127, 303, 360 ff.
- Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft Potsdam 122
- Alchemie 114, 175
- Algerien 58
- Altphilologie 83, 186
- Amsterdam 437
- Anarchismus 188, 205, 249
- Anatomie 84
- Andorra 289
- angewandte Forschung 106, 155 ff., 170, 172, 187, 216, 222, 254, 276, 285, 343 f., 380, 431, 435
- Anglistik 164, 208, 282
- Antarktis 240
- antifaschistischer Widerstand 25, 48, 314, 332
- Apparatetechnik 377
- Arabien 320

- Arbeiter-und-Bauern-Fakultät 29–35, 44, 71, 81, 105, 132, 198, 206, 218, 269
 Arbeiter-und-Bauern-Fakultät Halle 337, 340 f.
 Arbeiterbewegung 81, 125, 230 f., 271, 337
 Arbeiterkind, Arbeiter- und Bauernkin-
 der 28 f., 33, 75 f., 79, 129 f., 332
 Arbeitsamt 363, 421
 Arbeitseinsatz, Ernteeinsatz 49, 57 f., 82, 94, 113, 173, 194, 196, 262 f., 336
 Arbeitshygiene 165, 168
 Arbeitslosigkeit 357, 425 f.
 Archäologie 104, 255
 Architektur 174, 211
 Archiv 267, 311, 331, 389 ff., 410, 419 f.
 Armenien 106
 Arzt/Ärztin 35, 60, 69, 98 f., 136, 157 ff., 265 f., 268, 318, 346, 348, 351 f., 365–369, 372, 377 f.
 Asienwissenschaften 309
 Ästhetik 38, 63, 100 f., 110, 118, 246, 280, 292, 362 f.
 Astrologie 426 f.
 Atheismus 185, 323, 374
 Atombombe, -krieg 29 f., 52, 107, 217, 242, 291, 330
 Auerstedt 257
 Augenheilkunde 35
 Auschwitz 40, 89 f., 120 ff.
 Auslandsstudium 270, 337–340, 371
 Ausreise → Flucht, Ausreise, -antrag
 Außenministerium 314, 352, 386 f.
 Bad Pyrmont 42
 Ballistik 273
 Bangladesch 307
 Basel 340
 Baskenland 312
 Bauakademie der DDR 430
 Bauernkrieg 200, 331
 Bautechnologie 131
 Bautzen 130, 182, 202, 312
 Bayern 107, 266, 428
 Bayreuth 100
 Berlin 25, 27, 46, 106, 121, 160 f., 340, 362, 375, 419 f., 427, 430, 437, s. → Berlin (Ost) und → West-Berlin
 Berlin (Ost) 25, 27, 29, 36, 48, 60, 62 f., 72, 86, 88, 91, 98 f., 105, 115, 119, 127 ff., 131 f., 146, 149 f., 162, 176 f., 179, 184, 186 f., 201, 205 f., 209, 211, 214 f., 225, 235, 237, 244, 246, 256 f., 262, 270, 283, 293, 303, 305, 310 f., 319, 322, 324 f., 329, 339, 343, 347, 353, 355 f., 360, 362, 370, 375, 383, 388, 391, 399 f., 402, 406, 409, 414 f., 417, 419, 422, 425 f., 434
 Bewährung in der Produktion 58 f., 63, 67, 76 f., 85 f., 108, 181, 183, 196, 198 f., 249, 402
 Bibel 56, 79 f., 224, 228
 Bibliothek, Bibliothekswesen 62, 103 f., 149, 174, 185 ff., 250, 259, 267, 331, 360 f., 392, 399, 420
 Bielefeld 331
 Bilbao 312
 Bildungsbürgertum 60, 201, 346, 349
 Bildungssoziologie 409
 Biochemie 98, 142, 171 f., 215, 217, 233, 240, 305, s. → Genetik, Gentechnologie, Mikrobiologie
 Biologie 46 ff., 54 f., 85, 137 f., 150, 170 f., 201, 214 f., 232 f., 268, 278, 296, 346, 374, 383, 390, 419, s. → Genetik, Gentechnologie, Mikrobiologie
 Biomathematik 389
 Bioökologie 374
 Biophysik 201, 379
 Biotechnologie 386
 Blasewitz 61
 Böhlen 197
 Bonn 84
 Borna 129
 Boston 417
 Botanik 137
 Bourgeoisie 28, 73, 295
 Brandenburger Tor 88, 355
 Brandenburg (Land) 268, 369, 374, 420, 430 f.
 Brecht-Archiv Berlin 237
 Bremen 347
 Breslau 201
 Brocken 168, 413 f.
 Brüssel 429
 BStU 366, 372, 418 f.
 Budapest 268, 322, 334
 Bulgarien 131, 183, 404
 Buna 78
 Bundesnachrichtendienst 77
 Bundesrepublik Deutschland → West-deutschland

- bürgerlich 27 f., 38, 63 f., 68, 71 f., 75, 80, 92, 97, 110, 132, 149 f., 180, 220, 257, 299, 331, 347
- bürgerliches Bildungsprivileg 30, 177
- Bürokratie → Verwaltung, Bürokratie
- Carnegie University 425, 427
- CDU 435 f.
- CDU (DDR) 383
- Charité 97 ff., 370
- Chemie 35, 40 ff., 45 ff., 51, 56–59, 77 f., 89 f., 92, 95, 97, 115 ff., 120 ff., 142, 145, 154, 170–175, 190 f., 216, 249, 259, 286, 327, 337, 383, 386, 396, 417
- Chemieprogramm 434
- Chemnitz 113, 431
- Chile 299 f., 332 f.
- China 35, 110
- Chirurgie 35, 98, 131 f., 145, 346 ff., 363, 369, 376, 379, 385, 397 f.
- Chirurgische Klinik, Med. Ak. Dresden 346
- CIA 77
- Columbia-Universität 295
- Computer, Digitalisierung 106, 151, 160, 192, 210, 212, 227 f., 339 f., 353, 382, 428
- ČSSR 118, 196, 238, 301
- Dacca 307
- Dachau 386
- Dahlem 27
- Dänemark 312, 339, 383
- DBD 403
- DEFA 112, 233, 267
- Denunziation 258, 349
- Deportation 41, 90
- Dermatologie 186
- Designtheorie 165
- Dessau 145
- Deutsche Bücherei 409
- Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde 432
- Deutschland 30, 33, 39, 52, 89, 92, 97 f., 195, 258 f., 330 f., 337 f., 358, 401, 403, 422, 425 ff., 433
- DEWAG 221
- DFD 86
- Dialektik 37, 47, 62, 72, 102, 114 f., 129, 136, 261, 271, 292, 298, 304, 324, 332, 358 f., 361, 376, 395, 399, 426, 434
- Dialektischer Materialismus 114, 160, 185, 204, 211, 290, 401
- Didaktik 84
- Digitalisierung → Computer, Digitalisierung
- Diplomatie, Diplomatischer Dienst 122, 279, 314, 316, 319, 350 ff., 371, 417
- Disziplinarverfahren 27, 110, 166, 194 ff., 300, 408
- DKP 238
- Dogmatismus 49, 96, 218, 239, 305, 427
- Dramaturgie [Studienfach] 63, 130, 219
- Dresden 24, 39, 51, 59 ff., 70, 93, 152, 160, 194, 201 f., 210, 333 f., 346 f., 349
- DSF 94
- Dubai 340
- Dubna 52
- Duisburg 71 ff.
- Düsseldorf 31
- Eichsfeld 109
- Eiweißforschung 240
- Elektronik 192, 210, 428
- England 55, 106 f., 209, 233, 386 ff., 416, 433
- Entfremdung 118
- Entnazifizierung 40
- Entstalinisierung 57
- EOS, Abitur 28–31, 33, 35, 44, 71, 75, 77, 84, 105, 129, 143, 150, 188, 193, 218 f., 270, 337, 340, 342, 346, 360
- Erbe und Tradition 134, 138, 163, 173, 189, 258, 315, 326 f., 338
- Erfinder 46, 121, 201 f., 289, 328 f.
- Erfurt 26
- Erkenntnistheorie 72, 378
- Erkner 430 f.
- Ernährungswissenschaft 226, 419
- Esrah 228
- Essen 239
- Ethik 178, 365, 367
- Ethnologie 419, 421, 431 ff.
- Evaluation 363, 405, 412 f., 423 ff., 431 ff.
- Exil 122 f., 211, 355, 415
- Existentialismus 119, 323
- Experiment 30, 50, 55, 72, 107, 150, 157 f., 214 ff., 232, 243 f., 267, 326, 336, 357, 364, 370, 377, 380 f., 383
- Fachschule 103 f., 187, 221, 253, 262 f., 333, 350 ff.
- Fachschule für Bibliothekare Leipzig 81, 360
- Fakultät für Journalistik, Uni Leipzig 55, 64 f., 86, 219
- Faschismus 134, 193, 299
- FBI 295

- FDGB 41, 186, 254, 267, 329, 331, 393
 FDJ 25 f., 29, 32, 49, 58 f., 76, 82 f., 88, 93,
 144, 164 f., 176, 178 f., 182 f., 198, 203, 260,
 263, 301 f., 401, 435
 FDJ-Leitung, -sekretär 29, 31 f., 93 f., 111, 165,
 170, 176, 178, 182 f., 259, 263, 300 f.
 Festkörperphysik 201
 Filmhochschule Babelsberg 219
 Florida 281 f.
 Flucht, Ausreise, -antrag 34, 59, 67, 69, 83,
 89, 95, 112, 117, 183, 196, 208, 235, 265 ff.,
 281 f., 321, 332 f., 356, 388 f., 417
 Flugzeugbau 201
 Formalismus 42, 65, 132, 260, 280, 290, 392
 Formgestaltung [Studienfach] 166
 Forschungsinstitut für Textiltechnologie 335
 Forschungsplanung 91, 142, 156, 158 f., 171,
 213, 249, 252, 266, 269, 276 ff., 285, 288,
 330, 344, 360, 369, 379 f., 383, 431
 Forschungsrat der DDR 190
 Frankenhausen 331
 Frankenstein 75
 Frankfurt a.M. 42, 51, 117, 121, 161, 402
 Frankreich 112, 199, 255, 312, 374, 403, 416
 Französische Revolution 124, 314
 Frauenförderung 369, 436
 Freidenkerverband 270
 Freie Universität Berlin 27, 176, 178
 Friedrich II. 326
 Fritz-Haber-Institut der MPG Berlin 121
 Frühromantik 317
 FuE 40 ff., 51, 79, 90 f., 115 f., 120, 168 f., 187 f.,
 192, 328 f., 335 f., 380 ff., s. → angewandte
 Forschung, → Innovation
 Führungsoffizier 418, 434 ff.
 Funktionär 30, 88 f., 113, 122, 131, 134, 182 f.,
 190, 260, 276, 296, 316, 322, 338, 354,
 386 f., 415, 435, s. → Parteifunktionär, -se-
 kretär; → FDJ-Leitung, -sekretär
 Gartenarchitektur 206
 Gatersleben 232
 Gaterslebener Begegnungen 374
 Gaußig 202
 Geheimdienst, -polizei (ohne → Staatssi-
 cherheit) 26, 52, 54, 57, 77, 119, 377, 437
 Geheimhaltung 91, 98, 161, 236, 336
 Geistes- und Sozialwissenschaften 402, 414,
 429, 432, s. → Gesellschaftswissenschaften
 Genetik, Gentechnologie, Mikrobiolo-
 gie 46 ff., 53 ff., 85, 137, 174, 214 ff., 232 f.,
 264 f., 285, 306, 369 f., 374, 381 f., 390, s.
 → Biochemie
 Genf 72, 92
 Genie, Genialität 46, 107, 117, 126, 137, 151,
 155, 160, 204, 215, 217, 222, 227, 246, 249,
 377, 381
 Geografie 193
 Geologie, Geophysik 169, 205 ff.
 Geologischer Dienst 168 ff.
 Geometrie 252
 Gerichtsmedizin 98
 Germanistik 28 f., 44 f., 62, 74, 81, 83, 110,
 130, 135, 162 ff., 182, 193, 198, 200, 208, 239,
 257, 302, 333, 360 ff., 414, 416, 421
 Geschichte der Arbeiterbewegung 81 f., 125,
 230, 271, 308
 Geschichtswissenschaft 25, 67 ff., 81 ff., 96 f.,
 105, 122 ff., 130, 132 ff., 146, 152 ff., 186 f.,
 199 f., 214, 223, 225, 228, 230, 255–258, 271,
 291, 293, 308, 314, 320, 325, 327, 331 f., 337,
 354, 366, 378, 415, 425
 Gesellschaftswissenschaften 41, 57, 71, 84,
 96, 114, 148, 164, 174, 186, 198, 222, 271,
 399–402, 407 f., 415, 426, s. → Geistes- und
 Sozialwissenschaften
 Gesetzmäßigkeit 45, 84, 186, 302, 381, 400,
 425
 Gewerkschaft → FDGB
 Glasnost 342
 Golgatha 319
 Gotha 103
 Gott 54, 70, 80, 185, 228 f., 323 f., 400, s.
 → Religion, → Kirche
 Göttingen 150, 233
 Graz 60
 Greifswald 202
 Griechenland 297, 362, 404 f.
 Grönland 312
 Groß-Lüsewitz 214
 Grundlagenforschung 78, 90, 116 f., 187 f.,
 216, 233 f., 252, 277, 284, 339, 380 f.
 GST 31, 49, 56, 61, 82, 94, 177, 203
 Gulag 34, 57, 108, 123 ff., 127, 144, 201, 413 ff.
 Güllotechnik 253
 Gymnasium Sankt Afra Meißen 150
 Gynäkologie 98 f., 351 f., 372

- Haft, Gefängnis 26, 30 f., 44, 52, 59, 86, 130,
149, 152 f., 182 f., 185, 193, 196, 266, 302,
304, 312, 322, 333, 356, 376 f., 389, 415
- Haiti 93
- Halberstadt 46, 231
- Halle-Neustadt 224
- Halle (Saale) 53, 55, 71, 86, 95, 128, 174, 189,
191, 223 f., 232 ff., 309, 331, 337, 340, 342,
353, 402, 432
- Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde 348
- Hamburg 319, 347 f., 419
- Hannover 176, 408
- Harvard University 377
- Harz 143, 389, 415
- Hauptverwaltung Verlage und Buchhan-
del 71, 230
- Havanna 281
- Hebammenausbildung 350, 352 f.
- Hebrew University Jerusalem 319
- Heidelberg 233
- Heiligenstadt 110
- Heilpädagogik 333
- Hermeneutik 318, 426
- Hessen 401 f.
- Hiddensee 153
- Himalaya 308 ff.
- Hispanistik 313
- Historischer Materialismus 290, 400 ff.,
425 f.
- Historisches Institut, Uni Leipzig 68, 153,
197 f.
- HNO-Klinik, Uni Jena 40
- Hochfrequenztechnik 35
- Hochschule für Musik Leipzig 409
- Hochschule für Ökonomie Berlin-Karls-
horst 425 f.
- Hochschule für Verkehrswesen Dresden 93,
333 f.
- Hochschule Merseburg 120 f.
- Hochschultransformation 90er Jahre → Wis-
senschaftsumbau Ost
- Homosexualität 111, 371, 418, 436
- Horseheads 370
- Hotel Lux 355 f.
- Humboldt-Universität zu Berlin 25, 27, 62,
88, 98, 132, 146, 150, 162, 176, 179, 186 f.,
201, 225, 293, 322, 324, 343, 355 f., 360,
362, 375, 406, 409
- Hydrologie 205 ff.
- Hygiene [Fachdisziplin] 45 f.
- I.G. Farben 40, 42, 78 f., 90 f., 120 ff.
- Idealismus [Philosophie] 29, 55, 63, 72, 186,
241, 317, 395
- Ideologie, bürgerliche 69, 72
- ideologische Diversion/Subversion 93, 301,
321
- Illinois 370
- IM, Spitzel 26, 66, 102, 183, 275, 277, 320,
349, 357, 371 ff., 388 f., 418
- Imperialismus 31, 41, 48, 63, 84, 161, 183, 248,
320 f., 325, 338, 408
- Indien 106, 367
- Industrieforschung → FuE
- industrielle Revolution 53, 170
- Informatik, Mikroelektronik 168, 172, 190,
211 f., 239 f., 297, 381, 431 f., 434, s. → Com-
puter, Digitalisierung
- Ingenieurhochschule Köthen 377
- Ingenieurschule für Gartenbau Werder 262
- Ingenieurwissenschaften 47, 52, 78, 93, 104,
129, 145 f., 168 f., 187, 190, 236 f., 240, 327,
333 f., 336, 358, 402 ff.
- Innere Medizin 99
- Innovation 210, 349, 380, 382, 384
- Inntal 266
- Institut für Bibliothekswissenschaft, HU
Berlin 186
- Institut für Biologie, Uni Leipzig 232
- Institut für Germanistik, Uni Leipzig 109 f.
- Institut für Gesellschaftswissenschaften
beim ZK der SED → Akademie für Gesell-
schaftswissenschaften beim ZK der SED
- Institut für Internationale Beziehungen
Potsdam 122
- Institut für Kunsterziehung, Uni Leipzig 196
- Institut für Literatur „Johannes R. Becher“
Leipzig 126, 194, 196 f.
- Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK
der SED 230
- Institut für marxistische-leninistische Kul-
tur- und Kunstwissenschaften des IfG
beim ZK der SED 303
- Institut für Marxistische Studien Frankfurt
a.M. 399
- Institut für Pflanzenzüchtung Groß-Lüse-
witz 214
- Institut für Philosophie, Uni Jena 104

- Institut für Philosophie, Uni Leipzig 43 f.,
 70, 100
 Institut für Psychologie, Uni Leipzig 410
 Institut für Slawistik, HU Berlin 184
 Institut für Städtebau und Architektur Berlin 430
 Institut zur Ausbildung von Ingenieurpädagoginnen Gotha 103
 Intelligenz 41 f., 71, 119, 292, 331, 333
 INTERKOSMOS 268
 Internat → Studentenwohnheim
 Islam 313
 Islamismus 313
 Israel 228, 320 f.
 Italien 368, 420, 425

 Jakobinismus 256, 258
 Japan 172, 273, 333, 402
 Jena 40, 71 f., 103, 146, 182 f., 230, 257, 302
 Jena-Lobeda 183
 Jenaer Logik-Konferenz 212
 Jerusalem 202, 319 ff.
 Journalismus 33, 64 f., 86, 104 f., 126, 162,
 214 f., 419, 427
 Journalistik 54 f., 64 f., 86, 129, 219, 339
 Juda 228
 Judentum 41, 170, 293, 312, 319 ff., 388
 Juristische Hochschule des MfS 371, 434

 Kabarett 75, 152 f., 221, 247
 Kabbala 320
 Kaderakte 168, 197, 250, 305, 434
 Kaderentwicklung, -politik 45, 49, 169, 186,
 220, 305, 369, 400, 407
 Kaderleitung 66, 197, 305, 328
 Kafka-Konferenz 118
 Kälteinstitut Magdeburg 402–405
 Kältetechnik 190, 402
 Kampfgruppen 115, 119
 Kapitalismus 41, 47, 62, 101, 104, 124, 224,
 231, 238, 250, 295, 298, 325, 401, 425,
 434 ff.
 Karibik 106
 Karl-Marx-Stadt 431
 Karlsbad 259
 Karlsruhe 403
 Karrierismus 32, 89, 95 f., 250, 268, 287, 307
 Kartoffelforschung 419
 Katholische Kirche → Kirche, katholische
 Kernenergie, -forschung 52, 71 f., 105, 190,
 330, 374, 397 f., 436

 KGB 371
 Kiel 55
 Kiew 221
 Kinderklinik, Med. Ak. Dresden 348
 Kindermedizin 98, 266, 348
 Kirche 26, 58, 76, 80, 82, 111, 181, 319, 396,
 400, 407, s. → Pfarrer, → Religion
 Kirche, katholische 26, 96, 109, 184, 229, 400
 Kirchenkampf 181, 324, 434
 Klassenfeind 76, 84, 185, 209, 302, 312, 361
 Klassenkampf 28 f., 54, 83 f., 88, 100, 110, 113,
 185, 188, 208, 220, 302, 357, 361 f., 406
 kleinbürgerlich 67, 69, 89, 132, 256, 305
 Klinik 98 f., 157 ff., 265 f., 365 f., 368 f., 372,
 377, 397
 Köln 35, 121, 209, 266, 333
 Kolumbien 339
 kommunistische Erziehung und Moral 114,
 184, 351
 Konrad-Adenauer-Stiftung 435
 Konservatismus 259, 349
 Konstrukteur 236, 336
 Konterrevolution 56, 84, 118 f., 130, 183, 185,
 198, 218, 238, 301, 407
 Konvergenztheorie 238
 Konzentrationslager 71, 88 f., 120, 211, 356
 Kopenhagen 312
 Kosmosforschung 267 ff.
 KPD 32, 89 f., 123, 354
 KPdSU 55, 57, 75, 119, 342, 355
 KPÖ 118
 Krakow 216
 Krankenhaus Friedrichstadt 349
 Kreativität → Schöpfung, Kreativität
 Kreativitätsforschung 409
 Krebsforschung 98 f., 138, 273, 383 f.
 Krieg 105, 121, 162, 179, 198, 264, 357, 395
 Kriegsgefangenschaft 33, 60, 62, 75, 143
 Kuba 81, 106, 281 f., 313
 Kuba-Krise 105 f., 108
 Kuibyschew 202
 Kulturwissenschaften 118, 121, 303, 362, 433
 Kunstakademie Dresden 38 f.
 Kunstgeschichte 162 f., 206, 331
 Kunstpädagogik 196
 Kybernetik 101, 140 f., 189, 210 ff., 226, 374,
 392, 434 f., 437
 KZ 29, 61
 KZ Buchenwald 171, 173

- Labor 45 f., 52, 115 ff., 154–157, 170, 173, 175,
 217, 234, 242, 288, 329, 331, 336, 369, 377,
 380–384
 Landwirtschaftliche Fakultät, Uni Jena 186
 Latein 34, 75, 224
 Lateinamerika 231
 Lebedinskoje 52
 Lebensmittelchemie 404
 Legnica 74
 Lehrerbildung, Lehrer:innen 29, 95, 129,
 137 ff., 143, 193, 208 f., 212, 256 ff., 262, 264,
 271, 281, 337, 390, 392, 410, 416
 Leibniz-Institut für raumbezogene Sozial-
 forschung Erkner (IRS) Erkner 430 f.
 Leipzig 28, 31, 43 f., 48 f., 54 ff., 59 f., 64 f.,
 68, 70, 80 f., 85, 87, 100, 109 ff., 113,
 126–130, 146, 152, 154, 157, 159, 180 f.,
 196 ff., 200 f., 203, 221, 247, 250 f., 269, 281,
 317, 346, 349, 353, 386 ff., 410 ff., 417, 431 f.
 Leistungsprinzip, -stipendien, -prämien 89,
 161, 224, 278, 306, 344 f., 390
 Lemberg 74
 Leningrad 221, 270, 338 f.
 Leopoldina 202
 Leuna 77 f., 120 ff., 174, 430
 Leverkusen 117
 Libanon 371 f.
 Liberalismus 69, 101, 131
 Liblice 118
 Liegnitz 74
 Lipno 186
 Literaturwissenschaft 49, 71, 113, 118, 122,
 135 f., 146, 164, 246, 256, 258, 312, 317, 413
 Logik 70, 178, 212, 227, 270 f., 320, 395
 Lomonossow-Universität Moskau 220, 377
 London 72, 391
 Loschwitz 346
 Lückendorf 80
 Lüneburger Heide 258
 Lützen 258
 Lwów 74
 Magdeburg 137, 143, 274
 Mailand 335
 Marienfelde 77
 Mark Brandenburg 256, 258, 314
 Marxismus 48, 51, 55, 57, 83 f., 103, 112, 118 f.,
 162, 199, 218, 220, 222, 239, 301, 357, 359,
 362, 386, 402, 414 ff., 426
 Marxismus-Leninismus 58, 63, 101 f., 104,
 118, 203, 241, 270 f., 306, 311, 315, 375, 395,
 400 f., 427
 Maschinenbau 84, 190
 Materialismus 72, 113 f., 242, 322, 395
 Mathematik 84, 107, 140 f., 143 f., 146, 149,
 151 f., 159 ff., 172 f., 201, 204, 210–213, 240,
 246, 251 f., 254, 297, 329 f., 382, 417, 422,
 429
 Mauerbau, Mauer 59, 95, 98, 100, 110 f., 115,
 182, 293, 355, 361, 365, 401, 420 f., 434
 Mauthausen 332
 Max-Planck-Gesellschaft 233
 Max-Planck-Institut für Ethnologie Hal-
 le 432
 Max-Stirner-Archiv 324
 Mechanik 434
 Mecklenburg-Vorpommern 82, 365
 Medienwissenschaft 101
 Medikamententests 365, 367
 Medizin 25, 35, 46, 73, 83 f., 97 ff., 113 f.,
 135, 170, 215, 266 ff., 272 ff., 309, 333, 346,
 350 ff., 363, 368 ff., 390
 Medizingeschichte 366
 Medizinische Akademie Dresden 346, 348 f.
 Medizinische Akademie Magdeburg 215
 Medizinische Fachschule 350–353
 Meinungsforschung 136
 Meißen 26, 150, 163
 Melbourne 35
 Mendelismus 47 f.
 Menschenbild 136, 362, 426
 Merseburg 120 f., 189, 337
 Mesopotamien 347
 Metaphysik 70, 324
 Meteorologie 378
 Mexiko 122
 Militärdiktatur 93, 333
 Mineralogie 33
 Mineralogisches Institut, Uni Greifswald 33
 Ministerium des Innern 417
 Ministerium für Gesundheitswesen 365 f.
 Ministerium für Hoch- und Fachschulwe-
 sen 49, 320 f., 357, 400, 402, 410 ff., 417
 Ministerium für Kultur 112, 182, 293, 316, 414
 Ministerium für Land- und Forst-
 wirtschaft 35
 Ministerium für Staatssicherheit → Staatssi-
 cherheit

- Ministerium für Volksbildung 143, 263, 323
 Ministerium für Wissenschaft und Technik 268, 329
 Ministerrat 74, 207
 MIT 377
 Mittweida 335
 MLG 57, 72, 108, 203 f., 271, 375
 Montreal 35
 Moral 70, 150, 185, 217, 272, 292, 358
 Morganismus 47, 54, 233
 Moskau 84, 86, 124, 166 ff., 201, 220, 233, 341, 355, 371
 MSB Spartakus 401
 München 83, 121, 230, 272, 370, 419
 Musikwissenschaft 131, 414

 Naher Osten 313
 Narva-Glühlampenwerk 293
 Nationalpreis 64, 101, 132, 151, 190
 Nationalsozialismus 25 f., 30, 40, 48, 52, 61, 70 f., 82, 90, 98, 120 f., 170, 177, 186, 201, 337 f., 389, s. →antifaschistischer Widerstand, →Konzentrationslager, →NSDAP, →SS
 NATO 57, 143
 Naturkundemuseum Berlin 60
 Naturwissenschaften 57, 95 f., 100, 157 f., 186, 201, 206, 215, 222, 225, 243, 265, 267, 320, 330, 333, 337, 339, 355, 369, 374, 379, 390
 Neonatologie 98 f., 265
 Nephrologie 348
 Neuerertum 277, 329, 369
 Neuer Mensch, sozialistische Persönlichkeit 30, 62, 135 f., 140, 198, 240, 361, 364, 426
 Neues Forum 407
 Neues Ökonomisches System 136, 159, 161, 224, 434
 Neurobiologie 370
 Neurologie 272, 351
 Norddeutschland 209
 Normannen 291
 NSDAP 40, 52, 61, 184
 NVA 208 f., 236 f., 259, 273, 281, 286–289, 346, 349, 415

 Oberlausitz 44, 264
 Obninsk 52
 Oktoberrevolution 199, 301, 338
 Operationsforschung, Operations Research 140 f., 178, 213, 223

 Opportunismus 86, 95, 153, 215, 220, 234, 246, 251, 305, 307, 326, 345, 351
 Opposition 63, 108, 138, 349, 391, 413
 Ornithologie 59, 232
 Orthopädie 99, 368
 Österreich 59, 62, 110, 218, 220, 306, 331 f., 417, 425
 Osteuropa 274, 433
 Ostpreußen 39, 62
 Ostsee 251
 Ottonen 337

 Pädagogik 28, 32, 74, 95 f., 137, 143, 146, 208, 218, 303, 410, 432
 Pädagogische Psychologie 409
 Pädagogisches Institut Halle-Kröllwitz 95
 Pädagogisches Institut Magdeburg 137, 139
 Pankow 354
 Paris III f., 128, 308, 315, 334, 350, 403
 Partei, führende Rolle 58, 63, 83, 211, 422, s. alle Stichworte unter →SED-...
 Parteidisziplin 54, 186, 220, 325
 Parteifunktionär, -sekretär 34, 41, 58, 70, 79, 85, 98 f., 112, 115, 117, 127, 155, 158, 171, 180 f., 186, 219 f., 249 f., 253, 272 ff., 286 f., 323, 332, 348, 351 f., 355, 408, 426
 Parteigruppe 59, 63, 142, 145, 220, 428
 Parteihochschule „Karl Marx“ 402
 Parteilichkeit 44, 68 f., 75, 114, 204, 219 f., 306, 320, 340
 Parteilinie 66, 82, 96, 100, 102, 108, 219, 224, 359 f., 363, 399, 407
 Parteischule 115, 312, 392
 Partei (SED) 25 ff., 29, 32, 41, 54 ff., 59, 66, 69 f., 73, 76 f., 82, 86, 96, 101 f., 110, 113 f., 119 f., 126, 131, 142, 153, 160, 164, 171, 184–187, 190 f., 219, 234, 237 f., 249, 262, 274, 289, 293 f., 300 f., 303, 334, 338, 345, 349, 351, 355, 361, 382 f., 387, 393, 403, 406–409, 415 ff., 421 ff.
 Parteitag 82 f., 191, 268
 Parteiverfahren, -strafe, -ausschluss 26, 54, 59, 68, 77, 110, 124–127, 139, 160, 184, 220, 232, 261 f., 301, 352
 Patent 46, 91 f., 190, 336, 381
 Pathologie 373
 Pazifik 386
 Perestroika 342, 385, 402
 Personenkult 57, 108
 Persönlichkeitsentwicklung 137, 140, 188

- Peru 386
 Pessimismus 196, 241, 302
 Petöfi-Club 118
 Pfarrer 56, 78, 80, 195, 294
 Pfeffermühle [Kabarett] 221
 Pflanzenbiologie 214, 233
 Pharmakologie, Pharmazie 129, 170 ff.,
 365 ff., 382 f.
 Philosophie 28, 37, 43, 48, 53, 58, 63, 72, 81,
 88, 100, 103, 109, 112 ff., 131, 136 f., 151, 166,
 174, 176–179, 237 ff., 241, 259, 270 f., 290,
 292 f., 298 ff., 303, 312, 322, 324 f., 363, 379,
 393 ff., 401 f., 406, 412, 414, 425–428
 PH Magdeburg 137
 Physik 35, 51 f., 71 f., 105 ff., 130, 146, 149,
 151 f., 172 f., 187 f., 192, 199, 201, 211 f., 215,
 217, 242, 267, 269, 285, 290, 330, 347, 374,
 379, 397 f., 434–437
 Physikalische Chemie 59
 Physiologie 216
 Physiopsychologie 243
 Pittsburgh 425
 Plan, Planung 35, 82, 90 f., 118, 134, 155,
 160 f., 169, 176, 189 f., 203, 205, 249,
 336, 339, 348, 379, 381 f., 435 ff., s. →For-
 schungsplanung
 Plasteforschung 190
 Plattensee 143
 Platteite 346
 Plötzensee 128
 Polen 40, 75 f., 196, 215 f.
 Politbüro →SED-Politbüro
 Politische Ökonomie 58, 71, 208, 223
 Polizei 88, 183, 266, 293, 307, 388
 Posen 60 ff.
 Potsdam 122, 340, 342, 371
 Potsdam-Golm 434, 436
 Prag 184, 218, 220, 238, 312, 388
 Prager Frühling 113, 118, 153 f., 184, 237 f., 312
 Predigerseminar 80
 Prenzlauer Berg 26, 150
 Pressefreiheit 177, 301
 Preußen 62, 176, 258, 314 ff., 325 f., 376
 Preußische Akademie der Wissenschaften 267
 Prinzipienfestigkeit 246, 261, 320, 358, 401
 Produktivkraft Wissenschaft 105 f., 173, 189
 Profilierung 188, 191, 327
 Prognose, Prognostik 38, 138, 188–191, 222,
 285, 290, 330, 339
 Promotion A und B, Habilitation 45 ff., 70,
 75, 77, 79, 85 f., 89, 95, 97, 101, 110, 123,
 132 f., 136 ff., 144 ff., 150 f., 154, 159, 165,
 167 f., 170, 184 f., 187, 192, 199, 202 f., 208,
 219 f., 223 ff., 237, 241 ff., 252, 254, 261,
 283 f., 297 f., 303, 309 f., 314 ff., 322, 325,
 331, 339, 345 f., 356, 358, 360, 375 f., 379,
 386, 388, 390, 392 f., 406, 408 f., 416, 422,
 426
 Psychiatrie 157 ff., 307, 309, 367
 Psychiatrische Universitätsklinik, Uni Halle
 309
 Psychiatrische Universitätsklinik, Uni Leip-
 zig 157, 159
 Psychoanalyse 309
 Psychologie 135, 140 f., 149 ff., 158, 165 ff., 192,
 210 f., 226, 236 ff., 300, 343, 346, 358, 367,
 379, 410 ff.
 psychosomatische Medizin 374
 Rat der Spötter [Kabarett] 152
 Raum- und Regionalforschung 430
 Ravensbrück 71, 356
 Rechenschaftslegung, Berichtswesen 105,
 154, 177, 252, 254, 344, 369
 Rechtswissenschaft 146 ff., 183, 197
 Reisekader, Westreisen 295, 331 f., 334, 340,
 370, 417, 422, 424
 Religion 26, 65, 80, 182 f., 193, 319 ff., 339,
 357, 360, 374, 396, 435, s. →Kirche
 Religionskritik 324
 Religionswissenschaftliches Institut, Uni
 Leipzig 432
 Repression 26, 109, 177, 302, s. →Bewäh-
 rung in der Produktion, →Disziplinarver-
 fahren, →Haft, Gefängnis, →Parteiverfah-
 ren, -strafe, -ausschluss, →Staatssicherheit,
 →Tribunal, →Verhör, →Zwangsexmatriku-
 lation
 Republikflucht →Flucht, Ausreise, -antrag
 Revisionismus 67, 69, 86, 100 f., 118, 137, 142,
 308, 362
 Revolution 55 f., 63, 78, 84, 100, 113, 122, 124,
 139, 198, 216, 256 f., 259, 264, 285, 298, 313,
 315, 317, 328, 338, 375, 381 f., 428, 434
 Reykjavik 313
 RGW 274, 404
 Rheinland 107, 163, 331

- Rodewischer Thesen 159
 Rom 72, 313, 321
 Romanisches Institut, Uni Leipzig 312
 Romanistik 49, 111, 128 f., 164, 281
 Romantik 244, 267
 Rosenkeller Jena 238
 Rostock 214
 Rote Armee 47, 89
 Ruhrgebiet 115
 Rumänien 267 f.
 Russland 26, 40 f., 57, 88, 107, 142 f., 162, 337, 339 f., 433

 Sachsen 38, 59, 107, 205, 335, 354, 419
 Santiago de Chile 299
 Satkula 264
 SBZ 27, 79, 120, 184
 Schienenfahrzeugtechnik 333
 Schierke 415
 Schlesien 74 f., 331
 Schleswig 319
 Schneeberg 99
 Scholastik 53, 114, 324
 Schottland 386, 388
 Schwaben 107
 Schweden 25, 27
 Schwedt 249 f.
 Schweiz 90, 250, 413 f., 421
 Science Fiction 241, 376, 394
 SDS 66, 176, 179
 SED → Partei (SED)
 SED-Bezirksleitung 117, 126, 139, 186, 251, 294, 351, 362, 401 f.
 SED-Bezirksleitung Halle 189
 SED-Kreisleitung 190, 249, 260, 293, 423
 SED-Parteileitung 41, 67 f., 73 f., 77, 94, 113, 116, 126 f., 139, 155, 180 f., 184, 187, 300 f., 351, 362, 378, 400, 421 f.
 SED-Zentralkomitee 51, 71, 86, 92, 146, 164, 181, 189, 292, 316, 321, 325 f., 354, 361 ff., 407, 411
 Seelingstädt 236
 Sektion Gartenbau, HU Berlin 375
 Sektion Germanistik, HU Berlin 244
 Sektion Germanistik, Uni Leipzig 417
 Sektion Journalistik, Uni Leipzig 218, 220
 Sektion Kriminalistik, HU Berlin 375
 Sektion Pädagogik, Uni Leipzig 409
 Sektion Psychologie, Uni Leipzig 409 f.

 Sektion Sozialistische Betriebswirtschaft, HU Berlin 375
 Sektion Wissenschaftstheorie und -organisation, HU Berlin 375
 Selbstkritik 34, 57, 124, 139, 186, 252
 Seminargruppenbetreuer.in 163, 208 f., 223
 Seminargruppensekretär.in 57, 93, 114
 Senftenberg 98
 Serologie 98
 Sibirien 89, 201, 356
 Sinologie 35, 129, 356
 Skeptizismus 164, 361
 Slawistik 127, 143, 164, 185 f.
 Slawistisches Institut, HU Berlin 186, 406
 Sorben, Wenden 69, 264, 337
 Sowjetische Akademie der Wissenschaften 202
 Sowjetische Akademie für Landwirtschaftswissenschaften 233
 Sowjetunion 25 ff., 46, 52, 54 f., 60 ff., 71, 74 f., 89 f., 108, 117 ff., 123, 125, 144, 154, 160 f., 179 f., 187, 201 f., 204, 213, 220 f., 253, 267 f., 271, 339–343, 371 f., 385, 402 f.
 Sowjetwissenschaft 54 f.
 Sozialdemokratie 25 f., 34, 134, 308, 435
 sozialistischer Wettbewerb 186, 254, 317, 342, 344, 369, 392
 Soziologie 101, 136, 176, 226, 249, 251, 275, 398–401
 Spanien 63, 122, 312
 Sparta 357
 spätbürgerlich 62, 118 f., 313
 Spionage 26, 30, 218, 244, 376
 Sprachdidaktik 392
 Sprachwissenschaften 122, 152, 164, 235, 307, 312, 391
 SS 61, 90
 Staatliche Plankommission 160
 Staats- und Parteiapparat 158, 210, 304, 322, 361, 407, 415, 428
 Staatsbibliothek Berlin 225
 Staatssekretariat für Geologie 169
 Staatssicherheit 35, 44, 60 f., 66 f., 92, 121, 149, 152 f., 182 f., 196 f., 229, 237, 241, 255, 268, 273, 275, 277, 290 f., 302, 310, 320 ff., 334, 349, 356, 365, 371 f., 388 f., 414 f., 418, 434 f., s. → IM, Spitzel
 Stalinismus 108, 123, 201, 230, 237, 354, 384, 415, 420, s. → Gulag, → Hotel Lux

- Statistik 93, 140, 222, 317, 357
 Stipendium 83, 129, 177, 198, 221, 340, 389
 Stochastik 434
 Stockholm 27, 334
 Stomatologie 145
 Strahlentechnologie 240
 Studentengemeinde, Junge Gemeinde 56 f.,
 76, 337, 346
 Studentenrat 25, 27, 34
 Studentenwohnheim 66, 85, 167, 281, 322,
 341 f., 371 f.
 Studienordnung, -plan 129, 165, 175, 177, 203
 Stuttgart 193
 Sudetengau 186
 Sudetenland 184
 Suizid 41, 70, 158, 298, 307, 350, 363, 419
 Systemforschung 146, 149
 Technologie 41 f., 53, 90, 105, 141, 157, 167,
 170, 172, 288, 335 f., 349, 398, 435
 Textilmaschinenbau 335
 Textiltechnologie 42
 Theaterhochschule Leipzig 65, 179 f.
 Theaterwissenschaft 65, 179
 Theben 420
 Theologenkonvikt Jena 182 f.
 Theologie 34, 55, 79 f., 176, 182, 202, 224,
 230, 236, 239, 319, 322 ff., 400
 Theologische Fakultät, Uni Jena 182 f.
 TH Leuna-Merseburg 120, 337
 Thomaner 132
 Thüringen 40, 71, 103, 172, 197, 236, 354
 Tierkundliche Sammlungen Dresden 60
 Todesurteil 25, 128
 Tokio 333
 Tradition → Erbe und Tradition
 Träna 82
 Treuhandanstalt 405
 Tribunal 49, 58 f., 63, 67, 82, 100 ff., 164 f.,
 194, 218, 274, 294, 300
 Troisdorf 209
 Tschechien 266
 Tschechoslowakei 153, 183 f., 187, 238, 388
 Tschechoslowakische Akademie der Wissen-
 schaften 119
 Tschernobyl 397
 TU Braunschweig 334
 TU Dresden 52, 174, 201 f., 206, 334
 Ukraine 52, 115 f., 397
 UNESCO 350
 Ungarn 63, 76, 84, 261, 334, 371
 Ungarn-Aufstand 58, 63, 81 f.
 Unidad Popular 299
 Universität Bamberg 430
 Universität Greifswald 33
 Universität Halle-Wittenberg 55, 174, 223,
 340, 402
 Universität Heidelberg 377
 Universität Jena 71 f., 103, 109, 146, 184 f., 187,
 218, 236, 239, 300, 303
 Universität Leipzig 28, 43 ff., 49, 54 ff., 60,
 64, 67, 80 ff., 86, 102, 109, 111, 113, 129 f.,
 146, 152 f., 157, 181, 196 ff., 203, 218, 232,
 247, 249, 259, 293, 312, 317, 346, 386,
 409 f., 416
 Universität Oslo 377
 Universität Peking 377
 Universität Rostock 214
 Universitätsbibliothek Jena 186
 Universitätskirche St. Pauli Leipzig 29, 44,
 180 f.
 Universitätsklinikum 98, 159, 351 f., 365, 368
 Universitätsklinikum, Uni Jena 103, 367
 Universitätsklinikum, Uni Leipzig 159
 Universität Uppsala 377
 Universität Woronesh 337, 371
 University of Leeds 387
 URANIA 247, 347
 USA 40 f., 54 f., 85, 98, 233, 295, 370, 408,
 421, 425, 427
 Utopische Romane → Science fiction
 Vereinigtes Institut für Kernforschung Dub-
 na 52
 Verfahrenstechnik 120 f., 171
 Verhaltensforschung 140
 Verhör 26, 34, 300, 302, 322
 Verrat 54, 64, 66, 77, 90, 101, 108, 229
 Verwaltung, Bürokratie 27, 42, 47, 112, 122,
 133, 148, 226, 266, 275 ff., 284, 288, 305,
 311, 330, 339, 348, 368, 382, 417, 428, 432
 Veterinärmedizin 378
 Vietnam-Krieg 177
 Virologie 97
 Volkspolizei → Polizei
 Vorruhestand 401, 425
 Waltershausen 103
 Wandlitz 354, 362
 Warschau 143
 Wasserforschung 154, 156

- Weimar 26, 269
 Weißer Hirsch 61, 346
 Weltfestspiele 1951 88
 Weltfestspiele 1973 262 f.
 Weltniveau 172, 212, 436
 West-Berlin 27, 30, 32, 57 ff., 62 ff., 66 f., 77,
 83, 88, 90, 97, 99, 108, 176 ff., 209, 267, 389,
 411, 421
 Westafrika 313
 Westdeutschland 26, 32, 34, 43, 50 ff., 61 ff.,
 67, 69, 71 f., 74–79, 90 f., 93, 96–99, 101,
 106, 110, 112, 117 ff., 121, 123 f., 140, 186,
 209 f., 219, 230, 236 ff., 247, 265 f., 273 f.,
 310 f., 316, 356, 360 f., 365 ff., 387, 389, 391,
 398 f., 401 ff., 405, 408, 410 ff., 416 f., 423 f.,
 428, 430, 432–435
 westliches Ausland 91 f., 127, 153, 214, 219,
 294, 333 f., 339, 365, 372, 387 f., 404, 412
 Widersprüche [polit.-phil. Kategorie] 37, 96,
 113, 139, 157, 164, 166, 229, 289, 291, 298,
 302, 308, 325, 358, 413
 Wiedervereinigung 433
 Wien 59 ff., 110, 131, 322, 324, 331 f., 417 f.
 Wiener Kongress 309
 Wirkmaschinenbau 336
 Wirtschaftswissenschaft 36 f., 89, 133, 146,
 159, 190, 203, 208, 223 f., 295 f., 303, 336,
 407, s. → Politische Ökonomie
 Wismut 99, 126 f., 361
 Wissenschaftlich-technische Revolution 163,
 168, 181, 272, 286, 289, 336, 339, 434
 Wissenschaftlicher Atheismus 319, 322, 324,
 432
 Wissenschaftlicher Sozialismus 38, 203, 271,
 436
 wissenschaftliches Weltbild 395
 Wissenschaftsbereich Soziologie, Uni Leip-
 zig 249
 Wissenschaftsbereich Wissenschaftlicher
 Atheismus, HU Berlin 319, 322
 Wissenschaftsrat 431
 Wissenschaftsskepsis, -kritik 105, 201, 364,
 374, 397
 Wissenschaftsumbau Ost 406, 414, 419
 Wissenschaftswissenschaft 247 f., 277, 379
 Wittenberg 74, 325, 372 f.
 Wladiwostok 402
 Workuta 123, 386
 Woronesh 337 ff., 371 f.
 WTZ der Baumwollindustrie 335
 Żąbkowice Śląskie 75
 Zahnmedizin 129
 Zensur 71, 81, 196, 225, 231, 235, 241, 258, 277
 Zentralasien 433
 Zentralasienwissenschaften 432
 Zentralkomitee → SED-Zentralkomitee
 Zentralverwaltung für Volksbildung 27
 Zionismus 119, 321
 Zittau 80
 Zivilverteidigung 236, 369
 ZK-Abteilung Wissenschaft 124, 400
 Zoologie 60, 137, 140, 346
 Zürich 163, 399, 413
 Zwangsexmatrikulation 27, 83, 103, 112, 164,
 181, 195–198, 302, 350
 Zweckfreiheit 173, 379 f.
 Zweiter Weltkrieg 25 f., 33, 38, 45 ff., 52 f., 61,
 71, 78, 89 f., 98, 119–122, 151, 171, 176, 184,
 201, 212 f., 216

Autor

Prof. Dr. **Peer Pasternack**, 1963 geboren in Köthen (Anhalt), aufgewachsen in Halle-Neustadt, Berufsausbildung zum Fahrzeugschlosser und sechs Jahre Berufskraftfahrer. Diplom in Politikwissenschaft (1994, Universität Leipzig), Promotion (1998, FB Pädagogik der Universität Oldenburg), Habilitation für Soziologie (2005, Universität Kassel). 1991 Gründer und seither Herausgeber der Zeitschrift „hochschule ost“, ab 2002 unter dem Titel „die hochschule. journal für wissenschaft und bildung“. Seit 1996 am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF), 2002–2003 Staatssekretär für Wissenschaft im Senat von Berlin, seit 2004 Forschungsdirektor bzw. Direktor des HoF. 2010 Ruf an die Universität Hamburg (abgelehnt). Lehrveranstaltungen am Institut für Soziologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Arbeitsschwerpunkte: Hochschulpolitikanalyse, Hochschulorganisation, Bildung und Wissenschaft in regionalen Kontexten, Wissenschafts- und Bildungsgeschichte. Jüngere Buchveröffentlichungen: Fünf Jahrzehnte, vier Institute, zwei Systeme. Das Zentralinstitut für Hochschulbildung Berlin (ZHB) und seine Kontexte 1964–2014, Berlin 2019; (mit Uwe Grelak) Parallelwelt. Konfessionelles Bildungswesen in der DDR. Handbuch, Leipzig 2019; MINT und Med. in der DDR. Die DDR-Natur-, Ingenieur- und medizinischen Wissenschaften, Berlin 2021; Die Spuren der Leucorea (1502–1817). Ein universitätshistorischer Stadtrundgang durch das heutige Wittenberg, Wittenberg 2023; (mit Uwe Grelak) Im Auftrag. Sonderhochschulen und Ressortforschung in der DDR, Göttingen 2024; Lose Kopplung. Die Universität Halle-Wittenberg und die Stadt Wittenberg seit 1817: eine Beziehungsgeschichte, Halle (Saale) 2024. eMail: peer.pasternack@hof.uni-halle.de; <http://www.peer-pasternack.de>

Die Belletristik hatte in der DDR die Funktion einer Ersatzöffentlichkeit übernommen, da die Massenmedien diese nicht herstellten. Das gilt auch für die Literatur, die im Wissenschaftsbetrieb und -milieu spielt, ein Segment von rund 150 Texten. Das Buch erschließt dieses Segment. Damit wird zum einen das Thema „Wissenschaft in der DDR“ über die einschlägige Belletristik aufbereitet. Zum anderen wird exemplarisch verdeutlicht, welche Informationschancen die DDR-Belletristik für die zeitgeschichtliche Forschung bietet – Informationschancen, die bislang ungenutzt geblieben sind. Peer Pasternack kann dabei auf rund 25 Studien zur Wissenschafts- und Bildungsgeschichte der DDR zurückgreifen, die er seit den 1990er Jahren realisiert hat.

Peer Pasternack, Prof. Dr., ist Sozialwissenschaftler, Zeithistoriker und Direktor des Instituts für Hochschulforschung (HoF) an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

ISBN 978-3-8288-4926-6



9 783828 849266

www.tectum-verlag.de